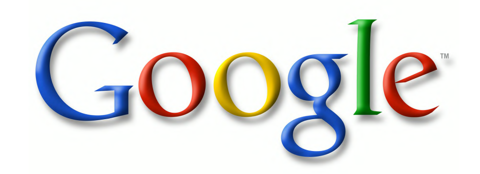




Jesus der Nazarener.

Des Weisesten der Weisen
Leben, Lehre und natürliches Ende.

Der Wirklichkeit nacherzählt und dem deutschen Volke gewidmet

von

Fr. Clemens,

Verfasser des „Manifest der Vernunft" — „Friedensschluß zwischen Vernunft und Christenthum" — „Das entschleierte Bild zu Saïs" — „Das Allbuch, eine Bibel" — „Natürliche Klänge des Herzens an die Gottheit" ꝛc.

Dritte Auflage.

Berlin.
Verlag von Theobald Grieben.
1868.

Inhalt.

Vorwort
zur zweiten Auflage.

Dieses Buch gehört dem Volke! — Darum wünschte ich, die Gelehrten, namentlich die Theologen möchten keine Notiz von demselben nehmen, damit die Verständigung der Laien unter sich über einen so erhabenen und inhaltsreichen Gegenstand nicht durch ihre gewohnten kritischen Zänkereien gestört werde.

Es ist endlich wohl an der Zeit, daß wir erfahren und wissen, an Wen wir glauben. Bisher wußten wir es nicht; darum ist die Ehrfurcht und Anhänglichkeit an den größten aller Volks- und Wahrheitsfreunde so tief erschüttert, daß man es in gebildeten Privatkreisen kaum noch für anständig hält, von ihm zu reden. Wer diese Thatsache verschuldet, das werden wir im Verlaufe der wahrhaften Lebensgeschichte des großen Nazareners erfahren, der so, wie in den nachfolgenden Blättern — in seiner ganzen erhabenen Menschenwürde — gewiß noch niemals seinen Bekennern vorgeführt wurde.

Versuchen wir indeß, uns zuvor über die Situation einige Klarheit zu verschaffen.

Das Leben des weisen Rabbi Jesu, des ersten und größten aller philosophischen Denker und erhabensten Vorbildes aller Humanisten, ist vielfach der Gegenstand verneinender Besprechungen geworden; in kritisch-spitzfindiger Zergliederung der evangelischen Darstellung seines Wandels und Wirkens haben es die deutschen Gelehrten allen Nationen der Erde zuvorgethan. Welchen Gewinn aber hat die Erkenntniß der

erhabenen Persönlichkeit, sowie die Enthüllung der unter sinnbildlichen und verblümten Redensarten tief verschleierten, ideenreichen, christlichen Religionswahrheiten davon gehabt? Ist die Kluft zwischen dem weisen Lehrer und seinen Bekennern nicht nur noch größer geworden?

Freilich hat dadurch die lange vorbereitete und weit verbreitete Entwurzelung des christlichen Aberglaubens ihre Sanction erhalten und manches zarte Gewissen ist beruhigt, mancher Zweifel zur Gewißheit geworden; immer aber noch steht der nach Erkenntniß Dürstende vor einer räthselvollen Sphinx und es findet die reale Wirklichkeit, welche in unserer Zeit mehr und mehr die Herrschaft über den Idealismus gewinnt, keine Befriedigung in der einseitigen Negation dessen, was ohnehin vor dem Gesetzbuche der Natur nichtig und hinfällig erscheint.

Ist aber, so frage ich, durch jene Negation Jesu Leben und Wirken, ist die universelle — fast möchte ich sagen, magische — Gewalt seiner Lehre, welche selbst in ihrer Corruption und Verkrüppelung alle Zeiten und Räume umspannt und die unverwüstbaren Keime so wie die Triebkraft zur höheren Civilisation, zur Veredelung und Vervollkommnung der Menschheit in sich birgt, durch die kritische Zerfaserung der Evangelien erklärt? Erscheint uns der erhabene Genius jenes ärmlichen Zimmermannssohnes dadurch in einem helleren Lichte? Tritt uns die Wirklichkeit seiner Lebensverhältnisse umfassender, verklärter, verständlicher entgegen? Fragt doch jene kritischen Anatomen, wo der ewige, unvernichtbar göttliche Lebensfunken, jener hüpfende Punkt im Ei liege, der, aller Mißhandlung des menschlichen Unverstandes und pfäffischer Bosheit zum Trotz, nicht zu ertödten war? Hat uns — von Reimarus bis Strauß, und von diesem bis Renan — irgend Jemand die Frage zu beantworten verstanden? Hat uns von jener Reihe Gelehrten schon etwa Jemand bewiesen, daß (wie es doch unzweifelhaft) die Religion Jesu in ihrer ursprünglichen Reinheit dem inneren, tief verhüllten Kerne nach thatsächlich eine beseligende Vernunft- und Natur-Religion ist und nur Jesus eine wirkliche, Christus aber als eine von jüdischen, römischen und vor Allem griechischen Pfaffen erdichtete, mythische Persönlichkeit zu betrachten ist?

Von dem Allen haben uns die sehr gelehrten Herren nichts erzählt, und vor Allem hat das Volk — in den sogenannten Volksausgaben des

Leben Jesu — von dergleichen wichtigen Dingen nichts erfahren. Was will auch ein Franzose dem deutschen Volke aus dem Reiche des Gedankens Neues darbieten, das nicht längst bei uns heimisch gewesen wäre? Was soll dem Volke des tiefsinnigen Gedankens und doch auch wieder der neugewonnenen frischen, fröhlichen That eine Paraphrase, eine Umschreibung, ja selbst eine gewöhnliche Sichtung — vulgär gesprochen, eine Durchhechelung — der Evangelien? Dergleichen haben wir zum Ueberdruß gehabt und sind nicht weiser, ja nicht einmal klüger geworden, denn der Protestant hat längst gelernt, den blinden Glauben mit den Kinderschuhen abzulegen.

So falle nun der Schleier von dem christlichen Sais-Gebilde, und der wahrhafte Jesus in seiner irdisch-faßlichen Gestalt und seiner rechten Geistesglorie trete offen und ehrlich aus der phantastischen Nebelhülle der Tradition vor den Leser hin: nicht etwa wie die Evangelisten ihn dargestellt, sondern wie nahestehende Zeitgenossen, vor Allem seine essäischen Freunde und Brüder, ihn und sein Geschick uns geschildert und enthüllt. In einer Zeit, wo das geistige Licht in mächtigem Schwunge dem Zenith entgegen strebt und, alle Höhlen und Winkel des Gedankenlebens mit seinen siegenden Strahlen erhellend, dem Aberglauben und der Verdummung des letzten Entschuldigungsgrundes beraubt; in einer Zeit, wo die Wissenschaft, so zu sagen, von allen Dächern gepredigt wird und jeder Schulknabe sich schämt, an Hexen, Gespenster und Wunderthäterei, wohl gar an den persönlichen Teufel zu glauben, da dergleichen Märchen mit der gesunden Vernunft und dem ewigen Gesetzbuche der Natur im krassesten Widerspruch stehen; — in einer solchen Zeit darf sich auch selbst die allmächtige Gewohnheit länger keine Rechte über uns anmaßen, indem sie, der schwer errungenen Geistesfreiheit spottend, uns zu Sklaven eines autorisirten Aberglaubens, traditioneller Dogmen und thörichter Hirngespinnste phantastischer Religionsschwärmer aus einer längst begrabenen, finsteren Vorzeit macht, wo die Natur noch den Menschen ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch war und man Diejenigen an das Kreuz schlug, die den Schleier des Geheimnisses zu lüften wagten. Unwürdig ist es, ja ehrenkränkend, solchen naturgesetzwidrigen Forderungen noch länger Autorität über uns einzuräumen, da sie doch, die gesunde Vernunft verhöhnend, einen Zwiespalt in die Erziehung der christlichen Völker

bringen und sie zu keinem freudig-gedeihlichen Abschluß der Civilisation gelangen lassen, deren geistiger Antheil zu der Frucht verkündenden Blüthe der moralischen Veredelung hinan strebt, welche Jesu vorahnender Geist aus dem nebelgrauen Meere kommender Zeiten und Geschlechter als das beglückende Gottesreich auf Erden emporsteigen sah und verkündete.

Sollte es denn eine Lüge sein, was der große Prophet unseres Jahrhunderts als begeisterter Seher verkündete:

„Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde,
Was der Eine verspricht, leistet die Andre gewiß.“?

Freilich geht ein geläufiges Stichwort unserer Zeit vielgesprächig von Munde zu Munde und tritt Lesern und Hörern fleißig als christlich-germanische Bildung entgegen, indem sich unsere Nation, den Romanen und Slaven gegenüber, einer bevorzugten humanistischen Bildung rühmt. Ob aber Das, was man sich unter Bevorzugung denkt, wirklich berechtigt ist, seinen Ursprung aus dem bis jetzt als legitim anerkannten, gang und gäben Christenthum herzuleiten — das dürfte doch in Wahrheit sehr problematisch erscheinen. Ja, man darf es kühn als eine unbesonnene Anmaßung bestreiten, daß es der Geist des vulgären Christenthums gewesen, der die germanischen Stämme zu demjenigen Grade der Gesittung hinauf geleitet, bei welchem sie allen Völkern der Erde schon jetzt als leuchtendes Vorbild zur Nacheiferung anmuthen; denn so lange das Christenthum nicht aus der düsteren naturfeindlichen Umrahmung unverstandener, nebliger Mystik hervor- und in den sonnig verklärenden Lichtglanz der Philosophie tritt — als deren echtesten und innigsten Verkündiger Jesus erkannt zu haben mir als eine der glücklichsten Errungenschaften meines dem Forschen gewidmeten, langen und fruchtbaren Lebens erschienen ist — wird es seiner erhabenen Mission nicht bis zur Vollendung gerecht werden können.

Diese Behauptung fordert Beweise; wohlan, ich will versuchen die Schuld abzutragen.

Die Philosophie ist so alt wie die Welt; das Christenthum zählt noch keine 2000 Jahre.

Die Basis der Philosophie ist die Gesetzlichkeit der Natur, von der verschwindenden Tiefe der Urmonaden herauf bis zu den raffinirten und

erhabenen Gesetzen der Logik in allen ihren wissenschaftlichen Ausstrahlungen. Das Christenthum dagegen in seiner buchstäblichen, geisttödtenden Auffassung, als Götzendienst für eine angeblich persönliche Verkörperung der Gottheit, spottet aller Gesetzlichkeit des Naturkreises in seiner universellen Umgrenzung, und wagt es, in unerhörter Vermessenheit an den Fundamenten der Schöpfung zu rütteln.

Dieses Christenthum, von welchem Jesus von Nazareth nichts wußte, nichts ahnte, ja der selbst von dem Namen Christus (oder vielmehr Christos) nie etwas gewußt hat, trat zuerst in jüdischem, dann in griechisch-romanischem Gewande, endlich auch in germanischen und slavischen Kreisen, und zwar mit einer Anmaßung auf, wohl geeignet, einerseits den in thierischer Verdummung, in geistiger und leiblicher Armuth vegetirenden Volksmassen zu imponiren, sie zu verlocken, zu betäuben und durch stumpfe Glaubensseligkeit und Vernunftertödtung einzuschläfern; anderseits aber bot es der durch Uebersättigung abgespannten und zur Blasirtheit herabgestimmten Noblesse theils ein neues Reizmittel für die abgestumpften Sinne, theils auch ein Ruhekissen für das beschwerte Gewissen dar. Den Rest, die Nachbleibenden, die Renitenten, trieb die Gewalt der Lanzknechte mit Feuer und Schwert in den christlichen Zauberkreis der Verhimmelung. Und nun das große, blutbespritzte Glaubuch der Kirchengeschichte zur Hand nehmend, laßt uns Blatt vor Blatt — um bei dem Nächsten zu beginnen — die sogenannte christlich-germanische Bildung verfolgen, wie sie Schritt vor Schritt die Menschheit mehr und mehr von dem großen Ziele ablenkte, von welchem der weise Rabbi seinen Schülern und Hörern unabläßig als „das Reich Gottes" predigte, wohinaus der Weg zum Heile der Menschheit führe; wie er es ja auch in seinem Gebete als eine Bitte unter der Form: „Dein Reich komme!" einführte. Welches Reich aber war es, das sich anstatt dessen als Frucht jenes vielgelobten, namentlich vorprotestantischen Christenthums über die Völker des Abendlandes verbreitete? Das christliche Gespenst jener ältesten Tage unserer Zeitrechnung verlockte mit teuflischem Hohne die Menschheit in die Wüstenei jenes Irrwesens, jener Tollhäuslerei und kannibalischen Verruchtheit, wo der schrecklichste aller Schrecken, der mordlustige religiöse Wahnsinn, unter der Maske der Zurechnungsfähigkeit, als geistlich und weltlich herrschende Obmacht das

Schwert legitimer Berechtigung in den Händen hielt und unter dem Zeichen des Kreuzes, zur fürchterlichsten Schmach des Gekreuzigten, Folter und Richtstätten für Ketzer etablirte, wo die rauchenden Gebeine scheußlich gequälter Menschenopfer auf unzähligen Brandstätten der Inquisition als Gestank dieser christlich-germanischen Bildung zum Himmel aufqualmten.

Zur Schande der edlen deutschen Nation wütheten jene religiösen Orgien des christlichen Fanatismus auch unter den Nachkommen der wackern Germanen und Teutonen manches Jahrhundert fort, bis sich endlich der Genius unserer Nation aus seiner langen, langen Lethargie ermannte und jene Reformatoren auf die Wahlstatt führte, die zuerst wieder einen Lichtblitz der schmählich geknechteten Vernunft in die schwarze Nacht des religiösen Wahnsinns fallen ließen, welche bleiern über weite Länder und Reiche gelagert, den edlen Plänen des Menschenschöpfers Hohn sprach und die erhabene Lehre Jesu zum Deckmantel ihrer fanatischen Bosheit benutzte.

Aber der Blitz ist keine Sonne; er durchzuckt, erschüttert und befruchtet die Erde, jedoch erleuchtet, erwärmt und besaamt sie nicht.

Der langen, rabenfinsteren Nacht folgte eine kaum minder lange Dämmerung, die noch immer nicht beendet ist, denn nur langsam und zögernd erhebt und verbreitet sich das Licht der geistigen Erkenntniß über die Erde, und auch über den Fluren unseres so herrlich bevorzugten deutschen Vaterlandes, der Wiege der Reformation, ruht noch heute der Nebel des religiösen Wahns: daß jenes bereits zum Kinderspott gewordene Lügengewebe von einer göttlichen Gesetzlosigkeit (Wunder und Mysterien genannt) ein Produkt jenes edlen Nazareners gewesen sei, der für seinen gigantischen Plan der Menschenveredelung mit heroischer Selbstverleugnung das Blutgerüst bestiegen, während es in Wahrheit nichts als das mit phantastischer Spitzfindigkeit ersonnene, nebelhafte Hirngespinnst weniger jüdischer Zeloten und Sophisten gewesen, welche Hunderte von Jahren nach Jesu Heimgang ihr unheimliches Wesen in den jungen Brüdergemeinden trieben, indem sie, den wahrhaftigen Geist der Lehre Jesu ertödtend, ihre Gott lästernden, mysteriösen Märchen an dessen Stelle setzten, ihren Systemen den Christus-Namen andichteten und sie unter dieser Fahne — der ewigen Weltordnung, der Vernunft und vor Allem dem gekreuzigten Weltweisen zum Spott — zur Geltung brachten.

Unter ihnen leuchtet der Name Paulus (eigentlich Saulus oder vielmehr Schaul) hervor, der mit mordlustigem Christenhaß im Dienste der römischen und jüdischen Fanatiker gleich einem Würgengel durch die Gassen Jerusalems und anderer Wohnsitze der frommen Bekenner Jesu schlich, um, gestützt auf einen obrigkeitlichen Freibrief, Tausende derselben mit eigener Hand zu ermorden oder sie dem Henker zu überliefern. Dieser rasende Jude, als er inne ward, daß seine wuthschnaubende Feindschaft die Saat des edlen Nazareners nicht zu ersticken vermochte, erfaßte den fürchterlichen Gedanken, sein Werk auf andere Weise, nämlich durch die innere Corruption, zu vernichten; und wahrlich nur zu sehr ist ihm das Werk gelungen, das mit einer Comödie begann, deren erste Scene auf dem Wege nach Damascus spielte! Die edle, erhabene, einmüthig mit der Natur einhergehende Lehre Jesu wurde zunächst durch ihn in die Form einer orientalischen Mystik gezwängt, in einen blutbespritzten Opfercultus eingekleidet und so als modernisirtes, sogenanntes Neujudenthum endlich auch den abendländischen Nationen überliefert, damit Rabbi Schaul, der Christenmörder, seine Rache gegen den ihm verhaßten Nazarener kühlen möge; und so trägt er zunächst die Schuld, daß das, was wir Christenthum zu nennen gewöhnt worden, mit Nichten die Lehre Jesu oder das Urchristenthum ist.

Da nun urgesetzlich jede Lüge den Keim einer rächenden Vergeltung in sich trägt, so konnte jene gigantische Weltlüge, die den Naturgesetzen und somit dem Schöpfer selbst Hohn spricht, einer rächenden Vergeltung nicht entgehen. Sicher ist, daß das, was trotz aller bildungsreichen humanistisch-wissenschaftlichen Nachhilfe, anscheinend unausrottbar Schlechtes auch heute noch im Allgemeinen die Menschheit durchsetzt, entstellt und von der Pfaffenlehre als Erbsünde dargestellt wird, nur als die rächende Nemesis jener Weltlüge zu betrachten ist, jener wahnwitzigen Dogmenlehre, die uns mit obrigkeitlich autorisirter Berechtigung von der Wiege bis zum Grabe begleitet und mit zwiespältiger Zunge den Geist unserer Jugend verdirbt und verkrüppelt.

Freilich ist es wahr, daß die Reformation den ersten kühnen Axthieb führte auf die finstere Wand pfäffischer Verdummung, die den Völkern das Licht der Vernunft und der Wissenschaft, der Denk- und Redefreiheit vorenthielt, und es damit leiblich heller auf dem Plane

wurde: die genialen Gestalten erkannten und befreundeten sich, und allmählich bildete sich, selbst über Luther und seine Genossen hinaus, eine Phalanx der Genien, die der großen Weltlüge und ihren Priestern den Krieg erklärte, ein Kampf, der noch heute währt und im Siegen begriffen ist.

Leider aber ging man nicht zu dem Urquell aller Geistesklarheit, zu dem ersten und ursprünglichen Streiter für Licht und Wahrheit, zurück, weil man nicht ihn, sondern nur das verdorbene pfäffische Phantasiegebilde kannte, das seine Nachtreter der Menschheit überlieferten und gegen das man sich in unserer Zeit allerdings vielfach empört, das man verwirft, für das man sich aber meist nur mit den Gründen, mit der Rechtfertigung des Beginnens à la Strauß breit macht (obwohl Alles selbstverständlich ist), ohne jedoch auf den eigentlichen Kern, auf das urgeschichtliche Sein und Wesen Jesu einzugehen. Warum aber müht man sich ab uns zu beweisen, daß die Sonne Licht und der Nebel feucht sei? Erzählt uns lieber, wenn Ihr es vermöget, von der Beschaffenheit des Sonnenkörpers, der ewig brennt und sich dennoch nicht verzehrt; oder, in unserm Falle: gebt uns das wirkliche Lebensbild des weisen Nazareners, und das unfaßliche, ungreifbare Schemen, welches man uns überlieferte, wird von selbst, wie der Nebel vor der Sonne verschwinden.

Dennoch — und das soll man nicht verkennen — tritt uns unleugbar die Wahrheit entgegen, daß erst mit jenem Kampfe und mit dem beginnenden Siege jener geistigen Phalanx der Genien, jene Segnungen in allen Kreisen unserer germanischen Bevölkerung leise aufdämmerten, die man — wie Eingangs bemerkt — als die christlich-germanische Bildung bezeichnet, obgleich das Christenthum, wie man es uns überlieferte, mit derselben nichts zu schaffen hat. Wohl aber ist es in Wahrheit der ganz leise und sanft beginnende Frühlingshauch aus jenem Reiche der Zukunft, das Jesus als das Reich Gottes, als jenes Himmelreich bezeichnete, das seinem philosophisch-prophetischen Geiste als ein fernes Thule der kommenden Jahrhunderte ahnungsvoll vorschwebte, wie einst dem Columbus die Atlante jenseits des unermeßlichen Oceans: eine Zeit, in welcher alle jene erhabenen Tugenden der Menschenliebe und Gottwürdigkeit, die ihn, den Verkündiger, selbst zierten, dem Menschengeschlechte zur Gewohnheit, gleichsam zum Instinkt geworden sein werden.

Daß aber das vulgäre Christenthum, wie wir es kennen, dessen Bekenner z. B. noch den Gott der Schlachten um Segen für den Brudermord anflehen, mit der eigentlichen Jesuslehre nichts gemein hat und ihm die Segnungen eines geahnten und verheißenen Gottesreiches niemals entsprießen können, das — meine ich — muß auch dem blödesten Verstande klar werden, sobald er die Richtigkeit jener bekannten Sentenz zugiebt: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" und nun die Fruchthalle vergangener Jahrhunderte überschaut, wo uns der Pesthauch von tausendfachen Schlachtfeldern, Folterkammern und Ketzerverbrennungen mit ihren leergebrannten Schädelstätten fast den Athem benimmt.

Wer unter uns, frage ich wiederholt, wagt zu leugnen, daß erst mit der freigegebenen Wissenschaft die Morgendämmerung eines glücklicheren Völkertages anbrach, jene Freiheit der Geister, die unverfolgt und ungestraft, unter dem Panier der unwandelbaren Naturgesetzlichkeit jedem Wunderwahnwitz den Krieg erklärte und so auch dem After-Christenthum die Maske vom Gesicht riß, mit der es schon zu lange die Völker als angebliche Sendbotin der Gottheit bethört hatte?

In dem Bewußtwerden solcher Gott lästernden Anmaßung eines nichtswürdigen, geistknechtenden Pfaffenthums erhob sich auch schon frühzeitig, aber in furchtbarer Verborgenheit und in mystischen Symbolen verschleiert, die sogenannte Freimaurerei, deren Geist indeß in ihrer licht- und luftscheuen Einkapselung verkümmerte und erstickte, ohne einen anderen Zweck zu erreichen, als den nackten Gedanken eines freieren Geisteslebens als keimkräftiges Saatkorn besserer Erkenntniß aus dem tollhäuslerischen Treiben des Mittelalters in eine lichtere Zeit, in ein günstigeres Clima hinüber zu tragen, wo es keimen, gedeihen, blühen und reifen könne.

Diese Geheimwissenschaft von göttlichen Dingen vegetirt noch immer, kennt sich selbst aber schon lange nicht mehr; sie ist wie das klopfende Herz in der Brust, das an sich bewußtlos ist und von seinem großen Zwecke nichts weiß. Die geheime Wissenschaft ist längst durch die öffentliche überflüssig geworden; aber auch diese erreicht ihren Zweck nicht, das Reich Gottes aufzubauen, weil sie exclusiv und sich vom Volke abwendet, was theils durch Uebertheuerung selbst der populären Schriften

erfolgt, deren Ankauf das Volk nicht erschwingen kann. Dadurch verkümmert der Geschmack an wissenschaftlichen Dingen, dadurch werden selbst die Brosamen, die von des Herrn Tische und in die Journale fallen und dort von manchen Herausgebern (selbst in Volksblättern) mit ehrenwerther Ausdauer aufgetischt werden, meist verschmäht.

Vollends aber in göttlichen Dingen hat man sich seit jeher bemüht, dem Volke Ekel gegen solche einzuflößen, indem nicht nur durch den naturgesetzwidrigen, märchenhaften und vielfach obscönen Inhalt im Allgemeinen ein berechtigter Unglaube, Spottlust, mindestens aber Unlust und Langeweile bei den Hörern erregt werden; es hat sich auch in allen Kreisen der menschlichen Gesellschaft ein förmlich eingefleischter, im Grunde nicht unberechtigter Haß oder mindestens eine Verachtung gegen jede religiöse Phraselogie eingebürgert, indem man sie, nach ihrem Verdienst, kurzweg mit Muckerthum oder im gelindesten Falle mit Frömmelei abfertigt. Rechnen wir noch hinzu, wie auch die Schule redlich das Ihrige beiträgt, durch frühzeitiges Einbläuen unverdaulicher Dogmen den Keim zu lebenslänglichem Widerwillen oder doch zu erstarrender Gleichgültigkeit gegen religiöse Dinge in die zarten Gemüther einzupflanzen, oder aber — die goldene Mittelstraße überspringend — zu religiösen Albernheiten, ja nicht selten zu religiösem Wahnsinn zu verführen, so haben wir ein Bild der lebenden und leider wahrscheinlich noch mancher kommenden Generation auf dem religiösen Gebiete!

Die Menschheit schwankt in unsern Tagen augenscheinlich zwischen unfruchtbarem Unglauben und überschwänglichem Aberglauben dahin; kaum bleibt in dieser Wüste des geistig-religiösen Lebens eine erquickende Oase übrig, wo der beseligende Glaube an Gott und dessen ewige Offenbarung durch die Natur und die Genien unter den bevorzugten Geistern der Menschen seine Wohnstatt aufgeschlagen und die Seele — unbeschadet ob sie unsterblich oder nicht — schon hier über das niedere Erdentreiben erhebt und zu dem Throne des Unerschaffenen entführt, dessen Antlitz uns an jedem unbewölkten Abend im Strahlenglanz von Miriaden Sternenwelten erscheint oder in der Morgen- und Abendröthe, im tobenden Gewitter, im milden Glanze des Mondes die Verkündigung seines ewigen Daseins und die Hymnen seiner Verherrlichung zuflüstert.

Wer aber war es vornehmlich, der alle Menschen aus dem dumpfen

Zwinger des religiösen Aberglaubens zu jenem erhabenen Cultus der Vernunft und Menschenliebe hinüber zu führen trachtete? Wer predigte zuerst die Freiheit der Geister und das Dogma der geistigen Erleuchtung in göttlichen Dingen? Nicht etwa jener Christus, den uns die ersten christlichen Pfaffen in Jerusalem, Alexandrien und Damascus unterschoben und bis auf den heutigen Tag zur officiellen Geltung brachten — namentlich ein Paulus und Barnabas —; nicht jene verkappten Apostel, die sich noch heute in ihren Tiaren als Kirchenväter an den Tempel- und Thurmgemäuern spreizen! Nein, jener arme, vielfach verachtete Jude war es, der sein Brot in Thränen aß, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte, wie er sich dessen ja selbst beklagte. Jesus von Nazareth war es, der arme, verfolgte, verhöhnte und peinlich angeklagte Rabbi, der mit seiner Gigantenkraft des Gedankens und seiner gewaltigen Rede an den morschen Säulen des salomonischen Tempels rüttelte und dessen baldigen Sturz vorhersagte, welcher 70 Jahre nach seinem Heimgange erfolgte.

Dieser erste und größte Genius der Menschheit, der als Typus des Menschengebildes über die Erde schritt, dessen Herz voll heiliger Liebe für alle Brüder schlug, ist leider auf den Blättern der Geschichte, die man die heilige zu nennen gewagt, das Opfer falscher phantastischer Biographen geworden, welche irrthümlich für seine Zeitgenossen, ja selbst für seine Jünger ausgegeben werden, obgleich sie ihn doch nie gesehen, nie gekannt und (was am traurigsten) nie verstanden haben, so daß man in Wahrheit sagen darf, er habe hier zum anderen Male sein Golgatha gefunden.

Auch das deutsche Volk, trotz seiner bevorzugten Stellung unter den Völkern kaukasischer Race, kennt den ursprünglichen Stifter seiner angeborenen und angelernten Confession nur unvollkommen, und der große Haufen haßt in dem untergeschobenen Gebilde, weil es ein unwürdiges Truggebilde, leider vielfach den edelsten und weisesten Sterblichen, den kühnsten Volksfreund, der jemals die Erde bewohnte. Jeder Zug seiner Charakterschilderung, der im Widerspruche mit Liebe, Recht und Wahrheit steht und den Schöpfer durch Wunderthäterei in seiner unwandelbaren Naturgesetzlichkeit höhnt, ist erdacht und ersonnen; Zeit wird es daher, daß das deutsche Volk, das seinen Bekenntnißnamen von

ihm trägt, endlich die Maske fallen sehe, die das Urbild des erhabenen Stifters der reinsten Natur- und Vernunft-Religion, der Religion der Liebe, als phantastischen Christus entstellt und den erhabenen Charakter nicht erkennen läßt.

In diesem Sinne und zu diesem Zwecke, nämlich die Persönlichkeit Jesu in der Meinung des Volkes wieder herzustellen, ihn der pietistischen Verunstaltung zu entkleiden und der Wahrheit und Würde seines Charakters gemäß in einem der Wirklichkeit entsprechenden, umfassenden Lebensbilde in den Rahmen der Geschichte einzuführen, namentlich aber meinem lieben deutschen Volke zugänglich zu machen, habe ich sein Leben, Wirken und Vollenden, sowie den Kern seiner von Menschenliebe durchgeistigten Lehre aus den ältesten und unverdächtigsten Quellen gesammelt und mich bemüht, sie erschöpfend und leichtfaßlich darzustellen, um sie zum Verständniß zu bringen. Schon viel zu lange sind wir, trotz der Phalanx unserer Geistesheroen, nach denen man uns das Volk der Denker nennt, und im Widerspruche mit der hohen wissenschaftlichen Bedeutung der germanischen Stammesgenossen, den nichtchristlichen Nationen unseres religiösen Märchenglaubens halber zum Gespött geworden. Hohe Zeit ist es also, daß wir die Religion mit der Wissenschaft in Einklang bringen, den fremden Nationen zeigen und beweisen, an Wen der Christ in Wahrheit glaubt, und daß er den Bekenntnißnamen, indem man diesem die rechte Deutung unterlegt und ihn im wahren Verständniß erfaßt, nicht unwürdig trägt.

Warum sollte den vom Aberglauben frei gerungenen und zum Lichte durchgedrungenen Religiösen für die Zwecke einer allgemeinen Läuterung der Erkenntniß in göttlichen Dingen das unmöglich sein, was die bekannte Propaganda für geistige Verdummung, namentlich durch die ansteckende Traktätchen-Verbreitung und die Bibelgesellschaften, schon so manche Jahrzehnte möglich zu machen wußte?

Hört man denn nicht das Rauschen des Flügelschlages der Zeit? — Blicket doch einmal nach dem Süden, nach jenem Italien, der Wiege des Pfaffenthums, wie der Zeitgeist dort seine Schwingen regt und den gröbsten Unrath des afterchristlichen Götzendienstes auskehrt. Wohlan! Auch wir sind noch, trotz des hochtönenden Namens „Protestanten"

weit vom schönen Ziele und dürfen uns nicht der Gefahr aussetzen, vom Süden überflügelt zu werden.

Darum ergeht an euch, ihr Männer des freien Geistes, der Mahnruf zum ernsten Angriff! Was die freien Gemeinden, die Neukatholiken und wer ihnen angehört, gethan, mußte mißlingen, indem sie den Fels verwarfen, auf den wir alle bauen müssen: das Urbild aller Gottverkünder, den weisen Galiläer. Doch bedarf es keiner öffentlich constituirten Gemeinde, eine unsichtbare Gemeinde müssen wir bilden; allmählich wird ein unsichtbarer Baumeister über unsern Häuptern die Kuppel wölben, und wenn nicht Alles trügt, sind die Zeichen eines nahenden Gottesreiches wohl erkennbar.

Somit mahne ich zum ersten und ernsten Beginn, und mit begründetem Vertrauen auf das Gelingen einer großen und heiligen That biete ich bekannten und unbekannten Männern, die im guten Sinne ein Herz für das Volk in seiner besseren Bedeutung haben und an die höhere Bestimmung des Menschen glauben, die Hand: schon hier auf Erden ein Reich des Friedens, der Humanität, der gegenseitigen Beglückung zu bilden. Ihnen allen sei hiermit die Hand gereicht, um in einem gemeinschaftlichen Bunde zum ernsten Werke zu schreiten, indem ohne Aussicht und Hoffnung auf Gewinn — einleitend in den großen Plan — das nachstehende biographische Werke in möglichst großer Anzahl unter dem Volke verbreitet werde. „Es giebt Augenblicke im Leben, wo eine Frage frei steht an das Schicksal", sagt unser großer Dichter; wohlan denn, hier ist eine solche Frage! Die Antwort aber steht in Gottes Hand. Es liegt bei dieser Gabe, um die Wahrheit zu gestehen, der Gedanke an eine dauernde Propaganda für eine neueste christliche Reformation, die Rückkehr zum Urchristenthum, im Hintergrunde. Wie lange dieses Saatkorn im Schooße der Zeiten schlummern wird, bevor es keimt, gedeiht und Früchte trägt — das sei dem großen Lenker der Dinge anheim gegeben. Kommen muß und wird auch die zweite Reformation, denn auch die Geistessonne kann nicht ewig unter dem Horizonte bleiben.

Und in der That beginnt die Morgendämmerung ringsum in unverkennbaren Zeichen, überall regt sich neues frisches Leben, vor Allem in unsern deutschen Gauen, der Wiege der ersten Reformation; ja selbst unter den eingestäubten Sammtkäppchen der Theologen rührt sich

etwas von einem geistigen Frühlingshauche und vor dem ersten Hahnenruf sind bereits einige Schläfer erwacht und zu einem Protestantenverein zusammengetreten, ersichtlich aber nur, um neue Flicken auf ein altes Kleid zu setzen und jungen Most in alte Schläuche zu fassen. Wir kennen das und wissen, es wird nichts daraus! Vielleicht hilft uns die Cogitanten-Akademie in Dresden, sofern sie ihr Versprechen erfüllt und mit den alten wurmstichigen Dogmen in allen drei Facultäten ein Ende macht.

Vor Allem aber ist der Fels, auf dem wir bauen müssen, das Volk, und in diesem wieder unser kerniger, deutscher Mittelstand, auf dessen Beistand ich bei der ersten Ausgabe dieses Buches gezählt, und glücklicherweise nicht vergebens. Mit Dank und Freude blicke ich schon heute auf die lebhafte Theilnahme, die meine Enthüllungen über das Urchristenthum und die erhabene Persönlichkeit des Nazareners in allen Kreisen gefunden, so daß schon jetzt, nach wenigen Monaten, eine neue Auflage erforderlich geworden, um die zahlreichen Nachfragen befriedigen zu können.

Meine Frage an das Schicksal (Seite 13) ist also günstig beantwortet worden, und ich denke somit daran, in der Weise, wie es mit der Bergpredigt geschehen, auch die übrigen Reden des Jesu, so weit das Merkmal ihrer Echtheit reicht, als Canon des Urchristenthums in neuen Formen zusammen zu stellen, gleichzeitig aber auch einen Catechismus für die Jugend darauf zu gründen, in welchem jenes und das Ergebniß der heutigen Wissenschaft in harmonischem Einklange die religiöse Bildung anstreben würde, und in dem dann zugleich, als Beleg-Stellen, unsere classischen Dichter mit denen des alten Canons rangiren würden. Ob der Rest meiner Tage dazu ausreichen wird? — Ich weiß es nicht, aber hoffe es: —

„Auf den Himmel muß man bauen,
Nur der Himmel fügt das Ende!“

Hamburg, im Frühling 1868.

Fr. Clemens.

Einleitung.

Es sind in neuester Zeit viele Biographien des erhabensten und einflußreichsten aller Religionsstifter erschienen und selbst mehrere, als populär bezeichnete, dem Volke in wohlfeilen Ausgaben dargeboten worden; keine aber, und am wenigsten die aus dem Französischen übersetzten, konnten das Bedürfniß des deutschen Volkes befriedigen; letztere schon deshalb nicht, weil ein Franzose in seiner leichten und oberflächlichen Weise einem so erhabenen Gegenstande überhaupt nicht gewachsen ist, da ihm das tiefere Verständniß der deutschen gelehrten Vorbilder abgeht. Bei ihnen ist nicht viel mehr Ausbeute zu gewinnen, als sie die Evangelien darbieten, deren einfache Umschreibung aber begreiflich kein besonderes Interesse erregen kann.

Nichts desto weniger ist gerade der Deutsche, selbst bis in die tieferen Schichten herab, zu einem Bildungsgrade vorgeschritten, vermöge dessen ihn ebenso sehr die Voltaire'sche Frivolität in Religionssachen, wie die pietistisch-christliche Glaubensverhimmelung und der Lämmleins-Cultus anwidern. Wohl aber ist selbst dem philosophisch Freisinnigsten die Erkenntniß aufgegangen, daß das Christenthum, trotz seiner sectirischen Zersplitterung, ja sogar trotz des vielfach Unpraktischen und Undurchführbaren in den Lehrsätzen und Vorbildern desselben, dennoch eine Weltmission zu erfüllen hat, wie sie nicht umfassender und tiefeinschneidender gedacht werden kann, indem sich alle nichtchristlichen Völker der Erde von den Bekennern des Christenthums, namentlich in Künsten und Wissenschaften, in den Schatten gestellt sehen und — was damit in natürlichem Zusammenhange steht und Allem die Krone aufsetzt — politisch ihren Nacken beugen müssen. Mit Recht wird der Zweifler einwenden: „was hat das Christenthum mit dieser Ueberlegenheit zu schaffen?" Jesus

hat ja doch selbst gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" Ganz recht, und es war ihm Ernst mit dieser Sentenz; aber das eben ist das Merkmal der echten Größe, daß sie mehr schafft, als sie selbst weiß und will, denn ihr Auftreten ist eine höhere Mission, ein Auftrag von außen. Sie steuert mit einer versiegelten Ordre auf das weite Meer hinaus, erbricht und liest und handelt; aber der große Plan, die weltumspannende Combination, liegt in anderen Händen. So auch Jesus! Von den gewaltigen Folgen seiner Lehre hatte er keine Ahnung; selbst ein größerer, speciell gegliederter Plan war ihm fremd, und all' sein Reden und Thun wurzelte nur in Einem: in der Liebe zu Gott und seinen Mitmenschen, ohne Unterschied der Religion. Eben in diesem verborgenen Keime schlummerte das riesige Gewächs, das, einmal entsprossen, seine Zweige über die weite Erde ausbreitete und mit seinen duftenden Blüthen eben so viele seiner Bekenner betäubte, ja selbst wahnsinnig aufregte, als erquickte.

Wer diese merkwürdigste aller jemals aufgetretenen Persönlichkeiten ganz erkennen und richtig würdigen will, der hat Jesus von der üblichen christlichen Lehre völlig zu trennen; mit andern Worten: wir haben in dem jüngsten und letzten der jüdischen Propheten den menschlich-bürgerlichen Jesus, den Jeschua der Juden, und dann den idealen Christos, den philosophischen Begriff, den Licht bringenden, Wahrheit verkündenden Chris des Orients, zu betrachten. Den letzteren, den idealen Christus, werden wir am Schlusse übersichtlich zu besprechen Gelegenheit nehmen. Hauptsächlich aber haben wir es in diesem Werke mit der wirklichen Lebensgeschichte Jesu zu thun, nicht wie sie uns in den Evangelien erzählt wird, die nur die Verherrlichung, ja die Vergötterung des christlichen Heros im Sinne hatten; sondern wie seine Freunde, die Essäer, und andere gleichzeitig lebende jüdische und heidnische Schriftsteller, auch die Apokryphen, uns den Sohn Josephs, des Zimmermanns aus Nazareth, in einfacher, ungeschminkter Wahrheit darstellen. Wahrlich, solche Darstellung wird mehr zur Verherrlichung des edelsten und weisesten der Menschen beitragen, als alle jene poetischen Dichtungen, die sich vermessen, demselben auch in seiner Persönlichkeit einen überirdischen Standpunkt anzuweisen und ihm in ihrer Verhimmelung einen Rang zuzusprechen, der sich von den mythologischen Göttergestalten der Griechen und Römer wenig unterscheidet. Von einem Gott, nach der vulgären kindischen Vorstellung — wenn es wirklich denkbar wäre, daß ein solcher in menschlicher Gestalt auf Erden erschiene — kann man alles Mögliche erwarten und verlangen, das Ungeheuerlichste wäre ihm nicht als Verdienst anzurechnen; wer aber als wirklicher Mensch, von keiner andern Macht als seinem eingeborenen Genius, der eigenen sittlichen Kraft und dem

freien geläuterten Willen getragen, eine so beispiellos erhabene Idee mit der edelsten Selbstverleugnung, ja selbst mit Aufopferung seines Lebens zu verwirklichen den Muth hatte, der konnte mindestens kein gewöhnlicher Mensch sein. Die geniale Kraft seiner Reden, seiner Lehren und Sentenzen bewahren ihn zugleich vor der Verdächtigung, daß er jener Classe thörichter Schwärmer beizuzählen, welche ihr Leben für eine phantastische Idee in die Schanze schlugen, wie die Geschichte solcher Beispiele in Menge aufzuweisen hat.

Schon der Welt umgestaltende Erfolg der christlichen Lehre beweist, daß in derselben trotz aller pfäffischen Mißhandlung ein urwüchsiger Kern verborgen lag; und jedenfalls hat der sichtbare Träger jener tiefverschleierten Idee, die dem christlichen Lehrbegriffe Leben und Dauer einhauchte, den größten Anspruch auf Interesse in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft, welchem Religionsbekenntnisse sie auch angehören mögen. Interessirt uns doch schon allgemein die Profan-Geschichte eines Mohamed, Sokrates, Luther, Confuzius, Moses und wie die Religionsstifter heißen mögen, obgleich alle, alle nur als planetarische Erscheinungen gelten neben der strahlenden Sonne, deren Glanz die ganze große Erde, so weit die Elite der Geister hinausreicht, beleuchtet und, trotz alles Widerspruchs und alles Abbruchs an Aeußerlichkeiten, wie ein Diamant unter der Hand des Schleifers immer glänzender und werthvoller hervorgeht. Wahrlich, ein solcher Mensch, der überdies kaum die Grenze des Mannesalters erreicht hatte, als er schon wieder vom Schauplatze der Geschichte abtrat, ohne einmal seine volle Mission beendet zu haben, — ein solcher Mensch oder keiner verdient vorzugsweise gekannt zu sein, gekannt mindestens von Jedem, der seinen Namen als Bekenner trägt, d. h. näher als ihn uns die überschwängliche Vergötterungssucht seiner zeitgenössischen oder nachgeborenen Freunde mit tendenziöser Absichtlichkeit hinstellte, um in ihm jene prophetische Messias-Idee zu verkörpern, die sich als rother Faden durch die Geschichte des geknechteten jüdischen Volkes zieht.

Wir wollen zunächst die irdische Erscheinung dieses Volkslehrers betrachten, das Kind, den Jüngling und den Mann in seinen Werken belauschen, und die Umstände und Verhältnisse beleuchten, die, wie in diesem, so in keinem Leben eines großen Mannes jemals fehlen werden, um ihn zu derjenigen Stufe emporzuheben, wo er, hoch über seine Zeitgenossen emporragend, die bewundernden Blicke der Menschheit auf sich zieht und mit dem Strahlenkranze unsterblichen Ruhmes gekrönt, seinen Platz in der Geschichte einnimmt und behaupten wird, so lange noch denkende Wesen über die Erde schreiten.

Geschichte des Jesus von Nazareth,

genannt Jesus Christus.

1.

Charakter und Tendenzen der jüdischen Priesterkasten.

Die Geburt Jesu fällt der Zeit nach in eine politisch so stürmische und aufgeregte Periode des jüdischen Staates, daß wir, um sein Leben und seinen Charakter, seine Gesinnungen und vor Allem sein Wollen, seine Zwecke recht zu verstehen, einen Ueberblick jener politischen Wirrsale, deren Opfer er wurde, voranschicken müssen. Zugleich aber auch war das Treiben der verschiedenen jüdischen Priesterkasten, vor allen der Pharisäer und Saducäer im schlimmen, wie der Essäer im guten Sinne von so entschiedenem Einfluß auf Jesu Lehren und tragisches Geschick, daß wir auch von ihnen, so viel zum Verständniß nothwendig, Notiz nehmen müssen, indem Politik und Priesterthum, diese beiden ewigen und unvergänglichen Gährungsstoffe in dem Leben der Völker, ihren wesentlichen Einfluß auch auf das tragische Geschick Jesu übten.

Betrachten wir zunächst die Pharisäer (Peruschim), so stand die Mehrzahl des blindgläubigen, ungebildeten Volkes auf ihrer Seite, denn sie waren es, welche ihm die alten strengen Satzungen des Judenthums als göttliche Befehle und deshalb zu unverbrüchlichem Gehorsam verbunden, unablässig darstellten. Das Mittel hierzu bildete die heilige Schrift, der Buchstabe, in dessen göttlichen Ursprung Niemand Zweifel zu setzen wagen durfte und dessen einzelne Belegstellen ihnen ebenso geläufig waren, als sie es noch heute vielen unserer Kanzel-Matadoren sind, die alles Widersinnige durch einen sogenannten heiligen Ausspruch

belegen und bekräftigen. Die Beweisführung auf diesem Wege, denkfaulen Zuhörern gegenüber, ist allerdings bequem, und da die Pharisäer ihre Lehren noch obenein mit einer gewissen Spitzfindigkeit und zugleich mit blühender Redekunst, ähnlich den heutigen Jesuiten, vorzutragen verstanden, so folgte man ihnen noch höchst bereitwillig über das alte mosaische Gesetz hinaus; ihre Anordnungen haben bis zu diesen Tagen ihre Geltung in dem Cultus des orthodoxen Judenthums bewahrt. Der einzelnen Satzungen und Befehle, welche die Pharisäer nach und nach in das jüdische Ceremonialgesetz einführten, ist dadurch Legion, sie alle zu befolgen, geradezu ein Ding der Unmöglichkeit geworden. Auch die Grundtendenz dieser Priesterkaste ist mit der der Jesuiten unserer Zeit, die in jenen wahrscheinlich ihre Vorbilder suchten und fanden, ungefähr gleichbedeutend, nämlich: den freien Menschengeist durch Glaubensverdummung zu knechten, den Sinn für alles Weltliche, für Glanz und Ehre, für Ruhm und Genuß, kurz für alles Göttlich-Erhabene außer der Religionssphäre zu ertödten und die Aufrechthaltung des inhaltlosen Ceremoniendienstes über die praktische Moral zu stellen und um jeden Preis zu erstreben.

Es lag, eben wie in dem heutigen Jesuitismus, so auch in dem damaligen Pharisäerthum zugleich die Absicht, seine Macht und seinen Einfluß auf das Volk, je nach den augenblicklichen Interessen, zu politischen Demonstrationen zu mißbrauchen, zumal sie jederzeit dem Princip Geltung zu verschaffen suchten, daß keine weltliche Macht über der geistlichen, ja nicht einmal gleichberechtigt n e b e n ihr stehen dürfe. Die Verehrung eines Königs hießen sie Götzendienst, und durch ihre frömmelnden Ueberschwänglichkeiten hatten sie den großen Haufen verdummten Pöbels so in ihrer Gewalt, daß sie zu jeder Stunde durch den leisesten Wink die Flamme des Aufruhrs entzünden und wieder dämpfen konnten. Mit blindem Fanatismus stürzte sich der verblendete Haufe in die größte Todesgefahr, wenn jener Abschaum einer verworfenen Priesterkaste es so befahl: eine Gesellschaft von Menschen, die für Wahrheit und Recht, für Gründe und Beweise, für Humanität und Hochherzigkeit auch nicht im Entferntesten Empfänglichkeit hatte oder ihnen Geltung zugestand. Das starre Dogma ihres Glaubens, der todte Buchstabe phantastischer Gesetze bildete allein die Richtschnur ihres Handelns; sie selbst zogen den Tod einer Unterwerfung unter fremden Willen vor. Und wahrlich, wenn für den Untergang des jüdischen Staates je eine greifbare nächste Ursache gefunden werden soll, so hat man sie lediglich in dem vernunft- und menschenfeindlichen Gebahren der Pharisäer zu suchen, die Jesus selber mit dem bezeichnenden Namen „O t t e r n g e z ü c h t e“ belegte.

Was außerhalb des Kreises des Pharisäismus stand, zählte mit Ausnahme der Samariter schon mehr zu den gebildeten Freidenkern, namentlich die auch in den Evangelien vielgenannten Saducäer (Zadukim). Diese religiöse Secte gehörte nicht ausschließlich dem Priesterstande an, bildete auch keine abgeschlossene Gemeinde, unterhielt aber öffentliche Schulen, in denen der Inhalt ihrer von dem orthodoxen pharisäischen Judenthum stark abweichenden Religionslehre vorgetragen wurde. Sie verwarfen z. B. alle über das mosaische Gesetz hinausgehenden religiösen Satzungen und Glaubenssätze, so z. B. den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an eine künftige Vergeltung. Sie leugneten das Dasein der Engel und erkannten die Offenbarungen der Schrift, sowie die Nothwendigkeit, nach den Geboten derselben zu leben, nur aus Gründen der irdischen Glückseligkeit an. Sie billigten, im Lichte der Vernunft, die Freiheit des menschlichen Willens und betrachteten daher alle Begegnisse des Lebens nur als Folge der eigenen Handlungsweise. Daher ging ihr Streben nur auf irdisches Glück und Wohlleben und zog ihnen vielfach die Bezeichnung Epicuräer (bekanntlich von dem griechischen Weltweisen Epicur abgeleitet) zu.

Ihre Anzahl war nicht bedeutend, aber Reichthum und hohe Würden und Aemter, welche vielfach in ihrem Besitze, nebst achtungswerther Bildung, Verstand und Einsicht, verschafften ihnen Muth und Einfluß. Leider beuteten sie diese Vorzüge nicht immer zu edlen Zwecken aus. Herrschsucht, Eigennutz, vor Allem aber Stolz und Ueberhebung charakterisirten alle ihre Handlungen, wobei sich die Ueberlegenheit ihrer Bildung namentlich durch einen gewissen sarkastisch-beißenden Spott und spitzfindige Satyre kund gab (was alle Welt beleidigte, ohne sie zu bessern); dabei vergaßen sie, daß ihre sybaritische Lebensweise, ihre Ueppigkeit und Verschwendung nur allzu viel Anlaß zu Angriffen Andersdenkender und Andersglaubender gaben. Freilich fehlte es auch nicht an einigen tiefgelehrten und von reinen Sitten geadelten Männern unter ihnen, aber ihre übertriebenen Anforderungen an die Moral und ihre Härte gegen Fehlende entfremdete sie der Menge, und somit war diese Secte unvermögend, auf die Veredelung des jüdischen Volkes einzuwirken, deren es doch so sehr bedurfte und deren Erstrebung das alleinige Motiv des sittenreinen Jesus bildete, mit seiner Lehre aufzutreten und sie mit seinem Tode zu besiegeln.

Im Vorbeigehen haben wir noch die in den Evangelien ebenfalls vielfach erwähnten Samaritaner zu besprechen. Diese bildeten fast einen besonderen Zweig des Judenvolkes. Ursprünglich Heiden, wurden sie erst zu den Zeiten Alexanders von Macedonien zur geoffenbarten

Religion des Moses, nicht aber zum eigentlichen Judenthum nach damaliger Bedeutung bekehrt, das erst aus einer Corruption jener hervorgegangen war. Sie adoptirten die sogenannten heiligen Bücher, veranlaßten eine Uebertragung derselben in ihre eigene Sprache und eigenen Schriftzüge, und das darin ausgesprochene Gesetz wurde als Richtschnur ihres moralischen und rituellen Verhaltens anerkannt; alle darin nicht enthaltenen, erst später eingeführten Satzungen aber wurden von ihnen verworfen. Ihre Abschriften der heiligen Bücher enthalten übrigens mehrere Abweichungen von den in unserem sogenannten Alten Testamente befindlichen, die aber — wie leicht zu erkennen — durch eine spätere profane Hand hineingebracht worden sind. Dahin gehört u. A. auch der Befehl, einen Tempel auf dem Berge Gerisin zu begründen, dem sie mit Eifer Folge leisteten. Ihre Zwistigkeiten mit den eigentlichen Juden waren vielfältig und erbittert, und es gab Zeiten, wo ein gänzliches Aufgeben der Gemeinschaft mit jenen ganz nahe dem Vollzuge stand. Sie bewohnten deshalb auch abgesonderte Landestheile und man konnte sie mehr eine politische Partei, als eine religiöse Gemeinschaft nennen. Von dem orthodoxen Judenthum waren sie mehr als die Heiden selbst verachtet und gehaßt.

Schließlich haben wir uns noch mit den, in ein gewisses mystisches Dunkel gehüllten Essäern (Anze-im, d. i. Aerzte) bekannt zu machen, und zwar um so umfassender, als Jesus — wenn auch nicht als wirkliches Mitglied, so doch als Novize — in dem intimsten Verhältnisse zu denselben stand, wie denn auch die Quelle der oft auf die Spitze getriebenen Sitten- und Moral-Anforderungen der Christos-Lehre meist in den Lehren und Maximen der Essäer zu suchen sein dürfte und auch seine ärztlichen Kenntnisse zu ihnen in greifbarer Beziehung standen.

Das eigentlichste, innerste Sein und Wesen der Essäer ist für unsere Anschauungsweise schwer verständlich. Wenn wir uns indeß die vorstehende Schilderung der Pharisäer ins Gedächtniß zurückrufen, so kommen wir dem Verständniß schon wesentlich näher, falls wir vorweg erklären, daß sie über die religiösen Anforderungen der Pharisäer (freilich in anderer Weise) noch um ein gutes Stück hinaus gingen und somit in die Region religiöser Schwärmerei gerathen waren, annähernd ähnlich einigen seltenen Exemplaren unserer christlichen Pietisten, auch vorzeitlichen Eremiten und dergleichen geistigen Extravaganten, die die Natur verachten und deren Anforderungen mit Füßen treten. Die Essäer zeichneten sich in materieller Beziehung durch ärmliche Kleidung und frugale Ernährung aus; das weitere Eingehen auf ihre Lebensweise, ihr Streben, ihre Gewohnheiten, Gesinnungen und Gesetze werden Jeden,

der mit den Evangelien auch nur oberflächlich bekannt ist, an das dort geschilderte Leben, Wirken und die Lehren Jesu erinnern, von dem uns Manches, gegenüber dem uns bekannten Charakter der Juden, so unerklärlich scheint: so z. B. die Verachtung des Reichthums und des ersten Mittels zur Erlangung desselben, des Handels.

Die Gesellschaft der Essäer bestand aus Oberhäuptern, gewöhnlichen Mitgliedern und Novizen oder Neulingen, und alle, ob sie vereinzelt oder in kleinen Gemeinden zerstreut lebten, suchten fern vom Geräusche der Welt abgeschiedene Orte auf, wo sie in ungestörter Beschaulichkeit ihren Neigungen und Gewohnheiten nachgehen konnten. Durch Gleichheit und Brüderlichkeit zu einer Familie verbunden, war ihr Besitzthum gemeinschaftlich; eine Anzahl freigewählter Häupter hatte die Güter und den Erwerb zu verwalten und die nothwendigen Ausgaben zu beschaffen, was um so leichter ausführbar war, als die Essäer von der Ehe und dem fleischlichen Umgange mit dem anderen Geschlecht nichts wissen wollten, um der Anreizung zur Sinnlichkeit keine Nahrung zu geben. Aus demselben Grunde versagten sie sich auch jeden anderen, dem Körper zu Gute kommenden Genuß, wie z. B. die im Orient so sehr gebräuchliche Salbung mit Oel; die Essäer haßten diesen Stoff in solchem Maaße, daß Jeder, der zufällig mit demselben in Berührung kam, verpflichtet war, sich mittelst eines Bades zu reinigen. Bei der erwähnten Ehelosigkeit der Sekte mußte natürlich auf einen anderweitigen Ersatz Bedacht genommen werden, und so rekrutirten sie sich durch Adoption elternloser Knaben, an denen auch damals schon kein Mangel gewesen zu sein scheint, wie gleichzeitig durch die Aufnahme Erwachsener, die durch Unglück oder Schwärmerei der Welt und ihrem Treiben entfremdet waren. Eine Ausnahme bezüglich der Ehelosigkeit machte nur eine kleine Anzahl Schismatiker, die die Ehe für Pflicht hielt und sich an das Verbot nicht kehrte. Zu diesen scheint z. B. der bekannte Joseph von Arimathia gehört zu haben.

Die Essäer liebten, trotz des cynischen Beigeschmacks ihrer Lehren, Gesetze und Lebensgewohnheiten, die Reinlichkeit und gingen, wenn auch in grober, dennoch in sauber gehaltener und anständiger Kleidung einher; aus all' ihrem Thun und Lassen aber sprachen Demuth und Bescheidenheit: ein Charakterzug, der namentlich auch in ihren Versammlungen zum Ausdruck kam, indem dort keine vorlaute Anmaßung, Rechthaberei und leidenschaftliche Aufregung, Geräusch und Geschrei vorkommen durften, wie solches in unsern Tagen ja so vielfach die öffentlichen Versammlungen entwürdigt. Nur Einer, und zwar in der Regel ein verständiger und erfahrener Alter, führte das Wort, und seinen Ansichten

und Meinungen wurde mit Wohlwollen und nachgiebiger Pietät Rechnung getragen.

Ihren Lebensunterhalt erwarben die Essäer in anspruchslosem aber beharrlichem Fleiß, möglichst alles Aufsehen vermeidend, durch Ackerbau und Handwerk; durch Sparsamkeit und mäßigen Genuß blieben ihnen noch Ueberschüsse, die sie zu wohlthätigen Zwecken verwendeten. Die allgemeine Menschenliebe, ohne Ansehen des Standes und Glaubens, war dabei ihr Leitfaden.

Die Eintheilung ihrer Tagesbeschäftigung war folgendermaßen geordnet: Vor Sonnenaufgang schon standen sie auf; die ersten Stunden des neuen Tages wurden Gebeten, frommen Betrachtungen und Gesprächen gewidmet, und zwar in einem, an jedem ihrer Wohnorte für solche Zwecke besonders hergerichteten Hause, das keineswegs mit unsern Kirchen zu vergleichen, indem man daselbst auch speiste und von den Tagesarbeiten ausruhte. Die Aufsicht führte eine Art Haushofmeister, der die Hausordnung handhabte und die Anwesenden zu geeigneter Zeit entließ. Nach fünfstündiger Arbeit nahm Jeder ein Bad; alsdann setzte man sich, nachdem die Arbeitskleidung gegen andere, reinliche und saubere vertauscht worden, im Speisesaal zu Tisch, wo in feierlicher Stille ein einziges Gericht den nie fehlenden Appetit befriedigte. Dies wiederholte sich Abends und ein kurzes herzliches Gebet eröffnete und beschloß das Mahl.

Selbstbeherrschung und Bewahrung des Friedens und der Eintracht waren vor Allem das Augenmerk ihres sittlichen Strebens; nächst diesem beschäftigten sie sich in geweihten Stunden vielfach mit den Gesetzen und Erscheinungen der Natur und der menschliche Seele, und manche Entdeckung auf dem Gebiete der materiellen Natur, namentlich in Betreff der Kräfte vieler Pflanzen und Mineralien, schreiben sich von den sinnigen Erforschungen dieses merkwürdigen Volkes her.

Die Gesetzsammlung der jüdischen Urschriften hielten sie für unverletzlich und gingen hierin so weit, daß sie am Sabbath sogar die körperlichen Ausleerungen unterließen, weil dies die im 5. Buch Mosis Kap. 23, Vers 13—14 erwähnte Verrichtung nöthig gemacht hätte, was ihrer Ansicht nach als Entheiligung des Sabbaths zu betrachten sein würde. Verstöße gegen dergleichen Ceremonial-Gesetze wurden als Verbrechen angesehen, und wenn solche unerachtet des strengsten Gebots, dennoch vorkamen, so wurde der Schuldige vor das Forum von 100 aus ihrer Mitte erwählten Richtern geladen und angeklagt, worauf sofort in erster Instanz das unumstößliche Urtheil erfolgte. Eine Lästerung des ersten Gesetzgebers, Moses, wurde mit dem Tode bestraft; andere, in ihren Augen schwere Vergehen wurden mit Ausstoßung aus der Gesellschaft

geahndet, eine für den Betroffenen harte Strafe, da er sich in der Regel den essäischen Gesetzen nicht entzog, sich an keine neue Lebensart gewöhnte und nun, hilflos und verlassen, ein elendes Dasein durchlebte, falls nicht — wie es allerdings oft geschah — die Gesellschaft sich des Bereuenden erbarmte und ihn wieder in Gnaden aufnahm.

Eine Aufnahme in den Bund dieser Schwärmer war mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Ohne berechtigt zu sein, einen Fuß über die Schwelle ihres Gesellschaftshauses zu setzen, mußte sich der Novize einer zwölfmonatlichen harten Lehrzeit unterziehen. Beim Beginn derselben übergab man ihm eine Schaufel, eine Schürze und ein weißes Kleid. Je nach dem Ernst seines Betragens, der Empfänglichkeit und des guten Willens, wurde der auf ihm lastende Druck der Gesellschaft gemäßigt, namentlich ihm erlaubt, am Bade Theil zu nehmen. Noch zwei Jahre länger blieb er unter strenger Aufsicht, ohne wirkliche Aufnahme zu finden, und erst wenn kein Tadel an ihm befunden worden, trat die wirkliche rituelle Aufnahme ins Leben. Er hatte dabei das feierliche Gelübde abzulegen:

„Gott von ganzem Herzen zu dienen; — Gerechtigkeit zu üben; — Niemandem, es sei unter welchem Vorwande es immer wolle, zu schaden; — die Ungerechten zu meiden und die Gerechten nach Kräften zu schützen; — gegebenes Wort Jedermann, besonders aber der Obrigkeit, die von Gott eingesetzt, zu halten; — keinem Untergebenen mit Uebermuth zu begegnen; — sich auch nicht durch äußere Merkmale an Kleidung oder sonst vor ihnen auszuzeichnen; — alle Unwahrheit zu hassen und zu meiden — unerlaubtem Gewinn allezeit zu entsagen; — keine Geheimnisse vor den Genossen des Bundes zu haben; — dagegen bei Todesstrafe keinem Uneingeweihten die Geheimnisse des Bundes zu verrathen; — die Gesetze desselben ohne jegliche Veränderung nach Kräften aufrecht zu erhalten und zu überliefern; — die Bücher der Gesellschaft heilig zu bewahren." Alles mußte er bei Mannes Ehre feierlich zusagen, aber nicht beschwören, denn die Essäer verwarfen und haßten den Eid als schimpflich und des redlichen Menschen unwürdig. (Wer denkt dabei nicht an Christi „Eure Rede sei Ja, ja! Nein, nein!)

Der Essäer Absonderung von andern, nicht zu ihrem Bunde gehörenden Juden wurde so streng gehalten, daß sie niemals einen Uneingeweihten berührten; wenn es dennoch zufällig geschah, so mußte ein sofort genommenes Bad die Reinigung vermitteln. Ueber ihren Rang und ihr Ansehen im Bunde entschied das Lebensalter und noch mehr die Zahl der Jahre der Mitgliedschaft, da das Alter bei ihnen als ein Verdienst angesehen wurde. Sie erreichten übrigens, durch Mäßigkeit und Beherrschung der Leidenschaften unterstützt, in der Regel ein sehr hohes Alter,

so daß Hundertjährige unter ihnen etwas Gewöhnliches waren. Gegen körperliche Mühseligkeiten hatten sie sich durch Uebung und Gewohnheit gestählt, und auch ihr Geist widerstand den schwersten Leiden mit bewunderswerthem Heroismus. Die schrecklichsten Schmerzen ertrugen sie mit Ruhe und Ergebung, und mit wahrhafter Seelengröße zogen sie einen ruhmvollen Tod dem Leben vor, was sich namentlich vielfach in den Römerkriegen bewährte. Niemals haben die grausamsten Qualen des Feuers, des Rades und sonstiger Marterwerkzeuge, die man mit dem erfindungsreichsten Raffinement an ihren Leibern zur Anwendung brachte, auch nur ein einziges gegen ihre Gesetze verstoßendes Wort oder gar eine solche Handlung zu erpressen vermocht, und selbst die Thräne wußten sie als schimpflich zurückzuhalten. Lächelnd unter den fürchterlichsten Qualen gaben sie den Geist auf, in der festen Ueberzeugung, daß derselbe auch außerhalb der irdischen Hülle fortzuleben nicht aufhören werde. Dieser Glaube stützte sich auf die Meinnung, daß die Seele aus reinem Aether bestehend, in dem Körper nur durch Naturzauber gebunden eingekerkert wohne, und daß, sobald dieser Zauber durch den Tod gelöst sei, jene sich der gewonnenen Freiheit bedienend weithin entschwebe, sich gen Himmel aufschwinge und dort eine andere, schönere Existenz gewinne. Ihre Ansicht von guten und bösen Geistern, Lohn und Strafe, stimmt mit dem christlichen Himmel und der Hölle überein, ja sie malten sich sogar die verschiedenen Aufenthaltsorte der abgeschiedenen Seelen, ähnlich wie in christlichen Glaubenskreisen, mit den anziehendsten und abschreckendsten Farben aus; überhaupt ist es, wie schon erwähnt, unverkennbar, daß in den Religions- und Lebensansichten der Essäer die eigentliche ursprüngliche Wurzel des Christenthums zu suchen, was denn auch in dem Verfolg unserer Geschichte seine natürliche Begründung finden wird.

Josephus, der jüdische Schriftsteller, dessen Mittheilungen wir vornehmlich gefolgt sind, giebt die Zahl der Essäer auf etwa 4000 an, was indeß viel zu gering scheint und sich wahrscheinlich nur auf die Palästinenser beziehen soll. Es gab außer diesen aber noch eine bedeutende Menge in Aegypten, von denen Josephus nichts gewußt zu haben scheint. Von ihnen aber berichtet uns der Alexandrinische Philosoph Philo:

Sie fliehen die großen Städte als die Heimath des Lasters, treiben außer dem Landbau auch mancherlei Handwerke, enthalten sich aber durchaus der Anfertigung von Kriegsgeräth, welcher Art es auch sei. Herrschsucht und Eigennutz sind ihnen fremd, Standesunterschied kommt bei ihnen nicht vor. Was die Wissenschaften betrifft, so hassen sie alle Grübeleien und spitzfindigen Erörterungen über das Sein und

Wesen der Gottheit, indem sie davon keine Bereicherung an Kenntnissen zu erwarten sich berechtigt halten. Der Moral, der Tugend und guten Sitte hingegen widmen sie die eifrigste Forschung, namentlich in den alten Gesetzbüchern, mit denen sie sich deshalb vorzugsweise am Sabbath und an den Festtagen beschäftigen. Dieses geschieht namentlich in ihrem Bethause, wo sie, je nach dem Alter ihres Eintritts in die Gesellschaft geordnet, ihre Plätze einnehmen. Einer liest vor und ein Anderer commentirt und erklärt das Gelesene, wobei die Parabel und Allegorie die vorherrschende Form der Belehrung bilden. Neben dieser Beschäftigung mit den heiligen Büchern nehmen aber auch andere, und zwar profane Gegenstände ihre Zeit in Anspruch, vorzugsweise der Staat und die politischen Constellationen, wie auch das ökonomische Gesellschaftsinteresse ihre Aufmerksamkeit und Discussion erregt. Ihre Sittenlehre war einfach und beschränkte sich auf drei Punkte: Liebe zu Gott, zu dem Nächsten und zur Tugend. So lebten diese Menschen ein ruhiges, friedliches und in der Hauptsache sorgenfreies Dasein dahin; es würde dies in noch höherem Maße der Fall gewesen sein, wenn sie nicht durch ihre andersgesinnte Umgebung in ihrer Ruhe vielfältig gestört und beeinträchtigt worden wären.

Unser Gewährsmann, Philo, erwähnt beiläufig noch eine abgesonderte Essäer-Classe, von deren besonderen Sitten, Gewohnheiten und Beruf wir in dem Leben unseres Helden fast noch auffälligere Spuren wiederfinden, so daß man sich zu dem Glauben veranlaßt sieht, Jesus sei ein Genosse dieser — so zu sagen — Elite der Essäer gewesen. Diese besonders abgezweigte Classe verstand sich zu keiner körperlichen Arbeit, sondern war aus Denkern, Rednern, Predigern und Seelenärzten zusammengesetzt und führte den Namen Terapeuten. Sie lebten zwar theilweise in einem ehelichen Verhältniß; sobald aber bei ihnen eine durch ihre speculative Beschäftigung erzeugte höhere Begeisterung (richtiger Exaltation) hervortrat und das Gefühl einer höheren Befähigung die Seele durchglühte, so daß sie im Geiste den niederen und irdischen Verhältnissen sich enthoben fühlten, verließen sie Freunde und Verwandte und flohen in die Einsamkeit der Wälder oder Wüste, wo nichts den stillen Frieden ihrer Betrachtungen störte. Deshalb sah man in entlegenen Orten vielfach ihre einsamen Hütten stehen, so einfach construirt, daß sie nur vor Sonne und Regen schützten. An Ruhetagen versammelten sich die Terapeuten, und auch Andere kamen zu ihren Versammlungen sammt den Weibern, welche jedoch nur getrennt von den Männern, verborgen und verschleiert Theil nehmen durften. Die heilige Schrift, freie Reden voll poetischen Schwunges und Ueberschwänglichkeit, nebst

Gesängen heiliger Lieder füllten die Zeit des Gottesdienstes aus, der übrigens oft die ganze Nacht bis zum Anbruch des Tages währte.

Gegessen wurde bei diesen wunderbaren Heiligen niemals vor Sonnenuntergang, ja manche trieben die Entsagung so weit, daß sie drei, einzelne sogar sechs Tage in der Woche fasteten. Am Sabbath aßen sie in Gesellschaft, aber nur die dürftigste Speise: Brot und Salz; ihr Getränk war Quellwasser. Ebenso einfach war ihre Kleidung: ein grobes wollenes Gewand im Winter, ein gleiches leinenes Gewand im Sommer, bei sämmtlichen von demselben Schnitt und derselben Farbe, erfüllte vollkommen ihre Bedürfnisse.

Hiermit beschließen wir die Charakteristik einer höchst sonderbaren Gesellschaft, die ohne Zweifel unter ihrer ruhigen und unscheinbaren Außenseite große politische Zwecke barg, an deren Verfolgung man Gut und Blut wagte; schon durch die von ihr im Geheimen getriebenen Wahrsagereien wußte sie sich eine Wichtigkeit beizulegen, die namentlich auf das spätere Schicksal der Juden von ungemein großer Einwirkung war und wobei, wie unsere Geschichte darthun wird, ein so hoch begabter Charakter, als es Jesus war, von dem bedeutendsten Einfluß sein mußte.

2.

Politische Situation des jüdischen Volkes zu Jesu Zeiten.

Da das Leben und Wirken Jesu, wie auch sein tragisches Ende mit den politischen Verhältnissen der damaligen Juden in innigst verwebter und unzerreißbarer Wechselbeziehung stand, so ist zum Verständniß des großen Weltdramas, außer der bereits gelieferten Kenntniß der religiösen Secten, auch eine, mindestens in den Grundzügen deutlich gezeichnete Skizze der damaligen politischen Verhältnisse nothwendig.

Schon aus den biblischen Büchern ist uns bekannt, daß das die Welt beherrschende Volk der Römer auch in der Geschichte des jüdischen Staates eine durchaus hervorragende Rolle spielte. Wir beginnen diese Geschichte etwa 40 bis 44 Jahre vor Christi Geburt, als **Julius Cäsar**, der berühmteste der Cäsaren, über Rom herrschte. Eine Staatsselbstständigkeit hatten die Juden damals schon durch ihre Unverträglichkeit und Zwietracht unter sich selbst und mit den benachbarten Völkern eingebüßt. **Hircan** hieß der letzte selbstständige Beherrscher der Juden, der nach schweren Kämpfen, in welchen die Römer siegten, froh sein

mußte, als Oberpriester und Landesfürst bestätigt zu werden, während einer seiner Freunde und Rathgeber, Antipater, zum Procurator von Judäa ernannt wurde. Letzterer besaß zwei Söhne, von denen namentlich der jüngere, Herodes, in der Geschichte bekannt geworden ist.

Antipater war kein eigentlicher Jude, sondern ein Idumäer, also ein zum Judenthum Bekehrter; aber ein Mann voll Geist und Energie, der nur zu bald seinen Freund dermaßen in den Schatten stellte, daß dieser allen Einfluß verlor, ohne es jedoch zu merken, vielmehr über die Erfolge der Regierung, die augenscheinlich dem Lande zu Gute kamen, erfreut war. Indeß währte die Freude nicht lange. Es lebte noch ein Prätendent, der Sohn von Hircan's Bruder, Aristobul, Antigonus geheißen, der den benachbarten Parther-König für die Summe von 1000 Talenten bewog, die Regierung seines Onkels Hircan zu stürzen. Da dieser Anschlag vollkommen gelang und Hircan gefangen wurde, so ließ Antigonus ihm die Ohren abschneiden, damit er nie mehr als Oberpriester fungiren könne. Dem Sohne Herodes gelang es, nach Rom zu entkommen; er hatte nichts Eiligeres zu thun, als bei den ihm daselbst wohlbekannten hohen Würdenträgern das in Judäa Vorgefallene mit den rührendsten Worten zu schildern und um Schutz und Beistand gegen den durch Roms Feinde, die Parther, zur Gewalt gelangten Antigonus zu flehen. Herodes wurde auch schon in der nächsten Senatssitzung zum König von Judäa ernannt, und kehrte, als kaum acht Tage vergangen waren, in Begleitung zweier römischer Legionen nach seiner Heimath zurück.

Der Zweck der Heimkehr war natürlich die Entfernung des Antigonus, der sich freilich mit Hilfe der Parther seiner Haut wehrte, aber dennoch bald genug der Uebermacht unterlag. Herodes bestieg den Thron 37 Jahre vor Christi Geburt. Die Juden hatten nunmehr einen König, der kaum ein Jude genannt werden durfte, denn der Stamm der Edomiten, zu welchem Herodes gehörte, war nur gezwungen zum Judenthum übergetreten. Was mußte man von einem solchen König nicht Alles erwarten! Und in der That war seine erste Handlung, daß er den hohen Rath (das sogenannte Sanhedrin) bis auf zwei Personen öffentlich hinrichten ließ, weil derselbe während des erwähnten Krieges die Partei des Antigonus gehalten und das Volk gegen Herodes aufgereizt habe. Die beiden Verschonten hatten sich angeblich für ihn erklärt. Seinen Schwager Aristobul ließ er, unter dem Anschein des Zufalls, im Bade ertränken, und auch den alten, an den Ohren verstümmelten Hircan lockte er von Babylon, wo er seinen Zufluchtsort gefunden, nach

Jerusalem, um ihn unter der Beschuldigung, daß der 80jährige Greis an seiner Entthronung arbeite, ebenfalls hinzurichten.

Dem Emporkömmling schien jetzt das Glück von allen Seiten zu lächeln, denn auch die Freundschaft des römischen Gewalthabers Cäsar wußte er zu erringen, so daß dieser, als die Römer bald darauf ganz Aegypten unterjochten, dem Herodes einige Gebietstheile schenkte.

Das mit Unrecht erworbene Gut brachte jedoch keinen Segen; namentlich verbitterte dem Gewalthaber das Errungene seine Gattin Marianne, welche nicht abließ, ihm den Mord ihres Vaters, Bruders und Oheims vorzuwerfen. Es kann daher nicht auffallen, daß ihn der Gedanke quälte, Marianne sinne auf Rache und gefährde sein Leben, und um sich von dieser Seite sicher zu stellen, übergab er auch diese, blühend und schön, im Alter von 26 Jahren dem Henker.

Es liegt in der Natur selbst des verstocktesten Bösewichts, daß dergleichen Beschwichtigungen des Gewissens das Uebel nur vergrößern; auch Herodes hielt es für nothwendig, seinen Gedanken durch Zerstreuungen eine andere Richtung zu geben. Er ließ daher nach römischem Vorbilde ein prachtvolles Theater erbauen und ergötzte sich, so gut es gehen wollte, an den Darstellungen seiner Künstler. Der Reiz der Neuheit zog eine Menge Fremder herbei, aber man schätzte im Judenthum solche heidnische Künste nicht, und so bildete sich eine Verschwörung gegen sein Leben, indem man den Tyrannen im Schauspielhause zu tödten beschloß. Zehn Verschworene hatten sich zu der That vereinigt, das Complot wurde aber im letzten Augenblick verrathen und der Gerettete ließ seine Feinde auf wahrhaft barbarische Art mit dem Leben büßen.

Wider Erwarten schien, trotz der mancherlei Unthaten und großen Anzahl von Feinden, sein Glücksstern dennoch nicht untergegangen zu sein. Der Mann war überhaupt mit großer Schlauheit begabt. Bei einer Hungersnoth gab er alle seine Kostbarkeiten für den Ankauf von Lebensmitteln her, um die Armen zu speisen, was ihm alle Herzen wieder zuwendete; daneben brachte er etwas später vielen Händen dauernden Verdienst durch die Aufführung einer Menge öffentlicher Gebäude; und noch später, als er sich abermals beweibt, legte er sogar eine neue Stadt an der Meeresküste an, die er zu Ehren des römischen Kaisers Cäsarea nannte; endlich aber ließ er auch, zur Sühne für manche begangenen Sünden, den alten Tempel abbrechen und einen neuen erbauen. So wirkte er fort bis zum Jahre 18 vor Christi Geburt, wo Herodes gewissermaßen auf der höchsten Zinne seines Glücks und Ruhmes stand.

Von jetzt an aber begann sein Glücksstern zu erbleichen. Zwei Söhne erster Ehe, Alexander und Aristobul, welche in Rom erzogen

wurden, erhielten hier eine das Judenthum weit überragende höhere Bildung. Im Jahre 16 vor Chr. Geburt reiste der Vater dorthin, um seine nunmehr hinlänglich entwickelten Söhne abzuholen; aber kaum war er zu ihnen in nähere Beziehung getreten, als er auch zu seinem Schrecken erfuhr, daß die Söhne ihn als Mörder ihrer Mutter von ganzer Seele haßten und er sie als Todfeinde zu fürchten habe. Er kehrte indeß mit ihnen heim und sann auf Mittel, der drohenden Gefahr vorzubeugen. Was er ersann, machte weder seinem Herzen, noch seinem Verstande Ehre, und bestand in Folgendem: Vor seiner ersten Verheirathung schon hatte ihm ein niederes Weib, Darces, mit einem natürlichen Sohne, Antipater, beschenkt. Diesen zog Herodes jetzt an seinen Hof und suchte ihm, mit Bewilligung der Seinen, die Erbfolge zuzuwenden. Um diese Absicht zu fördern, beschuldigte er seine beiden rechten Söhne des beabsichtigten Vatermordes und ließ sie gefangen nach Rom bringen, damit der Kaiser über sie richte. Die Söhne wiesen die Beschuldigung mit Abscheu zurück. Augustus, der Kaiser, rieth zur Versöhnung, die auch erfolgte, gestand aber Herodes das Recht zu, die Erbfolge noch seinem alleinigen Willen zu bestimmen. Damit kehrte man heim, aber, wie sich denken läßt, nicht der Friede. Die Brüder nannten Antipater einen Bastard, Antipater rächte sich durch Anschwärzungen aller Art; die frühere Beschuldigung wiederholte sich und kam zum zweiten Male vor den Kaiser, der ein außerordentliches Gericht von hochgestellten Römern nach Cäsarea berief, um die Rechtssache zu entscheiden. Das Urtheil fiel dermaßen ungünstig gegen die Angeklagten aus, daß der König seine beiden rechtmäßigen Söhne nach Sebaste bringen und dort erdrosseln ließ: eine fluchwürdige That, die fortzeugende Frucht früherer Verbrechen, die den kaum entschlummerten Haß des Volkes gegen ihn mit neuer Inbrunst entflammte.

Antipater wurde jetzt als Thronerbe proclamirt und nichts würde ihn verhindert haben, die Früchte seiner Intrigue zu genießen, wenn ihn die Begierde zu herrschen nicht veranlaßt hätte, der Zeit vorzugreifen.

Die Veranlassung war folgende: Es lebten noch mehrere Halbbrüder, von verschiedenen Frauen des Herodes geboren, und es befiel ihn deshalb eine nicht ruhende Furcht, daß sein Vater anders beschließen und einen jener Stiefbrüder zum Thronerben berufen könne. Um einem solchen möglichen Falle gründlich vorzubeugen, beschloß er seinen Vater zu vergiften. Das Complot wurde aber verrathen und Antipater hingerichtet.

Die verworfene Absicht desselben war, neben der Schlechtigkeit, auch thöricht zu nennen, da Herodes schon lange an einer schmutzigen

Krankheit litt, welche ihn dermaßen peinigte, daß er schon einmal Selbstmordversuche gemacht hatte und dem Tode nahe stand, der ihn denn auch fünf Tage nach jener Hinrichtung, drei Jahre vor Christi Geburt, von seinen Leiden erlöste.

Diese Angabe stimmt allerdings nicht mit den Erzählungen der Mythe, welche die Evangelisten, namentlich Matthäus, über den damaligen Beherrscher von Judäa verbreitet haben; aber dergleichen kümmert den Geschichtschreiber nicht, er hat nur mit den wirklichen Thatsachen zu rechten und kann sich um die Phantasiegebilde der Mythographen nicht kümmern. Wozu hätte auch Herodes alle die unschuldigen Knaben sollen ermorden lassen? Um den Einen zu treffen, der der Angabe nach unter den wunderbarsten Erscheinungen auf Erden und am Himmel als der künftige König der Juden, als der dereinstige Messias allem Volk verkündet und bezeichnet war? Wie thöricht und unglaublich ist diese Angabe! Wie sollte Herodes auf so grausame Weise ein Kind suchen und tödtlich verfolgen, das nach jenen Angaben gekennzeichnet wie keines, Jedermann auf das Genaueste hätte bekannt sein müssen. In Wahrheit wußte man damals noch nichts von dem kleinen Jeschua, den man später als Jesus Christus in aller Welt kennen und verehren lernte; als Herodes starb, war an Jesus noch gar nicht gedacht. Diese Sage wurde alttestamentarischen Vorgängen nachgebildet, denn zur Zeit des Herodes ist eine solche Kinderverfolgung bei den Juden nicht vorgekommen.

Nach dem Tode des Königs Herodes traten zwei Prätendenten für die Thronfolge auf: Archelaus, ein Liebling des verstorbenen Königs, den er mit der Samariterin Malteon gezeugt, und Herodes Antipas, Sohn der zweiten Marianne. Zugleich brach eine Empörung der Juden aus, bei deren Unterdrückung durch Archelaus 3000 Juden erschlagen wurden. Die beiden Prätendenten gingen, da die Erbfolge in Frieden nicht geschlichtet werden konnte, persönlich nach Rom, und der Kaiser bestätigte, nach dem Willen des Verstorbenen, Archelaus als Juden-König.

Während die beiden Prätendenten sich in Rom aufhielten, um ihre Rechte geltend zu machen, benutzte der römische Statthalter in Syrien, Sabinius, die Gelegenheit und reiste nach Jerusalem, angeblich um Ordnung zu halten, in Wahrheit aber, um zu schwelgen und Schätze an sich zu raffen, worüber abermals eine Empörung ausbrach, bei deren Unterdrückung wieder Ströme von Blut vergossen wurden, ja sogar römische Soldaten Feuer in den Tempel warfen. Die Juden hielten sich indeß tapfer und der Sieg würde zweifelhaft geblieben sein, wenn nicht der römische Feldherr Varus herangerückt wäre und dem Syrier

beigestanden hätte. So unterlagen abermals die Juden; Varus aber war gerecht genug, die Schuld des Gabinius einzusehen und in diesem Sinne nach Rom zu berichten. Zugleich erlaubte er den Juden, eine Gesandtschaft von 50 Männern an den Kaiser von Rom abzusenden, um ihre freiere Verfassung zu reclamiren. Der Kaiser gewährte ihnen in dem eben vollendeten prachtvollen Tempel des Apollo eine Audienz, bei welcher ihr Sprecher sich über die Söhne des Herodes wie über die eingeführte monarchische Regierungsform überhaupt bitter beklagte. Man verbat sich alle Könige und Fürsten als Regenten und wünschte von römischen Statthaltern regiert zu werden. Der Kaiser entschied sich indeß in anderem Sinne. Er theilte den jüdischen Staat in drei Reiche und gab sie an die drei Söhne des verstorbenen Herodes in der Weise, daß Archelaus Volksfürst von Judäa, Herodes Antipas Volksfürst von Galiläa und Peräa wurde, Philipp aber, der ebenfalls in Rom anwesend war, den Rest der Länder unter gleicher Hoheitsbezeichnung erhielt.

Neun Jahre lang gestalteten sich die Verhältnisse leidlich; Einer suchte es dem Andern an Verschönerung und Verbesserung seines Landes zuvor zu thun, natürlich auf Kosten des Volkes, das darüber sehr unzufrieden war. Im siebenten Jahre nach Christi Geburt (von dessen Existenz die Geschichte der damaligen Zeit nichts wußte) liefen neue Klagen, größtentheils durch den Einfluß der Pharisäer veranlaßt, in Rom ein. Archelaus stand hier schon längst seiner Unabhängigkeits-Tendenzen halber im schwarzen Buche, und als dessen Geschäftsträger in Rom erschien, erhielt er den Befehl, sofort nach Judäa zurückzukehren und seinem Herrn den Befehl zu überbringen, daß er unverweilt in Rom erscheine. Als dies geschehen, wurde dem Archelaus der Proceß gemacht und er des Hochverraths für schuldig erkannt, in Folge dessen seiner Würde entsetzt und in die Verbannung nach Vienna geschickt.

3.

Weitere politische Verhältnisse der Juden zur Zeit der Jugendjahre Jesu und später.

Jetzt hatten die Juden ihren Willen, des Scepters eines jüdischen Herrschers enthoben zu sein; sie standen nun unter der unmittelbaren Oberherrschaft der Römer, ohne sich deshalb glücklicher zu fühlen. Die erste

Veranlassung zu Conflicten entstand aus der von Rom angeordneten sogenannten Schätzung, einer detaillirten Zählung der Einwohner nebst Angabe der Einkünfte und des Gesammtvermögens.

Diese Schätzung kommt bekanntlich auch in der evangelischen Geschichte Jesu vor; indeß der Erzähler paßt sie dort einer alttestamentarischen Weissagung an und läßt sie kurz vor Jesu Geburt eintreten, wo die Römer noch keine unmittelbare Herrschaft über die Juden ausübten. Die Ursache dieser Angabe beruht ihrerseits wieder in der prophetischen Verkündigung, daß der Messias in Bethlehem geboren werden sollte, wohin man nun die Familie Jesu der Schätzung halber reisen und wo man die Maria Wochenbett halten läßt. Hierüber später Näheres.

Es liegt in dem Charakter aller Menschen, vorzugsweise auch in dem der Juden, daß sie sich nicht gern von Andern in ihre Kasse schauen lassen, und in diesem Sinne ging eine Sage im jüdischen Volke, daß nach einer Schätzung eine verheerende Pest eintreten werde. Wenn sich dies im vorliegenden Falle gleichwohl nicht bestätigte, so schloß man doch aus der vorgenommenen Schätzung auf besondere, den jüdischen Interessen abholde Absichten der Römer. Zwei Pharisäer, Judas und Zadock, hetzten das Volk zum Widerstande, und die sich damals anspinnenden revolutionären Zerwürfnisse entwickelten sich fort bis zu der großen Katastrophe, wo das Judenthum als eigene Nation zerfiel, Jerusalem zerstört und die Nation in alle Länder der Erde zerstreut wurde.

Jene beiden Männer durchreisten das Land und nährten durch feurige Reden die Unzufriedenheit, die nach und nach alle Gemüther ergriff, so daß die Befreiung vom Römerjoche das Stichwort aller politischen Unterhaltung wurde. So lange der milde Augustus als römischer Kaiser herrschte, war man von dorther bemüht, die zerstörte Ordnung wieder herzustellen; diese Milde aber verwandelte sich in das gerade Gegentheil, als sein Stiefsohn Tiberius den römischen Thron bestieg. Die Geschichte nennt diesen Kaiser den Inbegriff aller Nichtswürdigkeiten, der dem Nero an Schandthaten aller Art nicht nachstand. Seine bekannte Habsucht fand in Judäa eine willkommene Quelle der Bereicherung, und er scheute allerdings kein Mittel der Erpressung, um die sich ihm eröffnende Goldgrube nach Herzenslust auszubeuten. Jesus war ein Knabe von 14 Jahren, als jener Thronwechsel stattfand. Annius Rufus hieß der römische Statthalter (Procurator) in Judäa, der dem Tiberius aber bei Weitem nicht streng und fleißig genug im Gelderpressen war, weshalb der Kaiser eine seiner Creaturen, Valerius Gratus, an dessen Stelle hinschickte, der denn auch während der elf

Jahre, wo er diesen Posten bekleidete, das Mögliche im Erpressen leistete, so daß er selbst die Hohenpriesterstellen verschacherte und den Inhaber absetzte, sobald ein Anderer eine größere Summe für die Stelle bot.

Ungeachtet des Menschenmöglichen an Verworfenheit und Grausamkeit wurde Valerius dennoch von seinem Nachfolger, dem uns durch die Evangelien bekannten Pontius Pilatus, überboten, der im 26. Jahre der christlichen Zeitrechnung an dessen Stelle trat: ein Tyrann, dergleichen die Juden noch nicht gesehen, der das Volk nicht nur auf raffinirte Weise aussog, sondern auch ihre Religion verspottete, ihre religiösen Gesetze verhöhnte und im Unterzeichnen von Todesurtheilen sein Vergnügen fand.

So in kurzen Zügen angedeutet, waren die politischen Zustände in jenen Tagen, als die zur Verzweiflung getriebenen Juden in ihrem Unglück mehr wie je Veranlassung fanden, an jene messianische Weissagung zu denken, nach welcher ihnen der Gott ihrer Väter einen Erlöser, einen Befreier aus ihrer leiblichen Noth zu senden verheißen. Während das Volk auf diesen Befreier hoffte, blickten die an geistiger Bildung hoch über ihnen stehenden Priester nach irgend einer Persönlichkeit aus, die geeignet sein konnte, jenen Messias zu repräsentiren und durch ihre Erscheinung das jüdische Volk zu fanatisiren. Dieser Moment, diese Idee war es, die einen mit den vorzüglichsten Geistesgaben ausgerüsteten jungen Rabbi auf den Schild hob. Derselbe that sich in ganz außerordentlicher Weise hervor als öffentlicher Volksredner, Religionslehrer und feiner Kenner der römischen und griechischen Philosophien, wie auch gleichzeitig als Kenner und Benutzer der damaligen Kranken-Heilsysteme, wobei — unbewußt und ohne namentliche Bezeichnung — auch die in unsern Tagen vielfach hervortretende magnetische Kraft eine bedeutende Rolle spielte, da zufällig eben jener ausgezeichnete Rabbi die Gabe der jetzt allgemein bekannten magnetischen Heilkraft in ungewöhnlichem Grade besaß. Vor Allem aber glänzte er durch die liebenswürdige Humanität, mit der er, ohne Unterschied der Religion und des Standes, ja sogar des moralischen Werthes, von seinen außerordentlichen Gaben Gebrauch machte, indem er, über allen Vorurtheilen erhaben, im Menschen nur den Menschen berücksichtigte und bei der Abschätzung seines Werthes die Bildungsstufe mit in Anschlag brachte, die über das Maaß der Zurechnungsfähigkeit zu entscheiden hatte. Die ihm zu Gebote stehende außerordentliche Beredsamkeit, der orientalische Bilderreichthum, der, mit dem seinen verglichen, an Colorit und treffender Wahrheit in der Geschichte aller Nationen unerreicht dastand, hatte einen großen, theilweise

auserwählten Schülerkreis, Freunde und Verehrer selbst unter der Noblesse um ihn versammelt, die an seinen neuen und kühnen philosophischen Sprüchen, auch den unverstandenen, großes Gefallen fanden; und wenn ihm gleichwohl die verneinende Tendenz seiner Lehren gleichzeitig viele Feinde und Widersacher schuf, so konnte doch seine große persönliche Sittenreinheit nicht anders als imponirend für seine Sache wirken, zumal er die augenblicklichen Situationen mit großem Takt zu benutzen wußte, um seine erhabenen Vorzüge zur Geltung zu bringen und seinen Einfluß auf die Menge geltend zu machen.

Diese außerordentliche Persönlichkeit war aber kein anderer als Jesus der Nazarener, zu dessen tragischer Lebensgeschichte wir jetzt mit Ehrfurcht herantreten.

4.
Vorbemerkungen über die Geburt Jesu.

Es hat wohl kaum je ein Menschenleben in der Geschichte einen Platz gefunden, in welchem die späteren Biographen desselben sich so von heilig gehaltenen Vorhersagungen beeinflussen ließen, als in dem vorliegenden, und es haben wissenschaftliche Männer die größte Gelehrsamkeit aufgeboten und dicke Bücher geschrieben, um die dadurch erregten irrthümlichen Angaben aufzudecken und nachzuweisen. Wir unserseits können nur beiläufig auf dergleichen Vorkommnisse hinweisen, da wir uns in diesem Werke nicht auf den mythischen Standpunkt, sondern auf den historischen stellen werden, um dem Leser das wirkliche, nicht das ideelle Leben des größten aller Weltweisen, demnach den Menschen, nicht aber einen Gott, in dieser unserer wahrhaften Geschichte aufzuschließen.

Schon in der eingänglich gebrachten Episode aus der jüdischen Geschichte wurde angedeutet, daß das wirkliche Geburtsjahr Jesu mit der Evangelien-Angabe um vier Jahre differire. Nach der israelitischen Zeitrechnung, die sich bekanntlich nach der sogenannten Erschaffung der Welt richtet, war es das 3756ste Jahr; aber so wenig wurde in den ersten Lebensjahren auf den von unbekannten Eltern gezeugten kleinen Knaben geachtet, daß sein Geburtsjahr in Vergessenheit kommen konnte. Dagegen kann man überzeugt sein: wenn irgend ein Prophet das Geburtsjahr vorher sicher und richtig angegeben hätte, so würden wir es auch richtig in den Evangelien finden, da es den Evangelisten haupt-

sächlich nur darum zu thun war, das Leben ihres Helden den Vorherbestimmungen der Umstände anzupassen, von denen begleitet der Messias, d. i. der Befreier, erscheinen sollte.

Dahin gehört u. A. auch die Vorhersage des Propheten Mich. 5. V. 1, daß der Messias in Bethlehem das Licht der Welt erblicken werde. Die Erzähler Matthäus und Lukas waren auch so vorsichtig, hiervon Notiz zu nehmen, ja sogar den Zusammenhang, wie es gekommen (nämlich durch die bekannte „Schätzung") hinzuzufügen. Johannes, der überhaupt als Evangelist auf eigenen Füßen steht, war aufrichtiger und erzählt, daß das Volk seinen Unglauben an die Messiaswürde Jesu auch dadurch begründet habe, daß er ein Galiläer und als solcher nicht in Bethlehem geboren worden sei. In Wahrheit aber wurde Jesus in dem Heimathorte seiner Eltern, in Nazareth, in der Provinz Galiläa geboren, und zwar keineswegs am 25. December, der als solcher jetzt in der ganzen Christenheit als Geburtstag gefeiert wird, sondern bestimmten Berechnungen nach (die namentlich mit dem bekannten ersten Auftreten Jesu im Tempel zu Jerusalem und mit den darauf bezüglichen Gesetzen und Gebräuchen der Juden in Verbindung stehen) zwischen dem 15. März und dem 15. April. Eine sichere Angabe des Datums existirt nicht. Die Weihnacht am 25. December zu feiern wurde erst im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung eingeführt, und zwar, um bei der immer mehr anwachsenden Verbreitung des Christenthums ein römisches Freudenfest, die sogenannten Saturnalien, die man zur Zeit der Sonnenwende (oder nach der damaligen Version) der Sonnengeburt bei den heidnischen Völkern feierte, mit dem christlichen Freudenfest, der Geburt des Heilandes, in Einklang zu bringen. Die Evangelien schweigen bekanntlich über den eigentlichen Geburtstag ihres Messias und sonderbar genug ist es auch nicht bekannt geworden, welchen Tag die Bekenner des Christenthums vor jener willkürlichen Annahme als solchen gefeiert haben. Man scheint überhaupt in der Vorzeit keinen besonderen Werth auf die Geburtstage, selbst der außerordentlichsten Menschen gelegt zu haben, mindestens erinnern wir uns nicht, in der biblischen Geschichte bezügliche Mittheilungen über Geburtsfeste gefunden zu haben. Diese Geringschätzung der Geburtstage macht sich ja auch noch heute bei den Römisch-Katholischen bemerkbar, indem sie nur ihren Namenstag feiern.

Die historischen Daten der Jugendgeschichte Jesu liefern, wie bei den meisten Menschen, nur eine spärliche Ausbeute, weil man eben in einem Kinde noch nicht die große Zukunft ahnt und jeder Keim eines vollendeten Menschen, sei es auch der größte unter den großen, in den Grundzügen, die aus Eigensinn, Albernheit, Eßbegierde, Neid, Lust an

veränderlichen Spielen und kleinen Tücken zusammengesetzt sind, wie ein Ei dem andern gleicht. Niemand, selbst die Eltern achten nicht darauf, und wenn daher die Mythe nicht noch aus dem Farbenstoff ihrer Phantasie ein buntes und frappirendes Gemälde aus den Zeiten der Geburt, ja sogar noch früher zusammengestellt hätte, so würde es selbst mit den Daten der Evangelien sehr einförmig bestellt gewesen sein. Der aufrichtige Biograph aber darf sich mit so phantastischen Ausschmückungen nicht befassen. Somit haben wir uns nur einige Augenblicke mit den Eltern unseres Helden zu beschäftigen, von denen namentlich die Mutter wegen ihrer Jugend und Schönheit, wie auch wegen des an ihr begangenen Attentats ein besonderes Interesse in Anspruch nimmt.

5.

Die Eltern Jesu.

Die jetzt unter dem Namen der Madonna so hoch verehrte und gefeierte junge Jüdin war die Tochter eines, nach jüdischen Begriffen frommen und gottesfürchtigen Ehepaars in Nazareth, nämlich des Jehonathan und seiner Ehefrau Channa, die ihre Tochter Mirjam (Maria) in aller Zucht und Ehrbarkeit erzogen. Obgleich diese ehrlichen Leute, wie solches ziemlich sicher erwiesen ist, in gerader Linie von der Dynastie des Königs David abstammten, so schützte sie dies nicht vor dem traurigen Loose der Armuth, und Mirjam ernährte sich und unterstützte auch wohl die Eltern von ihrer Hände Geschick, indem sie mit großem Fleiß und besonderer Fertigkeit Haarflechten und Stickerei anfertigte.

Mirjam, als eine der schönsten ihres Geschlechts, wurde mit zum Tempeldienst verwendet (worüber später Näheres), und es scheint ihr — denn Gewisses ist niemals darüber zu erkunden gewesen — in dieser Zeit entweder im Tempel selbst oder auch an anderer Stelle ein seltsames Abenteuer begegnet zu sein, in Folge dessen das junge Mädchen sich, ohne daß sie den Veranlasser kannte, in besondere Verhältnisse versetzt sah. Möglicherweise hat sich ein hochgestellter Priester bei irgend einem Anlasse, vielleicht bei nächtlichen Dienstverrichtungen, während das Mädchen eingeschlafen war oder auch durch Anwendung irgend einer künstlichen Betäubung, eines Attentats gegen Mirjam schuldig gemacht, und da die Physiologie die Möglichkeit einer Befruchtung auf solche Weise

constatirt und die Geschichte selbst unserer Zeit viele ähnliche zu erzählen weiß, so liegt durchaus keine Berechtigung vor, an der Betheuerung Mirjam's zu zweifeln, daß sie von einer Veranlassun gzu diesem körperlich interessanten Verhältnisse, oder wie das Evangelium sich näher ausdrückt, „nichts von einem Manne“ wisse.

Da es wohl wenige Leser geben dürfte, denen bei dieser Erzählung nicht ein gerechter Zweifel aufstiege, ja hier wohl mancher unsere Leichtgläubigkeit verspotten dürfte, die einer Rechtfertigung des katholischen Dogmas von der unbefleckten Empfängniß auf ein Haar ähnlich sieht, so halte ich es für nöthig, um diesem Verdachte zu begegnen, eine physiologische Erklärung der Befruchtung weiblicher Quadrupeden, speciell des Menschen als solchen, darzulegen. Demzufolge wird der mögliche Zusammenhang jener mysteriösen Begebenheit, die von so welterschütternden Folgen war, in einem klareren Lichte erscheinen als die dieselbe bisher umhüllende Nebelwolke des obscuren Wunderglaubens einerseits und der plebejisch-cynischen Volkssage anderseits, von denen keine auch auch nur das Geringste für ihre Berechtigung aufzubringen vermag. Ueber den Beweis sehe man am Schlusse die Parthenogenesis.

Kehren wir zu unserm speciellen Thema von der Menschwerdung Jesu zurück, so haben wir — die Möglichkeit eines sogenannten Beflecktwerdens immerhin zugegeben — dort den Beweis geliefert, daß die schöne Mirjam empfangen und dennoch moralisch völlig rein und unbefleckt geblieben sein kann, indem die Möglichkeit wirklich constatirt werden muß, daß sie mit gutem Rechte behaupten durfte, von keinem Manne zu wissen. Die Bedingung der Befruchtung an sich ist aber eine jener absoluten, zur Neuschöpfung oder Neubildung unabänderlich nothwendigen Naturbestimmungen, von denen die Physiologie keine Absolution gestattet, möge auch die Modification des Actes sein welche sie wolle. Nur die Regeneration durch Knospung oder Theilung, wie solche bei einigen Geschöpfen niederer Organisation stattfindet, macht eine Ausnahme; bei den Quadrupeden kommt sie jedoch niemals vor, daher die Erzählung von der Ueberschattung, materiell genommen, kein Recht auf irgend welche Beachtung hat und positiv der Mythe angehört, wenn es auch gestattet sein dürfte, bezüglich der geistigen Bevorzugung, der Geniuserweckung, in dieser wie in so mancher anderen Persönlichkeit schon eher als von einer besonderen göttlichen Beeinflussung zu sprechen.

Wenn wir somit die Möglichkeit einer unbewußten Empfängniß zugegeben haben, so ist doch der wirkliche thatsächliche Zusammenhang dieser mysteriösen Begebenheit keineswegs als von solchem Umstande begleitet erwiesen. Wie viel auch schon von den Auslegern der biblischen

Geschichte darin geleistet worden, so wird diese delikate Angelegenheit dennoch ewig unenthüllt bleiben, indem man zur Zeit, in welcher die Begebenheit stattfand, keinen so großen Werth darauf legte, um sie über das Niveau einer gewöhnlichen Tagesbegebenheit zu erheben. Als man ihr aber später größere Wichtigkeit beimaß, war der Zusammenhang nicht mehr zu erforschen. Man hat allerdings mehrere Namen genannt, allerlei Vermuthungen aufgestellt, ja sogar sich nicht gescheut, einen römischen Soldaten in die Angelegenheit zu verflechten; doch sind die Meisten hinsichtlich der Begebenheit bei einem Priester stehen geblieben. Größere Wahrscheinlichkeit hat wohl die Erzählung eines Essäers für sich, der in seinen Aufzeichnungen bezüglich dieses interessanten Gegenstandes das Folgende mittheilt.

6.

Bekenntniß eines Essäers über die Empfängniß der Mirjam.

In der Gemeinschaft der essäischen Brüdergemeinde lebte Einer mit Namen Euphanias, der, getreu der Verpflichtung jener Secte, den Obersten derselben auch die geheimsten Gedanken und Thaten zu beichten, Nachstehendes enthüllte: Er sei bald nach dem Passafeste zu einem Besuche in Nazareth gewesen, habe sich bei seiner Ankunft daselbst sehr erschöpft nach einem Ruheplatze umgesehen und ein offenes Haus bemerkt, in welchem ein wundersam schönes Mädchen, während ein schweres Ungewitter im Anzuge war, ihre ängstlichen Blicke in die Ferne über das Thal hinweg nach dem See sandte. Als die Erde vom Donner erbebt, habe sie nach einem Manne Joseph! gerufen, der sich eben auf dem See befunden, und laut gebetet, daß Gott ihn erhalten möge, denn er war ihr Verlobter. Während dieses ängstlichen Gebetes, überwältigt von der Aufregung und Angesichts des fürchterlichen Gewitters, scheint das Mädchen (es war die schöne Mirjam) in eine Art Verzückung ohnmächtig hingesunken zu sein, weshalb Euphanias — wie alle Essäer in einen weißen Mantel gekleidet — hinzutrat, sich ihrer anzunehmen. Von ihrer wunderbaren Schönheit bezaubert, entbrannte er in Sinnlichkeit, und als sie erwacht und erschrickt, giebt er sich für einen Abgesandten Gottes aus, von dem sie auserwählt sei, die Mutter des verheißenen Messias zu werden. In der furchtbaren Exaltation ihrerseits, bei der aufgeregten Naturscene draußen, dem rollenden Donner,

den zuckenden Blitzen und dem stürmischen Andringen des jungen Mannes, der ihr wie im Licht gekleidet erscheint, versinkt sie abermals in Ohnmacht, überläßt sich willenlos seiner Umarmung und (so erzählt es die Historie) „er führte sie in den Rausch des Genusses.“ Bevor aber Maria aus ihrer Verzückung erwachte, war der Jüngling sich seines Frevels reuevoll bewußt geworden und entfloh, indem er draußen noch dem eben vom See heimgekehrten Joseph begegnete. — So weit die Beichte des Essäers Euphanias. Als Joseph zu Mirjam hereintrat, um sie über sein Schicksal zu beruhigen, war sie eben erwacht und wußte in ihrem reinen Herzen nicht, was ihr geschehen, meinte aber, sie habe geträumt und erzählte dem Joseph, es habe sie ein Engel in weißer Lichtgestalt eines Besuches gewürdigt und sie in Verzückung gebracht. Dabei konnte sie sich aber einer gewissen Verschämtheit nicht erwehren und vermochte ihrem Verlobten nicht gerade ins Auge zu sehen. Joseph, kein Jüngling mehr, sondern ein erfahrener Mann, durchschaute sogleich, was vorgefallen, worauf er in seinem Unmuth sich schnell und ohne Abschied entfernte.

Diese zehn Minuten aus dem Leben einer jüdischen Jungfrau sollten in ihren Folgen die halbe Welt umgestalten! Wäre es einem Sterblichen vergönnt gewesen, das Gemälde dieser Folgen Scene für Scene in einem Spiegel zu überschauen: die Ströme vergossenen Blutes, die Bäche von Thränen, die rauchenden Städte und Weiler, die Folterwerkstätten mit ihrem Gewinsel der Gequälten, die Scheiterhaufen mit den rauchenden Gebeinen der Märtyrer des Glaubens, die Klöster voll Unzucht und Wohllebens, die Hyder der Zwietracht, des Geifers, des Mordes unter der Fahne des neuen Glaubens, und Alles was an Elend aus diesem winzigen Saamenkorn einer menschlichen Inbrunst erkeimte — er hätte sich versucht finden können, den verwegenen Wunsch zu hegen, es möchte ein Blitzstrahl jenes Ungewitters am Galiläischen Meere den unglückseligen Essäer zerschmettert haben, der neben dem segensvoll-sittlichen Gewinn auch all' das unsägliche, mehr als tausendjährige Leid über die Erde bringen mußte, das erst jetzt mit dem Beginn einer besseren Erkenntniß seine Endschaft erreicht. Nichts Gleiches ist jemals auf Erden vorgekommen; aber die Weltregierung geht mit ehernem Schritte ihre Wege, in der Kette der Ereignisse reiht sich Ring an Ring und es läßt keiner vom andern, bis sich Alles erfüllt hat, was und wie es der Himmel beschlossen. Das Mädchen aber war bei dem Allen nur ein unschuldiges Werkzeug, und hundertfach mag in jenen Zeiten religiöser Ueberspannung Aehnliches vorgekommen sein, ohne daß die Welt davon erfahren, viel weniger denn Heil oder Unheil daraus entstanden wäre.

Marie hatte indeß wirklich kein Arg aus dem Geschehenen und die Begebenheit kam ihr erst wieder zum Bewußtsein, als sie an dem weiblichen Kennzeichen wahrnahm, daß jener Besuch, den sie wirklich für eine himmlische Erscheinung gehalten, ernstliche Folgen haben sollte. Sie wagte es jedoch nicht, ihren Eltern die Neuigkeit mitzutheilen, sondern zog es vor, eine Freundin zu besuchen, die in dem nahe gelegenen Dorfe Jutha wohnte: Elisabeth, das Weib des Zacharias. Dieser schien etwas Aehnliches begegnet zu sein, denn sie war bereits eine Reihe von Jahren verheirathet gewesen, ohne Mutter geworden zu sein, was sich aber nach einem Besuche desselben Essäers ebenfalls zu ihrem Vortheil geändert hatte. Hiernach scheint es fast, als ob Jesus und Johannes der Täufer (denn dieser und kein anderer war der Sohn der Elisabeth) natürliche Stiefbrüder gewesen, wonach man dann, im Hinblick auf die unbestrittene Genialität Beider, auf eine besondere geistige Begabung jenes Essäers zu schließen berechtigt sein darf.

Elisabeth, so scheint es, war eine kluge Frau. Sie zog eine Anzahl vertrauter Männer, fromme Juden, in das Geheimniß, stellte ihnen die Sache von der übersinnlichen Seite dar, und die Wundersucht der damaligen Zeit macht es begreiflich, daß sich die Befragten einer übernatürlichen Auslegung zuneigten und etwas Außerordentliches von dem zu Erwartenden hofften. Es galt aber bei dem Allen eine gefährliche Klippe zu umschiffen.

Die redlich denkende Maria konnte sich nämlich mit dem Gedanken nicht befreunden, ihren Verlobten zu betrügen, und hielt sich durch das Vorgefallene nicht mehr würdig, sein Eheweib zu werden; dennoch stand auf ihr Vergehen als verlobte Braut, wenn die Folgen zu Tage traten, nach jüdischem Gesetze der Tod, da sich dasselbe mit jenem Märchen von dem Besuche eines Engels schwerlich würde haben beschwichtigen lassen. In dieser Verlegenheit rieth die kluge Elisabeth ihrer Freundin, sich dem Joseph, ihrem Bräutigam, zu entdecken: ein verständiger Rath, da Joseph gutmüthig war, die Maria herzlich lieb hatte und auch wohl den Zusammenhang jener verhängnißvollen Gewitterscene, bei welcher Maria eine durchaus passive Rolle gespielt hatte, durchschaute.

Es blieb also bei dem Beschluß. Maria hatte bereits drei Monate bei ihrer Freundin zugebracht, als sie wieder nach Nazareth zurückkehrte, und wurde hier, ungeachtet der Ruf ihrer Schwangerschaft bereits bis dahin gedrungen war, von ihrem Verlobten auf das Freundlichste empfangen. Mit Entsetzen aber gedachte dieser des unvermeidlichen Schicksals der armen Maria, die ihm freimüthig den Thatbestand mittheilte, sofern er sich nicht als der Verführer derselben öffentlich

erklärte. Er schwankte in seinen Entschlüssen hin und her und wurde endlich mit sich einig, ihr unter vier Augen friedlich und freundlich seine Gründe auseinander zu setzen und die Verlobung ohne Zuziehung der beiden gesetzlichen Zeugen rückgängig zu machen, auch überhaupt die Ursache der Scheidung geheim zu halten. Was Letzteres bezwecken sollte, ist nicht wohl abzusehen, da alle Welt bereits Maria's Zustand kannte und die seltsamsten Gerüchte die Runde unter dem Volke gemacht hatten.

Maria, über Josephs Entschluß ihr zu entsagen, zum Tode erschrocken, erzählte ihm unter heißen Thränen noch einmal den Hergang der Sache, betheuerte, daß sie den Besuch eines Engels gehabt und keines Sterblichen Hand sie berührt habe, und wies zugleich auf Zacharias hin, an dessen Eheweib ein ähnliches Wunder geschehen sei und wie der Mann sich dessen höchlich erfreue. Kurz, Maria erschöpfte sich in allen möglichen Ueberredungskünsten, ihren Verlobten von ihrer Unschuld zu überzeugen und ihn in seinem Entschluß, sich von ihr zu trennen, wankend zu machen.

Joseph, obwohl nicht leichtgläubig genug, der Visionärin in ihrem wundergläubigen Vorgeben beizupflichten, vermochte gleichwohl in Maria keine verschmitzte Betrügerin zu erkennen, die als solche seiner Achtung und somit seines Mitleids unwürdig gewesen wäre. Er fühlte ein herzliches Erbarmen mit der Unglücklichen und sann eifrig darüber nach, was zu thun, um des Mädchens, aber auch sogleich seine eigene Ehre vor der Welt zu retten; und in diesem peinlichen Zwiespalt gab es für ihn ersichtlich keinen anderen Ausweg, als sich scheinbar dem Glauben an eine übernatürliche Begebenheit anzuschließen und somit seine Verlobte als eine von Gott zu großen Dingen Auserwählte anzuerkennen und von aller Welt ein Gleiches zu verlangen.

Was hätte auch Joseph unter solchen Umständen Klügeres thun können? Die ganze Anschauungsweise der Juden war auf dem Glauben an Wunderthaten, außerordentliche Veranstaltungen Gottes auf Erden begründet und es würde als strafbare Lästerung angesehen sein, wenn irgend ein Jude an der Möglichkeit wunderthätiger Erscheinungen hätte zweifeln wollen, da ja die ganze Geschichte dieses angeblich bevorzugten Volkes nur eine einzige bunte Reihe von göttlichen Wunderthaten war. Daß aber Joseph in seinem Herzen anders dachte und seiner besseren und klareren Einsicht in den Zusammenhang der Begebenheit, wie er sie gleich anfangs aufgefaßt, nicht entsagt hatte, geht schon aus dem Umstande hervor, daß er heimlich bei sich beschloß, die seiner innigsten Ueberzeugung nach von einem anderen Manne Entweihte, um sie vom Ver-

derben zu retten, zwar zum Weibe zu nehmen, aber sich jedes geschlechtlichen Umganges mit ihr zu enthalten. Diesen Ausweg, zum Frieden mit sich selbst zu kommen, wird man um so natürlicher und begreiflicher finden, wenn man erwägt, daß die Orientalen überhaupt von jeher noch bei weitem strengere Begriffe über die Keuschheit des schönen Geschlechts hatten, als wir sie haben.

Es läßt sich nach den damaligen Umständen leicht erachten, daß diese Geschichte in der nächsten Umgebung Maria's und ihrer Eltern (von denen uns die Historie leider wenig aufbewahrt hat) viel von sich reden machte, und da die politische Bedrückung des Volkes der Juden dasselbe in jener Zeit mehr wie je nach einer rettenden Hand ausschauen ließ, auch der Messiasglaube, die Hoffnung auf einen Befreier von der römischen Herrschaft, als letzten Rettungsanker ihr ganzes Sein und Wesen erfüllte, so ist es wohl erklärlich, daß jene mysteriöse Geschichte der Maria viele gläubige Seelen fand und man allerdings Ursache zu haben glaubte, der Entbindung der Frau Joseph mit besonderem Interesse entgegen zu sehen, zumal es doch immerhin noch möglich war, daß sie von einem Mädchen entbunden werden könnte, wodurch freilich die Illusion frei zu Tage gelegen hätte.

Jeder, der sich veranlaßt fühlt, diese Thatsache zuzugeben, wird sich gestehen müssen, daß die Empfängniß und Geburt Jesu keineswegs gewöhnlich und alltäglich genannt werden darf, wie man sie meist in den Profangeschichten des Lebens Jesu dargestellt findet, wenn auch die phantastische Ausschmückung der Evangelisten mit dieser Wirklichkeit im Entferntesten nichts zu schaffen hat.

Ein Moment dieser erwartungsvollen ersten Zeit des noch ungeborenen, aber von Vielen in vollem Ernste erwarteten Messias wurde mit den Besprechungen der bezüglichen Weissagungen ausgefüllt, die sich in den heiligen Schriften, namentlich in den Propheten vorfanden und selbst heute noch unsern christlichen Theologen so überaus geläufig sind. Ein Hauptmoment dieser Weissagung bildet bekanntlich die so auffallend positiv ausgesprochene Bestimmung, daß der Messias in gerader Linie vom weiland König David abstamme. Es war den Gläubigen mithin die Aufgabe nahe gelegt, sich nach dem väterlichen Stammbaum des mit Sicherheit erwarteten Knaben bei Zeiten umzuschauen, und da fand sich denn, daß — selbst den Angaben des Talmud nach — die Eltern der Maria, mindestens der Vater (denn die Frauen zählten bei dieser Angelegenheit nicht) allerdings aus dem Geschlechte Davids herstammten, obgleich einige Evangelisten nichts davon erwähnen. Das will aber nicht viel bedeuten, denn diese erst in einer viel späteren Zeit

lebenden und als Erzähler auftretenden wunderbaren Heiligen haben sich gerade bei Aufstellung des Geschlechtsregisters Jesu die heillosesten Blößen gegeben.

Kommt es wirklich darauf an, als Wahrzeichen des echten Messianismus unseres Religionsstifters die direkte väterliche Abkunft vom König David nachzuweisen, so tritt hier natürlich die ungemein heikligе Frage in den Vordergrund: wer ist der eigentliche, wirkliche Vater des Jesus? — Joseph, der ausdrücklich erklärt hat, er sei es nicht, schloß sich, um die Ehre und vielleicht das Leben Maria's zu retten, scheinbar derjenigen Partei an, die eine mittelbar durch den Engel Gabriel vollbrachte göttliche Zeugung annahm. Dabei kam aber jene David'sche Geschlechtsdebatte in arge Verlegenheit, denn wie wollte man den Engel Gabriel mit dem David'schen Stammbaum in Einklang bringen? Bei derartigen Wundergeschichten macht man indeß mit Scrupeln, ja sogar mit Unmöglichkeiten kurzen Proceß. Die beiden Evangelisten Matthäus und Lucas, die sich speciell in den Nachweis der David'schen Abstammung eingelassen, haben dadurch später — allen christlichen Theologen zum Aergerniß — eine noch größere Verwirrung in diese Angelegenheit gebracht, als schon ohnehin vorhanden war. Sie haben nämlich jeder eine besondere Geschlechtstafel Jesu aufgestellt, die aber leider, trotz der hohen Würden und angeblichen göttlichen Autorität der Verfasser, mit einander im auffälligsten Widerspruche stehen; ja Matthäus, der mit seiner Geschlechtstafel schon beim Abraham anhebt, geräth sogar mit dem Alten Testamente in Widerspruch. Sehen wir aber von allen diesen Dingen ab und beginnen mit dem hohen Psalmdichter David, so können wir von den beiden Evangelisten als Chronisten unmöglich einen vortheilhaften Begriff erlangen, da von Seiten des Lucas zwischen David und Jesus 41 Geschlechter gezählt werden, während Matthäus nur deren 26 anzugeben weiß. Was hierbei aber das Schlimmste: daß Beide verschiedene Namentafeln benutzen, indem Matthäus von Salomon, Lucas aber von Nathan (beides Söhne Davids) beginnt. Sonderbar genug laufen beide zu dem angeblichen Vater des Jesus, zu Joseph hinaus, dessen Vater nach Matthäus: Jacob, nach Lucas aber Eli geheißen haben soll. Eines kann nur richtig sein; wahrscheinlich aber sind beide Aufzählungen falsch, und jedenfalls stimmt keine von beiden, wenn Joseph (wie es wirklich geschehen) die Vaterschaft leugnete.

Die Theologen haben das Menschenmögliche geleistet, um diesen Widerspruch zu lösen, aber ihre Künste sind zu wunderlich, als daß sie in einer wahrhaften Chronik die geringste Beachtung verdienten. Die Ehrlichsten unter ihnen haben denn auch eingestanden, daß hier keine Har-

monie zu finden sei. Wir fügen hinzu, daß jene Geschlechtsregister um so mehr als Phantasiestücke zu betrachten sind, als durch die unglückseligen Schicksale der jüdischen Nation, namentlich während der babylonischen Gefangenschaft, das Familienleben dermaßen zerrissen und die Interessen so lebhaft auf andere Gegenstände gelenkt wurden, daß ein unbekannter Jude, wie es der Zimmermann Joseph gewesen, gewiß viel mehr Veranlassung fand, sich für einen Tannen- oder Cedernbaum, als für seinen Stammbaum zu interessiren. Die Messiassüchtigen sprachen allerdings oft und viel von dem Sohne Davids, wenn von dem Messias die Rede war, was aber sehr natürlich, da es längst eine landläufige Sage war, daß der Messias ein Nachkomme Davids sein solle und müsse, wenn sein Messianismus auf Echtheit Anspruch machen wollte.

7.

Die Geburt Jesu.

Während der ganzen Zeit, in welcher Maria ihre Frucht trug, steckte man in Nazareth, wo das Ereigniß der angeblich übernatürlichen Empfängniß unvergessen war, die Köpfe zusammen; und als sie, die unterdessen mit Joseph getraut worden, einstmals mit ihrer Freundin, der schon erwähnten Frau des Zacharias, zusammentraf und beide als Heimsuchungs-Colleginnen den mysteriösen Besuch des Jünglings im weißen Mantel besprachen, meinten die Frauen das Hüpfen der noch ungeborenen beiden Knaben, wie solches noch jeden Tag vorkommt, als eine besondere Begrüßung der beiden kleinen Vettern auslegen zu dürfen. Die Chronisten haben nicht versäumt, auf diesen Umstand einen ganz besonderen Werth zu legen, zumal ja der Sohn des Zacharias als Johannes der Täufer eine besonders interessante Rolle in Jesu Leben zu spielen vom Geschick berufen war.

Endlich kam die Stunde der Entscheidung heran, wo sich die Erwartung im ersten Grade entweder bestätigen, oder eine Täuschung herausstellen mußte. Der unglückliche Umstand der Doppel-Erzählung zweier Chronisten oder sogenannten Evangelisten bringt auch hier wieder, gleich wie bei dem Geschlechts-Register, die heilloseste Verwirrung hervor, indem jeder die begleitenden Umstände anders erzählt.

Die Sache ist aber wirklich zu komisch, als daß wir nicht einige Augenblicke bei derselben verweilen sollten. Eine alte Sage, gestützt auf

eine noch viel ältere Prophezeiung, giebt nämlich als Geburtsort des Messias Bethlehem, einen Flecken unweit Jerusalem, an. Wie die sogenannten Propheten ihrer Zeit darauf gekommen, ist nicht bekannt; auch darf man wohl behaupten, daß man in Nazareth an jene Prophezeiung gar nicht gedacht hat, da nichts gewisser ist, als daß Maria, die Gattin des fleißigen und gutmüthigen Joseph, ihr Wochenbett ruhig in ihrem eigenen Häuschen abgehalten. Man war seelenvergnügt, daß es doch wenigstens ein Knabe war, den sie geboren; das Weitere mußte sich ja finden. Vorläufig aber war der kleine Messias ein kleiner Schreihals wie alle anderen Neugeborenen, und von seiner Messiaswürde war jedenfalls zu dieser Zeit noch nichts wahrzunehmen.

Damit war indeß den Evangelisten, die so viele Jahre später nach Jesu Tode es übernahmen, sein Leben und Wirken zu illustriren, nicht gedient; jeder von ihnen legte sich die näheren Umstände nach dem Grade seiner Phantasie zurecht, um die Reclame möglichst effectreich zu machen. Zunächst mußte ihr Held und Messias das Licht der Welt in Bethlehem erblicken; darüber war man einverstanden, weil es die Propheten so gewollt hatten. Matthäus giebt sich keine Mühe, diesen Umstand zu erklären, wie und warum die Frau aus Nazareth in Bethlehem Wochenbett gehalten habe. Lucas aber ist gewissenhafter; er sucht die Sache nach seiner Weise glaubwürdig zu machen, verwickelt sich aber trotz seiner göttlichen Inspiration in die heillosesten Widersprüche mit der Geschichte.

Er läßt nämlich die Juden sämmtlich zu einer Schätzung nach Jerusalem einladen, und auf dieser Reise, bei welcher die Galiläer Bethlehem zu passiren hatten, soll die Entbindung stattgefunden haben. Ich habe schon früher erwähnt, daß zur Zeit der Geburt Jesu historisch nachweislich gar keine Schätzung stattgefunden hat; indeß bemerkt der Evangelist noch, scheinbar recht genau und sicher: zur Zeit als Augustus römischer Kaiser und Quirinus Statthalter in Syrien war. Nun ist es aber geschichtlich erwiesen, daß namentlich unter Augustus nie eine Schätzung stattgefunden hat; ja noch mehr: Judäa war zu jener Zeit noch gar nicht unter absoluter römischer Herrschaft, denn selbst nach Lucas' eigener Angabe herrschte damals noch Herodes als König über das jüdische Volk, das zwar den Römern zinsbar war, aber eine Schätzung ist niemals unter der königlichen Regierung verlangt oder ausgeführt worden. Auch gab es damals keinen Statthalter Quirinus in Syrien; dieser wurde vielmehr eingesetzt, als Jesus ungefähr ein Knabe von zehn Jahren sein mochte. Alle diese ungeschichtlichen Angaben und Widersprüche bezeugen es nur zu deutlich,

daß die Verlegung der Geburtsstätte Jesu von Nazareth nach Bethlehem als eine auf Kosten der Wahrheit und Wirklichkeit beliebte Anpassung an die Prophezeiung des Michael (Kap. 5, Vers 1) betrachtet werden muß. Auf die Ausschmückung der angeblich von höheren Mächten illustrirten Geburtsstunde werde ich gleich näher eingehen; da aber be dieser Illustration auch die sogenannten apokryphischen Evangelien ein Wort mitzureden haben, so halte ich es für zweckmäßig, bevor ich auf Jesu ersten Eintritt in die Welt besonders eingehe, dem Leser über diese, Manchem gewiß völlig unbekannten Bücher einige kurze Notizen zu geben.

Im Laufe der ersten 150 Jahre (vielleicht auch noch später) nach Christi Tode, als die neue Lehre mehr an Ausbreitung gewann, waren es nicht nur die uns bekannten vier Evangelisten Matthäus, Lucas, Marcus und Johannes, welche sich herbeiließen, die bisher nur als Ueberlieferung bestehende Geschichte Jesu schriftlich abzufassen, sondern es gab außer ihnen noch eine Menge anderer Chronisten, welche die betreffenden Sagen und Erzählungen niederschrieben. Einer überbot nun den andern an wunderbaren Erfindungen, denn da es galt, den Herrn und Meister in möglichst imposanter überirdischer Glorie darzustellen, so ging man über die mündlichen Erzählungen weit hinaus und ließ der Phantasie (die ohnehin bei den Orientalen sehr lebendig ist) nach Möglichkeit freien Lauf.

Diese große Anzahl christlicher Schriften machte den Kirchenvätern die Köpfe so warm, daß sie vor Verwirrung sich zuletzt nicht mehr Rath wußten; namentlich hatte man dem unschuldigen und liebenswürdigen Jüngling Jesu mancherlei Wunderthaten angedichtet und so viele Widersprüche aufgehäuft, daß am Ende selbst dem gläubigsten Pfaffen der Verstand still stand, was freilich nicht von großer Bedeutung, da der Verstand bei ihnen häufig keine bedeutende Rolle spielt. Um nur ein Beispiel von der Erfindungsgabe jener apokryphischen Evangelisten zu bringen, denen in jenen Tagen noch gleiche göttliche Autorität mit unsern vier, jetzt als kanonisch bezeichneten zugestanden wurde, so erzählte einer von ihnen u. A. Folgendes:

Als Jesus noch ein kleiner Knabe von etwa 5 bis 6 Jahren war, saß er eines Tages vor dem Häuschen seines Vaters in Nazareth und formte aus Lehm, den er mit den Händen knetete, kleine Vögel, Sperlinge und dergleichen. Dem sahen andere kleine Judenknaben aufmerksam zu und wollten ihre Hände auch gern darein mengen. Der kleine kecke Jeschua aber wußte sich bei ihnen in Respect zu setzen, und es lohnte derbe Püffe. Aber die Bursche kamen immer wieder heran und wußten endlich ihr Vorhaben, dem Jeschua das Vergnügen an

seinen plastischen Uebungen zu verleiden, nicht anders ins Werk zu setzen, als daß sie, den Schauplatz rings umstellend, sich sämmtlich in Positur setzten und die kleinen Lehmvögel ihres Gespielen durch Uriniren zu zerstören suchten. Da aber — so erzählt der gewissenhafte Chronist — erhob Jeschua seine Augen gen Himmel und gab vermöge seiner wunderthätigen Kraft nur einen Wink, und die kleinen Vögelein aus Lehm wurden lebendig und flogen davon.

Dergleichen Phantasiestücke gab es mancherlei in jenen apokryphen Evangelien, die leider nicht mehr alle existiren; zur Zeit sind nur noch sechs vorhanden. Ueber das beklagenswerthe Verschwinden derselben ist Folgendes bekannt geworden.

Wie bereits erwähnt, gaben die mannigfaltigen Widersprüche in diesen phantastisch ausgeschmückten Biographien des größten aller Religionsstifter so reichen Anlaß zu Aergernissen, Streitigkeiten und Sectirereien, daß der christliche Kirchenfürst, dessen Residenz damals — bald nach Kaiser Constantins Uebergang zum Christenthum — Stambul (Constantinopel) genannt war, ein Concilium von Bischöfen nach Nicäa ausschrieb, um zu überlegen, wie diesem Uebelstande abzuhelfen sei. Nach langem Wortgefecht beschloß man endlich, dem lieben Herrn Christus der doch die Sache am besten verstehen müsse, die Auswahl der besten und wahrheitsgetreuesten Schriften selber zu überlassen. Man darf nämlich nicht vergessen, daß es sich hier um die Original-Manuscripte handelte, indem zu jener Zeit noch keine Buchdruckereien existirten und — abgesehen von dem Umstande, daß es nur wenige Gelehrte gab, die des Schreibens kundig — man auch keine Abschriften zu nehmen gestattete, damit die Urschriften nicht etwa gar in die Hände von Laien gerathen möchten, um das Aergerniß nicht noch viel größer zu machen.

Wie fingen es nun aber die schlauen Pfaffen an, ihren Herrn Christus zu dieser Auswahl der richtigen Bücher zu veranlassen, über deren Zahl man sich wahrscheinlich schon geeinigt hatte? Man muß wirklich über die Schlauheit, mit welcher man hierbei zu Werke ging, staunen! An einem dazu bestimmten, mit großem Pomp ausgerüsteten Festtage trug man sämmtliche Original-Schriften in die glänzend ausgeschmückte Kirche zu Nicäa und legte sie sämmtlich in Reihen auf den Altar. Hier segnete sie der christliche Patriarch feierlich ein und bat in einer salbungsvollen Rede den lieben Herrn Jesu, unter Beistand des heiligen Geistes durch irgend ein erkennbares Merkmal die richtigen Schriften bezeichnen zu wollen. Diese Feierlichkeit fand gegen Abend statt, und um dem Allwissenden zu dem erbetenen Werke Zeit zu lassen, war bestimmt worden, daß man erst am nächsten Morgen nachsehen

wolle, wie die Wahl ausgefallen sei. Man verschloß, ja versiegelte sogar die Thüren der Kirche und der Patriarch selbst nahm die Schlüssel in Verwahrung.

Mit gleichem Gepränge, wie Tags zuvor die Einleitung stattgefunden, wurde nun auch der Ausgang dieses erhabenen Werkes von der Gesammt-Priesterschaft illustrirt, während man die ganze Nacht gesungen und gebetet, mit allen Glocken geläutet und um eine gesegnete Wahl gefleht hatte. Endlich öffnen sich die Pforten, und siehe da! die 27 auf uns gekommenen kanonischen Bücher, die Evangelien des Matthäus, Lucas, Marcus und Johannes, die Apostelgeschichte, Episteln u. s. w. lagen unversehrt und unberührt auf dem Altar, die andern aber auf der Erde. Alles schrie Mirakel, man lobte und pries Gott und seinen Sohn, der solches Wunder gethan, und um sich vor den verurtheilten Apokryphen für alle Zeit sicher zu stellen, wurden diese feierlich den Flammen überliefert.

Die eigentliche Zahl derselben ist unbekannt, auch sind nicht alle Namen und Titel, sondern nur deren 51 auf uns gekommen, nämlich: 1) Evangelium des Apostels Andreas, 2) des Apelles, 3) der 12 Apostel, 4) des Barnabas, 5) des Barthelemeus, 6) des Basilides, 7) des Cerinthes, 8) der Ebioniten, 9) der Aegypter, 10) der Encratiten, 11) der Kindheit Jesu, 12) der Ewigkeit, 13) der Eva, 14) der Gnostiker, 15) der Hebräer, 16) des Hesichius, 17) des Jacobus, 18) des Todes der Maria, 19) des Judas, 20) des Thadeus, 21) des Lucius, 22) des Lucianus, 23), 24) und 25) drei verschiedene der Manichäer, 26) des Marcion, 27), 28) und 29) drei verschiedene der Geburt Maria, 30) der Nazarener (hebräisch geschrieben, wird für das älteste und zuverlässigste gehalten), 31) des Matthias, 32) des Nicodemus, 33) des Paulus, 34) der Vollkommenheit, 35) des Philippus, 36) des Apostels Petrus, 37) der Simoner, 38) der Syrier, 39) des Tacius, 40) des Thadeus, 41) des Thomas, 42) des Valentin, 43) der Lebenden, 44) Geschichte der Familie Jesu, 45) Geschichte Jesu von seinen nächsten Verwandten aufgesetzt, 46) der Maria, 47), 48) zwei Sammlungen von Gesprächen Maria's, 49) Geschichte des Todes Jesu, 50) Geschichte seiner Geburt, 51) die Apostelgeschichten des Abdias in zehn Büchern. Hierzu kommen noch verschiedene einzelne Briefe und Briefsammlungen, welche Jesus mit verschiedenen Fürsten und Völkern gewechselt haben soll, und endlich die 27 in unserm Neuen Testament enthaltenen sogenannten kanonischen Schriften.

Wie jenes Wahlmirakel in Scene gesetzt wurde, 'brauche ich dem Leser wohl nicht näher auseinander zu setzen. Die Pfaffen wußten sicher

ein kleines Nebenpförtchen in dem Tempel zu finden, wenn sich nicht gar einer der Beauftragten von ihnen in der Kirche einschließen ließ. Genug, der Zweck war erreicht. In unsern christlichen Schulen wird uns freilich nichts von dieser mysteriösen Geschichte erzählt; aber Witschel, der Dichter der bekannten „Morgen- und Abendopfer“, deutet etwas davon an, indem er irgendwo in seinen Episteln an die Christen sagt: „Und vielleicht in Stambuls Mauern findet sich noch ein Urevangelium.“ Witschel war nämlich Pfarrer und also einer der Herren, welche sehr wohl alle die Wundergeschichten aus der christlichen Urzeit kennen, aber uns Laien davon nicht gern etwas mittheilen.

Für die Auffindung des eigentlichen Urevangeliums in Stambul ist leider keine Aussicht, denn heutigen Tags steigt kein Phönix mehr aus seiner Asche hervor; aber aus jenen verbrannten Evangelien ist doch, da sie von den Kirchenlehrern Jahre lang benutzt wurden, Manches in schriftlichen Auszügen gerettet worden, so auch eine Menge wohlerfundener Wunderhistorien, von denen ich, um wieder in die Geschichte der Geburt Jesu einzulenken, noch eine kund thun werde, wie sie mir von einem alten, jetzt längst verstorbenen Theologen mitgetheilt worden.

Welcher von den profanen Evangelisten der Erzähler gewesen, ist mir nicht erinnerlich; der Mann muß aber eine lebhafte Phantasie gehabt haben, da er nämlich Folgendes erzählt: Als Joseph mit seiner Maria auf dem Wege nach Jerusalem in die Gegend von Bethlehem gekommen war und man an dem Tage einen starken Marsch gemacht hatte, überraschten die ermattete Frau gegen Abend auf freiem Felde die Wehen. Die Gegend war einsam, kein Haus in der Nähe und Joseph gerieth daher in die peinlichste Verlegenheit. Glücklicher Weise bemerkte er, da er sich nach einer passenden Lagerstelle für die Kreißende umsah, eine Höhle; in diese trug oder führte er seine Gattin, legte sie sanft auf seinen Mantel nieder und eilte nun, so schnell er es vermochte, nach der Stadt, um eine Hebamme herbeizurufen. Ich weiß nicht, durch welche Ursache es geschah, daß statt einer zwei Hebammen erschienen, der Erzähler gedenkt aber ausdrücklich dieses Umstandes. Sie scheinen zu verschiedenen Zeiten eingetroffen zu sein, was aus Folgendem zu schließen: Der Erzähler, indem er mit Wohlgefallen bei dieser Geburtsscene verweilt, bemerkt nämlich, daß Joseph vorläufig nur mit einer Hebamme in die Höhle getreten sei, wo die Maria derselben Mittheilung gemacht habe, daß sie trotz ihres jetzigen Zustandes noch eine unentweihte Jungfrau sei. Frauen dieser Art lassen sich aber nicht täuschen, und so kann man es der jüdischen Hebamme nicht verargen, daß sie das Verlangen stellte, bevor sie diese Angabe als wahr annehme, möge ihr eine Untersuchung

gestattet werden. Der Erfolg derselben, so versichert der Evangelist, sei dann aber gewesen, daß die Hebamme für ihren Unglauben bestraft worden sei und ihre Hand fürchterlich verbrannt zurückgezogen habe, worauf sie sich höchst erschrocken, eiligst entfernt und einer anderen Hebamme die Entbindung überlassen habe, welche auch ohne Untersuchung den Worten der Frau Joseph geglaubt habe und dafür einer Anwartschaft auf die Gnade des Himmels versichert worden sei.

Bald nachdem ich obige Geschichte niedergeschrieben, ging mir noch die Originalquelle für dieselbe, nämlich das apokryphische, in griechischer Sprache verfaßte sogenannte „Vorevangelium" des Jacobus zu. Es ist das älteste der noch vorhandenen Evangelien, das sich in der Sprache von unsern canonischen Evangelien fast gar nicht unterscheidet und namentlich bei der griechischen Kirche lange in großem Ansehen stand. Der Verfasser, wer er auch immer gewesen, gehörte aber sicher der bekannten gnostischen Schule an.

Das Vorevangelium beginnt schon mit den Eltern Maria's, Joachim und Anna, die lange kinderlos blieben, worüber die Frau sich sehr grämte, da bei den Juden hierin eine Unehre gefunden wurde. So saß Anna eines Tages unter einem Lorbeerbaum weinend und flehte zu Gott, ihren Leib zu segnen. Und als sie aufblickte zum Himmel, bemerkte sie auf des Baumes Aesten ein Sperlingsnest, das ihrem Kummer neue Nahrung gab, so daß ihre Klagen ertönten: „Wehe mir, wer hat mich gezeugt, welcher Schooß hat mich geboren, daß ich ans Licht gekommen als eine Verfluchte, und werde geschmäht und verhöhnt und verstoßen aus dem Tempel des Herrn meines Gottes? Wehe mir, wem bin ich zu vergleichen? Nicht den Vögeln unter dem Himmel, denn sie sind fruchtbar vor Deinem Angesicht, o Herr; nicht dem unvernünftigen Gethier auf Erden, denn auch sie sind fruchtbar vor Deinem Angesicht o Herr! Wehe mir! Nicht zu vergleichen bin ich diesen Wässern, denn auch die Wasser sind fruchtbar vor Deinem Angesicht! So auch nicht der Erde, denn sie bringt Früchte hervor zu ihrer Zeit und preiset Dich, o Herr!"

Ueber diesen Klagen, erzählt der Evangelist, sei ein Engel zu ihr getreten und habe ihr die Erhörung ihrer Bitte verkündet, worauf Anna ihm versprochen, daß ihr erstes Kind, welchen Geschlechts es auch sei, dem Herrn dargebracht werden solle. Eine ähnliche Botschaft soll der Mann empfangen haben. „Und im neunten Monate gebar Anna ein Mädchen und nannte es Maria. Da dasselbe nun sechs Monate alt geworden, stellte es seine Mutter auf die Erde, zu versuchen, ob es stehen könne. Und es lief umher sieben Schritte und kam an den Busen

seiner Mutter. Da gelobte dieselbe, es solle das Kind nicht umherlaufen auf diesem Boden, bevor es dem Tempel des Herrn dargebracht sei. Da brachte der Vater das Kind den Hohenpriestern und sie segneten dasselbe." In dieser Erzählung scheint etwas Historisches zu liegen, denn bekanntlich war Maria später im Tempeldienst wirklich angestellt, obgleich sie, wie es ebenfalls erwiesen, in späterer Zeit eine Haarflechterin war. Hören wir indeß weiter, was unser apokryphisches Evangelium von Maria berichtet.

Als das Mädchen zwei Jahre alt war, erinnerte ihr Vater die Mutter an das Gelübde und drängte sie, es zu erfüllen. Anna aber meinte, man wolle noch lieber ein Jahr warten, damit das Kind nicht etwa Heimweh bekäme; und so geschah es. Als nun auch diese Zeit verronnen, richtete man sich auf die Erfüllung des Gelübdes ein, d. h. man lud eine große Anzahl unbefleckter Mädchen herbei, jede mit einer angezündeten Lampe, die mußten die kleine Maria zu dem Tempel geleiten, was wahrscheinlich als eine Art Zaubermittel gegen das Heimweh galt. So trat sie nun daselbst ein; angeblich empfing sie der oberste Priester mit einem Kuß, segnete sie und prophezeite ihr schon jetzt ihre dereinstige hohe Würde. Der Evangelist fügt aber buchstäblich hinzu: „Und er stellte sie auf die dritte Stufe des Altars und Gott der Herr ergoß seine Gnade über sie, so daß sie tanzte lustig auf ihren Füßen und es begrüßte sie das ganze Haus Israels." Diese letztere Wendung bekundet offenbar zweierlei: einmal, daß der Verfasser mit dem jüdischen Ritus nicht vertraut war, indem hier dergleichen Tänzerinnen nicht vorkamen, er also wahrscheinlich ein Römer oder Grieche war; und dann, daß seine Schrift ganz oder theilweise als ein Werk der Erfindung, als ein Phantasiestück zu betrachten.

Doch hören wir weiter:

Als Maria zwölfjährig geworden, beriethen sich die Priester, was mit ihr weiter zu thun? Den Jahren nach könne jeden Tag das Weibliche über sie kommen und sie somit das Heiligthum beflecken. So sprachen sie nun mit ihrem Vater Zacharias und schickten ihn zum Gebet an den Opferaltar, und was ihm der Herr dann ins Herz legen würde, das solle geschehen. Als dem nun Folge gegeben war, trat ein Engel zu Zacharias und sprach: „Gehe hinaus und versammle alle Witwer im Volke, Jeder aber soll einen Stab mitbringen, und an welchem der Herr ein Zeichen offenbaren wird, dessen Weib soll Maria sein." Nun gingen die Herolde durch alle Gegenden Judäa's und verkündeten den Ruf, und die ihn vernahmen, begaben sich zu dem Tempel und dem Priester. Auch Joseph, der Zimmermann, warf seine Axt hin und folgte

dem Rufe, denn er war gleichfalls ein Witwer. Der Priester nahm alle die Stäbe, trug sie in den Tempel und betete über sie, und da es geschehen, trat er heraus und gab Jedem seinen Stab wieder, den letzten aber empfing Joseph. Nun begiebt sich an diesem folgendes Wunder: aus dem Stabe ringt sich eine weiße Taube los und flattert auf Joseph's Haupt. Da sprach der Priester: „Dir ist das Loos zugefallen, die Jungfrau des Herrn ist Dein; nimm sie hin zur Obhut in Deinem Hause." Joseph aber protestirte, indem er zu bedenken gab, daß er große Söhne im Hause habe, deren Gespött er zu werden fürchten müsse. Der Priester aber erinnert ihn aus der heiligen Geschichte an die schrecklichen Folgen des Ungehorsams gegen Gott; dessen entsetzte sich Joseph, er wurde bange und fügte sich. Als nun Maria in seinem Hause war, sprach er zu ihr: „Siehe Maria, ich habe Dich zu mir genommen aus dem Tempel auf Befehl des Herrn, Dich zu beschützen; aber ich muß meinem Häuserbaue nachgehen, kehre aber zu guter Zeit zu Dir zurück, der Herr wird Dich beschützen."

Es folgt nun noch eine Episode von sieben unbefleckten Jungfrauen, welche für den Tempelvorhang köstliche Fäden spinnen sollten. Die Tempeldiener gingen aus danach zu suchen, und fanden — seltsam genug — nur sechs. Da erinnerte sich der Hohepriester der Maria, und als man darum losete, wer da spinnen sollte den Goldfaden, den Aminet (?), den Baumwollenfaden, den Seidenfaden, den Hyazintfaden, den Scharlach und den Purpur, da fiel ihr der Purpur zu, und sie nahm den Stoff und ging nach ihrem Hause.

Es reiht sich hieran die uns aus den canonischen Evangelien bekannte Ueberschattungs-Historie, auf die wir später zurückkommen.

Leugnen läßt sich nicht, daß diese den apokryphischen Evangelien angehörige Fabel eine große für uns bestandene Lücke ausfüllt, denn bis dahin blieb es völlig unerklärlich, wie das blutjunge schöne Mädchen zu einem so alten Manne gekommen sei? Dies ist uns jetzt klar, wenn auch die Motive ein Räthsel bleiben. Nach unserm apokryphischen Evangelium gestaltete sich die Sache anders, wie es schon das Berufen der Maria als siebente Jungfrau andeutet; ja, nachdem ihre Empfängniß ruchbar geworden, war der Hohepriester sehr erzürnt, ließ den Joseph zu sich rufen und überhäufte ihn mit Vorwürfen. Der alte Mann aber zerfloß in Thränen und betheuerte seine Unschuld. Darauf wurde an beiden eine Probe mit dem Fluchwasser angestellt; sie mußten es trinken und wurden dann in das Gebirge geschickt. Wie es sich damit verhielt, wird nicht bekannt gemacht; sicher war es ein Gottesgericht. Beide kehrten aber gerechtfertigt zurück, wie es ja auch nicht anders

sein durfte, wenn die Mythe von dem Besuche des Engels aufrecht erhalten werden sollte.

Nach vorstehender Erzählung wäre also Maria mit Joseph gar nicht verehelicht gewesen. Wie viel oder wenig Geschichtliches hier zum Grunde liegt, ist indessen schwer zu ermitteln. Höchst wahrscheinlich ist erst jetzt eine Verehelichung eingetreten, und zwar, wie schon erwähnt, von Joseph's Seite aus Mitleid, um Maria der schlimmen Folgen zu überheben.

Hören wir, was über diesen eigenthümlichen Punkt unser Evangelist Jacobus schreibt.

Der hohe Priester schien nicht von Joseph's Unschuld überzeugt gewesen zu sein, denn er äußerte sich dahin: wenn Gott der Herr nicht offenbar gemacht hat eure Sünde, will auch ich euch nicht richten. Darauf sprach er sie los und ledig, und Joseph kehrte mit Maria nach Hause zurück. Nun erging aber in dieser Zeit ein Befehl des Kaisers Augustus, daß sich alles Volk einschreiben lasse; deshalb mußte auch Joseph mit seiner Familie nach Bethlehem reisen, wie solches auch die canonischen Evangelien erzählen. Darüber, so schreibt Jacobus, kam Joseph in große Verlegenheit und klagte: „Ich lasse meine Söhne einschreiben; wie aber soll ich es mit diesem Mädchen machen? Wofür soll ich sie ausgeben? Als mein Weib? Dessen schäme ich mich. Oder für meine Tochter? Alle Welt würde mich einen Lügner heißen! Nun, der Tag des Herrn wird mir Rath schaffen." So sattelte er seine Eselin und setzte Maria auf das Thier, das sein Sohn leitete; er selbst folgte nach. (Von hier ab weicht unser apokryphisches von den canonischen Evangelien merklich ab, namentlich was die Geburt betrifft). Jacobus erzählt Folgendes: Ihr Weg führte gen Bethlehem, und als sie der Stadt bis auf drei Meilen nahe gekommen, bemerkte Joseph, daß sein Weib voll Schmerzen war, und ahnte, daß die Stunde der Geburt nahe. Dazwischen lachte aber Maria auch wieder, und er sprach zu ihr: „Was geht da in Dir vor, daß ich Dein Angesicht sehe, wie es bald voll Schmerzens ist, bald aber lachend und freudeglänzend?" Da antwortete Maria: „weil ich in meinem Geiste zwei Völker sehe, das eine weinend, das andere lachend." Und als sie nahe vor Bethlehem gekommen, sprach Maria zu Joseph: „Hebe mich herab, denn was ich trage, drängt mich, daß es hervorgehe." Und Joseph fragte: „Wo soll ich Dich hinbringen, da wir keinen Ort der Einkehr haben?" Und schaute umher vieler Orten, bis er eine Höhle gefunden, dahinein brachte er sein Weib, stellte die Söhne als Wächter, und ging hinaus, eine Wehmutter zu holen in der Gegend von Bethlehem.

Nachdem noch eine seltsame Vision des Joseph erzählt worden, deren Sinn schwer zu deuten, fährt die Erzählung also fort:

Jetzt sahe Joseph ein Weib vom Gebirge herabsteigen, die fragte ihn: „Mann, wo gehest Du hin?" Er antwortete: „Eine Wehmutter suche ich." Darauf sie: „Aus Israel?" — „Ja, Herrin! ein Weib harret ihrer in der Höhle." Und die Frau fragte weiter: „Wer ist denn die, so in der Höhle gebären will?" Er antwortete: „Meine Verlobte!" (Es wäre also die Ehe demnach noch nicht wirklich vollzogen gewesen.) Die Frau verwunderte sich hierüber und fragte weiter: „Also nicht Dein Weib?" Joseph wurde verlegen und sprach: „Maria ist es, welche aufgezogen wurde in dem Tempel des Herrn, in dem Allerheiligsten; durch das Loos wurde sie mir zu Theil als mein Weib, doch ist sie auch wieder nicht mein Weib, sondern sie hat empfangen vom heiligen Geist!" Die Frau schien dieses nicht recht zu fassen, denn sie sprach: „Sage mir die Wahrheit!" Darauf Joseph: „Komm und siehe!"

So ging sie nun mit ihm, und als sie an der Stelle stand, wo sich die Höhle befand, sah sie eine Wolke über derselben ausgebreitet, worüber sie sich sehr verwundert und Gott preiset, der Israel zum Heil Solches geschehen läßt. Die Wolke weicht zurück und die Höhle ist hell erleuchtet von einem Lichte; und als die Frau hinzutritt, sieht sie bereits das Kind an der Mutter Brust liegen und Nahrung saugen.

Der Erzähler scheint den Geburtsact sehr leicht zu nehmen, denn er läßt die Wehmutter wieder fortgehen und draußen einer Collegin, Salome, begegnen; zu dieser tritt sie heran und verkündet ihr die seltsame Mähr, daß hier soeben eine reine Jungfrau geboren habe. Salome verlacht die Leichtgläubige und betheuert, bevor sie es nicht persönlich untersucht, könne sie es nicht glauben, daß eine Jungfrau geboren habe. So traten nun beide hinein und Salome sprach: „Maria, bereite dich, denn kein geringer Streit beschäftigt uns." So geschah es, daß Salome sie untersuchte; aber plötzlich erhob sich ein lautes Geheul und diese schrie: „Wehe über meine Gottlosigkeit und wehe über meinen Unglauben, daß ich versucht habe den lebendigen Gott, und siehe, meine Hand verbrennt in Feuer." Und warf sich nieder auf die Erde und flehte zu Gott, daß er sie nicht sollte zum Gespött machen ihres Volks, sondern schenke ihr ihre gesunden Gliedmaßen wieder. Und siehe, ein Engel des Herrn stand neben Salome und sprach: „Erhört hat Gott der Herr Dein Flehen; tritt zu dem Kindlein hin und trage es, und es wird Dir großes Heil widerfahren." Da ging Salome hinzu und trug es, und sprach: „In Wahrheit ist Israel der große König geboren." Und sofort ward Salome geheilt und ging heraus aus der Höhle gerecht-

fertigt, und eine Stimme sprach zu ihr: „Salome, Salome! verkündige nicht, wie Außerordentliches Du gesehen."

Es folgen nun die auch in den canonischen Evangelien aufgenommenen Fabeln von den Magiern, dem Stern u. s. w., von dem bethlehemitischen Kindermord, der auch Johannes den Täufer bedroht haben soll, welchen seine Mutter Elisabeth angeblich dadurch rettete, daß sie zu einem Berge sprach: „Berg, nimm die Mutter auf," worauf der Berg sich spaltete und Beide aufnahm.

Das Evangelium schließt seinen Bericht damit, daß Herodes vom Hohenpriester Zacharias verlangte, er solle sagen, wo Jesus verborgen gehalten werde; und als dieser sich dessen weigerte, mordete Herodes den Priester, indem er ihn durch das Zwerchfell erstechen ließ.

Ich werde Gelegenheit nehmen, auch von den übrigen, zu meiner Kenntniß gelangten apokryphischen Evangelien an geeignetem Orte Auszüge zu machen, indem erst dadurch das Fabelhafte der Erzählungen in das rechte Licht tritt, auch die in den canonischen Evangelien immer kenntlichen Lücken ausgefüllt werden und nebenher mancher historische Kern an den Tag kommt.

Nehmen wir indeß vorläufig den ordentlichen Faden unserer Erzählung wieder auf.

Daß man mit so seltener Uebereinstimmung Bethlehem als den Geburtsort Jesu festgehalten, obgleich seine Wiege in Nazareth gestanden, kommt auf Rechnung des Propheten Micha, indem dieser im 5. Capitel Vers 1 sagt: „Du aber Beth-lechem-Ephratha, so klein du auch bist unter den Tausenden Jehudas, gehet doch Einer aus dir hervor, der berufen ist zum Herrscher in Israel, entstammend aus den ältesten Zeiten der Vorwelt."

Es ging also nicht anders: wollte oder vielmehr sollte Jesus mit dem erwarteten Messias gleichbedeutend sein, so mußte er in Bethlehem und nicht in Nazareth geboren werden. Um diesen Umstand als Factum glaubwürdig zu machen, suchten die über hundert Jahre später als Biographen und vermeintliche Verherrlicher Jesu auftretenden Evangelisten Matthäus und Lucas den Gläubigen die Sache so darzustellen, daß sie die schon besprochene Schätzungsgeschichte, veranlaßt durch den Landpfleger Quirinus, als Veranlassung angaben. Der vierte Evangelist, Johannes, der von dieser Bethlehems-Sage entweder nichts wußte oder nichts wissen wollte, da er deren Unhaltbarkeit kannte, läßt aber sogar (Cap. 7, V. 41, 42) aus dem Munde des jüdischen Volkes, als Beweis gegen den Messianismus Jesu, den Vorwurf laut werden, daß er in Nazareth und nicht — wie es der Prophet doch vorausgesagt — in

Bethlehem geboren sei. Johannes gesteht es also indirect ein, daß Nazareth der Geburtsort sei, und man darf es ihm wohl zutrauen, daß er es wußte. Nach den sichersten und besten Quellen ist aber der Rabbi Jesus (oder Jeschua, wie die Juden den Namen aussprechen) im Jahre der Welt 3756 an einem Tage zwischen dem 7. und 14. Nitzan, also in dem Zeitraum zwischen dem 15. März und 15. April (genau kennt man den Tag nicht) in Nazareth in Galiläa geboren, daher wir gegenwärtig 1872 statt 1868 schreiben müßten. Unsere irrthümliche Zeitrechnung ist übrigens auch erst im 6. Jahrhundert derselben von dem Mönch Dionysius Exiguus nach Berechnungen, die sich auf die Erbauung Roms und die Regierung Herodes des Großen stützten, festgestellt; doch ist ihm der Irrthum längst und unwiderleglich nachgewiesen.

Da indeß unsere Geschichte dadurch nicht im mindesten benachtheiligt wird, so wollen wir, gleich andern Biographen, getrost bei der landläufigen Zeitrechnung bleiben. Wir haben nun noch die phantastischen Erzählungen ins Auge zu fassen, die uns als göttlich-wunderbare Illustrationen der Geburt Jesu von den legitimen Evangelisten Matthäus und Lucas mitgetheilt werden.

Sehen wir von dem unwahrscheinlichen, aber doch möglichen Fall, daß Joseph nicht einmal ein kleines Zimmer sollte haben auftreiben können, in welchem die Niederkunft seiner Frau stattfinden konnte, ganz ab; nehmen wir vielmehr an, daß diese, wie die Erzählung behauptet, in einem Stall geschehen und das Kind in eine Krippe gelegt werden mußte; — muß nicht die weitere Ausschmückung dieser Geburt unser größtes Bedenken schon aus dem wichtigen Grunde erregen, daß die beiden Evangelisten in ihrer Erfindung von die Geburt begleitenden abenteuerlichen Wundern einer den andern überbieten?

Einleitend sei bemerkt, daß sämmtliche Biographen mit der mittelalterlichen Glaubensmilch großgesäugt und ganz durchsättigt waren, so daß ihre Auffassung des Christenthums niemals den herben Beigeschmack des älteren Judenthums verläugnen kann und selbst ihre Phantasie die Farben nur aus dem Zauber- und Wunder-Gebräu der alttestamentarischen Phantastik zu nehmen wußte. Dahin gehört u. A. auch die Anschauung, daß große und wichtige Ereignisse der Menschheit, namentlich die Geburt außerordentlicher Menschen, durch siderische Phänomene, auffallende Erscheinungen am Sternenhimmel, verheißen und aller Welt verkündet werden mußten. Das Auditorium solcher himmlischen Schauspiele bestand gewöhnlich aus Hirten, die bei ihrer langweiligen Beschäftigung auf freiem Felde die beste Gelegenheit und Veranlassung fanden, derartigen Winken von oben her Beachtung zu schenken. So hatte ja

auch Moses bei den Heerden himmlische Erscheinungen gehabt; David, der Ahnherr des Jesus, empfing den Ruf zum Königthum bei dem lieben Vieh; und in dieser Weise spielt der prachtvolle Himmelsdom mit seinen Sternenwelten, die man damals nur als Lichter, beziehungsweise als göttliche Nachttelegraphen betrachtete, in den dichterischen Phantasiestücken der Vorzeit eine große Rolle.

In diesem altprophetischen Sinne meinten denn auch die beiden ersten Evangelisten (Marcus ist nur ein Nachbeter und Johannes übergeht die Scene) die Geburt des Herrn ausschmücken zu müssen; schade nur, daß sich beide nicht über die angeblichen Thatsachen vorher besprachen, da nun jeder von ihnen — ungeachtet der vorgeschützten höheren Inspiration — eine ganz verschieden gestaltete Handlung in Scene setzt, von denen die eine die andere als wirklich auch dann ausschließt, wenn man die Vernunft gefangennehmen und sich herbeilassen wollte, Wunder anzuerkennen.

Da sich voraussetzen läßt, daß der Leser mindestens aus seinen Schuljahren die Geschichten von den Magiern und Hirten im Gedächtniß hat, so will ich dieselben hier nur kurz berühren; sie dürfen aber der Vollständigkeit halber nicht ausgeschlossen bleiben.

Die evangelischen Erzähler gehen beide von dem Gesichtspunkte aus, daß ein so außerordentlicher Mann, den man sich berufen fühlte — wie weiland die Griechen ihre Heroen — unter die Götter zu versetzen, oder noch mehr: der Gottheit gleich zu achten, auch nur unter ganz besonderen Umständen den Schauplatz seines Wirkens am Lichte hätte betreten können. Um diese Ansicht in höchster Potenz zu verwirklichen, mußte (wie man meinte) der Himmel, den man damals völlig lokal als den Sitz der Gottheit betrachtete, an der Verherrlichung dieses Geburtsactes Antheil nehmen. Insofern also waren sie einig, und es mochte am Ende auch wohl eine dunkle Sage im Volke umgehen, die zu der weiteren Ausführung den Kern oder ersten Anhaltspunkt lieferte. Aber auch noch ein anderes Moment ist als gemeinschaftlich hervorzuheben, nämlich der Gegensatz von tiefster Erniedrigung und göttlicher Erhöhung, eine Einkleidung, die gleichsam wie die Folie des Diamants den Glanz der angeborenen Göttlichkeit erst recht hervorhebt. Daher der Viehstall und speciell die Krippe als Geburtsstätte, dem auf der andern Seite die Magier, die Sterne und ein ganzes Heer frohlockender Engel gegenüberstehen. Und nun kommen wir zur Ausschmückung selbst.

Lucas macht die Geschichte noch interessanter als Matthäus, indem er zu drei Hirten auf dem Felde einen Engel in Lichtgestalt gekleidet herantreten läßt, der mit ihnen ganz vernehmlich spricht und sie nach

Bethlehem hinweist, wo eben der Messias geboren sei. Ob dieser Engel abermals vielleicht jener Essäer und das Licht sein weißer Mantel war, oder ob hier ein reines Phantasiegemälde vorliegt, und was man überhaupt unter einem redenden Engel zu verstehen hat, — das zu erklären, bleibt dem Glauben oder der Auslegung überlassen; die Theologen haben sich beim Oeffnen dieser harten Nuß schon manchen Weisheitszahn ausgebissen. — Matthäus hat die Sache etwas würdiger angegriffen. Er wendet sich nicht an so gewöhnliche Leute wie Kuhhirten, die von der Wohlanständigkeit nichts verstehen, sondern an orientalische Magier, also an vornehme Heiden, die ihre Botschaft von der blauen Himmelsdecke selbst herabzulesen verstanden und sogleich wußten, was der ungewöhnliche Stern (die Rationalisten meinen, es sei ein großer Komet gewesen) zu bedeuten hatte, ohne daß sich deshalb erst ein Engel zu bemühen brauchte. Sie nehmen auch sofort kostbare Geschenke für den jungen Messias mit, während die Hirten ihren Tribut der Freude durch Lobgesänge abtragen, von denen nichts mehr zu beklagen, als daß die Melodieen derselben nicht in Partitur auf die Nachwelt gekommen sind. Wie schön wäre es auch, wenn wir die Harfen-Compositionen des Königs David besäßen! Da er bekanntlich zu den göttlich Inspirirten der alten Bundespropheten gehörte und seine Compositionen mithin nicht apokryph waren, so würden sie uns sicher einen Begriff, vielleicht gar eine Probe von den vielgepriesenen Concerten der himmlischen Heerschaaren, namentlich der Engel im Himmel liefern können.

Betrachten wir nun den Verlauf und die Folgen dieser himmlischen Botschaften, so liefern uns diese noch viel auffallendere' Gegensätze, als die Einleitung. Die Hirten loben und preisen Gott und den kleinen Weltbürger, oder beten ihn vielmehr an, und gehen dann wieder zu ihren Kühen oder Schafen, von denen wir nicht erfahren, wie viel Unheil die von ihren Hirten verlassenen und im Felde Unbewachten während der Zeit angestiftet haben mögen; wahrscheinlich hat der Engel inzwischen das Hirtenamt übernommen, so daß ihre Abwesenheit wohl keine schädlichen Folgen gehabt haben wird. Nicht so glücklich läuft die Begebenheit des Matthäus ab. Die Magier können den Gegenstand ihrer Verehrung nicht sogleich auffinden und halten deshalb erst in Jerusalem Nachfrage. Dadurch aber wird Herodes aufmerksam auf den angeblich neugeborenen Rivalen, welche Besorgniß ihn veranlaßt, einen Mordbefehl gegen alle neugeborenen Judenknaben in Bethlehem zu erlassen, den die Eltern des Jesus für ihren Sohn nur dadurch unschädlich zu machen wissen, daß sie mit ihm nach Aegypten entweichen, von wo sie erst nach Herodes' Tode zurückkehren.

Es liegen hier also zwei ganz verschiedene Erzählungen zweier Verfasser vor, von denen einer vom andern nichts wußte und deren einzelne Daten weder bei den späteren Schicksalen des Neugeborenen, noch auch von dem vierten Evangelisten Johannes erwähnt werden. Aber auch die innere Wahrscheinlichkeit, abgesehen von den naturwidrigen Wunderzuthaten, ist von Widerspruch in einer Weise angenagt, daß kein vernünftiger Mensch irgend Etwas auf die angeblichen Thatsachen geben kann, sondern sie als leidlich hübsche Phantasiestücke zu betrachten sich gedrungen fühlen muß. In dieser Hinsicht ist namentlich das Aufsehen zu berücksichtigen, welches die himmlischen Heerschaaren, die anbetenden Hirten und Magier nebst dem Stern an und über der Krippe des angeblichen Messias machen mußten, so daß man gar nicht begreift, wie Herodes und seine Leute von so unerhörten Dingen nicht sollten vernommen haben, um den zukünftigen Judenkönig sofort abzufassen, anstatt erst ein allgemeines Abschlachten gleichzeitig geborener Knaben anzustiften, unter denen doch nur möglicherweise der gemeinte getroffen werden konnte, der nun auch in Wahrheit seiner Nachstellung entkam.

Sehr naiv erscheint uns auch die Erzählung von dem Stillstehen eines Sternes; vornehmlich unsere Astronomen, die noch besser als wir wissen, daß das tägliche Fortrücken der Gestirne in der Hauptsache nur ein scheinbares ist und von der Umdrehung unserer Erde herrührt, müssen ihre Freude an der göttlichen Veranstaltung haben. Dazu kommt noch, daß ein Stern niemals über einem einzelnen Hause stehen kann, sondern in einer und derselben Stadt scheinbar sich über allen Häusern befindet, was bei der Millionen Meilen weiten Entfernung auch gar nicht anders möglich ist. Sehen wir aber auch hiervon ab und gestehen wir zu, es habe sich ein Stern vor den Augen der Magier fortbewegt, so könnte dies nach allen siderischen Gesetzen nur von Osten nach Westen der Fall gewesen sein, während der betreffende Himmelsbote, der die Magier von Jerusalem nach Bethlehem begleitet haben soll, der geographischen Lage beider Städte nach, sich von Norden nach Süden hätte bewegen müssen. Ueberall also finden wir die Anzeichen einer phantasiereichen Erfindung, und dabei wollen wir es bewenden lassen.

Berühren wir in Kürze nochmals den Bethlehemitischen Kindermord, so weiß außer, den Evangelisten, kein anderer gleichzeitiger Schriftsteller Etwas von dieser Blutthat, ja selbst Josephus, der sich mit Herodes so viel beschäftigt, gedenkt dieser auffallenden Tyrannei mit keiner Sylbe. Nur ein viel älterer römischer Schriftsteller, Macrobius, spricht von einem Herodischen Kindermorde, verwechselt aber die christliche Ueberlieferung mit der vom König Herodes befohlenen Hinrichtung seines

eigenen Sohnes. Der Ursprung der christlichen Fabel ist übrigens bei Matthäus zu finden, wie er denn gewöhnlich so naiv ist, die Veranlassung zu seinen mythischen Fabeleien nachzuweisen; nämlich die angebliche Erfüllung alter Weissagungen, die aber zuweilen in keinerlei Harmonie zu bringen sind. So auch hier. Jeremias nämlich sagt Cap. 31, V. 15: „Man hört eine klägliche Stimme und bitteres Weinen auf der Höhe; Rahel weint über ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, denn es ist aus mit ihnen.“

Diese Stelle aber bezieht sich in keiner Hinsicht auf die Geburt des Messias, sondern auf die unglückliche Wegführung der Judäer nach Babylon. Da kann man einmal wieder sagen: Zuviel thun heißt oft Nichts thun!

Es spielen überdies bei der ganzen wunderbaren Begebenheit noch verschiedene Traumgesichter eine Rolle, die wir aber gern auf sich beruhen lassen können; wenn es auch allerdings merkwürdige Träume giebt, so darf man sie gerade nicht als göttliche Eingebungen betrachten. Uebrigens hat ja auch das Alte Testament eine Menge solcher Träume, und — wofür hier vielleicht der Ort ist, es ausdrücklich zu bemerken — um den tiefverschleierten Quellen für die evangelischen Geschichten mit Glück nachzuspüren, muß man eigentlich die orientalischen Religionsbücher kennen, die meist noch älter als die jüdischen Geschichten des Alten Testaments, in ihren mythischen Historien oft buchstäblich mit den christlichen Sagen übereinstimmen. So z. B. beruft sich das apokryphische Evangelium von der Kindheit Jesu auf eine Weissagung des Zoroaster, nach welcher eine Jungfrau einen Sohn gebären werde, dessen Herrschaft die ganze Erde umspannen solle. Ueber die Zeit seines Erscheinens soll er die Magier (bedeutet so viel als unsere Astronomen) belehrt und dabei bemerkt haben, daß sogleich nach der Geburt des Kindes ein Stern erscheinen werde, der mit unverminderten Glanze selbst am Tage wahrzunehmen sei, und erwähnt haben, wenn dieses Zeichen die Geburt verkünde, solle man dem Kinde Geschenke der Verehrung darbringen. Diese Sage ist auch in das kabbalistische Buch Johar Fol. 74 § 293 übergegangen, aus welchem Matthäus geschöpft zu haben scheint, denn er gebraucht fast dieselben Worte wie die Kabbala, nämlich: „Der König Messias wird sich zuerst in Galiläa offenbaren und dann ein Stern im Osten sichtbar werden.“ Die Kabbala hütet sich aber wohl, Zoroaster als Quelle anzugeben. Daß dieser Stern übrigens bildlich zu nehmen und darunter eigentlich nur ein Fürst zu verstehen sei, haben die Nachtreter nicht im Entferntesten geahnt.

Besonderes Interesse gewährt es auch, wenn man mit dieser Ge-

burtsgeschichte Jesu die vor etwa 28 Jahrhunderten angeblich in Kaschmir erfolgte Geburt des großen Religionsstifters Fo oder Buddha vergleicht. Die heiligen Bücher der Buddhisten erzählen nämlich davon folgende, für den Christen in hohem Maaße reizvolle Historie von der Menschwerdung des göttlich verehrten Fo, des Stifters der Buddhistischen Religion.

„Wenn ein Mensch sich aller seiner Sinne entschlägt und in die Beschauung seines Selbst versenkt, gelangt er dahin, darin die Gottheit zu entdecken, ja selbst zur Gottheit zu werden. Von allen solchen Menschwerdungen der Gottheit ist eine der heiligsten und feierlichsten diejenige gewesen, in welcher Gott (etwa tausend Jahre vor Christus) in Kaschmir als Fo erschienen, um die Lehre von der Ertödtung des Fleisches zu verkünden. Die Art seines Erscheinens auf Erden war nicht die gewöhnliche, sondern es wurde derselbe aus der rechten Seite einer Jungfrau von königlichem Geblüte geboren, welche, unerachtet sie Mutter geworden, dennoch Jungfrau geblieben sei. Der König des Landes, über eine solche Geburt in die höchste Furcht gerathend, ließ alle in derselben Zeit geborenen Knaben sich ausliefern und tödten. Fo (oder Buddha), von Hirten gerettet, wurde irgendwo in der Wüste bis in sein dreißigstes Jahr versteckt erzogen, worauf er seine Mission, die Menschen zu erleuchten, antrat, angeblich viele Wunder verrichtete, in den härtesten Fasten und strengen Bußübungen lebte und sterbend seinen Jüngern ein Buch hinterließ, in welchem seine Lehren enthalten waren."

Auch diese Lehren aus so alter Zeit wird der christliche Leser mit höchstem Erstaunen vernehmen. Es heißt darin unter Anderm:

„Wer Vater und Mutter verläßt, um mir nachzufolgen, wird ein vollkommener Samanäer (d. i. himmlischer Mensch).

„Wer meine Vorschriften bis zum vierten Grade der Vollkommenheit ausübt, erlangt die Fähigkeit, in der Luft zu fliegen, Himmel und Erde zu bewegen, das Leben zu verlängern oder zu verkürzen.

„Der Samanäer verwirft den Reichthum und gebraucht nur das streng Nothwendigste. Er peinigt sein Fleisch; seine Leidenschaften sind stumm; er wünscht nichts und hängt sich an nichts; er denkt unaufhörlich über meine Lehren nach; er nimmt geduldig alle Beleidigungen hin und hat keinen Haß gegen seinen Nächsten, selbst wenn er ihm Böses gethan.

„Himmel und Erde werden vergehen! Verachtet daher Euren Leib, der aus vier Elementen besteht, und bekümmert euch nur um eure Seele.

„Verachtet das Fleisch! Die Leidenschaften erzeugen Furcht und Kummer; ersticket sie daher und ihr werdet Furcht und Kummer tödten.

„Derjenige, welcher stirbt, ohne meine Religion angenommen zu haben, kommt unter die Menschen zurück, bis er sie ausübt."

Sollten alle diese auffallenden Aehnlichkeiten nur aus Zufall entstanden sein? Die Philosophie behauptet, es gebe keinen Zufall, am wenigsten einen so complicirten, daß man also vollkommen überzeugt sein darf, Jesus selbst oder seine Biographen haben von der Buddhistischen Religionsmythe Etwas gewußt und in ihre Geschichten aufgenommen.

Kehren wir zu unserm Thema zurück. Die beiden erwähnten Evangelisten weichen in der Erzählung des Ausganges der Geburtsgeschichte von einander völlig ab, denn während Lucas dieselbe ganz friedlich und freundlich mit der Ausstellung des Kindes im Tempel enden läßt (wie es bei den Juden Sitte war), fliehen, nach Matthäus' Schilderung, die Eltern mit ihrem Neugeborenen nach Aegypten und kehren erst nach des blutdürstigen Herodes Tode zurück: ein neuer Beweis, daß hier von keinen Thatsachen die Rede sein kann, sondern jeder die für nothwendig gehaltene Bethlehemitische Niederkunft nach seiner Weise ausgeschmückt hat. Die Theologen haben sich bezüglich dieser Widersprüche in den Angaben angeblich gottbegeisterter und inspirirter Erzähler durch allerlei Wendungen und Auslegungen zu helfen gesucht. Da es aber nicht unsere Aufgabe ist, den Maulwurfsgängen theologischer Spitzfindigkeiten nachzuspüren, so wollen wir uns an der Wirklichkeit genügen lassen und uns bei der Erklärung beruhigen, daß es für die erhabene Größe des Märtyrers für Recht und Wahrheit, des ersten und größten Reformators aller Zeiten und Völker, des gewaltigen Predigers, dessen Rede wie ein zweischneidiges Schwert in die Herzen der Hörer drang, — daß es für die Ehre und den Ruhm Jesu, genannt Christus, gleichgültig ist, ob er in Nazareth oder in Bethlehem geboren worden. Für den echten und wirklichen Christen haben die jüdischen Ueberlieferungen ohnehin keinen Werth, und so begnügen wir uns, was den Ort betrifft, mit dem Wissen, daß seine Wiege im Hause seiner Eltern, in Nazareth gestanden; wie denn auch Johannes von der Geburtsstätte keine Notiz nimmt, sondern seinen Helden des Geistes sogleich in den Mittelpunkt seiner Thätigkeit, dem Täufer Johannes gegenüber hinstellt.

Das gänzliche Uebergehen der Jugendjahre einer so ausgezeichneten Persönlichkeit läßt jedoch ein gewisses Unbefriedigtsein zurück, denn für den aufrichtigen Bewunderer einer wahrhaften Größe ist namentlich der erste Bildungsgang, die Entwickelungsstufe an Geist wie an Körper, von bedeutendem Interesse. Somit wollen wir uns so viel wie möglich nach unverfänglichen Quellen umsehen, aus denen etwa Notizen aus jenen Entwickelungszeiten zu schöpfen sind, zumal uns die Evangelien hier ziemlich vollständig (namentlich nach dem zwölften Lebensjahre Jesu) im

Stiche lassen. Unter den Apokryphen aber bringt uns das Evangelium „von der Kindheit des Erlösers“ so Unglaubliches, daß wir eine Uebersicht des Inhalts nur als Curiosität geben dürfen, was weiterhin geschehen soll.

Ehe wir aber von der Geburtsstätte Jesu scheiden, wollen wir einen kurzen Blick auf die angebliche Lokalität in Bethlehem werfen, wie sie heute, durch Einfluß einer fanatischen Verehrung späterer Jahrhunderte, ausgeschmückt worden ist.

Das frühere Bethlehem ist nach dem Untergange erst des jüdischen, dann des römischen Reiches, und durch Unterjochung von Seiten der Saracenen zu einem unscheinbaren Dorfe herabgesunken und heißt jetzt Belem; bewohnt wird es von Mohamedanern und Christen. Der christliche Kaiser Justinian ließ seiner Zeit an der angeblichen Geburtsstätte Jesu, also da, wo der Stall und die Krippe gestanden haben soll, eine prachtvolle, der heiligen Jungfrau geweihte Kirche bauen. Unter dem Altar derselben befindet sich eine in den Felsen gehauene Grotte, welche fortwährend von 32 Lampen beleuchtet wird, und dort, hinter einem verschlossenen Gitter von massivem Silber, wird dem Beschauer die heilige Geburtsstätte und auf derselben eine in Gestalt einer Wiege gearbeitete, mit blauem Atlas und Silberstickerei gezierte Krippe gezeigt, in welcher der von Gott gesandte Mensch geboren worden sein soll. Hiermit noch nicht befriedigt, zeigt man in der Nähe eine zweite Stelle; an welcher die Gebeine der von Herodes gemordeten Kinder bestattet liegen sollen; ja, um das Maaß des Unglaublichen voll zu machen, wird der Besuchende noch in einen nahe liegenden Olivengarten geführt und ihm hier zwischen Klosterruinen eine Stelle gezeigt, wo die erwähnten Engel in der Geburtsnacht den Hirten erschienen sind.

Das Dorf Nazareth, die eigentliche Heimath des Jesus, heißt jetzt Nasra und ist ein offenes Städtchen von ungefähr 500 niedrigen Häuserchen und 3000 Einwohnern, etwa zwei Drittel Türken, die übrigen Christen. Die fromme Kaiserin Helena ließ hier ein Kloster für Franziskaner nebst Kirche erbauen, und zwar auf der Stelle, wo Maria's Eltern einstmals gewohnt haben sollen. In der Kirche führt eine Treppe von 17 Stufen vom Chor nach einer Höhle, wo angeblich der Engel Gabriel der Mirjam verkündete, daß sie die Mutter des Messias werden würde; ja die Situation Beider ist sogar durch zwei Säulen bezeichnet, deren Entfernung von einander, wenn man die Folgen ermißt, vielfach angestaunt werden. Bis 1291 sah man dort auch noch das elterliche Haus der Maria, das sie später mit ihrem Joseph bewohnt hatte; bei einer von den Saracenen drohenden Gefahr aber (so erzählt

die Sage es den Wundergläubigen) machte sich eine Schaar Engel an die Arbeit und trug das Gebäu nach Dalmatien, und als man es auch dort nicht für gesichert hielt, wurde es 1294 weiter in den Wald von Recanati, und wieder etwas später nach Loretto am Adriatischen Meer also in den Kirchenstaat transportirt. Dieses Häuschen, das von einer ganz besonderen Construction gewesen sein muß (oder eigentlich noch ist), da es so bedeutende Transporte ausgehalten hat, ist jetzt mit einer prachtvollen Kathedralkirche überbaut und heißt Santa Casa di Loreto. Es ist 90 Palmen (à 10 Zoll 2 Linien) lang, 40 hoch, 50 breit und nach außen mit Marmor überkleidet, im Innern aber wie ein gewöhnliches Bauernhaus der italienischen Umgegend gebaut, wofür man die Erklärung bei den Engeln einholen möge, die am besten wissen müssen, woher sie das Haus geholt. Man zeigt übrigens den Neugierigen auch das Fenster, durch welches der Engel (nämlich der mit dem weißen Mantel) hereingestiegen ist.

8.

Erste Lebensjahre Jesu. Die Flucht nach Aegypten.

Nachdem der Geburtstag Jesu von den evangelischen Mythisten in vorstehender Weise, hinlänglich ausgeschmückt worden — obgleich sich ohne Zweifel thatsächlich nichts des Aufzeichnens Werthes dabei zugetragen haben wird, indem sich an dem Aeußern des Knaben nichts auf die Eingangs erwähnte Sage vom Messias Bezügliches wahrnehmen ließ — trat der kleine Weltbürger nunmehr ganz in die gewöhnlichen Verhältnisse seiner Mitgeborenen, also in die eines kleinen jüdischen Knaben ein, der nach den Gesetzen seiner Nation am achten Tage nach erfolgter Geburt beschnitten und mit einem Namen belegt werden mußte.

Wer in aller Welt hätte von diesem so gewöhnlichen Act Notiz nehmen sollen, wenn selbst die Evangelisten es nicht einmal für nothwendig erachteten, ihre Phantasie zur Verherrlichung des Beschneidungsactes anzustrengen? Es ist aber ohne Zweifel unterblieben, weil man im Alten Testamente keine darauf bezügliche Weissagung hat auffinden können; sonst hätte uns mindestens der phantasiereiche Lucas damit gewiß nicht verschont. In einer Beziehung erregt dieser Beschneidungsact dennoch unser Interesse, insofern nämlich der Erstgeborene des Joseph (denn dafür galt er) und der Maria nun officiell

einen Namen bekommen sollte. Bezüglich dieses Namens haben wir abermals zwei verschiedene Angaben von Matthäus und Lucas. Ersterer erzählt uns: Als Joseph bemerkt hatte, seine junge Frau sei schon längere Zeit in interessanten Umständen, beschloß derselbe bei sich im Geheimen, die Schuldige zwar mit Vorwürfen zu verschonen, aber sie ohne Weiteres heimlich zu verlassen. Als er sich mit diesem Gedanken schlafen gelegt, sei ihm aber im Traume ein Engel erschienen, der ihm den Entschluß ausgeredet habe, indem er ihn versicherte, die Befruchtung sei vom heiligen Geiste ausgegangen und sie würde einen Sohn gebären, dem man den Namen Jesus beizulegen habe, da er sein Volk von Sünden frei machen werde. Ganz verschieden erzählt Lucas die Veranlassung zur Wahl dieses Namens. Freilich geht auch nach ihm die Idee von einem Engel aus, aber hier ist es Gabriel, und zwar an jenem Gewitterabend, als er bei Maria eintrat und die bekannte Verkündigung aussprach, die (nach Luthers Uebersetzung) so anhebt: „Siehe, Du wirst schwanger werden im Leibe und einen Sohn gebären, deß Namen sollst Du Jesus heißen." Wir wissen schon aus diesen Widersprüchen, was wir von dergleichen Angaben zu halten haben. Höchst wahrscheinlich ist irgend ein Verwandter der Maria oder des Joseph mit dem sehr gebräuchlichen Namen Jeschua benannt gewesen und hat ihn auf den Knaben übertragen.

Was nun den Namen Jesus, wie Luther ihn überall im Neuen Testament schreibt, betrifft, so ist er die griechische Umschreibung des hebräischen Namens Jeschua, den Luther im Alten Testament vielfach auch als Jesua übersetzt. Der Grund, weshalb derselbe im Neuen Testament die griechische Benennung mit ihren Beugungen adoptirt, ist nicht recht einzusehen, zumal der Grundbegriff „das Heil", und davon abgeleitet „der Heiland", nur mit dem hebräischen „Jeschua", nicht aber mit dem griechischen „Jesus" in Begriffsverbindung steht. Da man indeß einmal an den Namen Jesus gewöhnt ist, so behalten auch wir ihn besser bei, zumal der Name nichts zur Sache thut.

Noch einer Feierlichkeit haben wir zu gedenken, deren Ursprung in der alten bekannten Habsucht der Priesterkaste zu suchen und in vorliegendem Falle als eine Erfindung des schlauen Moses zu betrachten ist, der mit seinem dictatorischen: „Und Gott sprach!" den Juden so viele Gesetze aufbürdete, daß sie Angst und Weh darob erfaßte. In seinem 2. Buche, Cap. 13. V. 2. heißt es nämlich: „Heilige mir alle Erstgeburt, die allerlei Mutter bricht (zuerst den Weg bahnt) bei den Kindern Israel, Beides unter den Menschen und dem Vieh; denn sie sind mein." An einer andern Stelle (Cap. 22. V. 29, 30) dehnt er das Gebot

auch auf die Erstlinge des Weinstocks und des Oelbaums aus und stellt es beziehentlich der Thiere noch bestimmter hin: „Sieben Tage laß es bei seiner Mutter; am achten sollst du es mir geben." Später erfolgt dann die Einschränkung: „was männlich ist"; aber sogleich drängt sich der Eigennutz wieder hervor, denn es heißt weiter (Cap. 34. V. 20): „aber den Erstling des Esels sollst du mit einem Schaf lösen; wo du es aber nicht lösest, so brich ihm das Genick. Alle Erstgeborene deiner Söhne sollst du lösen. Und daß Niemand vor mir leer (d. h. ohne Geld) erscheine." Man sieht, daß die Priester allezeit dieselben waren. Sollte der liebe Gott wirklich so habsüchtig sein, wie Moses ihn hier auftreten läßt?

Diesem Gesetz zufolge mußte also auch Jesus als erstgeborener Knabe gelöst werden, und zwar am 31. Tage nach der Geburt. Die Juden nannten das in ihrem Hebräisch Pidjon haben, und die Ceremonie bestand in folgendem Rituell: Der Vater des betreffenden erstgeborenen Knaben (also hier Joseph) lud irgend einen ihm beliebigen Priester und nebenbei — ähnlich wie bei uns zur Kindtaufe — Freunde und Verwandte ein.

Nachdem Alles geordnet war, redete der Vater den Priester (Kohen nannten ihn die Juden) etwa folgendermaßen an: „Dieses Kind seiner Mutter ist mein Erstgeborner, und der heilige und belobte Gott hat ein Gebot erlassen, da er sprach zu Moses: „Den Erstgeborenen soll man lösen, da er einen Monat alt geworden, um die Summe von fünf Silberschekel, nach dem Schekel des Heiligthums, der zehn Gera ist." Wiederum auch heißt es: „Heilige mir jede Erstgeburt Mensch oder Vieh, da sie den Mutterschooß erschließt, bei den Kindern Israels, denn sie ist mein."

Darauf erwiderte der Priester:

„Sage an, was du vorziehst: deinen erstgeborenen Sohn herzugeben, den Erstling seiner Mutter, oder willst du ihn lösen um fünf Selahin, wie du es verpflichtet bist, nach der Thora?"

Der Vater antwortet:

„Loskaufen will ich meinen Sohn, und hier ist der Preis nach dem Gesetz." Darauf übergiebt er den Preis (etwas mehr als 5 Loth reinen Silbers an Werth) oder etwas von gleichem Werthe, und spricht weiter:

„Sei hochgelobt, ewiger Gott und König der Welt, der du uns gewürdigt hast der Heiligung durch deine Gebote, und hast das Gesetz gegeben zur Lösung des erstgeborenen Sohnes! Hochgelobt und gepriesen bist du, ewiger Gott und König der Welt, daß du uns so lange erhalten bei Leben und Gesundheit, zu erreichen diesen Tag."

Und nun schließlich der Priester:

„Dieses gilt für den; dieses anstatt diesen; das Geschenk löset den Knaben. Er trete ein zum Leben, zur Thora und Gottesfurcht. Er sei geliebt von Gott, und wie er seine Lösung erlebt, so möge er sich befleißigen zu erlernen den Geist der Thora, ein Weib zu nehmen und gute Werke zu verrichten."

Dann noch der Segen und danach ging es zu einem fröhlichen Male: wahrscheinlich das Vorbild unserer Kindtaufsschmäuse.

Lucas allein erwähnt bezüglich Jesu dieses Ceremoniels. Wie er aber gewöhnlich unzuverlässig ist, vermengt er mit dieser Lösung des Erstgeborenen (Cap. 2. V. 22 und 23), welche am 31. Tage stattfand, das Reinigungsopfer, das am 23. Tage ebenfalls dem Priester, und zwar in Jerusalem, gezahlt werden mußte; aber keineswegs persönlich, sondern die entfernt Wohnenden durften es einschicken oder damit auch irgend einen Bekannten in Jerusalem beauftragen. Es kann daher von einer gesetzlichen Darstellung des Knaben im Tempel keine Rede sein. Sobald man dem Lucas nur einige Strophen weiter folgt, merkt man sogleich, weshalb man Maria und ihren Sohn nach Jerusalem und in den Tempel gelangen läßt, obgleich gar keine Veranlassung dazu vorhanden war. Es handelt sich hier abermals um eine Verherrlichung des Wunderkindes Jesu, und deshalb theilt er eine höchst auffallende und unglaubliche Geschichte mit, von welcher die andern Evangelisten nichts wissen. Er erzählt eine Doppelhistorie von Simeon und Hanna, die sich im Tempel zugetragen haben soll. Jener wird geschildert als ein frommer und gottesfürchtiger Mann, erfüllet vom heiligen Geist, was ungefähr so viel hat heißen sollen, als was wir heute inspirirt nennen. Er wußte mehr, wie andere Leute auf natürlichem Wege wissen können, und da hatte ihm angeblich der heilige Geist zugeflüstert, er solle vor seinem Tode noch den „Christ" sehen. (Wo Simeon diesen Namen hergenommen, erfahren wir nicht; von Christus war damals noch keine Rede). Der Geist auch soll es gewesen sein, der ihn in den Tempel gehen hieß, um dort das Wunderkind zu sehen; und nun nimmt er ihn auf den Arm, herzt ihn, erklärt ihn für den Heiland der Welt, für das Licht, das die Heiden erleuchten soll, und die Ehre und den Preis Israels — und zwar fast mit denselben Worten des Propheten Jesaias Cap. 49. V. 6, — segnete auch den Kleinen und erzählte Wunderdinge von der Zukunft dieses Erstgeborenen.

Der phantasiereiche Lucas beruhigt sich noch nicht mit dieser einen, zum Ruhme des gottbegnadeten kleinen Jesus erfundenen Geschichte, von welcher kein anderer biblischer Schriftsteller Etwas weiß, sondern läßt

noch eine 84jährige Witwe Hanna herbeitreten, die in ihrer Jugend einmal sieben Jahre verheirathet gewesen ist und jetzt als leidenschaftliche Betschwester Tag und Nacht nicht aus dem Tempel geht, sondern dauernd nichts Anderes thut als beten und fasten, mithin wohl ziemlich blödsinnig gewesen sein mag. Diese, wahrscheinlich aufmerksam geworden durch das Loben und Preisen des alten Simeon, trat — nach Lucas — ebenfalls herbei und stimmte diesem bei. Woher der, so lange Jahre nach dieser angeblichen Begebenheit lebende und schreibende Evangelist die an sich so unbedeutende Nachricht hatte, sagt er uns nicht, und da kein Anderer davon weiß, so ist sie jedenfalls ein Stück seiner Erfindung.

Von diesem Zeitpunkte an wissen die canonischen Evangelisten, d. h. die vier in unserer Bibel enthaltenen, so viel wie nichts über den kleinen Jesus zu melden; denn daß er, wie oberflächlich bemerkt wird, heranwuchs und Gnade bei Gott und den Menschen gefunden, ist theils selbstverständlich, theils bleibt man uns den Nachweis dafür schuldig. Eines der apokryphischen Evangelien, das der Jugendjahre Jesu, hat zwar noch allerlei anekdotische Geschichten, auch habe ich schon früher Einiges davon erwähnt, aber die darin enthaltenen Daten sind zu wundersüchtig und deshalb zu abgeschmackt, märchenhaft, als daß es einer des erhabenen Gegenstandes würdigen Lebensdarstellung angemessen wäre, denselben weitere Verbreitung zu geben.

Wir werden uns also, um strenge bei der Wahrheit zu bleiben, begnügen müssen mit dem, was uns die Geschichte liefert, und da verdient bemerkt zu werden, daß die Ehe des Joseph und der Maria noch mit vier Söhnen, Namens Jacob, Joses, Simeon und Judas, auch mit Töchtern ohne Angabe der Zahl und Namen gesegnet war. Der Geschichtsschreiber Josephus kennt nur zwei: Joses und Justus, nebst zwei Töchtern, Namens Assia und Lydia. Es steht also fest und ist geschichtlich, daß Maria außer dem erstgeborenen Jesus noch mehreren Geschwistern desselben das Leben gab. Wie man solchen Thatsachen gegenüber bis diesen Tag, namentlich in der katholischen Kirche, von einer Jungfrau Maria reden kann, ist — gelinde gesagt — unbegreiflich; eine Mutter Maria wäre wohl die viel geeignetere Bezeichnung. Dieser Umstand ist jedoch in der That völlig Nebensache und wir gehen allmählich zu wichtigeren Dingen über.

Joseph, der angebliche Vater des Jesus, war ein Holzarbeiter; ob gerade Zimmermann, wie vielfach angenommen wird, ist nicht erwiesen: die Gewerke mögen damals überhaupt, den ganz veränderten Lebensverhältnissen entsprechend, in anderer Art als heute bei uns ge-

schieden gewesen sein. (Wir kommen hierauf noch zurück.) Die Söhne Josephs wurden sämmtlich zu dem Handwerke des Vaters angehalten und herausgebildet, und namentlich soll es Jesus darin zu besonderer Geschicklichkeit gebracht haben. Nebenbei aber wurde schon zu jener Zeit, und gewiß mehr als jetzt, die Jugend der Israeliten, vorzugsweise die Knaben, in den Religionswissenschaften, vorzüglich auch in den wunderlichen mosaischen Ceremonial-Gesetzen unterrichtet, die jedem irgend befähigten Geiste ebenso abgeschmackt, als größtentheils unnütz, ja vielfach sogar naturwidrig erscheinen müssen. Ganz sicher hat sich bei Jesus schon frühzeitig eine Meinung in diesem Sinne festgestellt.

Sobald der aufgeweckte und vielversprechende Knabe etwas herangewachsen war, daß ihm weitere Fußtouren zugetraut werden konnten, durfte er den Vater zu Zeiten nach Jerusalem begleiten, wohin ihn theils Geschäfte, theils die den Juden vorgeschriebenen Festreisen mehrfach abriefen. Namentlich die letzteren haben ohne Zweifel auf den empfänglichen Geist des Knaben den größten und entschiedensten Eindruck geübt, dessen tragischen Verlauf natürlich damals Niemand ahnen konnte.

Die ausgezeichnete Pracht und Feierlichkeit des jüdischen Cultus, der (freilich modificirt) in vieler Beziehung in den christkatholischen Ritus übergegangen ist, konnten auf das jugendlich-empfängliche Gemüth eines Knaben aus der Provinz, wie Jesus, nur den ungeheuersten und bleibendsten Eindruck machen. Dieser feierliche Gottesdienst stammt seinem Ursprunge nach aus den Zeiten Davids des Psalmisten, der zuerst die Vocal- und Intrumentalmusik im Tempel einführte, und eben diese künstlerischen Ausführungen waren es, für die der königliche Dichter seine noch heute bewunderten Psalmen schrieb. Und so lesen wir noch jetzt über vielen derselben die Instrumente und Dirigenten bezeichnet, für die sie bestimmt waren. Die weitere Ausbildung dieses durch die Kunst illustrirten Cultus datirt sich von der Rückkehr aus Babylon und der Zeit der Makkabäer; derselbe erreichte aber seinen Höhepunkt unter Herodes dem Großen, so daß gerade zur Zeit der Jugendjahre Jesu das (nach damaligen Verhältnissen) erdenklich Höchste und Schönste erreicht war. Die in jener Zeit zu Tempelzwecken benutzten Instrumente bestanden theils aus Blase-, theils aus Saiten- oder Schall-Instrumenten, und es gehörten zu den ersteren u. A. silberne Trompeten, Flöten aus Holz (ähnlich unsern Jahrmarktsflöten) und Pfeifen, ähnlich der bekannten Papagenoflöte, die ja auch in der griechischen Göttergeschichte eine Rolle spielt. Der Baß wurde auf dem schauerlichen Schophar geblasen, den man aus den Hörnern von Widdern anfertigte und der auch bei den Verfluchungsscenen in Anwendung kam.

Als Saiten-Instrument diente vorzüglich die zehnsaitige Harfe, neben ihr die Laute und Cither; hinzu kamen ferner als Füllinstrumente: eine Art Pauke, Tof genannt, Schalmeien, tönende und schallende Cymbeln u. s. w. Namentlich während der Opferung wurden die David'schen Psalmen von starkbesetzten Sängerchören vorgetragen und von Instrumenten begleitet. In den italienischen und portugiesischen Synagogen werden noch jetzt einzelne der alten Melodien gesungen. Auch die Funktion des damaligen „Vorsängers" ist als „Vorbeter" in dem jetzigen Synagogendienst wiederzufinden; ja selbst in den christlichen Culten einiger Länder sind die Spuren jenes israelitischen Tempeldienstes unverkennbar.

Dergleichen religiöse Herrlichkeiten begeisterten den genialen Knaben, zumal er sich auch den rhetorischen Vorträgen der Rabbiner mit ganzer Seele hingab, da sein angeborener Oppositionsgeist, seine Empfänglichkeit für Recht und Wahrheit sich schon jetzt im Stillen gegen die Hohlheit der inhaltlosen Phrase und der naturwidrigen Behauptungen auflehnten.

Neben den unverkennbar angeborenen Geistesgaben trug auch die geographische Lage der engeren Heimath Jesu, Galiläa, dazu bei, seinem Geiste eine andere Richtung über die exclusiv-egoistische Anmaßung der Jerusalemiten zu geben, die in ihren rituellen und dogmatischen Extravaganzen und Religionsmucken verknöchert, auf Alles mit einem ekelhaften Hochmuth herabsahen und in spitzfindiger Verbissenheit mit Verachtung behandelten, was Göttliches außer diesem Kreise lag. Ganz verschieden situirt waren die Bewohner der Grenzprovinz Galiläa, indem dort ein bewegter Verkehr mit intelligenten Nachbarvölkern stattfand, namentlich Phöniciern, Syriern, Arabern und Griechen, welche sich zeitweilig dort aufhielten und ohne Zweifel Gespräche zu den Ohren der Juden drangen, die auch bei Jesus frühzeitig einen Grund zu jenen vielseitigen Kenntnissen legten, die er in den Tagen seines öffentlichen Auftretens so unverkennbar an den Tag legte, welche ihn auch vor der ausschließlichen jüdischen Einseitigkeit bewahrten und ihm eine Ueberlegenheit über alle jene reformatorischen Vorgänger verliehen, die ohne irgend welchen Erfolg von der Lebensbühne abtraten und spurlos verschwanden: z. B. der Rabbi Halil, der Jude Saloni, Johannes der Täufer u. a.

Bis dahin unterschied sich ohne Zweifel das Leben und Treiben des kleinen „Jeschua", abgesehen von den Erfindungen der Evangelisten durch nichts von dem anderer Judenknaben. Wenn wir uns im Geiste alle die kleinen Bedürfnisse, das Thun und Treiben eines Knaben in

den Jahren von zwei bis zwölf Jahren vorstellen, so ist es gar nicht anders möglich, als daß uns die angemaßte Gott-Identität eines Sterblichen, verkörpert mit dem unscheinbaren Leib eines Judenknaben, als eine Vermessenheit, ja als Gotteslästerung erscheinen muß, indem auch der ausgezeichnetste Geist, der höchstbegabte Genius in einer menschlichen Erscheinung dennoch immer über alle Begriffe, ja unermeßlich weit hinter Dem zurückbleibt, was wir uns vernünftiger Weise von dem umfassenden Weltgeist, den wir Gott nennen, zu denken haben.

Die erste, über das Gewohnheitsleben hinausreichende, den Knaben Jesus betreffende Begebenheit tritt uns aus seinem 13ten Lebensjahre, leider aber wieder nur aus der Feder des phantasiereichen Lucas, entgegen, der von Allem, was er ge- und beschrieben, nichts selbst erlebt, sondern, wie es allgemein bekannt, Alles nach mündlichen Mittheilungen berichtet hat.

Es ist dieses die bekannte, einfach, natürlich und deshalb glaublich klingende Erzählung von dem Osterbesuche in Jerusalem. Joseph und seine Frau machten, dem Gebrauche entsprechend, in jedem Jahre eine solche Reise und erlaubten dieses Mal ihrem Sohne, daran theilzunehmen. Allerdings fällt es auf, daß die beiden Eltern, trotzdem sie von dem Knaben so außerordentlich viel hielten, ihn dennoch in dem Gewühl und Gewimmel der Hauptstadt unbeachtet sich selbst überließen, und zwar in einer Weise, daß sie ihn erst am dritten Tage, als sie sich zur Abreise anschickten, vermißten, aber meinten, er sei wohl unter den übrigen Reisegefährten. Und somit pilgerten sie einen ganzen Tag weiter, bis sie endlich am Abend Nachfrage hielten und ihn nicht fanden. Eine solche Sorglosigkeit ist ganz unglaublich und trägt das unzweifelhafte Gepräge der Erfindung an sich; namentlich bei Eltern vom Lande wäre solche Nachlässigkeit, einem Knaben von zwölf Jahren gegenüber, ganz unerhört, und man würde sie selbst an einem Dienstboten mit sofortigem Fortjagen bestrafen. Wenn aber Joseph und Maria, sein Weib, sich wirklich eine so grenzenlose Unachtsamkeit zu Schulden kommen ließen, dann wäre es freilich, wenn auch nicht die Schuld tilgend, doch erklärlich, daß sie — wie erzählt wird — wieder nach Jerusalem umkehrten, um ihn dort zu suchen. Ob das sogleich Abends oder erst am folgenden Morgen geschah, wird nicht mitgetheilt; wahrscheinlich war Letzteres der Fall. Der Angabe nach hätten sie ihn drei Tage lang gesucht, bis sie ihn endlich im Tempel unter den Gelehrten sitzend fanden, hörend und fragend, wobei sich Alle über seinen Verstand und Scharfsinn wunderten, so daß sich auch die Eltern darüber entsetzten. Natürlich riefen ihn diese nun ab und die Mutter machte ihm Vorwürfe, daß er ihnen

so große Angst und Sorge bereitet habe. Die Antwort fiel keineswegs kindlich aus, denn Lucas legt ihm die Worte in den Mund: „Was ist es, daß Ihr mich gesucht habt? Wisset Ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist?“ Die Eltern verstanden ihn nicht, nahmen ihn aber mit auf die Heimreise, und die Mutter merkte sich seine Worte, obgleich sie den Sinn derselben nicht begriff, weil — er allerdings auch vollkommen unverständlich war, selbst wenn man dem Maaßstab unserer occidentalischen Sitte entsagen und sich in die damaligen Sitten und Gebräuche hineindenken will. Ein Knabe ist immer ein Knabe, und die jüdischen Religionslehren waren wahrhaftig nicht danach angethan, daß ein solcher, wenn sich die jüdischen Theologen wirklich mit ihm an einem solchen Orte in spitzfindige religiöse Controversen einließen, sich zu Antworten vorstehender Art, wie z. B. „meines Vaters Haus“ u. dergl. veranlaßt finden sollte.

Es leuchtet auch hier wieder das Bestreben des Lucas hervor, das Kind Jesus schon vor seiner Reife als außerordentliche Erscheinung, als ausdrücklich von Gott ausgegangene Veranstaltung hinzustellen, kurz, als den angeblich mit so außerordentlichem Pomp gezeugten und geborenen Messias, auf den das Volk Israel als seinen Erlöser von der Knechtschaft der Römer schon so lange vergebens gewartet hatte. Freilich ist die Scenerie dieses Mal sehr dürftig ausgefallen, aber wer weiß, ob nicht eines der vernichteten apokryphen Evangelien dieselbe Geschichte viel besser ausgeschmückt brachte. Angenommen aber, sie habe sich wirklich so zugetragen, wie Lucas es uns Glauben machen will (denn möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich ist ja doch der Inhalt derselben), so liegt für den Knaben eben nichts Rühmliches, nach unsern Begriffen von kindlicher Anständigkeit sogar viel Tadelnswerthes darin. Ein zwölfjähriger Knabe, der mit seinen Eltern in einer fremden großen Stadt zum Besuche anwesend ist, muß schon so viel Anstandsgefühl haben, daß er sich nicht ohne Erlaubniß und ohne den Nachweis, wohin er sich zu begeben gedenke, von seinen Eltern entfernen darf. Hat er nun vollends fast eine ganze Woche verthan (man würde heute sagen: sich herumgetrieben), so ist das geradezu unverantwortlich, und selbst der einfachste Mensch wird mit Recht fragen: hat sich der Knabe denn in der ganzen Zeit gar nicht um seine Eltern bekümmert, nicht in ihrer Herberge Bescheid gesagt, wo er sich aufhalte, nicht gefragt, wo seine Eltern seien? Wo hat er während der ganzen Zeit gegessen, wo geschlafen, wo sich gereinigt? Anstatt hierüber Rechenschaft zu geben, läßt der Biograph Lucas ihn mit der hohen Geistlichkeit im Tempel über religiöse und philosophische Fragen und Probleme disputiren! Und da ihn seine Mutter

endlich auffindet und ihm über sein Betragen Vorwürfe macht, ist er noch unartig und fährt sie mit den Worten an: „Wie kommt es, daß Ihr mich so lange sucht? Wisset Ihr denn nicht, daß ich berufen bin, mich hier im Hause meines Vaters aufzuhalten?“ Also anstatt Beschwichtigung und Bitte um Nachsicht und Entschuldigung, da ihn die Lehren der Rabbiner so sehr angezogen hätten, hat er noch das große Wort und spricht von Dingen, die kein Mensch versteht.

In diesem ganzen Betragen aber, wie es Lucas von dem zwölfjährigen Jesus darstellt, liegt so viel Unwahrscheinliches, daß man sich nicht vorstellen kann, es habe ein hochbegabter Knabe wie Jesus in dieser Weise aller guten Sitte Hohn gesprochen. Ich behaupte: so kann Jesus nicht gehandelt haben und so hat er auch gewiß nicht gehandelt. Lucas hat ihn in den Augen der Nachwelt erheben wollen, aber gerade das Gegentheil erreicht, ja er hat ihn, mit einem Worte gesagt, verleumdet. Jesus war sicher besser als sein Ruf, den Lucas ihm in dieser Episode seines Lebens angeheftet. Die Thatsachen aber, die dieser Erzählung des Lucas zum Grunde liegen, sind ganz anderer, viel einfacherer Art. Zunächst ist zu berücksichtigen, daß Lucas, der Schüler irgend eines Apostels, also nicht einmal ein persönlicher Bekannter von Jesus, immer darauf bedacht war, irgend einen geschichtlichen Kern phantastisch auszuschmücken, wenn es darauf ankam, seine übernatürlichen Glaubenszwecke zu fördern. Im vorliegenden Falle war es seiner Meinung nach, die Mutter des Jesus, die schon ihrer früheren geschichtlichen Verhältnisse halber zu der Begebenheit herangezogen werden mußte, obgleich sie in Wirklichkeit nichts damit zu schaffen hatte. Er berichtet demnach, daß die Eltern des Jesus, also auch die Mutter, in jedem Jahre zum Osterfeste nach Jerusalem reisten, um dort dem Gottesdienst im Tempel beizuwohnen. Nun ist aber nach dem 5. Buche Moses Cap. 16 solche Reise keineswegs den Frauen, sondern nur allein den Männern vorgeschrieben, und die Juden waren buchstäblich viel zu gehorsam, als daß sie abgegangen sein sollten von dem, was angeblich Gott ihnen durch Moses befohlen hatte, wie es denn im 16. Verse ausdrücklich heißt: „Drei Mal im Jahre sollen alle Männer vor dem Herrn ihren Gott erscheinen.“ Es waren also ohne Zweifel nicht Jesu Eltern, sondern Joseph, der Vater allein, der die befohlene Reise unternahm. Derselbe nahm aber nun zum ersten Male den ältesten Sohne mit sich nach Jerusalem, weil derselbe jetzt dreizehn Jahre (nicht zwölf, wie Lucas schreibt) zählte, denn am Sabbath nach dem 13. Geburtstage oder an einem darauf folgenden Festtage trat die Verpflichtung ein, sich in die Gemeinde aufnehmen zu lassen, womit auch zum ersten Male die Be-

folgung und Erfüllung aller religiösen Vorschriften verknüpft war; auch gestattete das Gesetz erst jetzt dem Jünglinge in den zum Thora- (Gesetzbuch) Studium bestimmten Localen öffentliche Proben seiner Fähigkeit abzulegen.

Die kirchlichen Vorschriften waren zu Jesu Zeiten folgende: Der Jüngling ging in Begleitung des Vaters nach irgend einer Synagoge und wurde dort, nach geschehener Ankündigung, durch einen öffentlichen Aufruf eingeladen, irgend eine Abtheilung aus dem mosaischen Gesetzbuche abzulesen; Anfang und Ende waren von einem bestimmten lauten Gebete begleitet. Hatte der Knabe die erforderliche Fähigkeit, so hielt er eine Anrede an die Gemeinde, und waren seine Anlagen besonders hervorragend, so war es ihm auch von nun an gestattet, an den öffentlichen religiösen Disputationen Theil zu nehmen.

Jesu Aufnahme hätte allerdings auch in seinem Wohnort Nazareth stattfinden können; da aber sein Geburtstag in die Zeit der Ostern fiel und der geniale Knabe wahrscheinlich danach lechzte, in Jerusalem sein Licht leuchten zu lassen, so ist es glaublich, daß er die Reise mit seinem Vater dorthin gemacht und es mag ihn seine angeborene Vorliebe für das Religiöse wohl länger als gewöhnlich im Tempel gefesselt haben; ja er konnte auch vielleicht durch seine Geistesblitze einiges Aufsehen erregt haben. Das ist aber Alles, und die ganze Ausschmückung ist sicher nur Zuthat des Lucas, wie denn überhaupt und namentlich das in der evangelischen Darstellung des Lebens Jesu mehrfach vorkommende, schroffe und abstoßende Benehmen Jesu gegen seine Mutter gar nicht in dem sanften und menschenfreundlichen Wesen des größten aller Weisen lag und sicher eine Uebertreibung der Geschichtserzähler war, die damit ihres Helden Exclusivität und Erhabenheit über alle irdische Schicklichkeit andeuten wollten. Ich halte hiermit diese Angelegenheit des Tempelbesuchs, so weit Lucas sie bespricht, für hinlänglich erledigt. Der Evangelist fügt noch hinzu, daß die heilige Familie nach Nazareth zurückgekehrt sei, und Jesus, der Knabe, zugenommen habe an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen.

Von da ab hören wir aus dieser Quelle in langen 18 Jahren nichts wieder über Jesus: eine unleidlich große Lücke in der Lebensgeschichte eines so bedeutenden Mannes, die schon Manchem wehegethan, da jeder aufrichtig Theilnehmende sich nicht verhehlen kann, daß ein so außerordentlicher Mensch wie Jesus die schönsten Entwicklungsjahre seines Lebens unmöglich thatenlos, ohne Verlebung irgend eines interessanten, der Mittheilung würdigen Moments verträumt haben solle.

Glücklicher Weise aber giebt es noch andere Schriftsteller aus jener

Zeit, als die canonischen Evangelien niedergeschrieben wurden, und die Apokryphen enthalten noch Mancherlei, von dem wir hier das Pikanteste, das sich seiner Zeit derselben göttlichen Autorität wie unsere canonischen Evangelien erfreute, einschalten wollen, wenn gleichwohl das eigentlich Historische dabei keine große Ausbeute machen wird.

„Von der Kindheit des Erlösers“ lautet eines der Urevangelien, die in Nicäa in der schon erwähnten Weise verworfen wurden; doch gab es viele christliche Gemeinden im Orient, die jenen Act pfäffischen Betrugs nicht anerkannten, sondern den verworfenen Evangelien und so auch dem hier in Betracht kommenden dieselbe Würde und Heiligkeit beilegten, welche die vier canonisirten beanspruchen.

Dasselbe ist in arabischer Sprache auf uns gekommen und enthält die angebliche Lebensgeschichte Jesu von seiner Geburt bis zu seinem 12. Lebensjahre, wo bekanntlich der eben besprochene erste Tempelbesuch stattgefunden haben soll, an den wir später wieder anknüpfen werden.

Wer diese Jugendgeschichte geschrieben, ist nicht bekannt geworden. Es tritt aber aus dem Charakter derselben unverkennbar hervor, daß sie aus der Zusammenstellung mehrerer kleinen, wahrscheinlich von Griechen verfaßten Schriften entstanden und diese sofort ins Arabische übersetzt worden sind. Daraus läßt sich auch erklären, daß die Einheit von Zeit und Ort durchaus nicht in Einklang gebracht worden ist, weil es dem Verfasser weniger auf die Wahrheit oder auch nur Wahrscheinlichkeit, als auf die Wunderthaten ankam, ohne die es in jenen Zeiten nun einmal keine Heiligkeit gab.

Neben diesem Evangelium von der Kindheit des Erlösers giebt es noch ein Evangelium des Thomas, das sich meist mit demselben Gegenstande beschäftigt, dessen Inhalt aber schon lange vor dem Concilium von Nicäa der Kirche so anstößig erschien, daß sie gegen dasselbe durch Verdammung und ausdrückliche Verwahrung protestirte. Auch von diesem Evangelium ist die Entstehung nicht, wohl aber dessen hohes Alter sicher nachzuweisen, da die ältesten Kirchenväter, z. B. Origenes, Ambrosius, Hieronymus u. A. desselben gedenken. Ich werde den Inhalt beider hier übersichtlich vereinigen, um dem Leser eine Vorstellung zu verschaffen, was die ältesten Evangelisten Alles unter dem Begriff Heiligkeit und Göttlichkeit zu vereinigen keinen Anstand nahmen.

Ich beginne mit dem letzteren, als dem älteren Evangelium, und finde da die kleine schon erwähnte Historie von den aus Lehm geformten Vögelein, die übrigens auch in dem erstgenannten eine Rolle spielt. Thomas erzählt die heilige Schnurre in folgender Weise:

Es war an einem Sabbath, als der kleine Jeschua sich 12 Sper-

linge aus Lehm zurecht knetete. Der fromme Joseph, sein Vater, verwies ihm diese Entheiligung des Sabbaths; darauf befahl der Knabe seinen Vögeln: „flieget auf!“ Und sogleich gehorsamten sie und flogen davon. Ein anderer Knabe, der unsern Jeschua neckte und ärgerte, mußte auf ein Machtwort des Beleidigten verdorren; und ein zweiter, der ihn im Laufen zufällig hart an die Schulter stieß, wurde durch einen ähnlichen Befehl sofort getödtet, und als sein Vater ihm dies verwies, bekam er eine trotzige Antwort.

Bald nach dieser Begebenheit spielte Jesus mit andern Knaben auf dem platten Dache eines Hauses, wobei einer von den kleinen Spielkameraden, Namens Zenon! vom Dache fiel und sofort starb. Alle Knaben außer Jesus liefen davon. Jetzt kamen die Eltern des Verunglückten, und meinend, daß Letzterer ihr Kind hinabgestoßen, fuhren sie ihn hart an. Jesus aber sprang nun gleichfalls vom Dache herab und sprach zu dem Todten: „Zenon! stehe auf und zeuge für mich; habe ich dich hinuntergeworfen?“ Und alsobald erhob sich der Todte und zeugte für die Unschuld Jesu, worauf die erfreuten Eltern den Sohn anbeteten.

Aehnliches wird von einem jungen Manne erzählt, der sich mit einer Axt verwundete und verblutete. Jesus heilte seine Wunde und erweckte ihn ebenfalls von den Todten.

Als der kleine Wunderthäter etwa im 6. Jahre stand, schickte ihn seine Mutter fort, Wasser zu schöpfen, und gab ihm einen Krug in die Hand. Da nun am Brunnen ein großes Gedränge war, begab sich's, daß der Krug zerbrach. Da breitete der kleine Jesus seinen Mantel aus, schöpfte ihn voll Wasser und trug dieses ohne irgend welchen Verlust zu seiner harrenden Mutter. Als diese aber das Zeichen sah, küßte sie ihn und bewahrte bei sich das Geheimniß von Allem, was sie ihr Kind Wundersames vollbringen sah.

Einstmals, zur Zeit der Aussaat, ging der Knabe mit seinem Vater, um Weizen zu säen, auf einen Acker. Und da nun Joseph hin und wieder ging, den Samen zu streuen, nahm auch Jesus ein Korn in seine Hand und pflanzte es an einen besonderen Ort. Da aber die Zeit kam zu ernten und zu dreschen, erntete er eine solche Fülle, daß er alle Armen des Dorfes zur Tenne rief und die Frucht unter sie vertheilte; doch trug Joseph hinweg, was von dem Weizen übrig geblieben war. Jesus aber stand im 8. Jahr, da sich Solches begab.

Sein Vater war bekanntlich Zimmermann, machte aber auch Joche für die Ochsen zum Ziehen und Pflügen. Nun sollte er auch ein Ruhebett für einem reichen Mann fertigen und wußte nicht, wie er es

bei einer der Latten, die man Wechsellatten nennt, anzufangen habe. Da sprach der Knabe Jesus: „Lege da unten hin die zwei Hölzer und mache sie aus der Mitte heraus gleich;“ und Joseph that, wie der Knabe ihm gerathen hatte. Es stand aber dieser auf der anderen Seite, faßte das Holz an und dehnte es so aus, daß er es dem anderen, das am kürzesten zugehauen war, gleich machte. Deß verwunderte sich sein Vater sehr, umarmte das Kind, küßte es und pries sich glücklich ob seines Besitzes.

Und da er nun also die Gabe des Kindes sah, war er darauf bedacht, ihn nicht unwissend zu lassen, sondern übergab ihn einem guten Lehrer. Derselbe sprach zu Joseph: „Vorerst werde ich ihn im Griechischen unterweisen und hernach im Hebräischen.“ Der Lehrer kannte aber die Gabe des Knaben und fürchtete sich vor ihm. Dennoch schrieb er ihm das Alphabet auf und plagte ihn manche Stunde. Der Knabe aber antwortete ihm nicht auf seine Fragen, sondern sprach zu dem Lehrer: „Wenn du in Wahrheit ein Lehrer bist und die Buchstaben wirklich kennst, so sage mir die Bedeutung des Alpha und ich will dir die des Beta sagen.“ Deß ward der Lehrer sehr zornig und schlug ihn an den Kopf. Da nun solches den Knaben sehr schmerzte, fluchte er dem Lehrer, und im selben Augenblick fiel der Mann in Ohnmacht und auf sein Gesicht todt zu Boden; der Knabe aber kehrte zurück nach seiner Eltern Hause. Diese aber waren sehr betrübt und Joseph gebot der Maria: „daß du mir ihn nicht aus dem Hause lässest, dieweil alle sterben, die ihn erzürnen.“

Darüber verging eine Zeit, als abermals ein Lehrmeister, der zugleich ein Freund des Joseph war, zu diesem sprach: „Bringe mir den Knaben in die Schule, vielleicht daß ich ihm mit sanften Worten die Buchstaben beibringe.“ „So du den Muth hast, lieber Bruder“, sprach dieser, „so nimm ihn mit dir.“ Und der Freund that also, jedoch unter Furcht und großem Bedenken. Jesus aber folgte ihm fröhlich und guter Dinge, trat auch mit Zuversicht in das Lehrzimmer und nahm ein Buch, das er auf einem Pulte liegen sah, in seine Hände, las aber nicht etwa die Buchstaben, so darin standen, sondern begann zu lehren und zu predigen aus seinem eigenen Geiste, und erklärte den Umstehenden das Gesetz. Alle aber standen wie verzaubert, lauschten der Rede und verwunderten sich über die Kraft seiner Lehre und die Gewandtheit seiner Worte, da er doch nur ein Kind war.

Da Solches nun sein Vater vernahm, erschrak er sehr und lief ihm nach in die Schule, da er fürchtete, es möchte auch diesem Lehrer von dem Knaben ein Leids geschehen. Der aber trat ihm freudig entgegen

und sprach: „Siehe doch hier, mein Bruder, wie ich mit diesem Schüler fahre. Derselbe ist voll hoher Gnade und Weisheit, und ich bitte dich, erledige mich des Lehramts und nimm den Knaben in dein Haus." Und also geschah es.

Nun folgt in diesem Evangelium noch eine lange Reihe von Todtenerweckungen, und zwar zunächst an dem eignen Vater, den eine Natter gebissen beim Holzholen; sodann an einem kleinen Kinde, das gestorben war, und tröstete er die weinende Mutter durch seine Wiedererweckung; zuletzt noch bei einem Hausbau, bei welchem ein Arbeiter verunglückt war. Jesus, so heißt es, nahm ihn bei der Hand und sprach: „Ich sage dir, Mensch, stehe auf und verrichte dein Tagewerk!" Und zur Stelle stand er auf und that also.

Das Volk aber entsetzte sich und sprach: „Dieses Knäblein stammt vom Himmel" u. s. w.

Das Evangelium schließt endlich mit derselben Erzählung, wie sie auch Lucas im 2. Capitel V. 41, 42 bringt, nur mit einigen Abweichungen, nämlich denen über das Verlieren des Knaben in Jerusalem.

Wir kommen nun zu dem „Evangelium von der Kindheit des Erlösers", das sich namentlich in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche im Orient großen Ansehens erfreute, denn die Begeisterung der Orientalen für die ungeheuerlichsten Wunder ist jenen Völkern angeboren, wie es in unserer katholischen Bevölkerung noch heute der Fall. Wollten also die ersten und ältesten Kirchenväter der Religion Jesu zur allgemeinen Annahme verhelfen, so mußten sie schon die ersten Lebenstage des Erlösers mit phantastischen Gebilden, mit Wunderwerken der übernatürlichsten Art ausschmücken.

So enthält nun dieses arabische Evangelium die zauberartigen Merkwürdigkeiten des Knaben Jesu bis zu seinem 12. Jahre, jedoch werden wir abermals nur einen Auszug dieser eigentlich ohne Entwickelung großer Phantasie gedichteten Jugendbegebenheiten bringen, indem wir das schon Erwähnte übergehen. Namentlich ist die Geburtsscene in der Höhle nicht wesentlich von der bereits erzählten verschieden, nur daß hier hinzugefügt wird: es sei sofort die Beschneidung in der Höhle (wir erfahren aber nicht durch wen) geschehen und die ebräische Wehmutter habe den Abschnitt in einer alabasternen Schale aufbewahrt.

Das keckste Phantasiestück aber wird uns in diesem Evangelium bezüglich der mehrberegten Magier aufgetischt. Als nämlich dieselben ihre Geschenke an Gold, Weihrauch und Myrrhen vorgebracht, „nahm Maria nun von den Windeln des Kindes und gab sie den Fremdlingen anstatt des Segens, und dieselben empfingen die Gabe als das herrlichste

Geschenk. Und zu derselbigen Stunde erschien ihnen ein Engel in Gestalt eines Sterns, der vorhin ihr Leiter auf dem Wege gewesen; sie folgten der Leitung seines Lichtes und zogen weiter, bis sie in ihre Heimath zurückgekehrt. Es kamen aber zu ihnen zusammen die Könige und Fürsten derselben und fragten, was sie gesehen oder gethan, wie sie gegangen und heimgekehrt seien, endlich wen sie zu Begleitern auf der Reise gehabt? Da langten sie hervor jene Windeln, welche die Herrin Maria ihnen übergeben hatte, und diesen zu Ehren feierte man nun einen Festtag, zündete auch Feuer an nach des Volkes Weise und betete es an (es waren also Feuer-Anbeter), und das Feuer erfaßte die Windeln und zog sie in sich hinein. Da nun aber das Feuer erloschen war, zog man die Windeln hervor unversehrt, wie wenn das Feuer sie nicht berührt hätte. Also begannen sie selbige zu küssen, auf ihr Haupt und ihre Augen zu legen, und sprachen: Dieses ist ein großes Ding und muß wohl unzweifelhaft Wahrheit sein, da das Feuer es nicht zu verbrennen noch zu verderben vermochte. Da nahmen die Fürsten die Windeln (wahrscheinlich getheilt) und verwahrten sie mit großer Ehrerbietung bei ihren Schätzen."

So lächerlich und thöricht dem Leser diese Fabelei erscheinen mag, so wolle er bedenken, daß unsere vier legitimen Evangelien derselben in keiner Weise nachstehen.

Der Verfasser bringt unter Anderm auch folgendes echt Johanneische Phantasiestück:

Als Jesus noch in der Wiege lag, erhob er sich eines Tages und sprach zu seiner Mutter: „Ich, den du geboren hast, bin Jesus, der Sohn Gottes, der Logos, gleich wie dir's verkündet hat der Engel Gabriel; und es hat mich mein Vater gesendet zum Heile der Welt."

Hervorragend tritt uns auch hier die Erzählung von der Flucht nach Egypten entgegen, deren Veranlassung so ziemlich dem davon Bekannten ähnelt. Gleich am ersten Tage aber weiß unser evangelischer Fabulant eine ergötzliche Episode aus dem Leben des kleinen Jesus zu erzählen. Joseph und Maria, die in der That viel Herzeleid und wenig Freude an ihrem kleinen Sohne erlebten, kamen gleich am ersten Tage zu einer großen Stadt, in welcher ein gewaltig Götzenbild war, dem alle Götzen und Gottheiten Gaben und Gelübde darbrachten. Bei diesem Götzenbilde war ein Oberpriester angestellt, der ihm diente und, so oft der Satan aus demselben redete, den Einwohnern Aegyptens und seinen Ländern Solches verkündete. Nun hatte dieser Priester einen dreijährigen Sohn, der war besessen von einer großen Menge böser Geister, die redeten und plauderten Vieles, und so oft ihn dieselben

erfaßten, zerriß er seine Kleider und lief nackt umher und warf die Leute mit Steinen.

In der Nähe jenes Götzen aber war das Krankenhaus jener Stadt, darinnen nahm die Familie Joseph Herberge. Alsobald versammelten sich alle Vornehmen und Götzenpriester bei dem Götzenbilde, und fragten: „Was ist doch das für eine Bestürzung und Zittern, die unsere Gegend befallen haben?“ Des antwortete der Götze: „Es ist hier angelangt der unbekannte Gott, der in Wahrheit Gott ist, und ist Keiner außer ihm der göttlichen Verehrung würdig, weil er in Wahrheit der Sohn Gottes ist. Bei dem Gerüchte von ihm ist diese Gegend erzittert, und bei seiner Ankunft ist sie heftig bewegt und erschüttert, und um dieses fürchten wir uns sehr vor der Größe seiner Herrschaft.“ In derselbigen Stunde aber stürzte dieses Götzenbild zusammen, und zu seinen Trümmern liefen, außer den Uebrigen, alle Einwohner Aegyptens zusammen.

Der Sohn des Priesters aber, der besessen war, trat, da ihn eben wieder die Krankheit überfiel, in das Krankenhaus und fand allda Joseph und die Seinen. Und weil soeben Maria die Windeln Jesu gewaschen und an dem Gebälk aufgehängt hatte, zog der Besessene eine derselben herab und legte sie auf sein Haupt; da begannen sofort die bösen Geister aus seinem Munde auszuziehen und in Gestalt von Raben und Schlangen zu entfliehen. So war also zur Stelle der Knabe geheilt, und hub an, dem Herrn, der ihn geheilt hatte, Lob zu singen und Dank zu sagen.

Da ihn nun der Vater also zu seiner früheren Gesundheit wieder hergestellt sah, sprach er: „Mein Sohn, was ist dir widerfahren und in welcher Weise bist du geheilt worden?“ Da antwortete der Geheilte: „Als mich die bösen Geister umherjagten, betrat ich in meiner Angst das Krankenhaus und erblickte eine Frau gar lieblichen Angesichts, sammt einem Knaben, dessen soeben gewaschene Windeln die Mutter auf einem Gebälk ausgehängt“ u. s. w. (wie oben erzählt). Da jauchzte der Vater und frohlockte, und erklärte, daß der Solches gethan, wahrhaftig der Sohn Gottes sein müsse, denn sobald er diese Stadt betrat, zerbrach das Götzenbild, alle Gottheiten stürzten zusammen und wurden von der größeren Gewalt zertrümmert.

Da aber die Eltern des Jesus dieses Alles vernahmen, erschraken sie sehr und fürchteten, daß man ihnen die Zerstörung des Götzen anrechnen und ihrem Kinde etwa nach dem Leben trachten werde — gleich wie Herodes solches gethan — und zogen darum eiligst von dannen.

Das nächste Abenteuer bestand man mit Räubern, die kurz vor Ankunft unserer Wanderer an einem berüchtigten Engpaß, Fremde ausgeplündert hatten, aber durch eine Wunderthat des Knaben Jesus ihre Beute im Stiche und den gebundenen und nun wieder befreiten Wanderern überließen.

Danach kam die Familie Joseph wiederum in eine Stadt, in welcher ein Weib hausete, in die, angeblich beim Wasserholen, plötzlich der „verfluchte und rebellische" Satan hinein gefahren war und Besitz von ihr genommen hatte. In Folge dessen konnte dieses Weib weder Kleider an ihrem Körper leiden, noch in einem Hause ausdauern, und obwohl man dasselbe mit Ketten anschloß und mit starken Riemen fesselte, so zerriß sie doch selbige und entfloh nackt in die Haide; und auf Kreuzwegen und Gräbern stehend, verfolgte sie die Menschen mit Steinwürfen, also daß sie ihren Verwandten großes Herzeleid bereitete. Da erbarmte sich die Herrin Maria über sie, also daß ihr Sohn seine Hand auf sie legte; und alsbald verließ sie der Satan in Gestalt eines Jünglings, und da er die Stätte floh, sprach er: „Wehe mir! durch dich, Maria, und durch deinen Sohn!"

Also ward jenes Weib geheilt von seiner Plage, und sie sah um sich. Als sie aber gewahrte ihre Nacktheit, erröthete sie, entzog sich der Menschen Anblick und ging zu den Ihrigen, um sich zu kleiden wie es Sitte, und erzählte ihrem Vater, weßmaßen ihre Heilung erfolgt sei. Das waren aber vornehme Leute, und sie empfingen die Familie Jesu unter ihrem gastlichen Dache mit großer Verehrung.

Dergleichen Heilungen treten uns nun in rascher Folge eine lange Reihe entgegen; so z. B. eine durch teuflische Ränke stumm gewordene Braut, ein aussätziges Mädchen und ein von gleichem Uebel heimgesuchter Prinz. Ferner befreite er einen, seines Weibes nicht froh werdenden jungen Ehemann von dem Solches veranlassenden Zauber und verschaffte einem Manne, der durch teuflische Macht in einen Maulesel verwandelt war, seine vorige Gestalt wieder. Hierauf tritt abermals eine, aber noch viel merkwürdigere Räubergeschichte auf, als die ersterzählte. Man lese und staune!

In einem Walde stößt die heilige Familie auf eine Rotte schlafender Räuber; nur zwei von ihnen stehen auf Wache, und weil diese sie frei ziehen lassen und ihre Collegen nicht wecken, spricht das kleine Windelkind Jesus zu seiner Mama: „Nach dreißig Jahren, o Mutter, werden die Juden mich kreuzigen zu Jerusalem; und an dem Tage werden diese beiden Räuber mit mir zugleich ans Kreuz geschlagen werden: Titus, der eine, zu meiner Rechten, und Dumachus, der andere, zu meiner

Linken, und an jenem Tage wird Titus mir vorangehen in das Paradies." Wir enthalten uns hier billig jedes Commentars.

Danach kommt die heiligk Familie nach Memphis an den Hof des Pharao und verrichtet auch hier wieder eine so große Anzahl vernunftwidriger Wunder, daß man nicht weiß, ob man mehr über die Dummheit oder die Frechheit des Verfassers staunen soll.

Nach drei Jahren kehrten Joseph und seine Familie in die Heimath zurück und es nimmt nun eine neue Reihe von Wunderthaten in Bethlehem ihren Anfang.

Den Reihen eröffnet der Sohn eines Mannes, welcher zwei Frauen besaß. Jede dieser Frauen hatte einen kranken Sohn; aber weil die eine der Mütter nicht an die Heilkraft Jesu glaubte, so starb ihr Kind, während das andere genas. Um sich für diese Bevorzugung zu rächen, stürzte die Ungläubige das geheilte Kind ihrer Nebenbuhlerin in einen glühenden Ofen und dann in ein tiefes Wasser. Es versteht sich aber von selbst, daß ihr diese Unthat nichts nützte; denn durch die Wunderkraft Jesu ging das Kind aus solcher Gefahr unversehrt hervor und die Thäterin wurde für ihr Verbrechen in einen tiefen Brunnen gestürzt. Unter einer ergiebigen Reihe ähnlicher Wunderthaten tritt uns namentlich noch folgende seltsame Fiction entgegen: Das Kind Jesus heilte auch den damals noch als Kind erkrankten, später als angeblichen Verräther so berüchtigt gewordenen Judas Ischarioth, obgleich derselbe in seiner damaligen Raserei Jesus gerade an derselben Stelle gebissen, wo ihn später am Kreuz das Schwert des Römers durchbohrte. Es wäre wirklich von Interesse zu erfahren, wer dem Erzähler dieses Alles so genau mitgetheilt hat.

Unter solcher und ähnlicher Beschäftigung hatte nun, nach unserm phantasiereichen Evangelisten, der Knabe Jesus das Alter von sieben Jahren erreicht, als er in Gesellschaft einer Anzahl munterer Gespielen gleichen Alters in Töpferthon zu arbeiten begann, indem man sich daraus allerlei Gethier, Esel, Stiere, Vögel u. dergl. formte. Deß rühmte jeder sein Machwerk und strich es vor denen der andern heraus.

Da begann nun der Knabe Jesus, und vermaß sich: „Ich werde meinen Figuren, die ich gemacht, nur einen Wink geben, und sogleich werden sie davon laufen." Da lachten die andern und einer von ihnen fragte: ob er vielleicht des lieben Herrgotts Sohn wäre? Da befahl Jesus seinen Figuren wie er verheißen, und sofort bewegten sich dieselben und gingen und kamen, wie er es ihnen befahl, hüpften auch und sprangen, und einige flogen in die Luft. Und wenn er es ihnen befahl, standen sie still und nahmen Speise und Trank ganz wie lebendige Ge-

schöpfe. Deß liefen die Knaben zu ihren Eltern und erzählten es denselben mit großer Verwunderung; und die Väter warnten ihre Kinder: „Hütet euch vor diesem, dieweil er ein Zauberer ist; fliehet vielmehr vor ihm und spielet nicht mit ihm." Und von diesem Augenblicke an wurde der Knabe gemieden und fühlte sich sehr vereinsamt.

Und da er sich um dessentwillen Zeitvertreib suchte, so führte ihn sein Weg eines Tages in das Haus eines Färbers und sahe daselbst manche Haufen Zeug vorgerichtet, davon ein jedes in einer andern Farbe gefärbt werden sollte. Der Knabe Jesus aber nahm es und warf es Alles in einen Kessel; als aber der Färber darüber sehr erschrak und das Zeug eilends aus demselben hervornahm, war doch ein jedes Stück in der von den Besitzern bestimmten Farbe zu schauen.

Zu dieser Zeit nahm Joseph seinen Knaben schon häufig mit auf die Arbeit, da er allerlei Geräth zu fertigen wußte, ob sich's für den Zimmermann schickte oder nicht, z. B. Melkgefäße, Siebe, Kästen aller Art, Thore und Thüren und was dem mehr war zu der Leute Gebrauch, und der Knabe folgte ihm überall hin und legte auch Hand mit an, denn sowie der Meister Joseph ein Stück von seiner Arbeit breiter, schmaler oder länger zu machen hatte, streckte der kleine Jesus nur seine Hand nach dem Dinge aus und sogleich war Alles gethan, so daß er kaum nöthig hatte, etwas mit eigener Kraft zu vollbringen, wie er denn auch in seinem Handwerk nicht sehr geschickt war.

Eines Tages nun ließ ihn der König nach Jerusalem kommen und sprach zu ihm: „Ich will, Meister Joseph, daß Du mir einen Thron bauest nach dem Maaße der Stelle, wo ich zu sitzen gewohnt bin."

Da ging der Meister alsobald ans Werk und maß und hantierte in seiner Weise zwei Jahre lang, in dem königlichen Palast, bis er mit seinem Werke zu Stande gekommen war. Als er aber zum Letzten schritt und den Thron an seine Stelle zu bringen kam, siehe, da merkte er zu seinem Schrecken, daß auf jeder Seite zwei Spannen von dem vorgeschriebenen Maaße fehlten.

Als nun der König deß inne ward, gerieth er in einen großen Zorn auf Joseph, worüber dieser so heftig erschrak, daß er eilends heim ging und sich, ohne Speise zu nehmen, ins Bett legte. Da trat der Knabe Jesus zu ihm und fragte nach dem Grunde seiner Angst und Betrübniß. Deß klagte ihm Joseph sein Mißgeschick und daß er sich selber einen Pfuscher zu schelten habe. Da ermahnte ihn der Knabe, nur guter Dinge zu sein, und lud ihn ein mitzukommen, er werde sogleich Alles in die rechte Verfassung bringen. Da erhob sich Joseph alsofort, und beide gingen zusammen in den Palast und zu dem Throne.

Da faßte Joseph an der einen und Jesus an der andern Seite, und zogen Beide so kräftig sie konnten; und siehe, der Thron gehorsamte und kam sogleich in das rechte Maaß. Als dieses Wunder die Umstehenden sahen, verwunderten sie sich sehr und priesen Gott. — Wie genau aber der Evangelist von Allem unterrichtet war, ersieht man aus folgendem Zusatz: Gefertigt aber war dieser Thron aus jenem Holze, welches schon vorhanden gewesen zur Zeit Salomo's, des Sohnes David's, einem Holze nämlich, das innen und außen natürlich gezeichnet war mit mancherlei Gestalten und Figuren.

Es scheint, als ob der Wunderknabe nicht gehen noch stehen und weder Hand noch Fuß ausstrecken konnte, ohne Wunderwerke zu verrichten. Gleich nach Obigem z. B. treffen wir ihn wieder unter Knaben, die ihn bei ihren Spielen zu ihrem Könige erwählen. Nun biß eine Schlange — wir erfahren nicht unter welcher näheren Veranlassung — einen der Knaben in die Hand, worauf sie flieht und sich verbirgt. Jesus zwingt sie aber sofort zurückzukehren und dem Verletzten das Gift aus der Wunde zu saugen, worauf er sie verflucht, in Folge dessen das Reptil furchtbar aufschwillt und zerplatzt.

Es folgt auch hier wieder eine Reihe der bereits im vorigen Evangelium erzählten Wunder, dem sich schließlich Jesu Auftreten im Tempel als zwölfjähriger Knabe anreiht, worüber wir aber, außer Bekanntem, im 51. und 52. Capitel noch die nachstehenden merkwürdigen Data empfangen:

Und es war allda (im Tempel nämlich) ein weiser Mann, der wußte den Lauf der Sterne zu deuten; derselbe fragte den Knaben Jesus, ob er auch in der Sternkunde bewandert sei? Da trat dieser ihm keck entgegen und erklärte ihm die Zahl der Sphären und der Himmelskörper, ihr Wesen und ihre Verrichtungen, den Gegenschein, Gedritten-, Gevierten- und Gesechsten-Schein, den Lauf und Rücklauf, die Berechnung, Vorbedeutung und so noch Anderes und Vieles, was noch keines Menschen Geist vor ihm jemals aufgespürt hat.

Es war aber ferner unter den Männern im Tempel ein Gelehrter, in Heilkunde und Naturlehre überaus geschickt; derselbe trat nunmehr gegen den Knaben auf und erkundete, ob er etwa auch in diesem Fache bewandert sei? Derselbe bejahte die Frage und deß zum Erweise setzte er ihm sogleich auseinander das Physische und Metaphysische, das Hypnopsychische und Hypnophysische, dazu auch die Kräfte des Körpers, seine Säfte und deren Wirkungen, desgleichen die Menge der Krankheiten, so den Menschen heimsuchen, die Zahl der Knochen, der Blutadern, der Pulsadern und Nerven, ferner die Temperamente, das warme und das

Trockne, das Kalte und Feuchte und was davon herkommt; worin die Wirkungen der Seele auf den Körper bestehen, ihre Erregbarkeit und Kräfte; auch erklärte er das Vermögen zu reden, zu zürnen, zu begehren; endlich aber die Sammlung und Vertheilung und noch Manches, was keine Creatur und kein Verstand des Sterblichen bis dahin ergründet hat.

Da erhob sich der Weltweise, betete den Knaben Jesus als einen von Gott begnadeten an, und sprach: „O Herr! von nun an will ich dein Schüler sein und dein Knecht."

Im 53. und 54. Capitel finden wir Erzählungen, die gleichlautend sind mit Lucas 2, Vers 48 bis 52, und Lucas 3, Vers 21, 22, Matth. 3, V. 16, 17, Marcus 1, V. 9 bis 11 und Johannes 1, V. 32.

Das 55. Capitel enthält den Schluß, also lautend:

Dieser ist es, den wir in Demuth anbeten, weil er uns Dasein und Leben geschenkt, und uns aus dem Schooße der Mutter ans Licht gebracht. Um unsertwillen hat er menschliche Gestalt angenommen, auf daß er uns erlöse und umgebe mit seiner ewigen Barmherzigkeit und Gnade, nach seiner Milde und Güte, Großmüthigkeit und Wohlthätigkeit an uns offenbar werden lasse. Ihm sei Ruhm und Preis und Macht und Herrschaft von nun an bis in alle Ewigkeit. Amen!

Der Leser wird mit uns zu gerechtem Bedauern wahrgenommen haben, daß die apokryphen Evangelien zwar des Inhalts eine Menge, aber durchaus wenig von historischem Werthe liefern und somit nichts wesentlich Brauchbares zur Ausfüllung der geschichtlichen Lücke der Kinderjahre Jesu beitragen. Dennoch darf dieser Reihe von Phantasiestücken für die Beurtheilung einer so außerordentlichen Persönlichkeit, wie es Jesus war, insofern Werth und Bedeutung nicht abgesprochen werden, als man mit erneuter Berechtigung daraus abnehmen darf, daß die wirklichen Lebensverhältnisse, die Persönlichkeit und Erscheinungen der frühesten Lebensjahre Jesu in Wirklichkeit nichts der Aufzeichnung Werthes dargeboten haben, daß vielmehr diese Periode, das Knabenalter, ebenso interesselos und deshalb unbeachtet verfloß, wie das so vieler tausend Anderer, und daß man deshalb zur Phantasie seine Zuflucht nahm, um in der Apotheose unseres großen Religionsstifters auch jene Partie mit Ungeheuerlichkeiten auszuschmücken, ohne die sich namentlich der Orientale nun einmal keine göttlich inspirirte Persönlichkeit denken kann.

Hier am Schlusse der Jugendjahre möge noch einmal die Bemerkung Platz greifen, daß — ganz abgesehen von den unbeweisbaren Merkmalen der fabelhaften Ausschmückung, die auch in den vier canonischen

Evangelien vorliegen und sich namentlich durch eine Reihe von Widersprüchen kundthun — das ganze Gemälde der Unzuverlässigkeit und leichtsinnigsten Erfindung uns erst recht ergreifend bei dem Ueberblick der vollständigen Evangeliensammlung entgegentritt und uns mahnt, zur größeren Ehre der gesunden Vernunft nicht ferner an dem fratzenhaft herausgeputzten Maskencostüm, an den phantastischen Unmöglichkeiten der wundersüchtigen jüdischen und griechischen Scribenten zu haften, von denen uns Niemand zu sagen weiß, wer die Herren waren, wo und wie sie lebten und wirkten, und welche Berechtigung sie für ihren angemaßten Beruf hatten.

Ehe ich indeß diese Abtheilung schließe, will ich auf einen in Vorstehendem enthaltenen Moment aufmerksam machen, der, wie es mich dünkt, einen Fingerzeig darbietet für die oft aufgeworfene Frage: warum hat der weise Rabbi uns durchaus nichts Original-Handschriftliches hinterlassen; warum mußte uns Alles über ihn und seine Lehre nur von fremden unbekannten Autoren überkommen, von denen ihn wahrscheinlich auch nicht ein einziger persönlich gekannt hat? Denn selbst die schwache Möglichkeit, daß unter dem Evangelisten Matthäus der also genannte Jünger gemeint sein könne, schwindet bei dem Gedanken, daß alle die Jünger, die wir als Jesu Begleiter kennen lernen, aus niedern Ständen hervorgingen, bei denen die Kunst der Schrift, die damals noch wenigen Bevorzugten eigen war, nicht vorausgesetzt werden konnte; und selbst dieser Matthäus war bekanntlich vor seiner Berufung als Jünger ein Zolleinnehmer, welcher damals verachtete Stand auf einen Schriftkundigen nicht mit Gewißheit schließen läßt. Daß aber der Evangelist Johannes nicht, wie vielfach behauptet worden, mit dem Jünger gleiches Namens identisch ist, darüber sind alle aufgeklärten Theologen einig.

Erinnern wir uns nun, was das Evangelium des Thomas über die verunglückten Unterrichtsversuche des Jesus erzählt, so ist es bei der eigenthümlichen Geistesrichtung desselben nicht unmöglich, daß er die damals so hochgelehrte Rhetorik viel höher geachtet, als die Schriftkunst, und also demnach — um es einfach auszudrücken — gar nicht schreiben mochte; denn sonst würde uns bei der minutiösen Sorgfalt, mit der man uns sein Thun und Lassen schildert, doch wohl irgend einmal eine Andeutung darüber zugegangen sein. Selbst daß er etwas Geschriebenes gelesen oder vorgelesen, wird uns nirgends auch nur angedeutet. Ueberall und immer ist er nur der hochbegabte Rhetor, der sich allerdings vielfach auf die Schrift bezieht; aber bei seinem fleißigen Besuchen der Schulen von Jugend auf und einem irgend guten Gedächtniß stehen dem

keine Schwierigkeiten entgegen. Wieviel das Christenthum durch solchen Mangel an persönlicher Schriftüberlieferung verloren hat, bedarf wohl kaum der Erinnerung; deshalb schien uns der oben erwähnte Hinweis von wesentlicher Bedeutung, ohne demselben indeß ein größeres Recht als das der Vermuthung zuzusprechen. Auch bedarf es wohl kaum der Erinnerung, daß die Schreibekunst, ob er im Besitze derselben gewesen oder nicht, seinem Werthe kein Jota ab- oder hinzuthun kann.

9.

Weiteres aus den Jugendjahren Jesu.

Wir kehren noch einmal in den Tempel nach Jerusalem zurück und vernehmen hier, daß der Jüngling Jesus, nach beendeter Aufnahmefeier in die Gemeinde, einen Vortrag hielt, und zwar über den Auszug des israelitischen Volks aus Aegypten, indem er namentlich die religiösen Vorschriften zum Gegenstand seiner Abhandlung wählte, die man nach Gesetz und Tradition von jenem Ereigniß abzuleiten berechtigt zu sein glaubt; so wie auch von den natürlichen Verpflichtungen, welche aus der unverkennbaren göttlichen Gnade für das Volk im Allgemeinen und für jeden Israeliten insbesondere daraus hervorgingen.

Um schon jetzt auf die ersten Spuren seiner freien Geistesrichtung hinzuweisen, verdient hervorgehoben zu werden, daß er im Verfolge seines Vortrags die Bemerkung einfließen ließ, daß, wie löblich es auch sei, eine würdige, festliche Erinnerungsfeier für ein so außerordentliches Ereigniß eingeführt zu haben, er doch eine unnütze Uebertreibung darin finde, indem man sich hiermit nicht habe genügen lassen, sondern besondere tägliche Gebete und sinnliche Erinnerungszeichen eingeführt wurden, um den Nachkommen jener Auswanderer fort und fort, alltäglich, ja allstündlich vor Augen zu bringen, was Gott einstmals für ihre Voreltern gethan. Dahin sind z. B. zu zählen: die Schaufäden in den Ecken der Kleider, die ledernen Denkriemen, an denen bezügliche Citate aus den Gesetzrollen eingekapselt, desgleichen man auch an den Thürpfosten angebracht u. s. w. Er meinte, schon die täglich vor Augen liegende Existenz der jüdischen Nation in dem ihr von den Propheten verheißenen Lande sei der deutlichste Beweis der göttlichen Huld, und somit könne, abgesehen von der außerordentlichen Festfeier, ohnehin eine lebendige Erinnerung an jenes Ereigniß auch ohne jene Satzungen nimmer in

den Herzen der Israeliten erlöschen, die sinnlichen Erinnerungs-Merkmale seien somit überflüssig.

Eine derartige oppositionelle Bemerkung in dem Munde eines 13jährigen Knaben erregte natürlich ungewöhnliches Aufsehen, und es drängten sich Hörer von allen Seiten heran, um dem kühnen Jüngling ins Auge zu sehen.

Die Rabbiner aber steckten die Köpfe zusammen, und einer der älteren winkte Jesus zu sich heran, lobte zwar seine Beredtsamkeit, beklagte aber die in so jugendlichem Gemüthe aufgestiegenen Zweifel an der Zweckmäßigkeit so heiliger, von Gott selbst angeordneter Gebräuche, und strafte die Kühnheit Jesu mit der Bemerkung, daß nur Aberwitz und Vermessenheit sich anmaßen könnten, daran zu rütteln.

Jesus war über die Heftigkeit des Rabbiners sehr bestürzt und wendete begütigend dagegen ein, daß er seine Gedanken ja doch nur in die bescheidene Form von Fragen oder Meinungen eingekleidet habe, und einige Anwesende bemerkten, daß dem allerdings so sei und dies dem Gebrauche nach vollkommen gestattet wäre.

„Aber solche Fragen (Pilpul) müssen in den Grenzen des Anstandes bleiben“, erwiderte der Rabbi. „Die Formen der Gesetzauslegung darf man besprechen, aber die Grundlagen unserer heiligen Gesetzbücher dürfen nicht durch öffentlich ausgesprochene Zweifel in Frage gestellt werden.“

Unter den Rabbinern machte sich eine große Aufregung bemerkbar; sie traten zu einer Gruppe zusammen und dieser nahte sich Jesus, bittend: wenn er etwa durch seine Bemerkungen gegen den Anstand gefehlt und ihren Unwillen erregt habe, man dieses seiner Unkenntniß zu Gute halten und ihm verzeihen möge.

„Nicht an uns ist es, dir zu verzeihen“, erwiderte einer der Angeredeten, „sondern dieses ist Gottes Sache. Flehe zu ihm, daß er Dich den rechten Weg führe und vor Straucheln und Fallen bewahre. Gedenke auch des Propheten Hosea, der da spricht (Cap. 14, V. 10): Gerade sind die Wege des Herrn, darauf die Gerechten wandeln, und nur Sünder straucheln darauf.“

Solche strenge Rede gefiel einem Dritten nicht, und er verwies dem Rügenden dieselbe mit den Worten: „Des Knaben Rede erweist, daß er mit Ernst über unsere heiligen Lehren und Gesetze nachgedacht. Ist er im Irrthum, so ziemt es uns, ihn zu belehren, nicht aber zu schelten. Komm her, Knabe!“ Jesus trat zu ihm heran, und jener fuhr fort: „Du scheinst in der Geschichte unseres Volkes wohl bewandert zu sein, ich werde Dich an Verschiedenes erinnern.“ Und nun examinirte er

ihn über mancherlei Data, leitete ihn so allmählich auf den berührten Gegenstand seines Zweifels und bewies ihm nach seiner Weise die Nothwendigkeit jener Erinnerungszeichen, worauf er mit der Frage schloß: „Erkennst Du nun, wie unbegründet Deine Zweifel waren?"

„Ich werde mich bestreben, dem Gesetze getreu zu wandeln", beendete Jesus ausweichend diese widerwärtige Unterhaltung, der sein Vater mit Furcht und Staunen zugehört hatte, und Beide entfernten sich darauf.

„Ein gescheidter Knabe, aus dem etwas werden kann!" meinte ein Rabbi, der ihm verwundert nachsah.

Wenn wir nun eben aus dem Vortrage des Knaben Jesus die ersten zarten Knospen des Zweifels sich schüchtern zu Tage drängen sehen, so liegt der Gedanke nahe, ob dieser Zweifel unmittelbar in der Seele des Knaben, aus eigenem Ringen der Vernunft nach Licht und Wahrheit entstanden sei, oder ob das Samenkorn, das hier seine ersten Keime trieb, von außen herbeigeführt worden? Und da ist denn, um zu einem rechten Verständniß des großen tragischen Ereignisses, dessen Folgen in alle Ewigkeit hinaus ragen, zu gelangen, mancherlei zu erwägen nothwendig. Zunächst lenken wir den Blick auf die vielen traurigen Begebenheiten, die das jüdische Volk trotz ihrer angeblichen Auserwähltheit zu erdulden hatte. So ist es nicht zu verwundern, daß man in Priesterkreisen die Ursache dem Zorne Gottes über die vielfältige Mißachtung seiner den Juden durch Moses gegebenen Gesetze beimaß. In diesem Sinne wurde das Volk fort und fort von dem orthodoxen Priesterthum bearbeitet und damit die todte, ceremonielle Werkheiligkeit zu einer solchen Wichtigkeit erhoben und der Tugend und Frömmigkeit gleich, ja vielfach noch über dieselbe gestellt, daß einem irgend gesunden Geiste wohl ein Ekel vor dergleichen Albernheiten überkommen konnte, namentlich wenn wir in Parallele hiermit den Umstand hervorheben, daß sich die Allgewalt der griechischen Philosophie schon längst nicht hatte abhalten lassen, die starren Abgrenzungen der jüdischen Orthodoxie zu durchdringen. Und wenn wir den talmudischen Notizen Glauben schenken dürfen, so waren nicht nur die aristokratischen Saducäer von den Lehren des Epicur angesteckt, sondern selbst die Pharisäer hatten einzeln aus dem Gedankenschatze des Pythagoras genascht, ohne sich indeß gerade zu dessen Lehren zu bekennen, während die Essäer mehr das Gepräge der ernsten Stoiker an sich trugen. Da nun der Charakter der Juden sich ohnehin von Natur aus der Speculation, dem Uebersinnlichen zuneigt, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn das meist rein auf materielle Albernheiten hinauslaufende Ceremonialgesetz von bevorzugten Köpfen mehr und mehr einer Kritik der gesunden Ver-

nunft unterzogen wurde. So entstanden sogenannte Gelehrtenschulen, in denen die verschiedensten Ansichten vertreten waren und deren öffentliche Disputationen das allgemeinste Interesse erregten. Wie schon erwähnt, traten auch einzelne Gelehrte vor Jesu Zeiten im reformatorischen Sinne auf, und es glänzte unter ihnen vorzüglich der Rabbi Hillel, welcher eine eigene Schule bildete und eben so sehr durch Sanftmuth und Friedfertigkeit, als durch tiefe Gelehrsamkeit berühmt war. Es ist aber mit ziemlicher Sicherheit nachzuweisen, daß Jesus von seinem dreizehnten bis zu seinem neunzehnten Jahre die Schule dieses Weisen benutzte und einer seiner fleißigsten und aufmerksamsten Schüler war. Dergleichen Schulen gab es, wie gesagt, mehrere, und ihre Sitzungen fanden meist in einem der Nebensäle des Tempels statt.

Die Einrichtung dieser Schulen war folgende: Das Oberhaupt derselben, der Rabbi, saß auf dem Lehrsessel, zu beiden Seiten neben ihm die Unterlehrer, Chaborim genannt, ebenfalls auf Sesseln. Vor ihnen auf der flachen Erde, auf Teppichen, lagerten sich die Schüler oder Jünger. Gegenstand der Unterhaltung war irgend ein Lehrsatz der heiligen Schrift, oder auch ein vorher bedachtes und ausgearbeitetes, eigens gewähltes Thema, das dann nach allen Seiten Erläuterung fand. Der Gefährten Sache war es, dagegen Einwendungen aus Vernunftgründen oder vermittelst Parallelstellen der Schrift zu machen. Die Schüler hatten nur zu fragen. Schriftliches wurde über diesen Unterricht nicht abgefaßt; es waren eben Verstandesübungen, denen keine weitere Folge gegeben wurde, die nur als Uebung im Denken dienten.

In einer solchen Schule saß nun Jesus auf seinem Teppich im Kreise anderer Jünglinge manche Stunde und manchen Tag, von denen die Evangelien nichts wissen, denn sein Geist konnte sich eben so wenig, wie der irgend eines andern Sterblichen, dem Naturgesetze der allmählichen Entwickelung, des Erblühens und Reifens, des Irrthums und der Belehrung von Andern entziehen.

Um den Leser auf den wichtigen Standpunkt des Vertrauens zu den jetzt folgenden besonderen Eigenthümlichkeiten zu stellen, möge hier im Voraus bemerkt werden, daß die, für den bisher nicht besprochenen Theil des Lebens Jesu benutzten Quellen theils in den nicht zu verachtenden Apokryphen, theils in talmudischen Büchern und Schriften zu suchen sind und mit Dank entgegengenommen werden müssen, da es doch bisher wirklich eine nur zu betrübende Unvollständigkeit in der Lebensgeschichte eines so großen Mannes zu nennen war, daß man aus der rechten Entwickelungszeit des Jünglings, vom 13. bis zum 31. Jahre, also fast achtzehn Jahre lang, nichts erfuhr, so daß man ihn gleichsam

als einen Verschollenen zu betrachten hatte, der später ganz plötzlich wieder auftaucht und mit einer Geistesglorie in die Geschichte der Menschheit eintritt und eingreift, die ihres Gleichen nicht hat und vielleicht niemals haben wird. Freilich sind auch die uns zu Gebote stehenden Data aus jenen achtzehn Jahren einer solchen erhabenen Erscheinung gegenüber dürftig genug; aber man muß sich genügen lassen und bedenken, daß die Persönlichkeit Jesu in der betreffenden Jünglingsperiode noch viel zu wenig Aufsehen erregte, als daß man die zukünftige Größe und eine darauf basirte Geschichtswürdigkeit in ihm ahnen konnte.

Was die bürgerliche Situation der Joseph'schen Familie zur Zeit jener Jerusalem-Scene und weiterhin betrifft, so war das Geschäft des Vaters, wenn auch der Holzarbeit im Allgemeinen gewidmet, doch für diesen persönlich fast nur Zimmermanns-Arbeit. Dem Sohne Jesus (oder vielmehr Jeschua) aber, obgleich dem Gewerbe des Vaters folgend, sagte jene gröbere Arbeit nicht zu, und er legte sich daher mit besonderem Fleiße auf die, mehr Geschicklichkeit fordernde Tischlerarbeit; in diesem Fache wußte er sich eine derartige außerordentliche Geschicklichkeit anzueignen, daß der Ruhm seiner Arbeit sich bis nach Jerusalem erstreckte und auf diesem Centralpunkte des raffinirten Geschmacks einen guten Ruf hatte. Es bot sich hierbei die dem jungen Künstler willkommene Veranlassung dar, in Jerusalem vielfach Aufenthalt nehmen zu müssen, und dadurch zugleich die fleißig benutzte Gelegenheit, den öffentlichen Religionsvorträgen der Rabbinen beizuwohnen.

Auf die Dauer konnte es nicht ausbleiben, daß sich einem so hellen Kopfe aus Allem, was er sah und hörte, die unabweisbare Ueberzeugung aufdrängte, es sei die ursprüngliche Religion der jüdischen Urvoreltern im Laufe der Jahre mächtig in Verfall gekommen, so daß der lebendige Geist daraus entwichen und fast nur das knöcherne Gerüst nachgeblieben war, an dem nun die Rabbinen Tag für Tag herumnagten. Daher erschien es Jesus schon ursprünglich ein segensreiches Werk, den Geist der alten Propheten und Dichter auf's Neue im Judenthum zu Ehren zu bringen, und zwar um so mehr, als sich ihm die politische Ueberzeugung aufdrängte, daß ein so kleines Volk, ringsum von großen und mächtigen Nachbarvölkern umgeben, sich nur durch eine geläuterte Gotterkenntniß dauernd über sie erheben könne.

Jesus war aber in Wahrheit nicht danach angethan, diese seine Ansichten ängstlich zu verhehlen; vielmehr benutzte er die Redefreiheit der israelitischen Schulen dazu, sich gelegentlich in kleineren oder größeren Vorträgen, in Fragen und Erörterungen im Sinne jener Wahrnehmung freimüthig auszusprechen, wobei es nicht fehlen konnte, daß er zu Zeiten

bittere Entgegnungen, Vorwürfe und Verweise einzustecken bekam, da natürlich die notabeln Autoritäten unter den jüdischen Priestern dergleichen Keckheit eines jungen Handwerkers nicht billigen zu dürfen glaubten.

Besonders hinderlich war unserm jungen angehenden Gelehrten sein galiläischer Dialekt, der wahrscheinlich durch den häufigen Verkehr mit den fremden Nachbarländern, gegenüber dem reinen Hebräisch der Jerusalemiten, so verdorben erschien, daß letzteren manches von einem Galiläer Gesprochene völlig unverständlich vorkam. Der Talmud enthält in dieser Beziehung folgende hübsche Anekdote: Ein Galiläer, den der Handel nach Jerusalem geführt hatte, rief dort in den Gassen sein „Amar lema-an?" (wer will etwas kaufen) aus, und Spaßvögel fragten ihn, da er amar wie chamar ausgesprochen, was hast Du denn: einen Esel zum Reiten, Wolle zur Bekleidung oder Wein zum Trinken? (Chamor lemirkav, amar lemalbuch oder chamar lemischti?) Auch Petrus verrieth sich später, bei der Gefangennahme Jesu, durch seinen Dialekt. Jesus aber, mit seinem eisernen Willen, wußte sich bald von jenem Makel frei zu machen und in dieser Hinsicht den besten Jerusalemiten gleich zu stellen.

Der weise, tugendhafte und hochgelehrte Rabbi Hillel starb leider bald nach der eben eingeleiteten Lebensperiode Jesu, aber sein Sohn Simeon trat ganz in die Fußtapfen des edlen Vaters, und da er längst für den genialen Jüngling Jesus eine innige Zuneigung hegte und Beide eng verbundene Freunde waren, so ernannte der junge Hillel seinen Freund bald zum Beisitzer.

Als solcher hatte Jesus schon bedeutenden Einfluß gewonnen: er durfte bei Urtheilen seine Stimme abgeben und überall als öffentlicher Lehrer auftreten, aber noch keine besondere Schule errichten; doch war es andern Lehrern erlaubt, seine Gedanken und Grundsätze, wenn sie Beifall gefunden, weiter zu verbreiten.

Zur Zeit, als sich dieses begab, mochte Jesus etwa im 18. Lebensjahre stehen, und die Secte der Pharisäer war eben in dieser Periode beim Volke im höchsten Ansehen. Der geistliche Hochmuth und die äußere Scheinheiligkeit wurden auch von dieser verknöcherten Priesterkaste dermaßen zur Schau getragen, daß Manche auf der Gasse nur mit halbgeöffneten, zum Himmel erhobenen Augen einhergingen, so daß sie von losen Vögeln ihres absonderlichen Gebahrens halber allerlei Spottnamen erhielten. Sie lehrten das Volk, daß ein Rabbi als das direkte Organ der Gottheit zu betrachten sei, weshalb ein von einem solchen gesprochenes Wort dem Worte Gottes völlig gleichkomme. Daher war nach

ihnen die Unmasse von Ceremonien und Gebräuchen, die sie dem Volke auferlegten, unmittelbare Gebote Gottes, und wer gegen sie redete oder stritt, der stritt gegen die Gottheit; wer über die schwierige Ausübung der meist widersinnigen Gesetze murrte, der empörte sich gegen Gott. So lehrten es die Pharisäer und das dumme Volk glaubte es und gehorchte.

Jesus aber war kein solcher todter Nachbeter und sklavisch Gehorchender, sondern ein freier Denker, und enthielt sich schon in diesen Tagen nicht, das Volk bei jeder Gelegenheit über die unbegründete Anmaßung der Rabbinen zu belehren und nur die in den Gesetzen der heiligen Schriften enthaltenen Pflichten als verbindlich zu bezeichnen. Vorzüglich eiferte er gegen einen Rabbi Honiah, der die Anmaßung so weit trieb, daß er sich eines besonderen Einflusses auf den Willen und die Beschlüsse Gottes rühmte, so daß ihm selbst Regen oder Dürre zu veranlassen gegeben sei, wogegen sich doch aber auch andere Rabbinen auflehnten. Jesus benutzte diese Thatsache lebhaft als geistige Waffe, indem er darauf hinwies, daß, wenn selbst die angeblich göttlichen Autoritäten sich unter einander gegenseitig bekämpften und ihre angemaßte Würde bestritten, um wieviel weniger könne sie dann dem Volke gegenüber aufrecht erhalten werden.

Wer den zu allen Zeiten und unter allen Völkern sich gleichbleibenden unauslöschlichen Glaubenseifer und Glaubenszorn religiöser Finsterlinge erwägt, wird leicht ermessen können, welch' giftgeschwellten Haß die Rabbinen schon damals auf den kühnen Jüngling warfen, unter ihnen vorzugsweise die zur Secte der Pharisäer gehörenden, aufgeblähten und vom Hochmuthsteufel besessenen Vorsitzenden der von Jesus so hart angegriffenen jüdisch-orthodoxen Schule. Jedoch stand unser junger Gelehrter mit seinen geläuterten Glaubensansichten keineswegs allein und verlassen da; er hatte selbst unter den Rabbinen zahlreiche Gesinnungsgenossen, und befand sich mit einigen von ihnen sogar in einem innigen Freundschaftsverhältniß.

Als eine den Charakter Jesu schon früh bezeichnende Eigenthümlichkeit verdient erwähnt zu werden, daß er sich niemals einer der früher genannten Schulen in der That anschloß, weil ihm keine von allen vollkommen zusagte und er in keiner die Gesetze und Lehren der Vernunft völlig rein ausgeprägt fand. Es leidet jedoch keinen Zweifel und ist von Zeitgenossen genügend bestätigt, daß er sich vorzugsweise der Genossenschaft der Essäer zuneigte und hier die Gelegenheit benutzte, sich mit würdigen Männern dieser Gesellschaft über die höchsten Interessen der Menschheit zu unterhalten. Auch erlangte er ohne Mühe die Ver-

günstigung, den Versammlungen der Gesellschaft beizuwohnen, schon zu der Zeit, als er noch nicht einmal Novize derselben war. Die schöne lautere Moral, die die Lehren der Essäer für jeden denkenden Geist so äußerst anziehend macht, konnte nicht verfehlen, auf einen so gediegenen Geist, wie es Jesus war, den vortheilhaftesten Eindruck zu üben, was ihn jedoch nicht abhielt, die Eingangs erwähnten Ungereimtheiten, die einzeln sogar den natürlichen Bedürfnissen des Menschen widersprechen, zu verwerfen; und sicher hat der freimüthige Jüngling mit dieser Ansicht nicht zurückgehalten. Möglich, daß ihn jene Schattenseiten der Gesellschaft abhielten, ein wirkliches Mitglied der Essäer-Gesellschaft zu werden; möglich aber auch, daß ein in diesen Kreisen im Stillen längst vorbereiteter Plan zu einer Reformation des Judenthums eine freie Stellung des genialen jungen Gelehrten für zweckmäßiger erachten ließ, um sein Wirken überall hin ungehemmter ausdehnen zu können. Gewiß aber ist, daß Jesus, unerachtet seiner innigen Befreundung und fortgesetzten Verbindung mit den Essäern, niemals wirklich in ihren Bund aufgenommen wurde.

Da sowohl die weltlichen wie auch geistigen Interessen sich für Jesus in Jerusalem vereinigten, so nahm er hier bald seinen Wohnsitz und besuchte nur von Zeit zu Zeit seine Familie in Nazareth. Für den Erwerb seines Lebensunterhalts lag er auch jetzt noch und manche Jahre später dem Tischlerhandwerke ob, was jedoch nicht verhinderte, seinen Ruf als ausgezeichneten Lehrer und Prediger nach allen Richtungen hin zu verbreiten. Von allen Seiten, wenn auch meist im Stillen und von Manchem nicht ohne Bangen, wurde ihm als solchem Lob und Anerkennung gezollt.

Sein Pflegevater, der edle und großmüthige Joseph, schon zur Zeit seiner Verehelichung ziemlich betagt, war im Laufe der Jahre schwach und kränklich geworden, und während eines seiner Besuche in Nazareth hatte Jesus die schmerzliche Pflicht zu erfüllen, diesen treuen Pfleger und Ehrenretter der unglücklichen Mirjam, zu Grabe zu geleiten. Seiner weinenden Mutter war er ein sanfter liebevoller Tröster, indem er ihr seine kleinen Ersparnisse in den Schooß legte und die erforderlichen Anordnungen traf, für den künftigen Lebensunterhalt seiner Mutter und seiner jüngeren Geschwister zu sorgen. Gewiß — und es sei hier ausdrücklich wiederholt — war Jesus kein hartherziger und liebloser Sohn; das berüchtigte: „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?“ ist bestimmt niemals über seine Lippen gekommen. Verantworten mag es der leichtsinnige Biograph, der den großen Weisen dadurch zu ehren glaubte, daß er ihn sich von allen irdischen Banden frei machen und nur als dem

Himmel und dem Reiche der höheren Geister angehörig erscheinen lassen wollte.

Leicht begreiflich ist es bei einem so außerordentlich begabten Geist, daß ihm das freiwillig erwählte oder vielmehr von seinem Genius ihm aufgedrungene Lehramt mehr zusagte, als das trockene Handwerk; aber „das Eine thun und das Andere nicht lassen“ hieß es auch bei Jesus, und der Philosoph weiß sich in solche Lebenslagen leicht zu finden, indem er dem Naturgesetze gerecht wird, daß man erst leben muß, ehe man lernen, lehren und überhaupt geistig genießen und sich mittheilen kann. So kehrte Jesus denn auch jetzt ganz in das frühere Verhältniß zurück, indem er namentlich jede freie Zeit dazu verwendete, an religiösen Erörterungen Theil zu nehmen. Auch jetzt war es noch der schon erwähnte befreundete Rabbi Simeon, der Sohn des Hillel und Vater des als Lehrer des Apostels Paulus berühmt gewordenen Rabbi Gamaliel, dessen Sohn er vorzugsweise besuchte.

Eines Tages, nachdem Jesus einen seiner beliebten und bewunderten Vorträge gehalten, trat Simeon zu ihm mit folgender Anrede heran:

„Jesus! Sohn des Joseph von Nazareth! Durch Deine Reden und Deine tief begründeten Lehren hast Du Dir die Achtung und höchste Anerkennung erworben. Deine unverkennbaren Geistesgaben sichern Dir eine vielversprechende Zukunft. Zwar hast Du Dich mit Deinen Lehren und Vorträgen in eine unverkennbare Opposition zu den Lehren und Ansichten unserer Väter gesetzt, und es konnte Dir daher eine vielfache und vielseitige Anfeindung nicht entgehen; ich meine aber, daß dieses eine reine Gewissenssache ist, worüber sich Jeder mit Gott und mit seinem eigenen Gewissen abzufinden hat. Somit gebe ich nun dem allgemeinen Wunsche Gehör, indem ich Dich hiermit kraft meines Amtes zum Rabbi ernenne, auf daß Du Deine Lehre und Dein System selbstständig vorzutragen und Dir eine eigene Schule zu bilden berechtigt sein mögest. Fahre fort in der Forschung und Erkenntniß unserer heiligen Gesetzbücher und werde ein würdiger Nachfolger der Weisesten und Besten unseres Volks. Tritt näher, Rabbi! (ihm beide Hände auf's Haupt legend): Ich segne Dich im Namen des einigen Gottes, und bürge Dir, daß Du wirst groß nnd weise werden in Israel. Gott segne und behüte Dich auf Deinen ferneren Lebenswegen!“

Dieser feierliche Act, der ungefähr einer Doctor-Promotion in unserer Zeit gleichkommt, war entscheidend für das ganze zukünftige Leben und Wirken Jesu, barg aber auch den Keim zu jenem unheilvollen Criminal-Proceß, der ihm das Leben kostete, und folgerecht zu

allen daraus ersprießenden Völkerschicksalen, ja der Umgestaltung fast der ganzen bewohnten Welt in sich; denn Jesus hatte nun die Berechtigung, einen Kreis von einigen Schülern um sich zu versammeln, eine eigene Schule zu begründen, und wir werden bald sehen, welchen umfassenden Gebrauch er davon machte und wie er das Ideal einer Reformation des schmählich verkommenen Judenthums anstrebte, indem er nicht nur namentlich einen tugendhaften Lebenswandel über die todte Ceremonial- und Maulheiligkeit erhob, sondern auch dem großen, unter vorliegenden Verhältnissen auch kühnen und verwegenen Gedanken Worte gab, daß das Volk der Juden keineswegs das allein auserwählte und bevorzugte zu nennen und der Gedanke eines National-Gottes ein Unding sei, indem alle Völker der Erde gleiche Anrechte an einen geläuterten Offenbarungsglauben hätten, den zu verbreiten und die todten nichtssagenden jüdischen Religions-Satzungen wie auch die heidnischen Götzenbilder zu stürzen fortan mit Aufwendung aller seiner Kräfte die Aufgabe seines Lebens sein werde. Ein so kühner Feuergeist, wie der seine, blieb nämlich nicht lange bei dem ursprünglichen Gedanken einer einfachen Läuterung und der Reformation des Judenthums stehen; schon bald nach den ersten Schritten auf dieser abschüssigen Bahn brach er die Brücke hinter sich ab und es war von da ab an eine Rückkehr nicht mehr zu denken.

Wenn er es auch nicht wagte, jenen großen Gedanken schon jetzt in seinen Lehrvorträgen unumwunden vor Jedermann auszusprechen, so theilte er doch seinen Plan in vertrauten Gesprächen seinen besten und redlichsten Freunden unter den Essäern mit, und diese, an Jahren und praktischer Erfahrung älter und gewiegter wie er, verhehlten ihm die Nothwendigkeit einer umfassenderen und vielseitigeren Bildung nicht, als sie ihm Jerusalem und die selbst in Wahn und Irrthum vielfältig befangenen jüdischen Gesetzbücher bieten konnten. Sie riethen ihm daher, den Centralpunkt griechischer Bildung in Kunst und Wissenschaft, Alexandria, zu besuchen und sich namentlich mit den philosophischen Systemen der dortigen Weltweisen bekannt zu machen, bevor er seine große Mission beginne; und Jesus entsprach dieser Aufforderung mit um so größerer Bereitwilligkeit, da mehrere ihm befreundete Rabbi's denselben Schritt gethan.

10.

Jesu Aufenthalt in Alexandrien.

Die Stadt Alexandrien, nach ihrem Erbauer, Alexander dem Großen, so benannt, zu allen Zeiten und noch heute eine Zierde Aegyptens, glänzte schon zu Jesu Zeit durch ihre Museen, Bibliotheken, Denkmäler und vor Allem durch die Namen berühmter Philosophen, wie z. B. Aristoteles, Pythagoras, Epicur, Philo und des erhabenen Plato: Männer, die ihrer Zeit von den ägyptischen Königen herangezogen, geehrt und befördert, auch zur Tafel eingeladen wurden, um die weltlichen Herrscher durch die Beherrscher der geistigen Reiche in sinnigen Gesprächen über tiefphilosophische Themata zu vergnügen und zu veredeln.

Es war gleicher Weise in jener Zeit nichts Ungewöhnliches, daß sich ausgezeichnete jüdische Rabbiner zu den Wohnplätzen griechischer und ägyptischer Philosophen verfügten, deren Schulen besuchten und sich den Forschungen ihrer Lehrsätze mit ganzer Seele hingaben. Unter ihnen ragt besonders der genannte jüdische Rabbi Philo hervor. Er war ganz Jude, aber auch zugleich Denker, und glaubte durch freie Forschung dahin gekommen zu sein, die jüdischen übersinnlichen Offenbarungen durch allegorische Deutung mit den Resultaten griechisch-philosophischer Forschung in Harmonie bringen zu könneu. In den Schriften dieses großen Denkers finden sich viele Lehrsätze, namentlich über das Wesen Gottes, die wir später im Evangelium Johannes, das viel später geschrieben wurde, wieder antreffen. So z. B. spricht er von dem Logos, dem Abbild des göttlichen Gedankens, als dem ältesten und erstgeborenen Sohn Gottes, wogegen er die sichtbare Welt als den jüngeren Sohn Gottes betrachtet. Auch führt er in einer umfassenden Darlegung den Gedanken durch: Gott als Vater, und die Weisheit als Mutter des göttlichen Wortes zu betrachten u. s. w.

Ich führe dies aus nachstehenden Gründen an. — Philo, dessen ursprünglicher hebräischer Name Jedidja war, lebte noch im 40. Jahre unserer Zeitrechnung, was uns aus dem Umstande bekannt, daß er in Angelegenheit des jüdischen Staats zum Kaiser Cajus Caligula nach Rom entsandt wurde. Da Jesus nun im Beginn der dreißiger Jahre starb und im Laufe der zwanziger Alexandria besuchte, wo er mit Philo zusammentraf, so darf man annehmen, daß Letzterer eben in jenen Tagen im Vollgenuß geistiger und körperlicher Reife stand. Welche Folgen dieses tägliche Zusammenleben mit einem so gediegenen Weisen und tiefen

Denker, wie es Philo war, hatte, darüber fehlen uns allerdings die geschichtlichen Specialitäten; aber aus dem Gedankengange der späteren öffentlichen Reden und Lehren Jesu läßt sich ein sicherer Schluß auf den geistigen Gewinn ziehen, den er durch seinen Umgang mit griechischen Philosophen überhaupt, wie insbesondere mit seinem Freunde Philo davontrug.

Es ist mit ziemlicher Gewißheit nachzuweisen, daß Jesus den Aufenthalt zugleich dazu benutzte, sich mit der griechischen Sprache bekannt zu machen, um durch dieselbe befähigt zu sein, den Geist der griechischen Philosophie mittelst Wort und Schrift in sich aufzunehmen, wie er denn dort auch die jüdischen Offenbarungsschriften in griechischer Sprache vorfand; und wir dürfen uns — ohne dem Vorwurf der Phantastik zu verfallen — im Geiste die beiden Weisen, Philo und Jesus, vorstellen, wie sie im stillen, vertraulichen Zimmer vereint über Manuskripte der jüdischen Vorwelt brüteten.

Neben diesen philosophischen Studien haben wir noch der für das Wohl der Menschheit so hochwichtigen körperlichen Heilkunst zu erwähnen, für welche ein besonderes Interesse zu empfinden sich kein denkender Geist, vor Allem aber kein Philantrop in höchster Potenz, wie es Jesus gewesen, entschlagen kann. Hatte er schon durch den Umgang mit den dieser Kunst sehr vertrauten Terapeuten (eine besondere Elite der Essäer) in der Heimath einen Grund gelegt, so fand er in Alexandrien die günstigste Gelegenheit, durch die dort anwesenden Aerzte jener Zeit seine Kenntnisse über Krankenheilung zu vervollkommnen, namentlich mancherlei specifische Mittel gegen Krankheiten kennen zu lernen, die in seiner Heimath noch unbekannt waren. Dazu trat vielleicht hier zuerst noch die Entdeckung jener subjectiven Heilkraft, von welcher schon im grauesten Alterthum, z. B. in den Eleusischen Geheimnissen, dem Orakel zu Delphi u. s. w., Spuren vorhanden waren, die in unsern Tagen wieder aufgefunden, den Namen Magnetismus erhielt und deren Wirkungen bekanntlich eben so wenig wegzuleugnen sind, als sie für den nicht Eingeweihten als ein Zauberwerk oder (um uns dem damaligen Begriffsvermögen anzupassen) Wunderwerk erscheinen, wie alle Wirkungen, denen man kein bekanntes Naturgesetz als Ursache unterzulegen weiß. Die Chemie und Physik waren nämlich schon damals in Alexandrien bedeutend vertreten und in jenen Tagen überhaupt, mehr als jetzt unter den abendländischen Völkern, mit der Heilkunst eng verknüpft. Daß Jesus nebenbei zu den wenig Bevorzugten gehörte, denen die Natur eine besondere magnetische Heilkraft in die Vereinigung der Handnerven-Ausläufe legte, wie solche auch jetzt noch vielfach vorkommt, habe ich schon erwähnt; dies

wird auch durch seine späteren vielfachen Krankenheilungen dargethan, die — wenn auch nicht in der Uebertreibung der biographischen Aufzeichnungen und ohne Constatirung irgend welchen Wunders — gewiß nicht aller Wirklichkeit bar sind.

Beiläufigen Andeutungen zufolge scheint diese interessante Episode in dem Leben des berühmtesten aller Sterblichen etwa in seinem 28. Lebensjahre ihren Abschluß durch die Rückkehr nach Jerusalem gefunden zu haben, so daß er nunmehr dort, auf dem eigentlichen Schauplatze seiner wundersamen Schicksale, ausgerüstet mit der angeborenen geistigen Kraft und allem erlernbaren Wissen, seine Weltmission als Lehrer und Reformator öffentlich vor aller Welt, besonders aber vor seinem verblendeten und versunkenen Volke zu erfüllen kam.

Ehe wir diesen außerordentlichen Mann auf seinem ferneren, jetzt zum mächtigsten Interesse anschwellenden Lebensgange begleiten, wollen wir versuchen, nach den verschiedenen Bezeichnungen von Zeitgenossen, welche namentlich von dem römischen Landpfleger Centulus, dem Vorgänger von Pontius Pilatus, und von einem Griechen, Nicephorus, herrühren, ein einheitliches Bild von der Persönlichkeit Jesu zu entwerfen.

Danach war der Sohn Mariä und Joseph's ein hoher, wohlgewachsener Mann, so daß er in seiner Umgebung fast Jeden überragte und wohl auf 7 Schuh Höhe zu schätzen sein dürfte. Alle Menschen, die ihn sahen, erfreute er durch sein edles, ehrlich-schönes und lebhaftes Angesicht, so daß Jeder ihn seiner Freundlichkeit halber liebte, aber auch in seinem oftmals gewaltigen Zorne fürchten mußte. Sein Antlitz war von einer mäßigen Röthe überflogen, und aus den muntern und frischen, dunkel gefärbten Augen blitzten bald Ernst und Klugheit, bald wieder leuchteten Sanftmuth und Freundlichkeit, immer aber geeint mit einer wunderbaren Holdseligkeit. Der Form nach war das Gesicht durch eine längliche, sanft gebogene Nase (im Mittel zwischen rund und zugespitzt) geziert und glich hierin seiner holdseligen Mutter; es war daneben rein, fleckenlos, und auf der erhabenen, abgerundeten, heitern Stirn thronte mit unverkennbarem Ausdruck der tiefe Gedanke. An dem Munde und den Zähnen war nichts zu tadeln; der Hals war wohlgebildet, doch weniger gestreckt als gedrungen. Seine Hände und Glieder sah man gern. Das Haupthaar, von der Farbe des gereiften Weizen, erschien an den Schläfen etwas kraus, war nach Art der Nazarener in der Mitte gescheitelt und hing etwas gelockt und lang bis auf die Schultern herab; denn kein Scheermesser, ja nicht einmal eines andern Menschen Hand war je an sein Haupt gekommen, außer der seiner Mutter in zarter Kindheit. Die sanft gebogenen Augenbrauen erschienen etwas dunkler als das Haupt-

haar. Der volle Bart, von Farbe goldig, nicht allzu lang und sanft gewellt, war gleich dem Haupthaar in der Mitte senkrecht geschieden. Wenn er strafte, erschien er schrecklich; dagegen bei Ermahnungen freundlich, milde und allezeit würdevoll. Im Reden war er meist sanft, milde, nicht überstürzend, vielmehr behutsam, sinnend. Von den meisten Menschen, besonders von allen Kindern geliebt und von den Weisesten bewundert, hat ihn Niemand jemals lachen, Viele aber haben ihn weinen sehen.

Wer erkennt in diesem erhabenen Bilde nicht das hohe Ideal eines Menschen, von dem uns leider noch kein genialer Maler ein würdiges Conterfei gebracht, wie denn gewöhnlich schon der läppische Heiligenschein das bestgelungene Bild entstellt. Wehe dem Künstler, der erst durch solche Beigabe den göttlichen Beruf des Genius bezeichnen muß.

Ueber die Form der Kleidung, in welcher Jesus öffentlich aufzutreten pflegte, kann kein Zweifel stattfinden, da man genau weiß, wie die Rabbinen in Palästina gekleidet gingen; im Ganzen trifft die Auffassung der besseren Gemälde von Jesus in diesem Stücke schon ziemlich das Rechte. Auch ist außer dem Zeugniß des Johannes (Cap. 19, V. 23) auch noch durch andere Nachrichten, z. B. durch Urisuns in seinen hebräischen Alterthümern, die Angabe bestätigt, wie die Kleider der Rabbinen in Palästina von einer Beschaffenheit waren, daß man an ihnen keine Naht wahrnehmen konnte, was bei der Weite und Einfachheit des Schnitts nicht allzu schwierig herzustellen gewesen sein mag. Ein solches Kleid glich nämlich einer ärmellosen Tunika, fiel bis auf die Knie herab und hatte nur die nöthigen Oeffnungen, um Kopf und Arme hindurchzustecken. Ob es aber in einem Stücke gewebt, also wirklich gänzlich ohne Naht gewesen, darüber schweigen die Berichte; es ist dies jedenfalls auch nicht wesentlich. Auch ob Jesus trotz besserer Einsicht die übrigen jüdischen Zuthaten, die Schaufäden, Gebetriemen u. dergl. an sich getragen und benutzt hat, verkündet die Geschichte nicht; doch ist es wahrscheinlich, daß er sich mindestens in der ersten Zeit seines Rabbithums davon nicht ausgeschlossen hat.

Seltsam erscheint es, daß die bildenden Künste Jesus und seine Jünger consequent barhaupt erscheinen lassen, da es doch erwiesen ist, daß alle Welt im Orient, die Juden nicht ausgenommen, schon in jenen Tagen eine dem Turban ähnliche Kopfbedeckung trug und auch Jesus und seine Jünger keine Ausnahme gemacht haben werden, was freilich den ästhetischen Begriffen und dem künstlerischen Anstand unserer Zeit nicht eben zusagend erscheinen mag.

Im Laufe der Zeit, vor und bei der Anwesenheit Jesu in Alexandrien, waren seine Geschwister herangewachsen und bedurften der Pflege nicht

mehr. Die Mutter lebte bei und mit ihnen, und Jesus hatte von dieser Seite keine Familienpflichten mehr zu erfüllen, weshalb er auch sein Tischlerhandwerk nicht wieder aufnahm, obwohl es in jener Zeit durchaus nicht mit der Würde eines Religionslehrers stritt, nebenbei ein Handwerk zu treiben. Es könnte auch bei uns manchem armen, kinderreichen Landpfarrer ersprießlich sein, wenn er sich die Langeweile durch Betreiben eines ehrlichen Handwerks verkürzte.

Damit aber schwache Geister in dieser Mittheilung nicht etwa eine Entweihung der hohen Würde Jesu erblicken, sei beispielsweise bemerkt, daß unter den zeitgenössischen Collegen desselben buchstäblich erwähnt werden: Rabbi José der Gerber, Rabbi Jitzehak der Schmied, Rabbi Jehuda der Bäcker, Rabbi Simon der Färber, Rabbi Jochenen der Sandalenmacher. Auch giebt es ja noch Fürstenhäuser in unserer Zeit, deren Söhne grundsätzlich ein Handwerk erlernen müssen. Aus Jesu Zeiten dürfte in dieser Hinsicht noch folgende, dem Talmud entnommene, bezügliche Mittheilung von Interesse sein:

Rabbi Juda, genannt der Fromme, erlernte in seiner Jugend das Böttcher- (Küper-) Handwerk, arbeitete sein Lebelang darin mit Anstrengung und stählte dadurch dergestalt seine Gliedmaßen, daß er sich bis in das späteste Alter gesund, frisch an Geist und Körper fühlte und immer heiter und zufrieden war, obgleich er viel eher arm denn reich zu nennen sein mochte. Seine Wißbegierde war nämlich unersättlich und deshalb mag er wohl manche Arbeitsstunde derselben geopfert haben; nebenbei war er das Haupt einer Schule und trug den Schülern seine praktischen Lebensansichten unabläßig vor, um sie zu gleichem Fleiß der Hände anzuspornen. Auch trug der originelle Mann zu solchem Zwecke ein von ihm selbst gefertigtes Faß in den Hörsaal und bewies ihnen an demselben mit gerechtem Stolze seiner Hände Geschick, denn es war wohl gelungen und machte dem Meister alle Ehre. Aber auch seine Frau stand ihm in ähnlicher Weise nicht nach, denn sie webte mit eigener Hand die Kleider für Mann und Kinder. Als nun einst Rabbi Simon, der Oberpriester, an einem Festtage alle Rabbinen zum Gebete und zur Feier einlud, erschien Rabbi Juda nicht, indem sein neues Obergewand nicht fertig geworden war. Rabbi Simon sandte ihm eines von den seinen, aber Juda wies es zurück, indem er sagen ließ, er trage nur die von seiner Frau gefertigten Gewänder und huldige dem Grundsatz, auf irdische Glücksgüter keinen Werth zu legen.

Aus diesem Allen geht hervor, daß Jesu Handwerkerstand seiner Würde nicht im Geringsten Abbruch that, solche viel eher erhöhte; daß aber freilich der fabelhafte Traum der Orthodoxen von einem Erdengott

mit Hobel, Hammer und Säge in den fleißigen Händen sich etwas seltsam ausnimmt, möge gern zugestanden werden. Indeß hatte Jesus, wie bemerkt, nach seiner Wiederkehr aus Alexandrien den Hobel bei Seite gelegt und bestritt seine geringen Bedürfnisse von dem, was seine heimgebrachten ärztlichen Kenntnisse ihm eintrugen.

Somit gehen wir den großen Begebenheiten entgegen, mit denen die eigentliche Mission unseres Weisen beginnt und auch die Evangelien ihre Biographien eröffnen.

11.

Philosophische Darlegung der Lehre und Zwecke Jesu.

Bevor wir an diesen welterschütternden Abschnitt seines Lebens, der mit der Katastrophe eines an ihm verübten schmählichen Justizmordes enden sollte, vollends hinantreten, wollen wir uns zuvor, unabhängig von seinen unzuverlässigen, religiöse Nebenzwecke verfolgenden Biographen, über seine Lehre und seinen Charakter ein eigenes freies Urtheil zu bilden suchen, dessen Richtigkeit hoffentlich der Verlauf unserer Erzählung darthun wird.

Jesus war eine jener seltenen, hochbegabten Naturen, deren angeborene Denkkraft bald nach aufdämmerndem Bewußtwerden des persönlichen Daseins das dargebotene Lehrmaterial bezüglich jenes übersinnlichen Wesens, das wir Gott nennen, einer Prüfung unterzieht, deren Maßstab nicht in unwissenschaftlichen, durch Phantasie und Leidenschaften getrübten menschlichen Ueberlieferungen, Behauptungen und Anforderungen von Seiten gewisser Autoritäten besteht, sondern in den ungetrübten Gesetzen der Natur und der gesunden Logik, die als die unmittelbaren Ausflüsse des Schöpfers, Erhalters und Regierers der Welt betrachtet werden dürfen; denn es giebt keine Macht, die im Stande wäre, sich über diese Gesetze zu stellen und denselben etwas abzunehmen oder hinzuzuthun. Aus der Betrachtung dieser geistigen und sinnlich-körperlichen Gesetzlichkeit, wie den daraus unwiderstehlich hervorgehenden Erscheinungen, schafft sich der Denker das Bild jenes übersinnlichen Wesens, jener höchsten Intelligenz, des Weltgeistes, dem er freilich keine sinnliche Form zu geben weiß — da unsere Sinne nur an dem Irdischen haften, während die Gottheit das All umfaßt, — den er aber mit seinen Gedanken umspannt, dessen Dasein, Wirken und Wollen er in den

geheimnißvollen Tiefen seiner Brust empfindet und danach sein und aller denkenden Wesen Sollen und Müssen abzumessen im Stande ist. Ein Bild der Gottheit, aus solchen Tiefen vom freien, denkenden Geiste an das Licht geboren, nimmt sich allerdings verschieden aus von den kleinen oder großen Götzenbildern, die sich eine ohnmächtige kindische Phantasie als Spielpuppe für die Legion Einfältiger mit bunten Läppchen herausputzt, wie es ja unter Andern auch Moses und die Propheten gethan, die nur einen einzigen, von der Vernunft gebilligten Schritt über die religiösen Thorheiten anderer Völker hinausgingen, indem sie die Einheit Gottes proklamirten. Aber mit diesem einen Gott wurde wieder so mannigfache kindische Thorheit getrieben, und vorzüglich mißbrauchte ihn Moses zu so vielen unwürdigen und albernen Puppenspielen (namentlich als vorgeblichen, persönlich auftretenden Gesetzgeber), daß ein genialer Denker wie Jesus mit größtem Unwillen sich davon abwenden mußte, indem es ihm nicht schwer fallen konnte, hinter der Mosisdecke den unwürdigen Despoten zu erblicken, der es sogar gewagt, sich bis zu einem National-Gotte zu verirren, an dem die anderen Völker der Erde, außer den Juden, keinen Antheil haben sollten.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß sich Jesus nicht in einem gegebenen Momente, also nicht plötzlich, von den anerzogenen Vorurtheilen seiner Nation freimachen konnte, sondern erst allmählich dahin gelangte, mit den geläuterten Begriffen über göttliche Wahrheiten ins Reine zu kommen. Zu diesem Abschluß hat ihm ohne Zweifel am meisten das Studium der griechischen Philosophen verholfen, die, mit der mythologischen Staatsreligion ihres eigenen Volkes ebenfalls in ausgeprägtester Opposition stehend, in dem Geiste unseres jüdischen Philosophen die lebhafteste Zustimmung zu ihren Fundamental-Lehrsätzen finden mußten, wie denn der eigentliche Kern der Philosophie aller Länder nur der gleiche sein kann, indem die Wurzel derselben, ein Gott und eine Naturgesetzlichkeit, überall auf unserm Wohnplatz und wahrscheinlich im ganzen Universum die gleiche ist. Da die Philosophie die Mutter der Religion, die Religion selbst aber im Ideale nur eine durch den Kultus der Schönheit veredelte Philosophie ist, so sollte es eigentlich dem Wesen nach überall nur eine Religion geben, eben wie es in der Natur nur ein Licht giebt, in wie viele Farben man auch dessen Strahlen zu zerlegen befähigt sein möge, um gewissermaßen den Geist des Lichts, seine Schönheiten den empfänglichen Sinnen faßbar zu machen und zum Genuß zu bringen.

Jesus kehrte unleugbar mit dem riesenhaften Entschlusse nach Jerusalem zurück, der Menschheit auf religiösem Gebiete ein Reformator im

Lichte der Philosophie zu werden, diesen erhabenen Zweck mit allen Mitteln zu erstreben und, wenn es sein müßte, selbst sein Leben daran zu wagen. So war sein Plan, so sein Zweck. Er erscheint uns zwar in gewissem Sinne ein Schwärmer, ein Enthusiast für seine Idee; aber diese Idee war himmlisch, herrlich, eines Genius würdig, wie er hier in so erhabener Größe zum ersten Male auf Erden dastand, weshalb auch nichts mehr zu beklagen, als daß die Berichte von seinem Leben und noch mehr die von seiner Lehre und seinem Wirken für die Nachwelt nur aus trüben Quellen, aus spät gesammelten Traditionen zu uns herüberkamen, aus welchen man mühsam das Gold von den Schlacken befreien muß, um das Edle zu erkennen, das Richtige, Wahre, wahrhaft Göttliche zu begreifen. Daß die Ausbeute dennoch so groß geworden, dieser Umstand allein zeugt schon für den unermeßlichen Werth des geistigen Kleinods. Erwägen wir die Wahrheit dieses Gedankens an einem Beispiel: Was würden wir von dem erhabenen Genius unsers Schiller wissen, wenn wir nur Traditionen seines Lebens und seiner Gespräche, nicht aber seine Schriften besäßen? Hätten wir dann wohl jemals ein Schillerfest erlebt? Gewiß niemals!

Nach dieser kleinen Abschweifung in das Reich des Idealen steigen wir wieder zu den Regionen der gewohnten Wirklichkeit hernieder und setzen uns mit dem Leser über die ihm von Jugend auf gewohnt gewordenen Quellen der Geschichte Jesu, nämlich die sogenannten Evangelien (frohe Botschaft), auseinander. Freilich bringt die hier gegebene Uebersetzung des Wortes „Evangelium" keine frohe Botschaft, da man unmöglich einer Botschaft froh werden kann, die uns in ihrer Zusammenstellung die deutlichsten Beweise des Irrthums, des Widerspruchs, der Zweideutigkeit, mithin des nicht mit der Wirklichkeit Uebereinstimmenden liefert, an deren Wahrhaftigkeit, Zuverlässigkeit und Aufrichtigkeit man mit dem besten Willen nicht glauben kann. Für diese Behauptung bin ich dem Leser Rechenschaft schuldig; sie soll ihm werden und wird hoffentlich nicht ohne Nutzen vorübergehen.

12.

Betrachtungen über den Namen Christus, auch Chronologie der Evangelien.

Zunächst wird uns die vorgeschrittene Zeit unserer Biographie zu einem Nachweise auffordern, wie und weshalb die Person Jesu zu dem Beinamen Christus — eigentlich, wie der griechische Ursprung lautet, Christos — gelangt ist, zumal dieser Name der ganzen Religionsgemeinschaft Jesu als religiöser Gesellschaftsname in der Geschichte angewiesen und für alle Zeiten verblieben ist?

Die Sachlage ist folgende: So lange Jesus auf Erden wandelte und lange noch nach seinem Abscheiden war der Name Christus selbst in den Kreisen seiner Bekenner völlig unbekannt; schon in der Thatsache, daß in den Evangelien hie und da der Name Christus neben Jesus (ursprünglich: Jeschua) aufgeführt wird, beweist den späteren Ursprung und die willkürliche Behandlung der wirklichen Begebenheiten, wie sie von Jesus erlebt worden.

Der Name Christos, den die Römer später in Christus umwandelten, stammt ursprünglich aus dem indischen Naturgottesdienst, der seine mystisch-allegorischen Deutungen aus dem Stande und Laufe der Gestirne nahm. Die Magier und Astronomen des Orients, denen bekanntlich Lucas schon eine Rolle bei der Geburt Jesu zutheilte, von welcher nicht einmal Matthäus etwas weiß, waren bei den Chaldäern und Persern zugleich Priester und Zeichendeuter; in letzter Eigenschaft war die Sternkunde ihr Gebiet, indem sie ihre religiösen Offenbarungen aus dem Laufe und der Stellung der Gestirne schöpften und mit den Interessen der Menschen und den Geschicken der Völker in gewisse Wechselbeziehungen zu bringen suchten. Jene Sternbilder — die ja selbst von den Astronomen unserer aufgeklärten Zeit adoptirt wurden — stammen aus der urältesten Zeit; die Zeichendeuter trieben mit ihnen einen mystisch-religiösen Cultus, der den ersten Verbreitern des Christenthums, namentlich dem Lucas und Paulus, ziemlich geläufig gewesen sein muß. Wenigstens stellte man aus jenen ältesten indisch-mythologischen Dogmen und der reinen Jesuslehre ein neues, sogenanntes christliches Religionssystem auf, mit welchem unsere Theologen noch heute ihre liebe Noth haben, es zum Verständniß zu bringen, und das die unheilvolle Wurzel alles unseligen Zwiespalts und aller jener Zerwürfnisse innerhalb der christlichen Kirche wurde, als dessen scheußlichste Ausartung die mittelalterlichen Ketzergerichte und kirchlich-christlichen

Greuel zu betrachten sind, die das Priesterthum zum Pfaffenthum verkehrten und es dem freien Denker, mit wenigen Ausnahmen, in der Gesammtgeistlichkeit der Vorzeit als eine Rotte von Tollhäuslern erscheinen läßt.

Jene indische Mythologie, eigentlich Kosmologie (Weltlehre), sagt unter Anderm:

„Wenn die Jungfrau und der Bärenhüter (zwei Sternbilder) am herbstlichen Abendhimmel untergehen, dann steigt Perseus im Osten auf, so daß es scheint, als ob dieser Held, mit dem Schwerte in der Hand, das Paar vom Himmel, aus dem sommerlichen Garten und Reiche der Blumen und Früchte verjagte.

Im Winter-Solstitium (Wendepunkt), gerade wenn der kürzeste Tag den Winteranfang bezeichnet und die Magier ihrem Volke die Nativität des neuen Jahres stellten, stand die Jungfrau frühmorgens am östlichen Himmel, und zwar so, daß die Sonne aus ihrem Schooße aufzugehen schien. Man stellte daher die Sonne als ein von einer Jungfrau geborenes und gesäugtes Kind dar. Zu dieser Zeit befand sich am Abendhimmel das Sternbild der Schlange, welches im Frühjahr, zur Zeit wenn die Sonne in das Zeichen des Widders (oder Lammes) trat, vom Himmel verschwand, weshalb die Magier aus diesem Wechselspiel am Himmel die Mythe combinirten: daß die Jungfrau einen Abkömmling, ein Kind gebäre, welches der Schlange den Kopf zertrete, oder anders ausgedrückt: die Welt von Sünde (Nacht, Finsterniß) befreien werde.

Da nun die Sonne (also das Kind der Jungfrau) im Winter (siehe oben) sehr niedrig am Himmel steht und deshalb Dunkelheit, Mangel, Entbehrungen vorherrschend sind, so lehrte man, daß jenes aus dem Schooße der Jungfrau geborene Kind bestimmt sei, in Niedrigkeit, Demuth, Dunkelheit und Dürftigkeit zu leben. Dieses Bild schmückten sie noch weiter aus, indem sie die Genien der zwölf Monate als zwölf Himmelszeichen darstellten, unter denen auch das Zeichen der Jungfrau, mit einem Kinde neben sich. Das Sternbild des Fuhrmanns repräsentirt den Stall und der große Bär hieß damals Ochs oder Stier, die bekannten Gefährten der Krippe. Janus mit seinen Schlüsseln und seinem kahlen Vorderhaupte wurde später zum St. Petrus u. s. w. Die Jungfrau hat übrigens immer eine bedeutende Rolle in den Religionsmythen gespielt; sie ist die Isis der Aegypter, welche nach Julian die Inschrift trug: „die Frucht, welche ich geboren habe, ist die Sonne". Wer erinnert sich dabei nicht der dem Jesus in den Mund gelegten Worte: „Ich bin das Licht!" Wiederum kennen wir die Jungfrau als Ceres, deren Mysterien dieselben waren, wie die Isis und das Mithra;

ferner war sie die Diana von Ephesus, Cybele von den Löwen gezogen, Asträa die reine Jungfrau, die am Schlusse des goldnen Zeitalters zum Himmel auffuhr. Eine Jungfrau auch war die Mutter des Fo, u. s. w.

Kehren wir zu den indischen Magiern zurück, so war der astrologische Name des Jungfrauenkindes (der Sonne) Chris: ein Wächter, Erhalter. Es ist arabischen Ursprungs und war auch der Beiname des indischen Gottes Wischnu. Dieses Chris (Sonne) wurde in den indischen Religionen als Chris—en und Chrisna verwerthet, in Griechenland aber bei gewaltsamer Umbildung der Jesuslehre zu Christos und endlich bei den Römern zu dem lateinischen Christus verändert, und zwar mit einer Consequenz dem Namen Jesus beigefügt, daß endlich alle Welt glaubte, Christus sei der Familienname des Jesus gewesen. Und doch hat unser Religionsstifter diesen Namen bezüglich seiner Lehre eben so wenig gekannt oder gebraucht, als er von den andern mystischen Dogmen etwas ahnte, die man aus den heidnischen Religionen herübernahm und sie dem Getauften, als Lehren von Jesus ausgegangen, aufbürdete, wie sehr man auch dadurch den großen Stifter unserer Religion, den Vernunft- und Wahrheitsfreund beleidigte und seine erhabene Lehre mißhandelte. Ich habe indeß nun nachgewiesen, inwiefern dem Religionsstifter Jesus auch der Name Christus gebührt, und kann deshalb jetzt ohne Vorwurf der Gewohnheit Rechnung tragen und, wenn erforderlich, den adoptirten Zunamen mit in Gebrauch nehmen, was jedoch nur selten geschehen dürfte. Im anschließenden zweiten Bande, bei der Darstellung des mythischen Christus, kann ich jedoch diesen Namen nicht wohl vermeiden.

Da die Mehrzahl der Leser das Leben und Wirken Jesu entweder nur aus den vier sogenannten canonischen Evangelien oder den bezüglichen oppositionellen Commentaren zu denselben (z. B. eines Kirchenrath Paulus, Strauß, Renan, Schenkel u. s. w.) kennen und beurtheilen gelernt haben wird, so wird es nothwendig sein, jene vier Evangelien, auf die sich im Allgemeinen alle Kenntniß von Jesus beschränkt, einer näheren Untersuchung zu unterziehen.

Die Ereignisse aus dem Leben Jesu, die in der geistigen Culturgeschichte, namentlich der abendländischen Bevölkerung, einen so gewaltigen Umschwung bewirkten, umfassen bekanntlich eine kurze Episode von drei bis vier Jahren und wurden in der That anfänglich für gar nicht so wichtig und folgereich angesehen, wie es sich späterhin herausstellte. Die Hinrichtung eines Menschen aus religiösen Ursachen war nichts Ungewöhnliches unter den Juden, denn Moses hatte ausdrücklich jede ernstliche Auflehnung gegen sein Gesetzbuch mit dem Steinigungstode belegt. Selbst Johannes der Täufer wurde das Opfer religiöser Schwär-

merei und unter den Griechen und Aegyptern kam dergleichen viele Male vor; man denke z. B. an den edlen Philosophen Socrates. Auch war die Art und Weise, wie Jesus auftrat, daß er z. B. mit seinen Schülern im Lande umherzog und lehrte (Etwas, das heutzutage tödtlichen Skandal erregen würde), im Orient gar nicht so auffällig, weshalb wir auch nirgends lesen, daß Jemand Anstoß daran genommen hätte. Man war das öffentliche Predigen und Lehren gewöhnt, nur hatte man leider keinen Stenographen, ja nicht einmal Journale, die in der nächsten Nummer eine Uebersicht der vortrefflichen Reden des genialen Rabbis hätten bringen können. Man war überhaupt nicht schreibselig in jener Zeit, ja Jesus selbst setzte, so viel uns bekannt, keine Feder an. Auch seine Freunde und Bekenner, die ihn größtentheils persönlich gekannt und gehört hatten, dachten nach seinem Tode nicht daran, seine Reden niederzuschreiben, um diese und seine Handlungen der Nachwelt aufzubewahren. Es mag dies seinen Grund größtentheils mit in dem niederen Bildungsgrade seiner Jünger haben, unter denen vielleicht nur Einer war, der möglicher Weise etwas schreiben konnte, nämlich Matthäus (auf den wir näher zurückkommen); denn selbst über Johannes ist die historische Kritik längst einig, daß er an den ihm beigemessenen Schriften keinen Antheil hat.

So pflanzten sich die Reden wie die Geschichte Jesu viele Jahre nur durch Uebertragung von Mund zu Mund fort, und Niemand, der dem Gekreuzigten anhing, vermißte eine schriftliche Ueberlieferung von ihm, da man seiner Lehre so voll und für den als Prophet und Messias erkannten Gekreuzigten so begeistert war, daß man eine schriftliche Darlegung nicht begehrte, zumal es ja jedem Prediger der neuen Lehre freistand, in seiner Begeisterung für den Abgeschiedenen, zur Verherrlichung desselben der Lehre so viel hinzuzuthun, als ihm eben beliebte, um dadurch den Sagenkreis nach Bedürfniß zu erweitern. Dies kam namentlich in Betreff der Wunderthaten so vorzüglich zu Statten, daß man dem Volke, welches man für den neuen Glauben empfänglich zu machen suchte, Jesus von Nazareth als einen von Gott unzweifelhaft als Messias Beglaubigten darstellte, der das, was der Volksglaube von ihm erwartete, nun auch wirklich vollbracht habe und gewesen sei.

Da sich dieser Mangel einer schriftlichen Ueberlieferung in der jetzt vorliegenden Evangelienform nun über anderthalb Jahrhunderte hinzog und die Zahl der Gemeinden und Lehrer (Apostel) sich immer mehr ausdehnte, so ist es nicht zu verwundern, wenn von dem eigentlichen geschichtlichen Lebensbilde des großen Weisen nicht viel geblieben ist und uns statt desselben eine mystisch-religiöse Phantasiegestalt überliefert wurde,

vor deren Ungeheuerlichkeit sich zu retten die Elite der Gläubigen sich endlich genöthigt sah, jene bereits erwähnte wunderliche Purification (Läuterung) in Nicäa vorzunehmen. Dennoch enthielten vielleicht manche apokryphisch genannte Evangelien mehr wirkliche Lebenszüge von Jesus, als die sogenannten vier canonischen.

Betrachten wir diese letzteren, der Christenheit geläufigen vier Biographien näher, so findet sich in der ganzen sogenannten apostolischen Zeit bis zur Zerstörung Jerusalems (mithin 37 Jahre nach Jesu Tode) durchaus keine Spur irgend welcher schriftlichen Aufzeichnung von dessen Leben und Lehre; erst nach jener politischen Katastrophe tauchten hie und da in den Gemeinden der Nazarener Abschriften von einer ersten und ältesten schriftlichen Kundgebung über Jesu Leben und Lehre auf. Dieses Schriftstück, den Theologen unter der Bezeichnung „Hebräer-Evangelium des Matthäus" bekannt, führte in seinen Abschriften, welche davon cursirten, nicht immer diese Bezeichnung, sondern hieß bald das Evangelium des Petrus, Evangelium der Apostel u. s. w. Matthäus, der später auf seinen apostolischen Reisen in Asien und Afrika den Märtyrertod fand, war jener wirkliche Jünger Jesu, den Marcus einen Sohn des Alphäus nennt und der von seiner Zolleinnehmerstelle am galiläischen Meere durch Jesus abberufen, in den Kreis seiner Jünger eintrat. Er allein von allen bekannten und unbekannten Evangelisten war der wirkliche Jünger und Augenzeuge der Reden und des Wandels Jesu, denn selbst der Verfasser des Evangeliums Johannis, der Offenbarung und der Episteln war, wie erwähnt, keineswegs jener Jünger, der angeblich als Liebling Jesu an seiner Brust geruht hat. — Wir kommen nochmals auf diesen Gegenstand zurück.

Matthäus schrieb sein erstes und ursprüngliches Fragment für die sogenannten Judenchristen in hebräischer Sprache, und zwar, um recht verständlich zu sein, in dem damaligen chaldäischen Volksdialekt der Juden. Viele Jahre verblieb es hierbei, obgleich das Ganze nur ein Bruchstück war und auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch machen konnte. Dieser Urtext, auf den auch Witschel hindeutet, wenn er in einer seiner Episteln an die Christen sagt: „Und vielleicht in Stambuls Mauern findet sich noch ein Urevangelium", ist leider verloren gegangen; nach den beiläufigen Ueberlieferungen alter Kirchenväter enthielt dieses urälteste Original-Evangelium indeß fast nur eine Sammlung von Reden und Sentenzen Jesu, die dann viel später bei verschiedenen Umarbeitungen und geschichtlichen Erweiterungen benutzt wurden und so auch auf uns gekommen sind. Es steht fest, daß die Umarbeitungen und Ueberarbeitungen des Hebräer-Evangeliums bis zu

der uns heute vorliegenden Gestalt einen Zeitraum bis zum Jahre 130 bis 134 unserer Zeitrechnung in Anspruch nahm, wobei jeder neue Bearbeiter sein Scherflein zur Ausschmückung beitrug. Dieses jetzige und letzte Evangelium Matthäi ist aber keineswegs noch das Werk jenes Jüngers Jesu, was schon daraus hervorgeht, daß es in griechischer Sprache abgefaßt war und dem entsprechend neben den eigenthümlichen Spuren des ältesten Judenchristenthums auch viele unverkennbar der griechischen Anschauungsweise angehörende Lehren von göttlichen Dingen enthält.

Deshalb unterliegt es keinem Zweifel, daß diese letzte Ueberarbeitung in der Atmosphäre des Heiden-Christenthums entstanden ist. Dem kritischen Leser treten somit überall krasse Widersprüche entgegen, wie sie bei dem vergeblichen Versuche, die altjüdische und die heidnisch-philosophische Weltanschauung in Harmonie zu bringen, nicht ausbleiben konnten; und am wenigsten kann Jesus, dem doch die Darstellung gilt, solche Widersprüche in sich vereinigt haben, als sie ihm augenscheinlich zugeschrieben werden. Man sieht deutlich, daß hier verschiedene geschichtliche Bruchstücke namentlich unter Verwendung des Urevangeliums zusammengestellt wurden, wobei vorzugsweise die griechische Anschauung vom 20—23. Capitel bedeutungsvoll in den Vordergrund tritt, indem sich die Sprache zu einem freieren Standpunkte erhebt, als man es in den früheren Capiteln findet, in denen sich mehr die Anschauungsweise des Juden-Christenthums ausspricht.

Für die Beurtheilung der evangelischen Darstellung ist vornehmlich dadurch ein charakteristischer Maßstab geboten, daß die Verfasser so unbesonnen gewesen, dem Jesus Lehren und Weissagungen in den Mund zu legen, die er offenbar nicht geäußert haben kann, da sie erst in späterer Zeit unter den Bekennern auftauchten. So zeigt sich z. B. ein derartiger auffälliger Beweis darin, daß man Jesus in den verschiedensten Wendungen für Leid und Trübsal, als Christ die Redefigur von „sein Kreuz auf sich nehmen" oder „sein Kreuz tragen" gebrauchen läßt. Ich werde auf dieses Beispiel weiterhin genauer eingehen.

Etwas später als das letzte Matthäus-Evangelium, etwa um das Jahr 140,* entstand das Evangelium des Marcus. Derselbe soll, nach Angabe katholischer Kirchenväter, Begleiter des Paulus und Dolmetscher des Petrus gewesen sein, was wir aber dahingestellt sein lassen, da die ihm bei Petrus zugeschriebene Function mit dem Jahre 140 nicht harmonirt. Es ist dieses Evangelium, wie erwähnt, nur als eine aus den andern beiden Synoptikern zusammengeschriebene Compilation zu betrachten. Das Evangelium Lucä ist nur wenig jünger als das des

Matthäus, und ebenfalls durchaus nicht aus eigener Anschauung hervorgegangen, da Lucas, ein Begleiter des Paulus, auf dessen vielfachen Reisen sein Evangelium aus einer Compilation von Daten aus dem Matthäus und einer aus Paulinischen Lehrbriefen herrührenden Grundschrift zusammenstellte, zu welcher dann als Bindemittel eigenes Phantasiematerial hinzugethan sein mag, wie dies so manche, nur ihm eigenthümliche Momente vermuthen lassen; es sei denn, daß er hie und da in den jungen Christengemeinden Sagen erkundet und benutzt, oder aus Apokryphen geschöpft haben mag, die ihm sehr bekannt gewesen zu sein scheinen, da er im Eingange seines Evangeliums es selbst mit den Worten andeutet: „Sintemal sich Viele unterfangen haben ꝛc."

Die erwähnten Paulinischen Lehrbriefe waren in jenen Tagen unter der Bezeichnung „Evangelium Marcions" bekannt: eine unbekannte Persönlichkeit, deren Schrift dem Lucas aber gut zu Statten gekommen zu sein scheint, um die Tendenz einer Vermittelung zwischen den Juden- und Heiden-Christen anzustreben. Namentlich fühlt es sich leicht heraus, daß er mit einer ängstlichen Beflissenheit die älteren messianischen Weissagungen den geschichtlichen Daten des Lebens Jesu anzupassen bemüht gewesen, um dadurch den neuen Lehren einen erhöhten Ausdruck der göttlichen Vorherbestimmung zu geben. Hat dieses Moment allerdings eine ausschließlich christliche Färbung, so tritt er (der Evangelist) doch anderweitig auch wieder vielfältig als Kosmopolit auf, der alle Völker der Erde des christlichen Heils theilhaftig werden lassen möchte und in diesem Sinne feindlich gegen die Engherzigkeit des Judenthums angeht, wie denn nicht zu leugnen, daß die wirklichen Gesinnungen und Reden Jesu im Lucas vielfach ihren Ausdruck finden.

Wir haben nunmehr noch das vierte Stück der historischen Quellen für Jesu Leben und Wirken zu betrachten. Von vorn herein wiederhole ich, daß schon die Jahreszeit der Entstehung dieser Schrift — gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts — die physische Unmöglichkeit darthut, daß der Jünger Johannes, wie man es so gern glauben machen möchte, der Verfasser derselben sein könne; denn wenn dieser auch sehr alt wurde, und zwar so alt, daß er zuletzt nicht mehr predigen konnte, sondern sich auf die Kanzel tragen ließ, und mit schneeweißem, bebendem Haupt nur die Paar Worte sprach: „Kinderchen, liebt euch, Amen!" und dann wieder heruntergetragen wurde, so hat er doch gewiß nicht das Alter von 180 Jahren erreicht.

Darüber kann es also zweierlei Meinungen nicht geben, daß das Johannes-Evangelium von einer anderen Persönlichkeit herrührt. Gern mag dieselbe ebenfalls den Namen Johannes geführt haben, denn es

gab der Männer dieses Namens eine große Menge; aber hinsichtlich der historischen Zuverlässigkeit ist doch auch dieses, in anderer Beziehung sehr geistreich geschriebene Evangelium von keinem Werthe, da auch seine Quellen lediglich der Tradition angehören. Der geniale Verfasser dieser Schrift bekannte sich, seinem Bildungsgange nach, augenscheinlich zu der griechisch-philosophischen Schule, die ihm auf dem Wege der Allegorisirung die Mittel darbot, den an sich geringen geschichtlichen Kern für eine göttlich erhabene, Welt-umspannende Idee zu verwerthen, als deren Wurzel der unbekannte große Denker auch sofort am Eingange die ewige, hier freilich mystisch eingekleidete Wahrheit hinstellt: „Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Dasselbige war im Anfange bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht und ohne dasselbige ist Nichts gemacht was gemacht ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheint in der Finsterniß, und die Finsterniß haben's nicht begriffen." Und V. 14: „Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns rc."

Hier haben wir den erhabensten philosophischen Gedanken, der jemals aus einem christlichen Hirn zum Licht geboren wurde; nur hat Luther das griechische Substantiv L o g o s leider durch „W o r t" übersetzt, da es, um den Gedanken faßbar und verständlich zu machen, doch heißen mußte: „Im Anfang war die V e r n u n f t, und die V e r n u n f t war bei Gott und Gott war die V e r n u n f t." Denn man muß wissen, daß L o g o s Beides: die Sprache (das Wort) und zugleich (sinnverwandt) die Vernunft bedeutet, da es ohne Sprache keine Vernunft giebt und geben kann. Der Evangelist Johannes will also mit dürren Worten sagen: Vom Uranfang an, ehe die sichtbare Welt entstand, war schon die höchste Vernunft und gleichbedeutend mit ihr der der That vorausgehende Gedanke vorhanden, und dieser Gedanke lag in Gott, und Gott war der Gedanke. Aus und durch diesen Gedanken wurden alle Dinge geschaffen, so auch das Leben, die Bewegung, und eben an dem Lebendigen sollte und konnte der Mensch den höchsten Gedanken, Gott, erkennen; er war das Licht des Menschen, daran seine Erkenntniß reifen konnte, das aber die verfinsterte Menschheit nicht begriffen, die Erkenntniß Gottes auf d i e s e m Wege, aus der lebendigen Natur, das hat ihr nie gelingen wollen u. s. w. — Ich verspare mir die weitere Ausführung für das Ende dieses Werks, wo ich den christlichen Mythos in seinem Grundgedanken erfassen, zerlegen und als einzige Religion der Zukunft darstellen werde, indem (anknüpfend an das Johannes-Evangelium) das Christenthum seiner wahren Bestimmung entgegengeführt wird. — Das Ausführliche: der mythische Christus wird uns im zweiten Bande beschäftigen.

Für jetzt kehren wir zu der Lebensgeschichte Jesu zurück, als deren Hauptleitfaden uns allerdings die Evangelien, die canonischen wie die apokryphischen, und zwar schon der unabweisbaren Kritik halber, werden dienen müssen. Aber es wird im Ganzen unsere Aufgabe sein, dem Leser einen Scheidungsprozeß zwischen Wirklichkeit und Phantasie darzulegen, in welchem die Schlacken der letzteren von dem lauteren Golde der ersteren sich trennen und als verwerflich zu Boden fallen werden.

13.

Jesu Verhältniß zu einer politischen Verschwörung.

Um nun, auf den letzten und wichtigsten Abschnitt des Lebens Jesu eingehend und allen angelernten und aufgedrungenen religiösen Vorurtheilen entsagend, den richtigen Standpunkt zu gewinnen, sei im Voraus bemerkt, daß den großen Weisen, der als solcher von allem Volk erkannt und geehrt, von einer gewissen Partei aber gefürchtet wurde, eine große politische Intrigue umspielte, die an der eisenfesten, gepanzerten Redlichkeit Jesu scheiternd und somit zum Haß gegen ihn umschlagend, das versagende Werkzeug auf die schmählichste Weise fallen ließ und vernichtete.

Die Evangelisten, denen es vor Allem am Herzen lag, Jesus als den von den Juden erwarteten Messias einzuführen, ergreifen mit einer gewissen Hast die Gelegenheit, wo Jesus sich von Johannes taufen ließ, um ihm auf wunderbare Weise das Zeugniß dieser Würde aus den Wolken, vom Himmel herab zurufen und vor den Ohren des Volkes verkünden zu lassen. Es bedarf aber für den mit der Geschichte bekannten denkenden Leser eines solchen zweideutigen Zurufs aus den Wolken nicht (wenn derselbe als übernatürlich, ohnehin nicht als Märchen verworfen werden müßte, da in jener Zeit der Luftballon noch nicht erfunden war und sonst keinem des Zurufs fähigen Wesen ein Sitz in den Wolken eingeräumt werden konnte), um Jesus als einen Befreier der Menschheit von Irrthum und Wahn anzuerkennen.

In dem nunmehr beginnenden Drama haben wir die öffentliche Thätigkeit Jesu in anderer Weise zu charakterisiren, als durch jenes Phantasiestück judenchristlicher Epigonen aus dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Jesus nahm nämlich zu jener Zeit, in welcher die eigentliche Geschichte seines Lebens und Wirkens beginnt, einen an=

deren Standpunkt unter den Juden ein, als uns die theologischen Nachtreter Glauben machen wollen. Es war in jenen Tagen die Situation des Volkes, der römischen Herrschaft gegenüber, durch politischen Druck so ungemein peinlich geworden, daß sich der Nation, schon durch den gebeugten Stolz ihrer göttlichen Bevorrechtung, die düsterste Stimmung bemächtigt hatte; mit Zagen sah man den verhängnißvollen Augenblick herrannahen, wo auch der letzte Schimmer nationaler Selbstständigkeit erlöschen und man nichts mehr als ein gehorsamer Sklave der Römer sein würde.

Die Besseren im Volk sannen daher auf Mittel, wie eine solche Katastrophe abzuwenden sei. Von den Notabeln der Nation wurden bereits im Stillen Versammlungen abgehalten, in welchen man diesen hochwichtigen Gegenstand einer eingehenden Besprechung unterzog. Jesus, als Rabbi (was in unsern Zeiten etwa einem Doctor der Theologie gleichkommen möchte) und längst zum Mitgliede des Sanhedrin, einer besonderen Art jüdischen Gerichtshofes, ernannt, erhielt eines Tages die Einladung zu einer außerordentlichen Versammlung, welche, um den eigentlichen politischen Zweck zu verdecken, unter dem Vorwande veranstaltet wurde, daß man einen neuen Brustschild für den Hohenpriester, der seit dem ersten Exil nicht wieder angeschafft worden war, anfertigen zu lassen beabsichtige. Die Parole für den Einlaß war: „Urim metumin“, der hebräische Name für jenen Schild. Nebenbei wurden auch alle Eingänge des Tempels, in einem von dessen Sälen die Versammlung stattfand, von der Tempelwache sorgfältig bewacht, damit kein Unberufener eindringen möchte.

Anwesend waren: der Hohepriester als Präsident, ihm zur Seite mehrere andere Priester, dann Rabbinen der verschiedensten Fractionen und Mitglieder des Sanhedrin.

Ueber diese interessante Sitzung sind uns in alten hebräischen Manuskripten Berichte überliefert, die über das Vorgefallene überhaupt und somit auch über den Antheil, welchen Jesus daran nahm, ziemlich genaue Data bringen, von denen natürlich die einfachen Evangelisten in ihrem ganzen Umfange keine Ahnung hatten, wenn auch (wie ich unten näher erörtern werde) bei Lucas einige leise Andeutungen nicht fehlen.

Es scheint, daß Jesus heute zum ersten Male Theil an einer solchen Versammlung nahm, denn einer der Würdenträger machte ihn eingänglich mit dem Zwecke derselben bekannt, indem er die trostlose politische Lage des jüdischen Volkes, den Römern gegenüber, darlegte. Jesus gab das Thatsächliche der Situation zu, erklärte aber, keine Mittel zu kennen, die dem Uebel abzuhelfen vermöchten, und erbat sich Aufklärung,

ob er sich hier wirklich in einer Gesellschaft Verschworener befinde und wie man dazu komme, seine Mitwirkung zu beanspruchen?

Der Redner legte nun dem erstaunten Rabbi folgendes Nähere über den Plan vor, zu dessen Verwirklichung die Verschworenen sich vereinigt hätten, und sprach dem Sinne nach ungefähr Folgendes:

„Du weißt, Rabbi, daß Gott uns durch den Mund der Propheten einen Erlöser (Messias oder Befreier) verheißen hat, der, wie einst David, ein Gesalbter des Herrn sein werde. Lange schon haben wir vergebens auf die Erfüllung dieser Verkündigung gewartet und sind daher zu der Ueberzeugung gekommen, daß ohne unser Zuthun niemals jene Verheißung sich erfüllen und der ersehnte Messias, der Erlöser von römischer Knechtschaft, unter uns erscheinen werde, daß aber einem solchen Auserwählten, der den Muth hätte, diese Würde zu beanspruchen, die Kraft und der Schutz Gottes zur Seite stehen würden. Zugleich hat sich uns die Ueberzeugung aufgedrängt, daß Niemand diese große Idee mit mehr Aussicht auf Erfolg ins Leben zu rufen geeignet sei, als eben Du, hochbegabter Rabbi. Ungewöhnliches Ansehen und allgemeine Achtung im Volke zeichnen Dich aus. Alle Welt jauchzt Dir, wo immer Du erscheinst, Beifall zu, und allgemein anerkannt sind Deine seltenen Geistesgaben, wenn auch der Gebrauch, den Du im Geiste des Umsturzes davon machst und der Deine Lehren und Vorträge bezeichnet, vielfach und mit Recht gerügt und getadelt wird. Auch stimmt Deine Geburt und Abkunft aus dem königlichen Stamme mit den Worten der heiligen Propheten; selbst die Lehren und Verkündigungen des Johannes am Ufer des Jordan von der nahe bevorstehenden Ankunft des Messias kommen uns zu Statten. Unsere Macht wird Dich decken und das Volk Dich als den göttlichen Gesandten anerkennen; darauf wird die Gewalt Deiner Zunge Dein Ansehen befestigen. Die edelsten Töchter der Nation stehen Deiner Wahl frei, um eine Dynastie zu gründen, und für das Weitere laß Gott und uns sorgen." So sprach der Redner.

„Auf Euren Antrag eingehen, hieße mich dem sicheren Verderben überliefern," antwortete der Ueberraschte, „denn die römische Regierung würde Hochverrath darin erblicken, und an einen Erfolg Eurer Absicht ist nicht entfernt zu denken."

Der Sprecher suchte nun in längerer Auseinandersetzung die Folgen einer solchen Erhebung im günstigsten Lichte darzustellen. Er legte den ganzen Plan der Verschworenen offen dar, aus welchem hervorging, daß man schlimmsten Falls entschlossen sei, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und daß waffenkundige Männer bereit ständen, sich sofort an die Spitze zu stellen, wenn der Moment der Erhebung gekommen sei.

Jesus wünschte zu erfahren, wer die Männer seien, von denen man Solches erwarte? Sofort verließ einer der Anwesenden den Saal und kehrte bald mit einer Anzahl der früheren königlichen Soldaten zurück. Der Oberste derselben bestätigte die Worte des ersten Redners und fügte hinzu, daß die Römer viel zu sehr in Kriegen mit benachbarten Völkern beschäftigt wären, um hier eine so große Truppenmacht zu sammeln, als erforderlich sei, um der wehrhaften Macht der Israeliten zu widerstehen. Das Zerbrechen der römischen Fesseln habe die größte Wahrscheinlichkeit des Gelingens für sich.

Unser weiser Rabbi aber war ein zu besonnener Mann, als daß er auf ein so gewagtes Unternehmen sofort hätte eingehen sollen. Er verlangte deshalb Bedenkzeit, die man ihm gewährte, und verließ den Saal, um sich sofort zu seinen essäischen Freunden zu begeben, denen er das Vorgefallene unter strengster Discretion mittheilte. Jesus erregte hierdurch unter den ruhigen und besonnenen Freunden eines friedlichen beschaulichen Lebens große Bestürzung, und es gab sich allgemein nur die eine Meinung kund, daß es eine Unbesonnenheit wäre, den jüdischen Staat durch ein so gefährliches Unternehmen zu gefährden; auch bedurfte es keiner großen Ueberredungskunst der Männer, um ihren jungen Freund von der Richtigkeit dieser Ansicht zu überzeugen. Nichts desto weniger aber mußte man das Schmachvolle der politischen Situation unter dem Scepter der Römer zugeben, glaubte aber, diese Messias-Idee — diese alte und unausrottbare Marotte der jüdischen Nation — auf andere Weise, als durch gewaltsamen Umsturz verwirklichen zu können, nämlich durch das Bemühen, eine moralische Revolution zu erstreben, indem man das Volk darüber belehre, daß das Reich des Friedens eins sei mit dem allgemeinen Gottesreiche über die ganze Erde, wie es die alten Propheten und Seher längst verheißen, z. B. der Prophet Sacharja Cap. 14, wenn er spricht: „Und der Herr wird König sein über alle Lande; zu der Zeit wird der Herr nur Einer sein und sein Name nur Einer."

Damit hatte die Sache von dieser Seite sein Bewenden; doch ruhten deshalb die Verschworenen nicht. Man verfolgte auch jetzt noch lebhaft den Plan, Rabbi Jesus die Hauptrolle wohl oder übel aufzudrängen, und zwar auf folgende Weise. An jedem Sabbath wurde in einem der größeren Bethäuser Jerusalems ein Abschnitt aus den Propheten (Haphtora) vorgelesen, woran sich gewöhnlich ein religiöser Vortrag schloß. Man war nun einig geworden, daß dies am nächsten Sabbath von einem angesehenen Priester geschehen und von demselben, im Vortrage eingeleitet, ohne Weiteres Jesus als Gesalbter Gottes, als

Messias verkündet werden solle, um diesem hiermit möglicher Weise den Rückweg abzuschneiden und zur Annahme der Messiaswürde zu veranlassen.

Bis hierher haben wir uns an die Apokryphen und sonstigen Quellen halten müssen, da die canonischen Evangelien von dem Umstande schweigen. Wir sind aber damit zu einem Ereigniß herangeschritten, das mit einigen Abweichungen in den Evangelien Erwähnung findet. Indeß scheinen die Evangelisten über den wirklichen Vorfall nur sehr oberflächlich unterrichtet gewesen zu sein, da man denselben nach Nazareth verlegt, während er sich in Wirklichkeit in Jerusalem zutrug. Die wunderlichen Biographen haben aus der eben erzählten Begebenheit jene Versuchung des Teufels aufgestellt; einige Grundzüge, z. B. die Hinweisung auf alle Reiche der Welt, ist mit der Wirklichkeit fast gleichbedeutend, indem man in der That Jesus zum wirklichen König der Juden zu erheben gedachte. Man findet hier einen ungefähren Maßstab für die tendenziöse Verfälschung der Wirklichkeit unter der Feder jener unbekannten Bearbeiter des Lebens Jesu. Ueber den mythischen Sinn siehe im zweiten Bande dieses Werkes.

In der Zeit bald nach jener Bewegung mit den Verschworenen, am zweiten Sabbath vor dem Neujahrsfeste, was etwa mit dem Anfang unsers Septembers zusammentrifft — etwa am 6. oder 7. Sabbath vor dem Neujahr — war es Sitte, in den Synagogen tröstliche Stellen aus den Propheten vorzulesen, deren Verheißungen sich namentlich auf das erste Exil bezogen. Heute wurde aus dem 5. Buch Mosis Cap. 24 (von Vers 9 an) und Cap. 30 gelesen. Dem Gebrauche nach hatte ein Rabbi die letzten drei Verse zu wiederholen. Diesmal war an Jesus die Reihe und er leitete seine Vorlesung mit einem schönen Gebete ein. Hierauf las er Cap. 61 aus dem Jesaias, sprach dann ein Schlußgebet und hielt endlich einen Vortrag, dem er das eben Gelesene zu Grunde legte und in den er gegen den Schluß hin absichtlich — ohne natürlich von Allen verstanden zu werden — eine politische Anrede an die Verschworenen verwebte, in welcher er denselben zu verstehen gab, daß ohne die Einwilligung Gottes nichts über die jüdische Nation verhängt werden könne und somit auch die bestehende Regierung der römischen Statthalter nur unter Zulassung der göttlichen Regierung über Judäa herrsche. Auch könne man unmöglich verkennen, daß die Ruhe und Sicherheit unter so mächtigem Schutze, wie ihn die römische Regierung gewähre, eine große Annehmlichkeit darbiete, da man unter derselben nie zu befürchten habe, von feindlichen Nachbarvölkern angegriffen und belästigt zu werden. Auch könne man ja nicht leugnen, daß die Religion der Juden von den Römern geachtet und gegen Unbilden ge-

schützt sei, so daß man Alles in Allem wohl Ursache habe, mit der jetzigen Ordnung der Dinge zufrieden zu sein; im Uebrigen müsse man auf Gott vertrauen, in dessen Macht und Weisheit die Mittel lägen, die Geschicke des israelitischen Volkes noch günstiger zu gestalten, und daß er dieselben gewiß in Anwendung bringen werde, wenn es mit seinem heiligen Willen übereinstimme.

Das war deutlich genug geredet, und leicht ermessen läßt sich, mit welchem Ingrimm die gegenwärtigen Verschworenen gegen Den erfüllt waren, der ihre Pläne so unzweideutig durchkreuzte, den sie dennoch schonen mußten, da sie ihr Geheimniß unbesonnen in seine Hände gegeben und der sie durch Indiscretion auf das Höchste gefährden konnte. Man scheint ihn aber von dieser Seite sehr genau gekannt zu haben, und in der That stellten seine essäischen Grundsätze sie hiergegen so völlig sicher, daß selbst bei der späteren schweren Anklage, die seine Verurtheilung im Gefolge hatte und als dessen Triebfedern lediglich jene Verschworenen zu betrachten waren, keine Silbe des Verraths über seine Lippen kam. Sicherlich hat der großherzige Dulder, bevor er seinen essäischen Freunden von dem Vorgefallenen Mittheilung machte, sich das Gelöbniß der Verschwiegenheit geben lassen; denn erst sehr spät sind unter den nachgelassenen Schriften angesehener zeitgenössischer Essäer Berichte über das Ereigniß aufgefunden worden, denen auch diese Mittheilungen entnommen sind.

14.

Jesus beginnt sein Lehramt.

Unser weiser Rabbi hatte bereits zu jener Zeit durch seine wunderbare Beredsamkeit, bilderreiche Kühnheit und Gedankenfülle sich eine große Anzahl Verehrer erworben, von denen ihnen einige, die sich seine Schüler oder Jünger nannten, niemals verließen, wie solches bei den hervorragendsten Rabbis oder Häuptern einer Schule in jenen Tagen allgemein Sitte war. Er hielt es nach dem Vorgefallenen für rathsam, sich auf einige Zeit von Jerusalem zu entfernen: einestheils um seinen Feinden aus dem Wege zu gehen, anderntheils um sich einen empfänglicheren Acker für die Aussaat seiner Lehre aufzusuchen. Denn in Jerusalem war die Concurrenz der Schulen so groß, daß die Geister dadurch verwirrt wurden, da in denselben eine Spitzfindigkeit und ein

Haschen nach Sophismen herrschte, die einer einfachen, kernigen und eindringlichen Sittenlehre, wie Jesus sie predigte, nicht zusagen konnten. Das Verlangen, seine Mutter einmal wieder zu sehen, ließ ihn zuvörderst seine Heimath aufsuchen, und eine Anzahl seiner Schüler begleitete ihn dahin, wie auch auf den mancherlei Excursionen, die er von Nazareth aus in die Umgegend unternahm, um gelegentlich in den Synagogen der kleineren Orte oder im Freien von irgend einer Anhöhe herab dem Volke zu predigen, auch um dem volksfreundlichen Zuge seines Herzens folgend, körperlich Leidenden mit seiner Heilkenntniß beizustehen, wodurch er oft in sehr kurzer Zeit Heilungen erzielte, die unter den damaligen Verhältnissen das größte Aufsehen erregten und durch das Gerücht, wie es ja noch heute vorkommt, als wunderbar angepriesen und vergrößert wurden.

Zu den Functionen eines Rabbi gehörte vor Allem auch das Einsegnen der Ehen. Diese heilige Handlung, wie auch die Befreundung eines Brautpaars mit seiner Mutter, veranlaßte beide, einer Hochzeit im Städtchen Cana beizuwohnen, die durch eine einfache Begebenheit und die Wundersucht eines seiner evangelischen Biographen, Johannes, eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Jesus hatte nämlich seine Jünger dahin mitgenommen, und indem sich die Gesellschaft durch so viele unangemeldete Gäste über Erwarten vermehrte, gebrach es an Wein. Dem ungewöhnlichen Scharfblick unsers Freundes entging dergleichen Verlegenheit, mochte sie groß oder klein sein, so leicht nicht, und da er zu der vorliegenden im Grunde genommen die Veranlassung gegeben, so trieb ihn sein Zartgefühl, heimlich einen seiner Jünger zu einem Bekannten in der Nähe zu schicken und durch Herbeischaffung weiteren Vorraths dem Mangel im Stillen abzuhelfen. Niemand von den Gästen hatte es bemerkt und um so größeres Erstaunen erregte die plötzliche Vermehrung des Weinvorraths, der sich sogar noch durch eine viel bessere Sorte, als es die zuerst getrunkene gewesen, auszeichnete. Irgend ein aufgeräumter Gast fand die Sache so auffallend, daß er (nach damals beliebter Mode) sogleich ein Wunder in dem Ereigniß erkannte, und da der bescheidene Spender sich auch jetzt noch nicht zu seiner Aushilfe bekennen mochte, vielmehr aus Anstandsgefühl im Schweigen verharrte, so war die übernatürliche That zugestanden und der große Reigen der Wunderthaten hiermit eröffnet.

Gleich nach der Beendigung dieses Familienfestes nahm die Nazarenische Gesellschaft Abschied von den Neuverehelichten und begab sich nach dem kleinen, sehr anmuthig am galiläischen Meere belegenen und meist von Fischern bewohnten Flecken Capernaum. Die dort herrschende

geräuschlose Einsamkeit, in der Umgebung einfacher harmloser Menschen, sagte dem Gemüthsleben des jungen Weisen ausnehmend zu, und er richtete sich hier mit Hilfe seiner Mutter eine gemüthliche Häuslichkeit bei bekannten und befreundeten Leuten ein, worauf er seine Mutter auf deren Wunsch wieder nach der Heimath geleitete.

Obwohl keine der mir zu Gebote stehenden geschichtlichen Quellen den Zeitpunkt angiebt, wo Jesus zu dem Wüstenprediger Johannes in Beziehung trat, so dürfte es doch, aller Wahrscheinlichkeit nach, der eben besprochene Zeitpunkt gewesen sein, als jene höchst pikante Episode aus dem Leben unseres Weisen in Scene ging.

Johannes, mit dem Zunamen „der Täufer", war der Sohn des Zacharias und der Elisabeth, mit welcher Maria, die Mutter Jesu, schon in jener Zeit Umgang pflog, als sie von jenem abendlichen Ereigniß überrascht wurde, dem Jesus wahrscheinlich sein Dasein verdankte und das mit Recht ein verhängnißvolles Abenteuer genannt zu werden verdient. Elisabeth ging zur selben Zeit mit Johannes, als Maria mit dem Jesus ging. Wenn aber einer der Evangelisten in übertriebenem Messias-Eifer die wundersüchtige Anekdote auftischt, daß bei einer Zusammenkunft der beiden in interessanten Umständen befindlichen Frauen der ungeborene Johannes dem gleichsituirten Jesus schon jetzt eine hüpfende Reverenz bezüglich des höheren Berufs gemacht hätte, so ist diese Fabelei viel zu übertrieben, als daß davon weitere Notiz zu nehmen wäre.

Nach 28 bis 30 Jahren taucht solche indeß noch einmal, freilich aber in anderer Weise auf. Um diese Zeit, etwa im fünften Jahre der Regierung des Tiberias, verbreitete sich in Palästina das Gerücht von einem unter den Juden seit jeher vielfach vorkommenden Asceten, eines sogenannten Ueberfrommen, insofern es auf Kasteiung aus religiöser Schwärmerei ankommt. Das war aber eben jener Johannes, der Sohn des Zacharias und wahrscheinlich schon ein Jugendbekannter des Jesus, da die Mütter ja befreundet waren. Er war in Hebron, einer Stadt einige Wegstunden von der Grenze der arabischen Wüste, zu Hause und schon von Geburt an durch ein Gelübde der Eltern einem Stande geweiht, den man Nazir benannte und der in mancher Beziehung einigen christ-katholischen strengen Ordensgeistlichen unserer Tage glich, da das Mitglied eines solchen Standes gewisse Enthaltsamkeiten zu beobachten hatte, wie das u. A. auch Lucas Cap. 1. V. 15 beziehentlich Johannes andeutet. Ohne Zweifel war der unglückliche Knabe von seinen Eltern systematisch zu solchen naturwidrigen Dingen erzogen, denn er zog sich als blühender Jüngling schon in die nahe liegende Wüste

zurück, führte dort das elende Leben eines abendländischen Eremiten oder indischen Jogi, kleidete sich in Thierfelle oder grobe kameelhaarene Stoffe, und labte sich an Heuschrecken und wildem Honig.

In unsern Zeiten würde man einen solchen Asceten in das Irrenhaus sperren; zu jener Zeit aber, und selbst noch im Mittelalter, fand man dergleichen Thorheiten verdienstlich, staunte die Albernheiten als göttliche Inspiration an und fand sich wohl gar geehrt, zu ihren Schülern gerechnet zu werden. So fanden sich denn bei Johannes zahlreiche Eleven ein, die ihm in der Lebensweise nachahmten und die Weisheit seines Mundes mit Eifer in sich aufnahmen. Natürlich war diese religiöse Posse genau nach der Schablone der alten jüdischen Propheten in Scene gesetzt; der Hauptbestandtheil der Rhetorik des Johannes erging sich in den bekannten Klageliedern über das Unglück der Juden, deren schlechten Lebenswandel, Aufmunterung zur Buße, Ermahnung zur Besserung und Hoffnung auf den Messias. Besonders war in diesem Stücke der alte prophetische Wütherich Elias das Ideal, dem dergleichen Käuze nachzustreben bemüht waren. Nicht uninteressant mag es sein, ein flüchtiges Schlaglicht auf diesen Propheten-Riesen (wie ihn Renan nennt) oder das Propheten-Ungeheuer (wie man ihn lieber nennen möchte) zu werfen.

Elias wohnte seiner Zeit bekanntlich in einer Höhle am Berge Carmel, in Gesellschaft wilder Thiere und unter den herbsten Entbehrungen. Von Zeit zu Zeit kroch dieses ascetische Ungethüm aus seiner Höhle hervor, erschien an den Wohnstätten vernünftiger Menschen und schmetterte mit den Blitzen seiner fürchterlichen Zunge Donnerkeile auf die Häupter der großen Sünder, setzte Könige ab und ein, und war ein solcher Schrecken der Mächtigen, daß selbst die Nachwelt jener Gegend, wo er hausete, noch heutigen Tages in ihm einen schreckenerregenden Popanz fürchtet. Da diese Furcht aber mit einer Art göttlicher Verehrung gepaart war, so ist es natürlich, daß Jeder, der dem Volke gegenüber als eine Art höherer Sendbote gelten und sittliche Reformen anstreben wollte, sich den Elias zum Muster nehmen mußte, und auch Johannes machte davon keine Ausnahme.

Außer unter den Juden, kamen dergleichen einsiedlerische Asceten auch unter den heidnischen Völkern, namentlich den buddhaistischen vor; Einer von dieser Sorte der chaldäischen Weisen war der Stifter des Sabäismus, auf deutsch: der Taufgesinnten. Ob Johannes ein Anhänger oder Nachbeter dieser Sekte gewesen, wer mag das bestimmen? Gewiß aber ist, daß seine Lehre mit dem Sabäismus große Aehnlichkeit hatte und daß er namentlich die Taufe als ein vorzügliches Symbol der Buße

und Besserung (Reinigung) adoptirte. Die Juden hatten unter der Legion religiöser Ceremonielle freilich auch viel mit Waschungen zu thun; aber die eigentliche Taufe in dem symbolischen Sinne der Abwaschung alles sündigen Unraths vor der Aufnahme in einen neuen Bund, in ein neues geläutertes Verhältniß — das kannten sie nicht, und Johannes war der Erste, der diesen jüdischen Sabäismus ins Leben rief.

Der Schauplatz seiner Thätigkeit war die Wüste in der Gegend des Todten Meeres; die von Zeit zu Zeit vorgenommenen Taufakte aber fanden am Ufer des Jordan statt, und zwar in einer Gegend am östlichen Ufer dieses Flusses, wo eine Fähre lag, wahrscheinlich bei Bethabara.

Die Juden waren seit jeher für religiöse Uebertreibungen sehr empfänglich, daher es nicht zu verwundern, daß sie den neuen Propheten schaarenweise besuchten, zumal man sogar die Mähr verbreitete, er sei der wiedererstandene Elias; ja Einige hielten ihn sogar für den Messias selbst. Nur die Priesterkaste, die zu allen Zeiten und unter allem Volke Rivalitäten abhold ist, verachtete ihn, was sich indeß nur durch Ignoriren kundgab. Das Volk aber in seinem natürlichen Instinkt schloß sich Anfangs schon deshalb dem Johannes an, um das Priesterthum seine Verachtung fühlen zu lassen, und sicher ist, daß die neue Sekte dieser Tendenz viel mehr, als der Ueberzeugung, Bekenner verdankte.

Das Volk hängt nebenbei immer an Sinnlichkeiten und in dieser Hinsicht war die Taufe von großer Wichtigkeit. Johannes betrachtete sie auch nur von solcher Seite; der Kern seiner Lehre und seiner Forderungen war die Buße zur Aufbesserung der Moral. Diese lag ihm vorzugsweise am Herzen, und um seine dringende Forderung zu begründen, verkündete er eine nahe bevorstehende schreckliche Katastrophe, an deren Herannahen, mit allerlei drastischen Bildern ausgeschmückt, er immer wieder und wieder erinnerte. So sagte er z. B.: „es sei die Axt schon an die Wurzel des Baumes gelegt und dieser werde bald ins Feuer geworfen werden." Er verkündete den nächstens erscheinenden Messias mit einer Wurfschaufel in der Hand, das gute Korn sondernd von der Spreu und diese verbrennend. Er schimpfte dabei lebhaft auf die Priester, die er (wie Jesus) einmal über das andere Mal Otterngezücht nannte, und wie es, sonderbar genug, alle Reformatoren, selbst Luther nicht ausgenommen, gethan.

Das ganze Sein und Wesen des Johannes, die Zeit seines Auftretens und das eigentliche wesentliche Nervengeflecht seiner Lehre scheint darauf hinzudeuten, daß Alles, was er sagte und that, wenn auch nicht — wie Renan meint — einen politischen Charakter, doch einen mit seinem

Freunde Jesus verabredeten Plan voraussetzt. Jesus war ein durchaus heller, scharf combinirender Kopf. Er kannte sein Volk wie Keiner, und er kannte auch die Mittel, durch welche auf dasselbe zu wirken sei. Das hinfällig hohle Wesen der Priesterkaste, das erbarmungswürdige Nichts des geistlichen Plebs und das über dasselbe mit unwiderstehlicher Gewalt hereinbrechende Gottesurtheil des Weltgerichts war ihm so klar wie das Sonnenlicht, und auch der Volkscharakter, auf den er seine weltumspannende Reform zu bauen hatte, kannte er wie sich selbst; nur der Plan der Ausführung erforderte reifliches Nachdenken, und nicht umsonst zog er sich von Zeit zu Zeit in die Einsamkeit der Wüste zurück, wo ihn, wie bekannt und erwähnt, die Evangelisten mit einer Art Samiel oder Mephistopheles verkehren lassen, der ihn von seinem großen Werke abzuziehen bemüht gewesen sei. (Siehe oben.) Freilich, ein Geringes war es nicht, den Kampf mit dem alten Drachen Orthodoxie aufzunehmen; aber Jesus verkehrte dort gewiß mit andern greifbareren Personen, als mit wesenlosen Scheinen. Die Hauptpersonen waren ohne Zweifel auch hier wieder seine Freunde, die Essäer; und vielleicht, ja sehr wahrscheinlich gehörte auch Johannes zu dieser Gesellschaft.

Gleichviel; Zufall war es nicht, daß Johannes mit solchem Eifer auf einen Mann hinwies, dem er nicht werth sei, die Schuhriemen aufzulösen, und in hohem Grade widersinnig ist es, wenn Renan meint: der Ruf von Johannes' Lehre sei schnell nach Galiläa und erst jetzt auch zu Jesus und seinem Schülerkreise gedrungen. Es heißt das die unverkennbare Planmäßigkeit in Abrede stellen wollen in dem, was der politischen Verschwörung der Pharisäer gegenüber von den Essäern auf dem Wege der religiösen Reformation für die jüdische Nation ins Werk zu richten beschlossen war.

Wer kann leugnen, daß Johannes bereits viele der später von Jesus in schönerem Gewande dargebotenen und vermöge ihm vergönnter längerer Zeit durchgeführten Lehrsätze in ihren Grundzügen aufstellte? Er predigte gegen die reichen Priester und Schriftgelehrten, suchte die Armen durch den Hinweis auf die Vergeltung durch Gott zu trösten und verachtete das orthodoxe Judenthum mit seinem Hochmuth als auserwählte und bevorzugte Nation, indem er die Universalität als Kinder Gottes allen Nationen zuspricht, wie es z. B. in den Worten: „Aus den Steinen am Wege könne Gott Kinder Abrahams machen" hervorgeht.

Kurz, Alles deutet darauf hin, daß hier kein Zufall waltete, sondern ein großer Reformplan im Werke war, der mit Umsicht entworfen, Zug für Zug ins Leben gerufen wurde. Darauf deutet auch der bekannte Josephus hin; nur bemäntelte er, da er unter den Augen der Römer

schrieb und diese nicht mißtrauisch machen wollte, seine Angaben, namentlich was ihm über die Messias-Intrigue auf dem Herzen lag.

Jesus kam, als man den Zeitpunkt für geeignet hielt, sammt seinen Jüngern ebenfalls zu Johannes an den Jordan, und während einige Erzähler diesen Besuch als den einzigen und ersten bezeichnen, bemerken andere, daß sie sich schon vorher zusammengefunden hätten und mithin Bekannte waren. Hieraus darf man schließen, daß es im Plane lag, die Bekanntschaft Beider geheim zu halten; daß sie aber mehr als gute Bekannte, daß sie Freunde, und zwar — gleich ihren Müttern — solche von Jugend auf waren, leidet keinen Zweifel. Erst jetzt, bei dieser Hauptbegegnung, als es sich um den vorgeblichen Akt der Taufe handelte, ließ man den Schleier des Geheimnisses fallen, und was Johannes früher immer nur als verhüllte Hindeutung auf den vorhandenen Messias ausgesprochen, um die Gemüther auf etwas Großes vorzubereiten, in Spannung zu erhalten und sie empfänglich zu machen für die beabsichtigte große Reformation des Judenthums, das trat jetzt, mit dem Moment der offenen Begegnung, vor den Augen von Tausenden am hellen Tage zur ersten klaren Erfüllung, zum Beginn des ersten Aktes des großen Weltdrama's in Scene. Kaum also ließ sich Jesus vor Johannes sehen, als dieser ihn auch schon erkannte und mit heller Stimme auf ihn hinwies als auf Den, welchen er längst angekündigt, als den Messias, von dem alles Heil kommen solle über Israel. Den edlen Charakter Jesu schien die ganze Scene etwas zu belästigen. Er war still, verzagt und hatte sich, wahrscheinlich nur von seinen Freunden, den Essäern, überredet und um der guten Sache willen dazu verstanden. Auch Johannes schien von ähnlichen Gefühlen durchdrungen, denn er weigerte sich Anfangs, die Taufhandlung an Jesus zu vollziehen. Dieser aber bestand darauf und so wurde die Ceremonie der Taufe auch an Jesus vollzogen, an welche für die Täuflinge keine weiteren Folgen geknüpft worden zu sein scheinen, als das stillschweigende Bekenntniß, daß man die Lehren und Ansichten des Predigers gutheiße, sich mit ihnen einverstanden erkläre.

Die späteren Geschichtserzähler ließen sich indeß diese, an sich allzu unbedeutend scheinende Begebenheit nicht entgehen, um damit nach gewohnter Weise eine direkt göttliche, d. i. wunderbare Kundgebung — selbstverständlich von oben herab, aus den Wolken — in Verbindung zu bringen, indem sich der Himmel gleichsam wie eine Theater-Decoration öffnete und eine Stimme sich vernehmen ließ, die (nach Matthäus) ausrief: „Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe." Nach Marcus und Lucas rief sie: „Du bist mein lieber Sohn ꝛc." Der Evangelist Johannes weiß von keinem Zuruf. Alle aber bezeugen,

daß der Geist Gottes in Gestalt einer Taube herniedergeschwebt sei und sich auf Jesus herabgelassen habe.

Wir wissen, was wir von dergleichen, weit über 100 Jahre später geschriebenen Erzählungen zu halten haben. Möglich, daß sich eine Taube in dem Augenblick der Taufe in der Gegend niedergelassen hat, was aber für die nicht wesentliche Begebenheit sehr gleichgültig erscheint; denn wenn Jesu Rede und Lehre an sich nicht den höheren Beruf bekundet hätte, weder Johannes noch alle Gewässer des Jordan, am wenigsten aber die Taube würde auch nur ein Atom seinem Ruhm und Verdienst hinzugefügt haben. In dem Leben Muhameds kommt eine ähnliche Anekdote vor.

Die beiden Rabbi blieben von nun an in freundschaftlichem Zusammenwirken, obgleich sich bald genug die geistige Ueberlegenheit Jesu unwiderleglich darthat, so daß sogar die beiderseitigen Schüler darüber in Zwist geriethen, da die Johanniter neidisch wurden auf den ungeheuren Zulauf des Volkes zu den Predigten Jesu, der doch etwas Anderes vermochte, als nach Johannes' Weise mit dem Donnerkeil des Schimpfes dreinzufahren.

Der rücksichtslose, unbarmherzige Eifer, mit welchem Johannes — nicht bedenkend, daß die Zeiten des Elias weit hinter ihm lagen — seine Zwecke verfolgte, machte dieser frommen Posse gar bald ein betrübendes Ende. Derselbe enthielt sich nämlich in seinen taktlosen Herzensergießungen nicht, in wahrhaft fürchterlicher Weise gegen die römische Regierung zu Felde zu ziehen. Zu seinem Glück war das Gebiet der jüdischen Lande unter zwei Statthaltern, Pontius Pilatus und Antipater, getheilt. Jener regierte in Judäa, wo Johannes seine Taufe vollführte. Als er aber nach Peräa an das andere Jordanufer übersetzte, dort die Menge in gleicher Weise wie jenseits bearbeitend, und Antipater davon Meldung erhielt, entsetzte sich derselbe über solche Verwegenheit und schickte Leute aus, die den aufrührerischen Rabbi beobachten und darüber Bericht erstatten sollten. Unglücklicher Weise kam noch eine wunderliche Hofgeschichte hinzu, in welcher ein Weib die Hauptrolle spielte, und so war Johannes unrettbar verloren. Dieses Weib, eine geborene Jüdin mit Namen Herodias, die Enkelin Herodes des Großen, dessen am Eingang dieser Geschichte gedacht worden, war körperlich ein wunderbar schönes, aber wollüstiges, ehrgeiziges und zu jeder Gewaltthat aufgelegtes Weib, das man gegen ihren Willen an ihren von Herodes dem Großen enterbten Onkel verheirathet hatte. Rache und Ingrimm kochten in ihrem Busen wegen der untergeordneten Stellung, die sie in Folge der Enterbung ihres Gatten in der Familie einnahm; daneben verachtete und verspottete sie die Satzungen der jüdischen Religion. Als geborene Intriguantin

wußte sie die Blicke des Tyrannen Antipater auf sich zu lenken, der in rasender Leidenschaft für die reizende Jüdin entbrannte. Es lag in der Natur der Situation, daß nichts in der Welt ein inniges Verhältniß beider Personen, wie sträflich es auch sein mochte, verhindern konnte, und so währte es nicht lange, als Herodias ihren Anbeter dahin gebracht hatte, daß er ihr die Ehe versprach und seine Gattin Herath, Tochter des Königs von Peräa, zu verstoßen beschloß. Diese arabische Prinzessin, längst schon zur Eifersucht aufgestachelt, erfuhr durch ihre Kundschafter den Stand der Dinge und zog es vor, heimlich zu entfliehen, indem sie, ihre Absicht verbergend, die Erlaubniß zu einer Reise in die Heimath erbat, wo ihr Vater sie schon an der Grenze erwartete. Antipater's Wünsche waren somit erfüllt und die blutschänderische Verbindung (denn Antipater war ein naher Verwandter der Herodias) wurde vollzogen. Diese verwegene Verletzung der jüdischen Familiengesetze rief einen allgemeinen Schrei des Unwillens hervor, und Johannes war es, der nach seiner bereits geschilderten Weise seinen ganzen Zorn auf Antipater herabdonnerte. Solche Kühnheit aber schlug dem Fasse den Boden ein; Antipater ließ den Eiferer sofort verhaften und in die Festung Machärus sperren.

Der erzürnte Fürst hatte indeß nicht die Absicht, Johannes das Leben zu nehmen, weil er einen Volksaufstand befürchten mußte, welche Behauptung ihre Bestätigung schon einigermaßen in der langen Haft findet, die man den Aufrührer bestehen ließ.

Obgleich wir deshalb dem weiteren Verlaufe der Thätigkeit Jesu vorgreifen müssen, mag doch hier das Schicksal des Johannes sofort zu Ende geführt werden.

Derselbe verzehrte sich in Sehnsucht nach Freiheit, während Jesus von Land zu Land, von Ort zu Ort zog und in immer höherem Schwunge seine Reformationslehren verbreitend, vom Volke auf den Händen getragen wurde. Johannes war von der Außenwelt nicht in dem Maaße abgeschnitten, daß er nicht die Erfolge seines Freundes hätte erfahren sollen. Es war ihm aber darum zu thun, aus Jesu eigenem Munde Kunde zu erhalten über den Standpunkt, den derselbe jetzt einnähme, und da ihm gestattet war, seine Schüler bei sich zu sehen, so schickte er zwei derselben ab, um Jesus in direktem Auftrage zu fragen, ob er der erwartete Messias sei oder man eines Andern zu harren habe. Die Sendboten trafen den neuen Propheten auf der Zinne seines Ruhmes, und die Theilnahme desselben an den Freuden des Lebens setzte die an Fasten und Kasteiungen gewöhnten Frommen in nicht geringes Erstaunen. Sie richteten ihre Botschaft indeß getreulich

aus, und aus der Antwort, die Jesus ihnen ertheilte, geht ziemlich unverblümt hervor, daß die bis jetzt erzielten Erfolge ihn selbst nicht mehr an der göttlichen Mission zweifeln ließen, welche die vorzeitigen Propheten als die Aufgabe des Messias bezeichnet hatten. Jesus zählte ihnen dieselben auf, und Lucas der Wundersüchtige nimmt die Gelegenheit wahr, eine ganze Reihe von Wundern, namentlich Krankenheilungen zum Besten zu geben, von denen die Boten Zeugen gewesen, hütet sich aber wohl, dem Jesus, der mit ihnen redet, ein Bekenntniß und Rühmen derselben auf die Zunge zu legen, sondern läßt ihn einfach sprechen: „Gehet hin und erzählt eurem Rabbi, was ihr gesehen habt; dies Alles verkünde die Ankunft des Reiches Gottes," und er schließt endlich: „Selig ist, wer nicht an mir zweifelt." Die Geschichte verschweigt uns, wie Johannes das Resultat seiner Sendung aufgenommen, was auch für den Gang der Begebenheit völlig gleichgültig. Viel wichtiger und erfolgreicher ist die Thatsache, daß Antipater den Gefangenen mehrere Male persönlich besuchte und längere Unterredungen mit demselben hatte. Manchem wird dies unerklärlich scheinen, aber der Jude hat unter allen Umständen immer einen Rest von religiöser Gewissenhaftigkeit; auch gedachte er vielleicht den Eiferer zu beschwichtigen, ihn alsdann frei zu lassen und so die öffentliche Meinung zu beruhigen.

Johannes aber hatte, wie alle Leute seines Schlages, einen harten Sinn, und selbst bei diesen Unterredungen donnerte er fort und fort gegen die blutschänderische Heirath, deren Wiederauflösung seine erste und letzte Forderung war. Leicht begreiflich ist es, daß diese Bußpredigten der Herodias nicht verborgen blieben und so war bei ihr das Verderben des widerhaarigen Propheten fest beschlossen. Anipater ließ sich indeß nicht ohne Weiteres bewegen, seinen Tod zu veranlassen, und das rachsüchtige Weib mußte deshalb auf eine passende Gelegenheit warten; solche blieb auch nicht lange aus und wurde mit feiner Schlauheit benutzt.

Ihre Tochter erster Ehe nämlich, Salome, das getreue Abbild des Charakters ihrer Mutter, sollte das Werkzeug dieser Intrigue sein; als Zeitpunkt wurde der Geburtstag Antipaters im Jahre 30 unserer Zeitrechnung gewählt, der in Machärus (dem Gefangenorte des Johannes) gefeiert wurde. Ein großes Fest sollte den Tag verherrlichen und die junge reizende Salome persönlich einen jener üppigen Tänze aufführen, ähnlich wie wir sie in unsern Tagen im Cancan kennen gelernt haben und die man zu jener Zeit in Syrien selbst für die vornehmsten Personen nicht als unanständig betrachtete.

Das Bacchanal trat in's Leben und Salome verdrehte dem weinberauschten Vierfürsten dermaßen den Kopf, daß er ihr freistellte, sich die Erfüllung eines Wunsches zu erbitten. Auf diesen Augenblick hatte die Mutter längst gewartet und so erbat sich ihre Tochter auf deren Anstiften „das Haupt des Johannes auf einer Schüssel." Antipater war im höchsten Grade erschreckt, wollte aber sein gegebenes Wort nicht zurücknehmen; der Befehl wurde sofort gegeben, vollzogen und ehe eine Viertelstunde verging, trug man das schauderhafte Gericht in den Banketsaal.

Das war das frühe Ende dieses hartgesottenen Propheten, der auch einmal eine Welt aus den Angeln heben wollte, ohne die Kraft dazu zu besitzen. Das Volk war über diese That sehr erbittert. Sechs Jahre später ereilte den fürstlichen Tyrannen ein Geschick, das man als Vergeltung jener Schandthat betrachtete: der Vater jener verstoßenen Frau, Hareth, überzog ihn nämlich mit Krieg und schlug ihn in derselben Veste Machärus völlig auf das Haupt.

Die Botschaft von Johannes' Tode überbrachten die Jünger selbst an Jesus, und dieser, die eigene Gefahr wohl ermessend, hütete sich fortan, in den Bereich jenes gewissenlosen Tyrannen zu kommen, verweilte vielmehr vorläufig noch in seiner Heimath und predigte dort seinen intimsten Landsleuten, den Nazarenern. —

Wir kehren nun zu der geordneten Reihefolge der Begebenheiten zurück.

Der Ruf von Jesu Lehre und seiner Heilkunst, wahrscheinlich auch jenes angebliche Hochzeitswunder hatte die jüdischen Kleinstädter bereits in große Aufregung versetzt, man drängte sich förmlich um den so schnell berühmt gewordenen Landsmann und hätte am liebsten gleich ein Dutzend Wunderthaten auf einmal von ihm gesehen, um am Genusse seines Ruhmes nach Lust und Belieben theilzunehmen. Jesus aber beschränkte sich einfach auf seine herzerhebenden Religionsvorträge, dergleichen bisher noch zu keines Menschen Ohr gedrungen waren. Kraft und Milde, gepaart mit Kühnheit der im Oriente so sehr beliebten Bildersprache, die ihm zur Versinnlichung seiner Ideen jederzeit schlagend zu Gebote standen, führten ihm ganze Schaaren von Zuhörern entgegen; seine persönliche Anmuth scheint daneben viel beigetragen zu haben, ihm eine ungewöhnliche Zuneigung der Frauen und Jungfrauen zuzuwenden: allgemeines Flüstern des Erstaunens und der Befriedigung lief durch die Schaaren der Zuhörer, wenn er seine neuen und pikanten Lehren, seine freimüthigen Strafreden, vorzugsweise gegen die Reichen und die scheinheiligen Priester (besonders die Pharisäer) gerichtet, mit klangvoller wohltönender Stimme Allen verständlich und zugänglich aussprach.

Aber, wie sich die Menschheit aller Zeiten und Länder in ihren Grundzügen gleich bleibt, so auch hier. Unter der Menge der erstaunten und befriedigten Hörer gab es auch kleinliche Maulhelden, die sich des jetzt so hoch geachteten Rabbi's als eines kleinen Knaben erinnerten, an dem sie damals nichts Ungewöhnliches wahrnahmen, ja der ihnen vielleicht gar einmal einen kleinen Streich gespielt hatte, und die nun in ihrer Nichts vermögenden Erbärmlichkeit den Emporkömmling, den alle Welt anstaunte, beneideten, das Erhabene seiner Lehren in den Staub herabzogen und mit kleinlichem Eifer beschmutzten. Neid und Mißgunst, wie sie namentlich an kleinen Orten zu gedeihen pflegen, fanden ihren Ausdruck namentlich im Munde eines vorlaut-kecken Burschen, der da meinte: man müsse sich einem solchen Jugendgenossen gegenüber nicht allzu viel vergeben, denn man schiebe der Bewunderung so leicht kleinstädtische Parteilichkeit unter; auch sei der anmaßende Ton dieses Menschen, seinen Heimathsgenossen gegenüber, die ihn doch sehr wohl in seiner Niedrigkeit gekannt hätten, hier keineswegs am rechten Orte; und am Ende sei es ein wohlfeiler Ruhm, den man für eine gelenke Zunge einernte. Ja, wenn er noch, wie in Capernaum, einige Wunder verrichte, was er doch seinen Landsleuten eigentlich schuldig sei, so würde man erfahren, daß er zu dergleichen Strafpredigten, als ihm so keck vom Munde gingen, eine innere Berechtigung habe; aber er sieht uns (so meinte der Schwätzer) ja wohl nicht für würdig und wichtig genug an!

Sofort sammelte sich eine Häuflein Zuhörer um den Maulhelden und es fehlte nicht an beifälligen Bemerkungen, welche die Richtigkeit seiner Betrachtung bekräftigten. Sehr wahr, bemerkte einer derselben, der arme Zimmermannssohn sollte seine Zunge etwas im Zügel halten; wir haben ihn ja noch mit Hobel und Säge hantierend gekannt. Er scheint dies vergessen zu haben und Viele wissen es wohl nicht einmal, wo er herstammt, sonst würde man seine aus den Propheten gelesenen Redensarten wohl nicht anstaunen, denn das könne am Ende Jeder, der nur eine gesunde Zunge habe.

Solchergestalt lästerte man hier und dort, und es konnte nicht unterbleiben, daß der Vortrag des Lehrers durch dergleichen Zischeln und Ohrenbläsereien gestört und die Aufmerksamkeit von ihm abgezogen wurde. Dem feinen Menschenkenner entging die Bedeutung dieser Zungendrescherei natürlich nicht; er brach deshalb seine Rede ab und ließ dem Geräusche Zeit, sich auszutoben und zu ermüden. Als er dann zu bemerken glaubte, daß sich die Lästermäuler erschöpft hätten, stand er auf und nahm wieder das Wort. Man sah es ihm an, daß er erzürnt war, und in ernster Rede hielt er den Schwätzern jetzt ihre kleinlichen

Lästerungen gegen den Jugendgenossen vor. Er zergliederte ihre Gedanken, ihre niedere Gesinnung, ihren Egoismus, indem sie sich gegen Capernaum, wo er dem Gerücht nach ein Wunder gethan haben sollte, zurückgesetzt fühlten. Er erinnerte sie im Tone des Vorwurfs daran, daß ein Prophet nirgends weniger als in seinem Vaterlande gelte, wobei er aus der Geschichte der Propheten die Begebenheit herbeizog, wo wegen einer mehr als dreijährigen Dürre die größte Hungersnoth unter den Juden herrschte und es der nothleidenden Wittwen eine Menge unter ihnen gab; der Prophet Elijahu fühlte sich dennoch zu keiner von ihnen hingezogen, sondern besuchte zunächst eine fromme heidnische Witwe zu Sarepta im Sidonischen Distrikte, und ebenso heilte der Prophet Elisa keinen der aussätzigen Israeliten, sondern reinigte nur einen heidnischen Syrer, Manima.

Jesus hatte es augenscheinlich darauf abgesehen, den kleinlichen Particularismus der Juden, als vermeintlich auserwähltes Volk, gründlich zu verwerfen und ihren Hochmuth zu bestrafen. Dieser ausgeprägte Hohn aber, der durch die scharfe Zunge des begabten Redners wie ein zweischneidiger Dolch in ihre verknöcherten Herzen drang, machte die Menge wüthend; selbst die Wohlwollendsten ließen sich von empörten Schreiern hinreißen, man hörte nur eine Stimme, daß solcher Schimpf fürchterlich gerächt werden müsse, und aus dem hin und her wogenden Geschrei tauchte vornehmlich die Forderung auf, an dem frevelnden Spötter Rache zu nehmen und ihn vom Felsen hinab zu stürzen.

Dieser Felsen lag an dem steilen Abhange des Berges, auf welchem Nazareth erbaut ist, und dahin drängte ihn die Menge des aufgebrachten Pöbels, als er die Synagoge verlassen hatte. Er durchschaute indeß bald ihre frevelnde Absicht, wendete sich schnell um, und vor seinem zornigen Blick und der erhobenen Hand stand plötzlich, von Ueberraschung und Schreck gebannt, der feige Plebs, fürchtend, es werde jetzt ein Wunder geschehen und ein Strafgericht über sie herabdonnern. Jesus suchte seinen Weg seitwärts und Niemand war, der ihn aufhielt; nur seine Jünger folgten ihm und, trauernd über die undankbare verblendete Menschheit, eine Thräne der Wehmuth im Auge, wandelte der edle Menschenfreund gen Capernaum.

Jesus befand sich um diese Zeit in der kräftigen Blüthezeit des Mannes, etwa wie es beim Weibe im zwanzigsten Lebensjahre der Fall. Auch der Geist, wo er in einem männlichen Individuum die angeborene, durch Lehre und Fleiß ausgebildete Oberherrschaft beanspruchen darf, fügt sich demselben Gesetze der Reife, und so war der wichtige Zeitpunkt gekommen, wo dieser außerordentliche Charakter, angeregt und getragen von den religiösen und politischen Verhältnissen seiner Nation, gewissermaßen gewaltsam auf den Schauplatz der Tagesgeschichte gedrängt wurde,

um nach der Weise jener Zeit, da man noch nicht die Wunderkraft der Presse zur Verfügung hatte, durch die öffentliche Rede (die ja auch heute noch oft genug ihre jüngere Rivalin, die Presse, überflügelt) mit der zündenden Kraft seiner Gedankenblitze das Volk zu belehren, zu erleuchten, zu ermahnen, zu begeistern, zugleich aber auch die geistesfaule und bettelstolze Priesterkaste erbeben zu machen.

Da wir nun an dem Wendepunkt des Lebens und Wirkens Jesu angelangt sind, wo er mit keckem Muthe die Branderflagge des Genius aussteckt und sich mit seiner kleinen (leider in jeder Beziehung nur zu kleinen) Schaar muthig auf den Wogen einer geistigen Revolution, wer weiß zu welchem Port hinaussteuerte, so wollen wir uns einen Augenblick mit seinen Absichten, seinem Gedankengange beschäftigen; denn daß ein solcher Geist sich vom Zufall tragen lasse, planlos, abenteuerlich, regellos und tollkühn an sein Werk gegangen sein könne, daran dürfen wir nicht denken. Aus Allem leuchtet der heroische Gedanke hervor, daß er sein Höchstes und Bestes, sein Alles, ja sein Leben daran zu setzen entschlossen war, das Judenthum, sein Volk, seine Nation, zu dem reinen gottgläubigen Cultus zurückzuführen, wie er einstmals in den Erzvätern mit rührend-patriarchalischer Einfachheit zur ersten Erscheinung kam.

Das jüdische Volk war in jenen Tagen doppelt geknechtet. Die Römer hatten ihren Fuß auf seinen Nacken gesetzt und ihm das schmerzhafte Brandmal einer politischen Null auf die Stirn gedrückt. Die Priesterkaste aber, vor Allem die heuchlerischen Pharisäer, dieses Stichblatt der einschneidendsten Geißelhiebe des rhetorischen Gladiators Jesus, hielt die Geister geknechtet im todten, nichtssagenden Formelwesen, in läppischen Satzungen, fauler sinnloser Gebetplapperei und jenem Zungendreschen, das man für Religion ausgab. Daneben vergötterte man die alten wunderlichen Heiligen in den Gräbern, Propheten genannt, und rechnete ihnen ihre offenbaren Uebertreibungen und Phantastereien als eben so viele Beweise ihrer göttlichen Sendung und übernatürlichen Kräfte an. Man kann in Wahrheit behaupten, daß weit über die Hälfte der Nation von religiösem Wahnwitz angesteckt war und Niemand zur Stunde wußte, wie bald ihnen die andere Hälfte in den Zauberkreis der Tollhäuslerei folgen würde.

Dergleichen bedenkliche Situationen haben sich mehrfach im Leben der Menschen wiederholt; man denke nur an das Mittelalter, an die Zeit der Hexenprocesse. Da hat nun aber der Weltgeist, der eine solche Möglichkeit voraussah, ein Urgesetz, sozusagen eine Clausel, in den Societäts-Contract der Menschheit aufgenommen, vermöge dessen von Zeit zu Zeit gewaltige Geister, Genien wunderbar begabter Art, aus

dem ewigen Urquell der Menschwerdung auftauchen, die mit ihrer göttlichen Begabung zwischen die unsauberen Geister fahren und den Tollhäuslern die Schädel wieder einrichten. Und wahrlich ein solcher gesunder Urgeist war der Nazarener, wie auch immer die sogenannten Evangelisten uns den Heros in ihrer Vergötterungssucht entstellt haben, so daß man — zu vergleichen einem frevelhaft überpinselten, alten klassischen Gemälde — den Schmutz und die Farbe des Pseudokünstlers mühsam zu entfernen genöthigt ist, um das reine ideale Gebilde wieder an den Tag zu bringen.

Ueber seine engen Beziehungen zu den Essäern habe ich bereits gesprochen, und hier, scheint es, liegt der Schlüssel zu Allem, was vor den Augen der Welt wie auch im Geheimen geschah. Daß Jesus der rechte Mann war für das, was der ganzen Nation am Herzen lag, das erweist schon die Eifersucht der Pharisäer und Essäer, die beide sich seiner Person für ihre Zwecke zu bemächtigen suchten, nur mit dem Unterschied, daß ihn jene für eine politische, diese aber für eine moralische Revolution zu verwenden trachteten. Die Sadducäer, diese wohllebende Aristokratie, verhielten sich indessen mehr neutral, wie es gewöhnlich den reichen Schlemmern, denen der Bauch ihr Gott ist, einerlei zu sein pflegt, von wem sie regiert werden, wie Kirche und Cultus beschaffen sind; ibi bene ubi patria ist ihr Wahlspruch, und Jesus hat auch ihnen manchen scharfen Seitenhieb ausgetheilt.

Der Alle weit überragende und die Verhältnisse klar überblickende Weise verpflichtete sich für keine Partei ausschließlich, denn auch die Doctrinen der Essäer, obgleich seinen Tendenzen am meisten zusagend, konnten ihn, ihrer vielfach barocken Naturwidrigkeit halber, nicht vollends zusagen. Eben deshalb hörte er wohl auf ihren Rath und forderte ihn heraus; in ein bindendes Verhältniß aber trat er nie zu ihnen. So wahrte er sich freie Hand und beschloß bei sich im Stillen, im Volke selbst seine Stütze zu suchen, eine neue unabhängige Schule, eine eigene Gemeinde zu gründen, kurz seinen eigenen Weg zu gehen.

Der nächste und größte Gedanke, der ihn beseelte, war — die Universalität! Der kleinliche, jüdische Separatismus, die egoistisch-abergläubische Ausschließlichkeit des göttlichen Auserwähltseins, die angebliche innige Bevorzugung mittelst direkten Umganges mit Gott — Alles seit so vielen Jahrhunderten — waren ihm augenscheinlich ein Greuel, weil sie ihm als das Ergebniß einer moralischen Unwahrheit erscheinen mußten. Der freie Geistesblick eines Weltweisen, wie Jesus es war, verträgt sich nicht mit der engen Einrahmung des Universalbegriffes Menschheit, und gern ergriff er deshalb die Gelegenheit, mit anderen

Nationen zu verkehren, deren das Judenthum weit überragende Bildung er in Alexandrien hatte kennen lernen. Aus diesem Grunde verkehrte er auch gern mit den Samaritern, einem aus dem Heidnischen herübergezogenen halbjüdischen und vom orthodoxen Judenthum glühend gehaßten und verachteten Volksstamm. In seinen geistreichen rhetorischen Darstellungen führt er sie oft mit Vorliebe auf, weil sie dem Begriffsvermögen des Volkes, zu dem er redete, nahe lagen und leicht zum Verständniß dessen führten, was er dem beschränkten Kopfe seiner Hörer faßlich zu machen beabsichtigte: Anerkennung der Menschenwürde unter jeder Gestalt, nach dem inneren moralischen Werthe; und gewiß hat dieses Muster aller Menschenfreunde nicht nach der Hautfarbe gefragt, wo es sich um Anerkennung der Menschenwürde handelte. Ob schwarz, ob weiß, ob gelb oder braun: was kümmert den Weisen die Haut? Gott sieht auf das Herz, nicht auf die Haut, noch auf das krause oder schlichte Haar, das Stirnbein oder den Nasenknorpel; wer seine Gedanken in Worte zu kleiden vermag, ist ein Mensch, ist bildungsfähig, und nicht umsonst haben die Griechen mit ihrem Logos Wort und Vernunft zugleich bezeichnen wollen.

Das also war der erste große erhabene Gedanke Jesu, durch den er eine Scheidewand zwischen sich und seinem Volke aufbaute: „Ein Gott! Eine Menschheit! Ein Glaube! — Oft zwar stellte er sich, als zöge er die Juden vor, aber nur um seine Jünger zu prüfen; zum Schluß that er dennoch allem Volke ohne Unterschied Gutes.

Zum Andern verachtete er das Ceremonial-Gesetz, mit dem eine mißverstandene Gottheiligkeit den freien Willen der Juden geknechtet hatte, so daß sie nicht ausspeien durften, ohne zu fürchten, eine Sünde zu begehen. Ihm war sogar der Sabbath nicht heiliger als andere Tage, wenn es Noth that oder etwas Gutes und Heilsames bezweckt wurde. So ging er u. A. seiner Heilkunst alle Tage nach und sprach den Grundsatz der freien Hände bei redlicher Absicht in mancher schönen Parabel aus, z. B. von dem Esel, der an einem Sabbath in den Brunnen fällt. Dergleichen Kühnheit war aber in der That unter den Juden unerhört. Durfte es da Wunder nehmen, daß das immer auf dem Qui vive stehende Volk nunmehr mit festerer Zuversicht denn je an die Erscheinung des Messias dachte, indem sie in der Persönlichkeit Jesu die Erfüllung ihrer kühnsten Erwartungen übertroffen sah?

Wir haben indeß noch mehrere Zweifel in Erwägung zu ziehen und zunächst die Fragen zu beantworten: wie dachte Jesus selbst über seine Messiaswürde, wie über die Wunderthäterei als Legitimation für diese Würde?

Die erstere Frage wurde schon berührt und es leidet keinen Zweifel, daß er als Befreier nicht nur seines Stammvolkes, sondern der ganzen Menschheit zum Werke zu schreiten sich berechtigt hielt und als solcher planmäßig vorging. Es ist aber klar, daß er unter der ihm anvertrauten Mission durchaus Anderes verstand, als seine Bekenner, seine Anhänger, selbst seine Jünger. Die Juden waren nicht gewillt, in dem erträumten neuen, glücklichen Verhältnisse von ihren Thorheiten und Lastern abzulassen; sie hielten sich vielmehr als Lieblingsvolk Gottes berufen, die ganze bewohnte Erde, alle Völker und Könige zu beherrschen, um dann in sybaritischem Ueberfluß, ihrem Stolze und ihren Lüsten fröhnend, in glücklichster Ueppigkeit leben zu dürfen. Dazu meinte man, solle der Messias behülflich sein, und zwar unter direkt göttlichem Beistande in der Form sogenannter Wunder, und so sah man aller Orten und Enden das Volk nach Wundern gieren und es wurde jede ungewohnte Handlung, namentlich jede glückliche Heilung von Kranken, die dem geübten Arzte durch nur ihm bekannte Mittel gelang, von dem wundersüchtigen Volke als übernatürlich ausgeschrieen. Daneben berichtet die Profan-Geschichte, daß Jesus, wie schon erwähnt, einer jener seltenen körperlich begabten Männer war, welche die Natur mit magnetischer Heilkraft ausgerüstet, die sich besonders durch die Fingerspitzen entladet und vorzugsweise auf empfindliche Frauen einen so wunderbaren Einfluß ausübt.*)

Wenn nun, wie üblich, die fast 200 Jahre nach Jesu Heimgang und nur nach Volkssagen arbeitenden Evangelisten ihrer Phantasie den ungemessensten freien Lauf ließen und zur Verherrlichung des Stifters einer neuen Religion, welcher sie um jeden Preis zum Siege verhelfen wollten, von Todtenerweckung, wunderbaren Fischzügen, auf dem Meere-Wandeln, Wind- und Wetter-Gebieten und dergleichen Ungeheuerlichkeiten reden, so wissen wir, die wir in den Naturwissenschaften um so viel weiter vorgeschritten, was wir von solchen Erzählungen unbekannter Schriftsteller zu halten haben. Wir werden hierüber gleich noch einige merkwürdige Fingerzeige bringen. Jesus hat niemals direkt gesagt, daß er der erwartete Messias sei, noch daß er Wunder thun könne, auch nicht, daß er ein Gott sei. Er bediente sich, wenn man allzu sehr in ihn drang, irgend einer Redewendung, wie z. B. „du sagst es"; oder er griff flugs nach einem Bilde, z. B. als die Jünger des Täufers Johannes, im Auftrage ihres gefangenen Lehrers zu ihm gesandt, fragten,

*) Vor einigen Jahren wurde Norddeutschland von einem ähnlich begabten Ungar, Namens Chibbuck, besucht, der ohne alle Charlatanerie und ohne Geldgewinn davon zu ziehen, die erstaunlichsten Krankenheilungen zu Wege brachte, was sich aber, wie üblich, unser Gesundheitsrath verbat und ihn ohne Weiteres ausweisen ließ.



ob er der Messias sei oder man eines Andern zu warten habe, sagte er nicht ja, nicht nein, sondern antwortete ihnen, „sie sollten erzählen was sie gesehen: die Tauben hören, die Blinden sehen, die Lahmen gehen und den Armen werde das Evangelium gepredigt."

Sehr wahrscheinlich ist es, daß er diese Worte gesprochen, aber sie waren wieder nur eines seiner beliebten Gleichnisse. Unter Blinden, Tauben und Lahmen verstand er allezeit nur die geistig Blinden u. s. w., denn alle seine Gedanken, all' sein Dichten und Trachten waren lediglich nur auf das geistige Wohlsein gerichtet. Alles Materielle war ihm völlig Nebensache, so daß er sich nicht einmal um die gewöhnlichsten Dinge kümmerte, welche Tendenz er oft genug geradezu ausgesprochen; in jenem herrlichen Clima, bei den Menschen, wo die Gastfreiheit ein Dogma war, hatte die Ausübung solcher Grundsätze auch keine besondere Schwierigkeit. Jesus wollte von den Wunderthaten nichts wissen, er schalt oft das Volk ihrer Wundersüchtigkeit halber, und wählte, wenn er von sich sprach, stets andere Ausdrücke als das Wort Messias. Er nannte sich vorzugsweise gern des Menschen Sohn und daneben sprach er häufig von Gott, als von seinem Vater.

Hierin scheint ein Widerspruch zu liegen. Seine gedankenlosen Nachtreter haben denselben zu lösen gemeint, wenn sie Jesus — da er Gott seinen Vater nannte — als den Sohn Gottes verkündeten und ihn so gewissermaßen selbst zu einer göttlichen Würde erhoben. Dieses Wagniß, ein organisirtes Schöpfungsgebilde, und sei es selbst der höchstbegabte Mensch, mit dem uns ganz unfaßlichen Gottwesen, mit dem Weltgeiste gleichzustellen, ging freilich aus der tief-philosophischen, mythisch-mystischen Sprachweise hervor, welche aus einer Vereinigung von jüdischer und hellenischer Bildung entsprang. Diese erhielt ihre rechte Weihe erst von der eigenen genialen Gedankentiefe, die er nach orientalischer Weise in kühn gewählte Bilder kleidete, von denen manche (wie Johannes erzählt) seinen Jüngern so sinnlos und aberwitzig erschienen, daß Einige nichts mehr mit ihm zu thun haben wollten, sondern von ihm abfielen und ihn verließen (Joh. 6 V. 54). Die Anstoß erregenden Worte lauteten nach Luther:

„Wahrlich ich sage euch: Werdet ihr nicht essen das Fleisch des Menschen Sohnes und trinken sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch. Wer mein Fleisch ißt und trinkt mein Blut, der hat das ewige Leben und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken. Denn mein Fleisch ist die rechte Speise, und mein Blut ist der rechte Trank. Wer mein Fleisch ißt und trinkt mein Blut, der bleibt in mir und ich in ihm. Wie mich gesandt hat der lebendige Vater" u. s. w.,

in noch einigen Abweichungen derselbe Gedanke. Daß auch diese kühne Allegorie, wie so viele andere, dem jüdischen Pöbel unverdaulich erscheinen mußte, ist begreiflich; können doch selbst unsere studirten Theologen sich nicht darin finden und haben solche, auf den ersten Blick nach Cannibalismus schmeckende Lehre für baare Münze genommen, ja hat doch selbst der große Luther sie dafür gehalten und sich sogar mit Calvin für ewige Zeiten überworfen, weil dieser das unsinnige „dies ist der Leib und dies ist das Blut", in der Abendmahlsformel nicht anerkennen wollte.

Ich führe dieses, auch durch unzählige andere Stellen zu belegende Beispiel nur aus dem Grunde an, um zu beweisen, daß man sich, wenn Jesus solche Worte wirklich gesprochen (was noch keineswegs erwiesen ist) der geringen Fassungskraft des Volkes gegenüber nicht über das zwiespältige Wesen im Christenthum wundern darf, das ja selbst noch heute wie ein Gespenst unter den Völkern umherschleicht und Menschen zu mystischem Wahnsinn treibt, in welchem sie gelegentlich sich und Andere erwürgen. Uebrigens werde ich bei einer anderen Gelegenheit den allegorischen Kern jener ungeheuerlichen Gleichnisse bloslegen. Kaum glaublich ist es, daß Jesus alles Das gesprochen haben soll, was die Evangelisten (nicht zu vergessen: fast 200 Jahre nach seinem Tode) der Ueberlieferung entnommen haben wollen, wahrscheinlich aber in ihren Köpfen ausgebrütet haben. Hierin aber liegt der wundeste Fleck des Christenthums, hier ruht der Fluch auf diesem (im ehrenhaften Sinn gesprochen) Gottmenschen, daß jene jüdischen Rabbinen und griechischen Pfaffen, die sich ein Gewerbe daraus machten, Evangelien zu schreiben, einerseits ihre talmudischen und kabbalistischen Hirngespinnste, anderseits ihre hellenisch-sophistischen Spitzfindigkeiten in das schöne, klare und verständliche Lehrsystem Jesu „hineingelogen" und uns so das erhabene Bild des Weisesten der Weisen entstellten. Als schlagender Beweis sei z. B. die unsinnige Fabel von des Teufels Versuchung angeführt, die viel eher, mit unwesentlicher Veränderung, im Talmud stand, als in der Bibel. Ja die Sprachkenner und Sprachforscher, namentlich die jüdischen Theologen finden in den verschiedenen Dialecten der hebräischen Literatur Spuren, welche auf eine talmudische Herkunft der evangelischen Fassung unzweideutig hinweisen; so z. B. in jener Stelle, wo Jesus dem Simon Petrus die bekannte Auszeichnung verlieh, welcher, in wunderlicher Ideen-Corruption, im Laufe der Zeit die Würde des Papstthums entsproß, indem nämlich Jesus zu ihm gesagt haben solle: „du sollst der Fels sein, auf dem ich meine Kirche baue, und darum hinfort Kephas heißen."

Nun kam aber in dem alten klassischen Hebräisch der Ausdruck

„Kephas" für Stein oder Fels gar nicht vor, sondern ist eine erst viel später und nur im Talmud auftretende Bezeichnung von etwas Hartem, das den jüdischen Theologen späterer Zeit, welche die Evangelien verfaßten, geläufig geworden sein mußte. Jesus aber kannte es nicht. Im Hebräischen heißt der Felsen „Zur"; Petra ist der entsprechende lateinische Ausdruck, welcher Umstand allein schon Vieles zu denken giebt und auf die Spuren der Herkunft unserer Evangelien führt.

Ein noch viel auffallenderes Merkmal der späten Entstehung der Evangelien und zugleich ein Zeichen, daß wir in ihnen häufiger Erfindungen dritter Personen, als historische Thatsachen aus dem Leben Jesu vor uns haben, liegt in der Sprachweise und in einzelnen Ausdrücken, die man ihm in den Mund legt, da es doch schlechterdings unmöglich ist, daß sich derselbe solcher bedient haben soll. Hierher gehört namentlich die vielfach wiederkehrende bildliche Redensart für Trübsal oder Leiden, daß er stellvertretend in mancherlei Redewendung von „Kreuz tragen", „Kreuz auf sich nehmen" und dergleichen gesprochen haben soll. Z. B. Matthäus 10 V. 38: „Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist meiner nicht werth." Matthäus 16 V. 24: „Will mir Jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir." Ebenso in ähnlicher Weise Marcus 8 Vers 34 und 10 Vers 21; Lucas 9 Vers 23 und 14 Vers 17 u. s. w.

Abgesehen davon, daß vernünftiger Weise nicht angenommen werden kann, es habe Jesus schon in der Blüthe seines Lebens und Wirkens gewußt, daß er nächstens den bei den Juden gar nicht gebräuchlichen Kreuzestod sterben würde, und daß — gesetzt den gar nicht denkbaren Fall, er habe es aus übernatürlichen Ursachen schon vorher gewußt — jede Willensfreiheit und hiermit jedes Verdienst hinfällig werden müßte: so tritt hier noch der wichtige Umstand gegen die historische Treue auf, daß Jesus sich dieser Redeform nicht hat bedienen können, da die Muttersprache Jesu und seiner Jünger, das Hebräische und Chaldäische, durchaus kein dem „Kreuz" analoges Wort besitzt und namentlich auch die davon abgeleitete Todesart keinen Ausdruck in diesen Sprachen fand. Wo davon in den älteren rabbinischen Schriften die Rede ist, gebraucht man das umschreibende Wort Etz, etwa mit Holz oder Baum gleichbedeutend. Spätere jüdische Schriftsteller bedienten sich für den Gegenstand christlicher Verehrung des Wortes „Zelem", das sowohl Bild im Allgemeinen, als „Götzenbild" im Besonderen bedeutet, in welcher Bedeutung es auch schon der Prophet Daniel im 3. Capitel anwendet.

Durch diesen Wortmangel der hebräischen Sprache kam vornehmlich das Uebersetzen des Neuen Testaments ins Hebräische, wie Solches von der englischen Bibelgesellschaft veranstaltet wurde, in die peinlichste Verlegenheit. Die obengenannten Bezeichnungen konnten sie unmöglich benutzen, denn wie verkehrt würde es geklungen haben, wenn es in den eben bemerkten Stellen geheißen hätte: „Wer mein Holz nicht auf sich nimmt", oder: „wer nicht meinen Baum trägt und mir nachfolgt, der kann nicht mein Jünger sein" u. s. w. Der Ausdruck „Bild" oder gar „Götzenbild" würde aber geradezu verletzend gewesen sein. Die Engländer haben sich dadurch zu helfen gesucht, daß sie das chaldäische Wort „Zeliba" (Galgen) hebräisirten und aus demselben Zelab machten, was bei ihnen wohl oder übel für eine Bezeichnung Dessen gelten muß, was wir Kreuz nennen.

15.

Fernere Darlegung der Situation. Jesus säubert den Tempel.

Nachdem wir nunmehr den Leser auf den rechten Standpunkt gestellt, von welchem aus die uns bisher geläufigen evangelischen Geschichtsquellen für Jesu Leben und Charakter beurtheilt sein wollen, folgen wir Letzterem wieder auf seinem ferneren verhängnißvollen Lebensgange, der ihn, wie wir gesehen, zuerst nach seiner Heimath Galiläa (Nazareth und Capernaum) und dann nebst seinen Schülern nach Jerusalem zurückführte.

Die bürgerlichen Verhältnisse dieser Weltstadt waren in jener Zeit von der schroffsten Perteiung zerrissen; namentlich standen sich zwei politische Fractionen, die Gauloniten und die Heroditen, kampfgerüstet gegenüber. Jene hatten ihren Parteinamen von einem Bürger zu Gaulon in Ober-Galiläa, Namens Judas Theudos, erhalten, der mit glänzender Beredsamkeit den Aufruhr gegen die römische Zwingherrschaft predigte, indem er der jüdischen Nation noch immer die göttliche Auserwähltheit vor allen Völkern der Erde zueignete und die Behauptung aufstellte, daß sie schon aus diesem Grunde keinen anderen Herrscher als nur den alleinigen Gott über sich anerkennen dürfe; wogegen die Heroditen — zu denen auch Jesus gehörte — den Revolutionären gegenüber das Heil der Juden nur in einer geordneten Oberherrschaft der Römer erblickten. Die Zahl der letzteren war zwar die größere, aber jene übertrafen sie an Energie und Kühnheit und schreckten vor keinem Mittel

zur Erreichung ihrer Zwecke, wie gefahrvoll solche auch sein mochten, zurück. Die geheime Rotte war der öffentlichen Wohlfahrt um so gefährlicher, als ihre vornehmsten Häupter der zelotischen Priesterkaste, namentlich den gleisnerischen Pharisäern angehörten, die über die Hefe des Volks Alles vermochten und die Flamme der mordlustigen Rebellion, von ihnen angefacht, jeden Augenblick zum Emporlodern bringen konnten.

Dieser Zustand der Dinge war Niemandem ein Geheimniß, am wenigsten konnte er Jesus verborgen bleiben, der täglich mit dem Volke verkehrte und Augen- und Ohrenzeuge davon war, mit welchem Ingrimm man die Adler-Standarte der Römer von der Burgveste Antonia flattern sah; gegenwärtig war diese mehr als je von römischen Kriegern angefüllt, da man auch drüben auf der Veste die gefahrvolle Stimmung kannte und jeden Augenblick des Ausbruchs eines fanatischen Aufruhrs gewärtig war.

Gleich Anfangs war es aber keine geringe Verlegenheit, die einem Charakter wie Jesus schon durch die unabweisliche Wahl zugeschoben wurde, auf welche Seite er sich stellen, welche Partei er ergreifen solle? Die Tendenz seines Strebens, dem jüdischen Volke ein Reformator zu werden, trieb ihn, der Natur der Situation nach, zu der besagten revolutionären Volkspartei hinüber. Abgesehen davon, daß ihm, dem Hochgebildeten, dem moralisch rein und lauter Dastehenden, der rohe fanatische Pöbel anekeln mußte, so wäre er durch ein derartiges Bündniß zugleich gezwungen gewesen, sich mit dem ihm zum Tode verhaßten jüdischen Priesterthum, namentlich den Pharisäern, zu verbinden und einer solchen Kaste Freundschaft zu heucheln. Dazu aber stand der Weiseste und Edelste seines Volkes doch zu hoch.

In dieser Verlegenheit wendete er sich auch jetzt wieder, wie früher bei ähnlichen Veranlassungen, an einen seiner hochgestellten essäischen Freunde, wahrscheinlich an Nicodemus oder Joseph von Arimathias, und ging denselben um Rath in seiner Verlegenheit an. Er fand seinen Freund in auffallend trüber Stimmung, denn Niemand konnte sich die Gefahren der Situation verhehlen, die einestheils in der tiefen Sittenverderbniß des Volkes, anderntheils in den revolutionären Plänen des hohen Raths ihre Begründung fanden und denen zu widerstreben man den höchsten persönlichen Gefahren ausgesetzt war. In dieser Hinsicht hatte Jesus ja bereits persönliche Erfahrungen gemacht.

Der Freund konnte ihm nur die größte Vorsicht empfehlen und warnte ihn namentlich, seiner Lebhaftigkeit dem Volke gegenüber den Zügel schießen zu lassen. Dergleichen ist aber leider leichter gepredigt als gethan.

Eines Morgens, bald nach erfolgter Rückkehr nach Jerusalem, ging Jesus, seiner Gewohnheit nach, mit den Jüngern zum feierlichen Morgenopfer in den Tempel und stieg, freudig empfangen von der Menge des Volks, das bereits gewohnt war, in ihm den echten und bewährten Volksfreund zu verehren, ernst und andachtsvoll die Stufen zur heiligen Moria hinan.

Diese feierliche Stimmung aber wurde schmählich unterbrochen durch ein unter den widerlichsten Formen auftretendes, geräuschvolles Schacherleben, das sich nicht mehr wie in früheren Zeiten auf den äußersten Vorhof des Tempels beschränkte, sondern mit unverschämter Anmaßung selbst bis in die inneren Hallen des Heiligthums vorgedrängt hatte, die ursprünglich nur für den geheiligten Opferdienst und den höheren religiösen Cultus bestimmt gewesen.

Ganze Heerden feister Stiere, um deren An- und Verkauf man feilschte, brüllten hier dem Eintretenden entgegen und bedeckten den schön getäfelten Fußboden mit ihrem Unrath; ihnen zur Seite blökten Rudel gemästeter Opferlämmer, aus denen Käufer und Händler hie und da ein auserwähltes Stück hervorhakten, anpriesen, bedangen und mit demselben von dannen zogen. Unter den Säulenhallen hatten die Geldmäkler ihre Geschäftslocale etablirt, indem sie auf ihren Wechseltischen große Summen heimischer Münzen ausbreiteten, wie man sie ausdrücklich nur dem Tempelschatze darbringen durfte und die man daher mit gutem Gewinn gegen fremde, namentlich römische Münzen den Begehrenden umsetzte. Von den abgelegenen Winkeln her vernahm man das vielstimmige Gurren unzähliger Arten von Tauben, die von den weniger vermögenden Frommen zum Opferdienste erstanden zu werden pflegten.

Dieses geräuschvolle, unwürdige Treiben an so geheiligter Stätte hatte sich in der Zeit, als Jesus abwesend war, allmählich zu unerhörter Ausdehnung herausgebildet, und indem ihm die Erinnerung an die Anständigkeit der griechischen und ägyptischen Tempelculte, welche er auf seinen Reisen in jenen Ländern zu beobachten vielfach Gelegenheit hatte, vor die Seele treten mochte, loderte bei dem Anblick eines so unwürdigen Marktbetriebes im Innern des heiligen Gebäudes heftiger Zorn in seiner Seele auf, während er einige Minuten an einen Pfeiler gelehnt, die Scene schweigend überblickte. Es entging ihm nicht, daß ein Theil des hier erzielten wucherischen Gewinns in die Säckel der geldgierigen Priester floß und dieselben nur solchen Gewinns halber eine derartige Entheiligung des Tempels gestatteten.

War ihm schon der heuchlerische Opferdienst, mit dem man ge-

wissermaßen die Gottheit nach gemeiner Menschen Weise durch Gaben zu bestechen suchte, an sich ein Greuel und bildete dessen Ausrottung einen Hauptgegenstand seiner reformatorischen Thätigkeit, so mußte die abstoßende Form, unter welcher diese falsche Gottesverehrung hier auftrat, seinen Unwillen steigern. Hingerissen von einer unwiderstehlichen Aufregung, ergriff er plötzlich die eben zur Hand liegende Peitsche eines Viehtreibers und — die möglichen Folgen eines so tollkühnen Beginnens nicht ermessend — schlug er in heiligem Eifer mehrere Knoten in die Peitsche und trat mit imponirendem Ingrimm unter den dichtesten Haufen der Marktleute. Mit donnernder Stimme gab er seiner Entrüstung über die gesetzwidrige Entweihung des Tempels Ausdruck und warf den Händlern vor, daß sie das Gotteshaus zu einer Räuberhöhle gemacht. Die Menge des Volks aber, die, wie immer bei lauten öffentlichen Scenen, sich sofort versammelte, der längst verdienten Rüge des geschilderten Mißbrauchs sich innig freute und Jesus Beifall zujubelte, imponirte den schuldbewußten Priestern und deren Schützlingen, den Krämern und Wechslern dermaßen, daß sie sich, um nicht von der Menge thätlich angegriffen zu werden, eiligst aus dem Staube machten. Das Vieh lief dabei hin und wieder und stieß die Tische der Wechsler um; die Münzen kamen dadurch vielfach unter die Füße, und des Geschreies und Wehklagens war kein Ende. Der Anstifter dieser Gräuelscene mochte wohl die Folgen zuvor nicht ermessen haben und schien ziemlich bestürzt über das Ereigniß; deshalb trat er mit viel größerer Ruhe und Milde zu den Taubenhändlern heran, die von Weitem dem Aufruhr zusahen und mit Zagen ihr Schicksal erwarteten. Er redete ihnen sanft zu, sich mit ihren Käfigen eiligst zu entfernen und sich dort aufzustellen, wo sie keinen Anstoß gäben; der Tempel aber, bemerkte er ihnen, sei nicht zum Kaufhause erbaut. Die Leute entfernten sich schnell und damit endete jene seltsame Scene, die ohne einen bedeutenden Anhang im Volke durchzuführen nicht möglich gewesen wäre.

Während ein so außerordentlicher Erfolg auf die an dergleichen aufregende Scenen nicht gewöhnten Schüler des weisen Rabbi gewaltigen Eindruck machte und sein Ansehen bei ihnen mächtig erhöhte, verfehlte es nicht, bei den gedemüthigten Priestern wie bei den von dem Ereigniß eilends unterrichteten Beisitzern des großen Raths seine ohnehin zahlreichen Feinde zu vermehren, einen ungemessenen Zorn gegen ihn anzuschüren und dieselben auf bittere Rache gegen ihn sinnen zu lassen.

16.

Jesus im Familienkreise seiner Freunde in Bethanien; seine Ansichten über die Ehe und sein Verhältniß zu den Frauen.

Ehe wir in unserer Geschichte fortschreiten, verweilen wir einen Augenblick bei denjenigen Personen, die Jesus seiner vertrautesten Freundschaft würdigte. Schon die klimatische Lage des Landes und die idyllischen Sitten des Volkes, aus welchem sie stammten, lehren uns, wie sehr Jesus schmucklose Einfachheit liebte und eine natürliche Sitteneinfalt so wie anspruchlose, prunklose Verehrung des Weltgeistes die Grundlage seines Charakters und die Richtung seines Strebens bezeichneten.

In dem irdischen Paradiese, an den lachenden Ufern des fischreichen Landsee's Tiberias, dessen Bevölkerung von der modernen Ueberbildung erst wenig berührt war, unter einfachen und unverdorbenen Menschen, hatte unser weiser Rabbi schon früh seine Freunde und Freundinnen gesucht und gefunden, und immer wieder zog es ihn dorthin, wo er empfängliche Seelen für seine reformatorischen Ideen, für das in seiner Hoffnung und Erwartung lebende Ideal — das er als das „Reich Gottes" bezeichnete — Verständniß und Zustimmung fand. Es waren meist einfach, fromm und sittlich lebende Fischerfamilien, mit denen er verkehrte und von denen er die intelligentesten und begabtesten auszuwählen und mit Banden begeisterter Freundschaft für seine Person und Hingebung an seine Zwecke zu gewinnen wußte.

Unsere nordisch-germanischen Nationen hatten niemals Beispiele solcher interesselosen persönlichen Hingebung aufzuweisen, und unser kalt berechnender Egoismus wie unsere ganzen Lebensverhältnisse überhaupt machen uns für solche unbedingte Hingebung in größerer Zahl an eine begabte Persönlichkeit unfähig. Daher ist auch das messianische Jüngerthum, wie es die Geschichte Jesu zeigt, für uns ein psychologisches Räthsel, obwohl es in Wirklichkeit in jenen altgeschichtlichen Zeiten gar nicht vereinzelt vorkam, wofür Sokrates und Plato Beispiele liefern.

Jesus hatte sich schon früh von seiner eigentlichen Familie zurückgezogen, wahrscheinlich weil er dort weder ein tieferes Verständniß seiner Lehre, noch eine liebevolle Hingebung an seine Person fand, und nahm in seiner bekannten Freimüthigkeit keinen Anstand, diese seine Gefühle gelegentlich frei und offen zu bekennen und sich von seiner Familie loszusagen; ja selbst seine von der späteren christlichen Vergötterung so hochgefeierte Mutter tritt schon von der Zeit der Jünglingsjahre Jesu

an auffällig in den Hintergrund, während andere neue Gestalten in seinem Leben auftauchen.

In der Zeit seines Wirkens, bei welcher wir jetzt verweilen, war ihm jene mehrgenannte Fischerstadt am Ufer des Tiberias-See's, Capernaum, seine zweite Heimath geworden, indem ihn dort die Einfachheit und Liebenswürdigkeit der Menschen anheimelten, unter denen er nicht nur treue Freunde und Gesinnungsgenossen, sondern auch einige jugendliche Freundinnen fand, deren Anhänglichkeit im buchstäblichen Sinne bis in den Tod ausdauerte und sich bis über das Grab hinaus bewährte. Wir werden später Gelegenheit finden, uns näher mit ihnen zu beschäftigen.

Eine Familie war es vorzugsweise, mit welcher sich Jesus innig befreundete. Diese Freundschaft gestaltete sich zu so welterschütternden Folgen, daß man wohl behaupten darf, es sei Aehnliches niemals in der menschlichen Gesellschaft vorgekommen, denn die Ausläufer dieses Bündnisses unter damals so wenig bedeutsamen Männern erstrecken sich bis in den Vatican von Rom und scheinen allen Stürmen der Zeit trotzen zu wollen.

Es lebten nämlich in jenen unvergeßlichen Tagen in Capernaum zwei aus Bethsais gebürtige Brüder, ihres Gewerbes nach Fischer, mit Namen Simon und Andreas, Söhne eines längst verstorbenen Jonas. Ersterer, der bevorzugte von beiden, war verehelicht und seine Familie, in welcher auch die Schwiegermutter lebte, mit Kindern gesegnet. Andreas war ein Jünger Johannes des Täufers gewesen und wahrscheinlich rührte die Bekanntschaft Jesu mit der Brüderfamilie überhaupt von den Ufern des Jordan her. Simon wurde von dem berühmten Hausfreunde sichtbar bevorzugt, namentlich war es sein fester männlicher Charakter, der dem großen Menschenkenner in seltenem Maaße imponirte, daß er diesem vielverheißenden Freund einen entsprechenden Beinamen gab, den die romanisirenden Nachtreter in Petrus (Stein oder Fels) übersetzten und auf den er — wie die unzuverlässigen Evangelisten hinzufügen — seine Kirche bauen wollte. Man darf an diesem Zusatz mit um so größerem Rechte zweifeln, als in jenen Tagen der Begriff dessen, was man jetzt im höheren Staatssinne Kirche, und zwar christliche Kirche nennt, gänzlich fehlte; am wenigsten konnte der einfache, damals noch unbedeutende jüdische Rabbi schon von einer durch ihn zu begründenden Kirche in dem Sinne sprechen, als unsere christlichen Pfaffen ihn dem Worte untergelegt haben.

Eine andere, Jesus fast nicht minder befreundete Fischerfamilie war die des Zebedäus, dessen beiden Söhne, Jacob und Johannes,

sich ebenfalls zu den Lehren des weisen Rabbi bekannten. Hier war es der sanftere und mildere Johannes, der sich von dem gemeinschaftlichen Freunde und Lehrer bevorzugt sah, so daß er alle Zeit der nächste an seinem Herzen war, und der später, bis in das höchste Greisenalter, mit dem ihn der Himmel begnadete, als Sendbote so Vieles und Großes für die Ausbreitung des Christenthums auf den grichischen Inseln gethan.

Kehren wir nach Capernaum zurück, so finden wir dort außer den genannten Freunden und Jüngern auch mehrere ihm mit besonderer Liebe und Verehrung anhängende Frauen. Vielleicht war es gerade die bei diesen einfachen Naturmenschen weniger streng beobachtete orientalische Trennung der Geschlechter, die auf Jesus den Eindruck der Gemüthlichkeit und Neuheit übte und die ihm gerade in diesen Familienkreisen so sehr gefiel, welcher auch wahrscheinlich unsere christlich erzogenen und gebildeten Frauen das hohe Glück verdanken, in unsern socialen Lebenskreisen so hoch geehrt und bevorzugt dazustehen, daß sie — wenn auch nicht auf dem bürgerlichen Rechtsboden — doch vor dem Forum der Moral und guten Sitten dem Manne gegenüber den ersten Rang einnehmen, so daß sie selbst zum Losungswort echter und wahrhafter Civilisation geworden sind. Kurz gefaßt, darf man behaupten, daß das, was wir mit dem Namen Courtoisie (Ritterlichkeit) bezeichnen, ein hervorragender und eigenthümlicher Zug des Charakters christlicher Völker ist, der seinen Urtypus in dem Charakter Jesu findet und dem nur noch die Kinderliebe ebenbürtig zur Seite steht. Diese sprach sich noch klarer in den Lehren und Sentenzen des liebenswürdigsten aller Weisen aus, als es die Achtung und Werthschätzung der Frauen that, die sich, ihrer Natur nach, mehr in den Schleier der Decenz hüllte. Diesem letzteren Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß wir die zarten Verhältnisse zwischen ihm und einigen von ihm bevorzugten Frauen und Mädchen mehr aus geschichtlichen Momenten der Anhänglichkeit, als aus bestimmten Ereignissen und Aussprüchen zu bemessen haben. Nichts desto weniger sind uns die Namen mehrerer ihm innig befreundeter Frauen aus Capernaum aufbewahrt und ihre Charakter-Eigenthümlichkeiten geschildert worden.

Eine der älteren Frauen war die Mutter des Johannes und seines Bruders Jacob, mit Namen Salome: dieselbe, die wir später an seinem Grabe wiederfinden, mit der Absicht, dem Leichnam des gemordeten Freundes die letzte Ehre nach jüdischem Ritus durch Salbung mit wohlriechenden Specereien zu erweisen. Mehrere seiner eifrigsten Verehrerinnen, von denen er einige durch seine ärztliche Wissenschaft von schweren

Krankheiten geheilt, begleiteten ihn überall auf seinen vielfachen Reisen und sorgten für seine körperlichen Bedürfnisse, die er vielfach über die Gebühr hintangesetzt zu haben scheint. Unter ihnen glänzt vor Allem Maria Magdalena, die ihm schon aus Dankbarkeit ihr ganzes Dasein widmete, da er sie von einer jener schweren Nervenkrankheiten geheilt hatte, welche man nach den damaligen unwissenschaftlichen Begriffen der Einwirkung böser Geister beimaß. Sie war eine jener unverwüstlichen Frauennaturen, deren ganzes Sein und Wesen in Liebe und Anhänglichkeit, in Selbstverleugnung und Opferfähigkeit aufgehen und deren Hingebung nur mit dem eignen Leben endet. So finden wir sie auch unter dem Kreuze und am Grabe ihres erhabenen Freundes wieder, denn selbst die Schrecken des Todes verscheuchen solche treue Seelen nicht aus dem Kreise freiwillig übernommener Verpflichtungen. Auch die Frau eines gewissen Chazu, Hofmeister des Antipater, Johanna mit Namen, eine nicht näher bezeichnete Susanna, auch eine Maria Kleophas und noch manche andere unbekannt gebliebene Frau gehörten zu dem hingebenden Freundschaftszirkel, der für Gefühlsmenschen, wie Jesus, erst durch die Theilnahme edler Frauen die höhere Weihe erlangt, während ohne sie das Leben schal und hinfällig erscheint. Dieser merkwürdige Charakterzug in dem Leben unsers großen Weisen, die milde Hinneigung zu dem zarteren Geschlecht, äußerte sich sogar mehrmals bei höchst kritischen Veranlassungen, wo es sich geradezu um die Verletzung der weiblichen Sittenreinheit handelte.

Es ist nämlich aus nicht-evangelischen Quellen bekannt, daß Jesus, wie wir bereits erwähnten, eine Zeit lang Mitglied des geistlichen Gerichts, des Sanhedrin war, welches über die Befolgung der jüdischen Gesetze und die Sittenreinheit des Volks zu wachen und über bezügliche Straffälle zu entscheiden hatte. Einem solchen Angeklagten wurde nun allemal vom Vorsitzenden aus dem Kreise der Mitglieder ein Vertheidiger zugewiesen, und so begab es sich eines Tages, daß eine offenkundige Ehebrecherin vor die Versammlung gebracht wurde, auf deren Vergehen nach dem jüdischen Gesetze die Todesstrafe, und zwar die Steinigung, stand. Moses hat nämlich für den Fall eines Ehebruchs ein eigenthümthümlich barbarisches Gesetz erlassen, das ganz den Geist des herzlosen Zelotismus dieses ungeschlachten Gesetzgebers athmet. Es kommt in dem Gesetze eine Art Gottesgericht vor, ein „bitteres Wasser" genannter Trank, dessen Zubereitung das Geheimniß der Priester war und das wahrscheinlich in einer Art betäubenden Giftes bestand. Auch im vorliegenden Falle, wo das Weib ihr Vergehen hartnäckig leugnete, wollten Einige, daß diese gefährliche Probe an ihr geübt werden sollte, nach

welcher — wie das Gesetz sagt — im Falle der Schuld „der Bauch anschwillt und die Hüfte schwindet“, also wahrscheinlich der Tod erfolgt. Jesus widersetzte sich dieser unsinnigen Procedur und verlangte ein ordentliches Gerichtsverfahren.

Das Weib war schön und im Herzen mochte wohl mehr als einer der Richter Mitleid mit ihm haben; indeß die Form mußte beobachtet werden, und so geschah es, daß wohl nicht ohne besondere Absicht der Vorsitzende den allezeit zungenfertigen Rabbi Jesus zu ihrem Vertheidiger auserwählte. Derselbe erklärte sich sofort dazu bereit, erbat sich aber einen Augenblick Bedenkzeit, ehe er seine Vertheidigung beginne, und verfiel in tiefes Nachdenken, während dessen er — wie uns die Geschichte berichtet — mit seinem Stocke Figuren in den Sand malte. Endlich erhob er sich, und als er einen Blick auf die Sanduhr geworfen, bemerkte er, daß die Zeit der Sitzung abgelaufen sei und sich bereits unverkennbare Zeichen der Ungeduld wegen des Aufbruchs in der Versammlung kundgaben, was aber Jesus gerade berechnet zu haben schien. Er sah jetzt den Richtern mit einem ernsten, durchdringenden Blick ins Auge und erhob sodann seine wunderbar kräftige und wohltönende Stimme, indem er zu den erwartungsvoll Aufhorchenden die denkwürdigen Worte sprach: „Dieses Weib hat allerdings gesündigt, ob dasselbe auch seine Schuld leugnet. Wer aber einen Schuldigen zu verdammen sich für berufen erachtet, der soll zuvörderst selber reinen Herzens sein. Wohlan denn: so schaut nun dieser Sünderin ins Auge, und wer sich ihr gegenüber von jeder Schuld, der sie bezüchtigt wird, rein und fleckenlos weiß, der werfe den ersten Stein auf sie!“

Danach setzte er sich wieder nieder und malte wie vorhin Figuren in den Sand; und als er nach einer Weile sein Auge wiederum erhob, stand das Weib allein da, die Richter aber hatten sich sämmtlich leise fortgeschlichen. Jesus fragte sie: „Wo sind Deine Richter? Haben sie Dich nicht verurtheilt?“ Und als das Weib verneinte, sprach er freundlich zu derselben: „So verdamme auch ich Dich nicht; gehe hin und sündige fortan nicht mehr.“

Unverantwortlich ist es, daß die Evangelisten dergleichen kleine charakteristische Episoden aus dem Leben des großen Reformators so kurz und nachlässig erzählen und eben nur flüchtig skizzirt hinwerfen, ja nebenbei noch den Leser vielfach mit ihren ungeheuerlichen Zusätzen tractiren, die nicht selten das Ganze unverständlich und ungenießbar machen. Dahin gehört unter Anderm auch jene, vielfach Anstoß erregende Begegnung Jesu mit einem von früheren Zeiten her berüchtigten Frauenzimmer. Wir reihen diese Begebenheit, obgleich sie in eine spätere Zeit fällt,

gleich hier ein, da sie auf den liebenswürdigen Charakter Jesu in Wahrheit ein blendend vortheilhaftes Licht wirft, das der evangelische Erzähler Lucas (Cap. 7) leider auch bei dieser Gelegenheit durch seine ungeschickte Darstellung theilweise in das Gegentheil verkehrt, indem er unsern Weisen als einen eitlen Egoisten darstellt.

Der wirkliche Hergang der Begebenheit ist folgender:

Die rücksichtslose Opposition, mit welcher Jesus gegen das scheinheilige und in neuester Zeit sogar revolutionäre Treiben der Pharisäer auftrat, und die vielfachen Demüthigungen und Niederlagen, die er ihnen durch seine überlegene Redefertigkeit und seinen scharf einschneidenden Spott dem Volke gegenüber bereitete, hatten ihm von Seiten der Gekränkten den erbittertsten Haß zugezogen, so daß man ernstlich an seinem Verderben arbeitete und nur auf eine passende Gelegenheit für die Ausführung wartete.

In Folge dessen bildete sich nach und nach im Stillen eine boshafte Kabale gegen ihn, während man äußerlich, nach Pfaffenweise, ein gleisnerisch-freundliches Betragen herauskehrte. Dabei ließ man ihn nicht aus den Augen, suchte vielmehr seinen Umgang, um immer mehr und mehr Beweise für seine Schuld zu sammeln. Im Sinne dieses Complots erhielt einer der schlauesten Pharisäer, mit Namen Simeon, der schon früher mit Jesus Bekanntschaft gemacht hatte, den Auftrag, den Verhaßten zu Gaste einzuladen, und Jesus nahm keinen Anstand, der Einladung Folge zu leisten. Bei diesem angeblich freundschaftlichen Gastmahl fand die erwähnte Begegnung mit jenem anrüchigen Frauenzimmer statt, dessen Namen uns die Geschichte leider nicht aufbewahrt. Es leidet keinen Zweifel, daß sie das Werk einer pharisäischen Intrigue war, indem man darauf ausging, den hochgefeierten Volksfreund öffentlich bloszustellen. Im Orient sind bekanntlich die Wohnungen nicht so von der freien Luft und dem Anblick der Vorübergehenden abgeschlossen, wie bei uns im Norden, und in Betreff der Mahlzeiten darf man nur an unsere lauen Sommerabende auf den Gartenhäusern denken, um es begreiflich zu finden, daß die schöne Natur dort zum Genusse der Gottesgabe im Freien einlud. Aehnlich geschah es auch in vorliegendem Falle. Es hatten sich mehrere Pharisäer zu dem von Simeon bereiteten Mittagsmahle in einer Vorhalle eingefunden, und es zeugt sowohl für den persönlichen Muth, als auch für das versöhnliche Gemüth unsers Weisen, daß er die Einladung nicht ausschlug, sondern sich mit seinen erbittertsten, gleisnerischen Feinden, deren Gesinnung er sehr wohl kannte, zu einem Gastmahle niederließ.

Kaum war dies geschehen, als jenes berüchtigte Weib, welches Jesus

einst von einer, in Folge ihres schlechten Lebenswandels entstandenen Krankheit geheilt hatte, zu ihm herantrat, um ihm zunächst ein der orientalischen Sitte angehöriges Opfer der Verehrung durch Salbung der Füße darzubringen. Solches zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß die Orientalen bei ihren Mahlzeiten, nicht wie wir, auf Stühlen sitzen und vom Tische essen, sondern auf weichen Teppichen in halbliegender Stellung tafeln, so daß die Füße seitwärts nach außen gekehrt sind (beiläufig bemerkt, ein Fingerzeig, wie wenig treu selbst die berühmtesten Abendmahls-Gemälde sind). Das Weib kniete zu den Füßen Jesu nieder, zog ein Flacon, gefüllt mit wohlriechenden Essenzen, hervor, goß es über die Füße ihres Wohlthäters aus und rieb diese mit dem duftigen Inhalt, indem es zugleich nochmals den innigsten Dank für die ihr bewiesene Wohlthat aussprach. Die Ueberspannung mancher Frauenzimmer ermessend, wird man es nicht ungeschichtlich finden, wenn der Erzähler berichtet, daß sie ihres Wohlthäters Füße küßte und sie mit ihrem Haar abtrocknete. Jesus, der bekanntlich für dergleichen Verehrung nicht unempfänglich war, knüpfte ein freundschaftliches Gespräch mit dem Frauenzimmer an, gab ihm gute Lehren für ihr ferneres Verhalten und rührte sie bis zu Thränen.

Darüber steckten die Pharisäer weidlich die Köpfe zusammen und rümpften gewaltig die Nasen, was der scharfsichtige Gast wohl bemerkte, weshalb er sich an Simeon, den Hausherrn, wendete und ihn durch das bekannte Gleichniß abzufertigen suchte, wo ein Gläubiger zwei unvermögenden Schuldnern, dem einen 50, dem andern 500 Groschen erläßt, und dann fragt, welcher von beiden dem Gläubiger am meisten verpflichtet sei? Die Antwort veranlaßt ihn, eine Parallele zwischen jenen fingirten Personen der Parabel und der gegenwärtigen Wirklichkeit zu ziehen, die aber von dem Evangelisten Lucas in so unglaublich unbeholfener Weise aufgefaßt wird, daß Jesus nicht nur als unhöflicher Gast, sondern als eingefleischter Selbstling erscheint, der einen übertriebenen Werth auf die Huldigung der leichtfertigen Person lege. In Wahrheit aber benutzte derselbe auch diese Gelegenheit nur zur Belehrung und Besserung einer Gefallenen, und als sie ganz zerknirscht fragte, ob sie wohl auf Gottes Vergebung ihrer früheren Verirrungen rechnen dürfe, versicherte sie Jesus, daß sie durch ihre Reue und Besserung den besten Anspruch darauf habe und hoffen dürfe, daß ihr, wenn sie ihre guten Entschlüsse ausführe, ihre Sünden vergeben werden würden.

Dahin wollte man eben Jesus haben. Die scheinheiligen Pfaffen standen unwirrsch auf und beschuldigten Jesus der Gotteslästerung, indem er sich anmaße, in die Rechte Gottes einzugreifen und Sünden zu

vergeben. Jesus aber behauptete mit Recht, er habe das Weib in Anbetracht ihrer Reue und Besserung nur auf Gottes Barmherzigkeit hingewiesen; und dabei blieb es. Er entließ das Weib mit seinem Segen. Die Pharisäer aber schrieben sich diese neue Schuld in ihr Gedächtnißbüchlein, um davon gelegentlich Gebrauch zu machen.

Um Jesu Verhältniß zum anderen Geschlecht hier ein- für allemal erschöpfend darzuthun, haben wir noch einige bezügliche Momente kurz zu berühren. Der erste und nächste betrifft Jesu Ehelosigkeit, die in mißverstandenem Nachfolge-Eifer und im Widerstreit mit den Naturgesetzen, von den Geistlichen der ältesten Fraction der christlichen Kirche bis auf den heutigen Tag vielfach nachgeahmt wird. Den Schlüssel zu der geschlechtlichen Isolirung eines so weisen, der Natur und Vernunft befreundeten Mannes haben wir schon am Eingange dieses Werkes angedeutet, wo von seiner Verbindung mit den Essäern die Rede war, als deren oberster Grundsatz wir die Ehelosigkeit kennen lernten. Es läßt sich indeß, bei der Freiheit und Selbstständigkeit, welche Jesus allezeit bewahrte, nicht annehmen, daß dieser Grund der alleinige für ihn gewesen sei, außerhalb der Ehe zu bleiben, da es eben die naturwidrige Selbstkasteiung jener Secte war, welche ihm von dem förmlichen Eintritt in den Essäerbund zurückhielt. Zufälliger Weise hat er uns aber in seinen mannigfaltigen Reden und Sittensprüchen an einer Stelle Aufschluß über diesen Gegenstand gegeben, die von den Wenigsten beachtet wird, zumal sie in der oft unbeholfenen Uebersetzung Luthers undelikat klingt.

Die Veranlassung hierzu gaben abermals die spitzfindigen Fragen der Pharisäer, mit welchen sie ihren Widersacher als Gesetzvernichter und Uebertreter zu fangen trachteten. Dieses Mal war es die verhängnißvolle Frage über die Zulässigkeit der Ehescheidung, die ihm ein Pharisäer vorlegte, und zwar eigentlich ohne alle Veranlassung, da man seine Ansicht über diesen Gegenstand bereits kannte: nämlich daß er das Gebot Mosis, die Scheidung zuzulassen, verwarf. Es war auch dies wieder nur ein Zug seiner reformatorischen Kühnheit, daß er sich nicht scheute, den heiligsten Geboten der Juden, den mosaischen, keck entgegen zu treten, anderntheils aber eine milde Hinneigung zu dem Auftreten für das zartere Geschlecht, das nur zu oft und zu viel unter der Brutalität des Mannes zu leiden und zu dulden hat. Somit verwarf er die Scheidung bis auf den einen Fall, nämlich überwiesener Untreue von Seiten des Weibes. Als man ihn auf die Heiligkeit des, einer solchen Auffassung widersprechenden Gesetzes hinwies, zeigt er ihnen aus der Schrift, daß ein göttliches Gebot des Nichtscheidens, und zwar

älter als das Mosaische, vorhanden sei, daß der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen solle, daß Beide in Wahrheit ein Fleisch seien, und daß, was Gott zusammengefügt habe, der Mensch nicht scheiden solle. Moses aber habe sein Gesetz nur gegeben, um „des Herzens Hartnäckigkeit der Männer halber" (indirekt gesagt: um den Leidenschaften der Männer nachzugeben); von Anfang an sei es nicht so gewesen, und die neuere Gesetzgebung, namentlich in protestantischen Kreisen, hat bekanntlich auch der mosaischen Auffassung Recht geben müssen, ja selbst die orthodox-katholische Kirche ist nicht im Stande gewesen, ihr Princip in allen Fällen strenge durchzuführen.

Da die Jünger dem obigen Gespräche beigewohnt hatten, trat einer von ihnen auf, meinend, unter solchen Umständen scheine es wohl gerathen, lieber unverheirathet zu bleiben? Und nun rückt Jesus mit einem bis dahin in seinem Herzen verschlossen gehaltenen Gedanken heraus, indem er dem Jünger (nach Luthers Uebersetzung) antwortete: „Das Wort faßt nicht Jedermann, sondern denen es gegeben ist. Denn es sind Etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren; und sind Etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind; und sind Etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben, um des Himmelreichs willen. Wer es fassen mag, der fasse es."

Abgesehen von der unpassenden Uebertragung Luther's, welche feiner und anständiger hätte gegeben werden können, so liegt der Sinn dieser Antwort doch klar am Tage; nämlich: es sind Etliche, denen ist die Ehelosigkeit schon aus angeborenen körperlichen Gebrechen geboten; Andere werden durch zwingende äußere Lebensverhältnisse, durch Geschicke, die in der Regel von unsern Lebensweg kreuzenden Menschen abhängen, zur Ehelosigkeit gezwungen; während wieder Andere (und nun spricht er mit Beziehung auf sich selbst) sich durch höhere Lebenszwecke, welche eine Ablenkung durch eheliche Verhältnisse nicht ertragen, zur freiwilligen Entsagung, zum Verzicht auf die Ehe veranlaßt sehen.

Hieraus geht also das überraschende Geständniß des großen Weisen hervor, daß er in seinem Herzen der Ehe nicht abhold, den Frauen nicht abgeneigt war, daß er es aber für die Durchführung seiner großen reformatorischen Pläne — an die er selbst sein Leben zu setzen entschlossen war — hinderlich erachtete, eine Familie zu begründen und sich als Haupt derselben Verpflichtungen zu unterziehen, welche seinen Hauptlebenszweck voraussichtlich beeinträchtigen würden. Er hätte noch hinzufügen dürfen, daß Etliche auch aus heillosem Egoismus, aus Neigung zu lasterhafter Ungebundenheit sich dem gesellschaftlichen Naturge-

setze des ehelichen Zusammenlebens entziehen, um unbeirrt ihren Lüsten zu fröhnen, und daß dies verwerflich und im Grunde genommen strafbar sei, da dem Weibe dadurch sein Recht entzogen werde.

17.

Jesu Unterhaltung mit einer schönen Samariterin. — Maria und Martha. — Besuch von Nicodemus.

Eine fernere Veranlassung, Jesu leutseligen Charakter gegen das weibliche Geschlecht darzulegen, und eine natürliche Hinneigung zu demselben fand sich durch die bekannte Begegnung desselben mit einer Samariterin, die er auf einer seiner vielfachen Ausflüge in die benachbarten Länder, und zwar dieses Mal nach Samaria, zufällig an einem Brunnen traf, wo sie zum Wasserschöpfen eingetroffen war. Die näheren Umstände dieser Begegnung sind uns von der Geschichte aufbewahrt worden, und es lohnt sich wohl der Mühe, einige Augenblicke bei derselben zu verweilen.

Drei Tage war Jesus bereits in Gesellschaft einiger Jünger in dem vom orthodoxen Judenthum verachteten Lande umhergezogen, als er eines Mittags unweit der in einem romantisch schönen Thale liegenden Stadt Sichem ankam und am Fuße des Berges Garizin neben dem sogenannten Jacobsbrunnen Rast machte, der dem Durstenden eine Menge des schönsten und klarsten Wassers darbot. Ermüdet von einer langen Wanderschaft in der brennend heißen Sonne, ließen sich Alle nieder, und nach kurzer Ruhe schickte der Meister seine Schüler in die nahe Stadt, um Lebensmittel einzukaufen. In der einstweiligen Einsamkeit hing Jesus seinen schwermüthigen Gedanken nach, indem ihm der giftige, aber ungerechtfertigte Haß seines Volkes gegen die Bewohner dieses schönen Landes vor die Seele trat und mit tiefem Kummer erfüllte. Indem er, hingelehnt an einen Stein, im Grase saß, kam leichten Schrittes ein anmuthig junges Weib, mit einem Kruge im Arm zum Wasserschöpfen versehen, daher geschritten und blickte mit dem Ausdrucke freudiger Ueberraschung auf den schönen jungen Mann, in dessen Kleidung sich ein jüdischer Rabbi erkennen ließ. Nach dem ersten Anblick schlug sie verschämt die Augen nieder, und der feine Menschenkenner Jesus bedurfte nur eines kurzen Moments, um hinter diesem Weibe — abgesehen von ihrer sehr anständigen, sogar Wohlhabenheit verrathen-

den Kleidung — ein gebildetes und von edler Weiblichkeit und schönem Zartgefühl beseeltes Wesen zu ahnen.

So nahm er keinen Anstand, mit der Fremden ein Gespräch anzuknüpfen, indem er, durstig und ermüdet, um einen Labetrunk von ihrer Hand ersuchte. Die Samariterin war über diese unerwartete Anrede des Fremden sichtlich bestürzt, denn sie erröthete und schwieg verlegen. Jesus fragte sie daher, ob sie so hartherzig sein könne, ihm einen Trunk Wasser zu versagen?

Dieser Verdacht schien sie zu kränken, denn sie schlug ihre großen schönen Augen zu ihm auf, und mit einem leisen Anflug von Unwillen fragte sie: Vergißt du denn, daß ich eine Samariterin und du ein Judäer bist? Wie magst du von mir einen Trunk begehren, da dein Volk jede Gemeinschaft mit uns verabscheut, da ihr uns hasset? Ist dir's Ernst aus meinem Kruge zu trinken, und spottest du meiner nicht, so magst du's sagen, und ich schöpfe dir mit Freuden so viel du begehrst.

Ein Thor nur, sprach Jesus, kann ein Volk um seines Namens willen hassen. Ich hasse euch nicht, und nun bitte ich herzlich, laß mich nicht länger dürsten.

Mit sichtbarem Vergnügen reichte das Mädchen ihm den vollen Krug und hing mit Wohlgefallen an der edlen Gestalt des Mannes, der ihr Herz im Fluge gewonnen. Als er gesättigt war, dankte er für ihre Gabe und erbot sich, ihr zur Vergeltung einen noch viel edleren und nachhaltigeren Labetrunk zu reichen.

Das Mädchen, obgleich wohl den verborgenen Sinn seines Anerbietens ahnend, gab sich den Schein, als verstehe sie ihn nicht, behauptend, es gebe kein schöneres Wasser in der ganzen Gegend als dieses; wo denn — meinte sie — wolle er einen besseren Trunk hernehmen, zumal er nicht einmal ein Gefäß zum Schöpfen besitze?

Jesus durchschaute sofort ihre Absicht, eine nähere Erklärung hervorzulocken, und so belehrte er sie nun in einem Bilde, daß er gekommen sei, Labung des Geistes allen danach Dürstenden zu spenden, so daß, wer davon genossen, sich für alle Zeiten erquickt fühlen und nie wieder dürsten werde. Es ist allbekannt, daß Jesus absichtlich jede Gelegenheit wahrnahm, seinen schönen erhabenen Grundsatz: „Gleichheit aller Menschen vor Gott, ohne Auserwähltsein oder Bevorzugung“ zur praktischen Ausübung zu bringen, wozu sich gerade bei den von den Juden verachteten Proselyten, den Samaritanern, die schönste Veranlassung darbot, die er denn auch — selbst auf die Gefahr hin, den größten Anstoß zu erregen — stets mit Freuden benutzte. So hier am Brunnen. Das samaritische Mädchen ging auch sofort auf seinen Ideengang ein, und

höchlichst angezogen von seiner Persönlichkeit wie von seiner milden vorurtheilsfreien Rede, legte sie ihm freimüthig die Frage vor: ob ihre Nation wirklich wegen der vom Judenthum abweichenden Gottesverehrung eine solche Verachtung verdiene, als man ihr von letzterem angedeihen lasse?

In der Antwort, welche Jesus diesem heidnisch gescholtenen Weibe gab, stellte er sich mit unabweisbarem Rechte auf die Höhe seiner und aller Zeiten, ja an die Spitze aller Civilisation, indem er der giftigen Viper des Particularismus und der zwieträchtigen religiösen Verketzerung die Ferse auf den Nacken setzte, indem er zu ihr sprach: „Das Recht ist niemals auf dessen Seite, der die wahre Gottesverehrung in dieser oder in jener Form sucht, und somit weder bei uns, noch bei euch, und die Zeit ist nahe, wo es allem Volke verkündet werden wird, daß Gott ein treuer und liebevoller Vater aller Menschen, aller Völker und Nationen in gleichem Maaße ist. Wenn nun in Wahrheit die Verehrung eines einzigen Gottes von dieser Lehre unzertrennlich ist, so waren allerdings die Judäer die Ersten, die diese Wahrheit erkannten, und insofern waren sie deiner Nation voraus, denn der Glaube an einen Gott ist von uns erst zu euch gedrungen und hat euch dem Götzendienste entfremdet. Doch was kommt auf diese Frage an? Was haben wir gethan, daß wir in diesem oder jenem Volke geboren wurden? Unser Verdienst liegt uns noch zu Händen, unsere Krone ist noch zu erjagen, denn Juden und Samariter und alle Völker der Erde wandeln noch vor Gott in Nacht und Wahn, und die wahre Erkenntniß seines Wesens — als einen Geist, als die alles belebende Seele der Welt, als einen Inbegriff aller Liebe, nicht als ein Zorn und Rache schnaubend, sinnlich Ungethüm — ist fern von ihnen. Der wahre Tempel der Gottesverehrung ist nicht mit Händen gemeistert, sondern ruht in unserer eigenen Brust, und sein Cultus ist die Liebe gegen alle Mitgeschöpfe, und dieses aller Welt zu verkünden, zu lehren und zu predigen, das ist mein Beruf und darum bin ich in die Welt gekommen."

Solche Worte aber, mit dem melodischen Klange und dem bekannten Feuereifer des begabten Redners gesprochen, rührten das Mädchen zu Thränen. Schweigend sank sie zu seinen Füßen nieder, küßte im die Hände, und da sie eben die Jünger herannahen sah, floh sie verwirrt von dannen und vergaß selbst ihr Gefäß mit sich zu nehmen.

Die Schüler wunderten sich zwar sehr über die seltsame Erscheinung, ihren Meister mit einer Samariterin im eifrigen Gespräch begriffen zu sehen; aber Ehrfurcht fesselte ihre Zunge und schweigend setzte man sich zum Mittagsmahle nieder. Unterdessen war das Mädchen eilend nach Sichem heimgegangen und verkündete dort mit großem Eifer, was ihr

begegnet. Es sei ein Prophet, der Verkünder einer neuen Lehre, draußen, ein Jude zwar, aber doch auch wieder keiner, da er die Gleichheit aller Menschen vor Gott predige.

Die Hast und das Feuer, mit welcher sie ihre Neuigkeit vortrug, machte Aufsehen, und viele Neugierige selbst der höheren Klassen zogen hinaus, den Mann zu sehen und zu hören, zumal der Ruf desselben Manchem nicht so unbekannt war, als das Mädchen vielleicht glaubte. So erschien eine Schaar wohlwollender Sichemiten am Jacobsbrunnen, und einer der Angesehensten trat zu Jesus heran und lud ihn freundlich und ehrfurchtsvoll ein, die Stadt mit einem Besuche zu beglücken. „Aber was hofft, was erwartet Ihr denn von mir?" fragte Jesus.

„Wir wünschen deine weisen Lehren zu vernehmen, Rabbi!" — sprach der Mann — „drum schlage unsere Bitte nicht ab, denn nur selten wird uns das Glück zu Theil, einen Fremden deiner Art in unserer Mitte zu sehen."

Jesus fühlte die Aufrichtigkeit des Bittenden, und im Triumphe führten ihn die Sichemiten in ihre Stadt, wo er bei den Eltern seiner ersten Bekanntschaft, auf deren Gesuch, seine Wohnung nahm und drei Tage lang verweilte. Die ganze Stadt kam in Bewegung, denn jeden Tag lehrte und predigte Jesus dort im Freien allem Volk, und die Weisheit, die seinem Munde entströmte, erwarb ihm unzählige Freunde und Verehrer, welche ihn bewunderten und sich zu seiner Lehre bekannten. Die zuvorkommendste Gastfreundschaft erdrückte ihn fast, denn Jeder beeiferte sich, dem vorurtheilsfreien Denker seine Verehrung zu bezeigen. Fruchtbaren Samen für die Ausbreitung seiner neuen Lehre ließ er in Vieler Herzen zurück, als man ihm wehklagend das Geleit für die Fortsetzung seiner Reise bis weit über die Grenzen der Stadt hinaus gab. Die aber am meisten trauerte, das war das schöne Mädchen vom Jacobsbrunnen.

Ungeachtet so außerordentlich freundschaftlicher Aufnahme zog ihn doch sein großer Reformplan mit unwiderstehlicher Gewalt in den Brennpunkt des jüdischen Lebens, des jüdischen Cultus zurück, ohne dessen gänzliche Umgestaltung — das wußte er — nicht an die Verwirklichung seiner Reformideen zu denken war. Zugleich auch hielt er es für angemessen, seinen Feinden nahe zu sein, um ihre Pläne, die sie unfehlbar zu seinem Verderben schmiedeten, kennen zu lernen, sie wo möglich zu durchkreuzen und zugleich den Muth seiner Freunde durch seine Gegenwart zu beleben. So ging er mit seinen Schülern vorläufig nach Bethanien, einem Städtchen, in welchem einer seiner vertrautesten Freunde, Lazarus, nebst dessen zwei liebenswürdigen Schwestern Maria

und Martha ihm ebenfalls mit ganzer Seele zugethan waren und welche letzteren in dem duftigen Kranze seiner Frauenbekanntschaften die hervorragendste Stellung einnahmen. Die Mädchdn wußten sich vor Freuden kaum zu lassen, als sie den hochverehrten Freund, dessen Gegenwart sie schon so manchen Tag entbehrten, bei sich eintreten sahen; aber die Freude äußerte sich auf verschiedene Weise. Während sich nämlich Maria, die geistreichere Schwester, gar nicht von ihm zu trennen vermochte und, sich zu seinen Füßen niederlassend, mit Begeisterung auf seine allezeit tiefbedeutsame Rede lauschte, hielt es Martha vielmehr für ihre Pflicht, dem von der Reise ermüdeten Freunde Labung und Erquickung zu bereiten, zu welchem Ende sie geschäftig hin und wieder rannte und nach Art fleißiger Hausfrauen und Töchter nur gleichsam im Fluge an der Unterhaltung theilnahm, welche zwischen Jesus, Lazarus und Maria gepflogen wurde. Es ist damit nicht gesagt, daß Martha nicht eben so gern ruhig da gesessen und dem Freunde zugehört hätte; aber, die fehlende Hausfrau vertretend, trieb die Pflicht sie, für des Leibes Nothdurft zu sorgen, denn wer hätte das Benöthigte sonst schaffen sollen, da Maria sich nicht rührte? Und in einer Anwandlung von verzeihlichem Neid beschwerte sie sich bei Jesus, daß die Schwester ihr nicht zur Hand gehe. Es lag nun aber in dem Charakter dieses seltenen Mannes, daß ihm des Lebens und Leibes Nothdurft als Nebensache erschien und er die Lernbegierde der von ihm vielleicht ohnehin bevorzugten Maria höher schätzte, als die mühevolle Sorge Martha's für seine Erquickung; und so nahm er keinen Anstand, diese Meinung offen auszusprechen. Die praktische Hausehre meinte indeß: „Alles zu seiner Zeit!" und ließ sich in ihrem Thun nicht stören, obgleich der Gast Maria das Compliment machte, sie habe das bessere Theil erwählt. War doch, wie in der Regel den genialen Geistern, das praktische Leben auch unseres Weisen schwache Seite.

Nachdem derselbe nunmehr einige Tage im Kreise seiner Lieben geruht und seine ferneren Pläne bedacht und besprochen hatte, saß er eines Abends spät, kurz vor dem Schlafengehen, noch mit ihnen vertraulich zusammen, als es draußen an der Thür des einsam gelegenen Häuschens leise klopfte. Martha war auch jetzt wieder die erste, welche schnell aufsprang und öffnete. Herein trat ein Mann in einen langen Mantel gehüllt, dessen ängstlich schüchternes Wesen auf eine wichtige Absicht seines Besuchs schließen ließ. Er fragte halbleise, ob hier Jesus, der Rabbi aus Galiläa, zu treffen sei, was Maria ziemlich erschrocken bejahte, die dann zitternd an allen Gliedern zurückeilte, um den Besuch anzukündigen.

Jesus ging sofort dem Fremdling entgegen und führte ihn schweigend in ein entlegenes Gebetzimmer. Hier entzündete er eine Lampe und sah nun, daß sein geheimer Freund und Anhänger Nicodemus vor ihm stand, der sogar unter dem Mantel den Ornat des hohen Raths, dessen Mitglied er war, so wie die Abzeichen des pharisäischen Ordens trug. Es war dieser derselbe Nicodemus, der später in den Bund der Essäer übertrat und als solcher in der Leidensgeschichte Jesu eine so wichtige Rolle spielte.

Jesus war, wie sich leicht denken läßt, erstaunt, und forschte eifrig nach der Ursache dieses hohen Besuchs.

Nicodemus betrachtete eine Weile schweigend die hohe, Ehrfurcht gebietende Gestalt, wie das würdevolle und doch von Anmuth und Güte strahlende Antlitz des hochbegabten Weisen, und erst dann begann er: „Rabbi! wir und alle, die dich, deine Lehre und dein Thun beobachtet haben, wissen, daß du ein von Gott vorzüglich ausgerüstetes Werkzeug seines Willens, daß du ein vor Tausenden begnadeter Gesandter des Herrn unter unserm Volke bist! Ich bin gekommen, dir meine Ehrfurcht zu bezeigen, doch um der Schwachen willen komme ich bei Nacht."

„Und worin," fragte Jesus, „fandest du die Beweise für meinen hohen Beruf?"

„Die Ueberzeugung davon drängt sich Jedem auf," erwiderte der Pharisäer, „der deine Reden vor dem Volk, deinen Wandel, deine menschenfreundlichen Handlungen und deine erhabenen Pläne ermißt, die uns nicht verborgen sind; und wer vollends dir ins Auge sieht und deine ganze Erscheinung würdigt, der findet den Stempel der Erhabenheit und göttlichen Bevorrechtung unverkennbar in dir ausgeprägt und kann nicht daran zweifeln, daß der Ewige dich zu Besonderem auserlesen und um großer Zwecke willen auf die Erde gesendet hat."

Jesus warf, als Nicodemus geendet, einen langen und bedeutsamen Blick auf den seltsamen Gast, als wolle er in seiner Seele lesen, ob Aufrichtigkeit oder Falschheit die Triebfeder dieser Anrede sei? Beide schwiegen lange. Endlich begann der Weise: „Ich weiß, was in deiner Seele vorgeht, Nicodemus, und in welcher Absicht du mich heimsuchst, denn ich kenne eure revolutionären Pläne, zu deren Ausführung ihr mich schon einmal bereden wolltet. Ich sage euch aber zum andern Male, daß ich nichts mit irdischen Dingen gemein habe. Völlig gleich ist es mir, wer das irdische Scepter trägt; das Reich, welches ich auf Erden zu stiften berufen bin, ist das Gottesreich der Sittenreinheit, der Menschenliebe, der Frömmigkeit durch edle Thaten und Niemand kann daran Theil nehmen, der nicht von Neuem geboren wird, das heißt, der nicht den

alten Wahn, die Scheinheiligkeit, die inhaltlose Frömmelei und das lasterhafte Wesen von sich thut. Wie die Kinder müßt ihr werden, die noch nichts wissen von alle dem Irrsal, das eure Häuser und eure Tempel entweiht; die thörichten Opfer, die albernen Ceremonial-Gesetze, durch deren ängstliche Beobachtung ihr die Gottheit zu bestechen wähnt: diese und tausend andere Dinge müssen schwinden, ehe ihr meine Pläne nur einmal zu würdigen verstehen könnt, und wie dürfte ich hoffen, Trauben von den Dornen zu lesen? Geh, geh, Nicodemus, ich lese es in deinen erstaunten Blicken, daß meine Forderung dich erschreckt; so ziehe du denn deine Straße und laß mich ruhig die meine wandeln."

Nicodemus versuchte es, dem Freunde die Unmöglichkeit seiner Anforderungen begreiflich zu machen, aber damit reizte er nur den edlen Stolz des gottbegeisterten Rabbi, der auch nicht eines Haares Breite von seinem großen Plane vergab, alle Menschen, alle Nationen zu einem großen heiligen Bunde der Tugend und Gottseligkeit zu verbrüdern und so schon ein Himmelreich, ein Reich der Liebe und des Wohlwollens auf Erden zu stiften. Er nannte dieses das Reich Gottes, und von der tausendfältig ausgesprochenen Idee war er so lebhaft durchdrungen, daß er die Sehnsucht nach dem „Gottesreich" als dritte Bitte in sein später als Norm aufgestelltes Gebet einführte.

Diesen Grundgedanken noch weiter ausführend und von Nicodemus mit steigendem Interesse und immer schwächerem Widerstande angehört, unterhielten sich die Freunde noch eine geraume Weile und der Pharisäer verhehlte dem kühnen Jüngling nicht, welche Gefahren ihn umringten. Er rieth ihm mit väterlicher Milde zur Selbstbeherrschung und Vorsicht, indem er ihn zugleich an die strengen Gesetze des Judenthums mahnte, die über Denjenigen richteten, der sich gegen die heilige Religion verginge. Aber Jesus versicherte ihn seiner furchtlosen Unerschrockenheit und seines festen Entschlusses, Alles, ja selbst sein Leben an die Ausführung seines Planes zu setzen, den er keineswegs willkürlich oder aus Nebenabsichten ersonnen, zu welchem ihm vielmehr ein über das menschliche Wollen hinausgehender höherer, ein göttlicher Wille berufen, dem er sich in Demuth füge, und wohl zu bedenken bat er seinen väterlichen Freund: daß, wer das Opfer seines Lebens hinzugeben sich nicht fürchte, darüber hinaus nichts weiter zu befürchten habe. Nicodemus war tief erschüttert von Dem, was er aus dem Munde des jungen Freundes vernommen, und beide schieden spät in herzlichem Einvernehmen. Auch hat man keinen Grund, diesen Pharisäer für einen falschen Freund zu halten, da sich seine edle Gesinnung bekanntlich bis über das Grab hinaus bewährte.

18.

Die Schüler oder sogenannten Jünger Jesu und deren Botschaft. Erklärung des Begriffs „Gottes Sohn“ und „des Menschen Sohn.“

Da von jetzt an das eigentliche Lehramt Jesu recht ernstlich beginnt und der verhängnißvolle Pfad beschritten wurde, dessen Abschüssigkeit mit unaufhaltsamer Hast zu der bekannten Katastrophe führte, die ihm die Dornenkrone des Märtyrerthums auf das schuldlose Haupt drückte, so wollen wir — nachdem wir die seines Umganges gewürdigten Frauen in einer Gruppe dargestellt — auch einen kurzen Blick auf den oft genannten Jüngerkreis richten, von welchem wir erst einige hervorragende Persönlichkeiten kennen lernten. Die Evangelisten halten im Allgemeinen die Zahl 12 fest; nur einer spricht von 70 und es ist in der That sehr wahrscheinlich, daß durchaus keine bestimmte Zahl feststand, sondern auch die Zahl 12 wie so viele anderen Momente des Lebens Jesu in der evangelischen Auffassung lediglich der jüdischen Tradition angepaßt wurden: hier z. B. gemäß den 12 Söhnen Jacobs und den daraus entsprossenen 12 Stämmen Israels.

Die meisten Jünger, außer den genannten vier, waren stets nur Figuranten, und unter ihnen machte sich eigentlich nur Matthäus der Zöllner, der einzige und älteste Biograph, später einen rühmlichen Namen, während dem Judas, welcher aus Karioth gebürtig und der einzige Nicht-Galiläer unter ihnen, von den Evangelisten ein berüchtigter Makel (wahrscheinlich mit Unrecht) angeheftet wurde. Wir finden ferner noch genannt: Philippus aus Bethsaïs; Nathaniel aus Cana; Thomas, welcher sich später durch seinen Unglauben einen Namen für alle Zeiten gemacht hat und dem wir nur noch größere und umfassendere Zweifelsucht gewünscht hätten; dann Taddäus; Simon genannt der Eiferer; endlich noch zwei Vettern, Jacobus und Judas, die ihm durch Marie Kleophas zugeführt wurden.

Ich nenne diese Namen nur der Vollständigkeit wegen, denn gegen ihren Lehrer und Meister verschwinden sie wie Irrlichter vor dem Tagesgestirn; ihre Wichtigkeit beginnt erst mit dem Augenblick, wo Jesus von dem Schauplatze der Geschichte abtritt und sie den Kern der neu beginnenden Religion bilden, um den sich von da ab die christliche Gemeinde und später die christliche Kirche crystallisirte. Indeß sendete Jesus auch jetzt schon seine Schüler zu zweien oder in kleinen Gruppen aus, um seine Lehre zu verbreiten; höchst merkwürdig ist, was er ihnen

als Lehre und Richtschnur ihres Verhaltens mit auf den Weg gab. Wir danken die Fassung derselben dem Theilhaber Matthäus und dürfen wohl annehmen, daß er sich die Worte ziemlich gut gemerkt hat. Jesus sprach zu ihnen etwa Folgendes:

„Meine Lehre ist für Alle, aber eure Wege führen nicht zuerst zu den Heiden, noch zu den Samaritern, denn es ist den Tauben schlecht predigen; weilet vielmehr vorerst bei den verlorenen Schafen des Hauses Israel und verkündet ihnen, es sei das Himmelreich, d. i. das Reich des Friedens und der Beglückung in Liebe durch den neuen Glauben, nahe herbeigekommen. Heilet die Kranken, wie ich es auch gelehrt, denn Wohlthaten binden die Herzen. Vor Allem erlöset die Aussätzigen von ihrer Trübsal, und die da geistig todt sind, erwecket zu neuem Leben durch die Verkündigung meiner Lehre; und wo die Sünde und das Laster hauset, da treibet diese Teufel aus in meinem Namen, da ihr ihnen den Gott der Liebe als unser Aller Vater verkündet. Nehmt aber keine Geschenke, denn umsonst habt ihr's empfangen, ohne Entgelt sollt ihr es wieder wegthun. Auch rathe ich euch, nicht Gold noch Silber noch Erz bei euch zu tragen; habt auch keine Taschen in euren Kleidern, und wer zwei Röcke hat, lasse den einen daheim; auch sollt ihr keine Schuhe tragen noch Stecken; — ihr werdet aber überall Speise finden und was sonst des Leibes Nothdurft, denn jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth. Darum begrüßet auch Niemand auf der Straße etwa um eine Gabe. Wo ihr aber in eine Stadt oder Flecken geht, da erkundet fleißig, wo Einer wohnt der eurer werth ist, und bei demselben bleibet, daß ihr sein Gast seid, bis daß ihr von dannen zieht; so sollt ihr auch nicht von Einem zum Andern gehen. Wo ihr aber merket, daß man euch widerwärtig, da dränget euch nicht auf, sondern schüttelt den Staub von euren Füßen und scheidet in Frieden alsobald. Saget ihnen aber, es wäre das Gottesreich ihnen nahe gewesen und es werde die Zeit kommen, wo sie nach euch rufen möchten, aber euer Gehör werde dann ferne sein; und wahrlich, es wird ein Gerichtstag kommen über dieses Land und über diese Städte, und es wird ihnen schlimmer ergehen als Sodom und Gomorrha, da sie vertilgt wurden von der Erde. Bedenket aber, daß ich euch sende wie die Schafe mitten unter die Wölfe, darum seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Machet euch aber Rechnung auf die Tücke der Menschen, denn sie werden euch geißeln mit ihren Zungen und die Gerechtigkeit wird ihre Hand auf euch legen auf den Rathhäusern. Ja selbst vor die Fürsten und Gewaltigen wird man euch führen um meinetwillen, zum Zeugniß über sie und über die Heiden, denen zu gleichen man euch anklagen möchte. Sinnet aber

zuvor nicht viel, was ihr alsdann reden werdet, denn die Stunde, da sie gekommen, wird es euch auf die Zunge legen, daß ihr wahrhaftig redet; die Lüge aber sinnet wie sie den Schein gewinne; denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern der Geist der Wahrheit, welcher ist unser aller Vater, der ist es, welcher durch euch redet. Wo aber der Streit ausbricht zwischen Klarheit und Finsterniß, da ist es nicht zu hindern, daß Zwietracht einhergehe unter den Menschen; und also werden sich hassen um meiner Lehre willen Bruder und Bruder, Vater und Sohn, und die Kinder werden sich empören gegen die Eltern bis in den Tod. So wird man auch mich hassen um meiner Lehre willen und alle, die meiner gedenken; wer aber ausharret bis ans Ende, der darf sich glücklich preisen darum, daß er Gott erkennet in seinem Lichte wie er ist. Wenn sie euch aber in einer Stadt verfolgen, so stehet ihnen nicht Rede, sondern weichet vor ihnen als die Verblendeten; wahrlich, Ihr werdet nicht alle Städte in Israel begrüßt haben, bis daß meine Botschaft vollendet ist und das Werk nicht mehr untergehen kann, dazu des Menschen Sohn ist berufen worden von der Ordnung der Dinge aus Gott. Ich weiß es wohl, daß Ihr es nicht allein möget vollbringen, denn der Jünger ist nicht über seinen Meister, noch der Knecht über den Herrn. Aber der Jünger soll seines Meisters Gedanken aufnehmen, und der Knecht seines Herrn Willen. Hat man den Hausvater Beelzebub geheißen, wie sollte man seine Hausgenossen mit Anderem verehren? Fürchtet euch aber nicht vor den Widersachern, denn es sieget das Licht, wenn der Morgen seine Botschaft ausrichtet, und bleibet dann nichts verborgen, und ist keine Heimlichkeit mehr vor der Sonne. Was ich euch aber sage im Dunkeln, das erhellet mit eurem Verständniß und predigt es von den Dächern, und lasset euer Licht leuchten vor allem Volk. Fürchtet euch aber nicht vor denen, die wohl vermögen den Leib zu tödten; aber den Geist, der aus dem Lebendigen geredet und die Welt erleuchtet hat, vermögen sie nicht mehr zu tödten. Fürchtet euch aber vielmehr vor dem Lügengeist, der die Menschen an Leib und Seele verderbet, und macht die Erde zur Hölle.

Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Doch fällt derselben keiner auf die Erde ohne des Gesetzes Kraft, wie es der Weltgeist geordnet. So auch sind eure Haare auf dem Haupt alle gezählt. Darum fürchtet euch nicht, denn wie viel höher steht ihr als das Gewürm, das auf Erden kreucht, oder das Gewächs, das nichts von sich selber weiß. Wer aber mich, d. i. meine Lehre bekennet, der bekennet sich zu dem alleinigen Gott, dem Vater der Menschen und dem Schöpfer aller Lebendigen. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, der

sagt sich los von dem wahrhaftigen Gott, der keine Lust hat an dem Gebahren der Narren, die sich selber ihren Gott machen und treiben Kurzweil mit heiligen Dingen. Wer aber der Menschen Thorheit feind ist und fahndet auf ihre Götzen, der kann nicht mit dem Frieden beginnen, sondern muß des Schwertes gewärtig sein; also auch ich. So bin ich denn gekommen und kann nicht anders, als den Sohn zu erregen wider den Vater und die Tochter wider die Mutter, die Schnur wider ihre Schwieger; also werden dann die Hausgenossen in Feindschaft mit einander stehen; muß doch die Erde bluten um der Saat willen, daß sie gedeihe. Ich bin die Wahrheit; wer aber Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht werth; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist mein nicht werth; und wer nicht dulden mag um der Wahrheit willen die aus Gott ist, der ist mein nicht werth. Es ist aber das Leben im Geiste nicht wie das Leben jeder andern Creatur; darum wer da sein Leben suchet zu gewinnen, der wird es verlieren; und wer seine Lust verleugnet am Leben um meinetwillen, der wird des Lebens die Fülle haben. Wer euch aufnimmt, daß er sich des Lichtes erfreue, das von euch ausgehet, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich berufen hat zu der Botschaft vom Licht der reinen Erkenntniß, welche ist Gottes. Wer aber Einen Eurer Geringsten auch nur mit einem Becher Wassers erquicket, da ihn dürstet, wahrlich ich sage euch, es soll ihm nicht unbelohnt bleiben, da sich die Zeit erfüllet." — Mit solcher Rede entließ Jesus seine Schüler und Boten, daß sie seine Lehre verkünden möchten.

Ehe wir in unserer Darstellung vorschreiten, wird es nothwendig, uns über einen Punkt zu verständigen, den ich freilich schon Anfangs berührt habe, aber hier noch einmal flüchtig erwähnen will, nämlich, weshalb ich den erhabenen Gegenstand dieser Geschichte stets nur als Jesus, niemals aber — wie es doch dem Stifter der christlichen Kirche zu geziemen scheint — als Christus bezeichne. Die Ursache dieser Erscheinung liegt einfach in der Thatsache, daß Jesus während seines Lebens und Wirkens nichts von einem Christus wußte, sich weder einem Christus noch einem Messias, auch nicht einem Gott gleich achtete, sondern sich nur ein Kind oder einen Sohn Gottes nannte, im Sinne jener philosophischen Auffassung, daß der Mensch in seiner geistig bevorzugten Stellung unter den Geschöpfen als besondere Erscheinung, als ein Ausfluß der Göttlichkeit angesehen werden dürfe, insbesondere derjenige, dessen hervorragende geistige Befähigung ihn vor seinen Mitmenschen vornehmlich auszeichnet und dem Urwesen um ein gutes Theil näher stellt. Außer „Gottes Sohn" nannte er sich viel häufiger noch

„des Menschen Sohn," und zwar in dem erhabenen Sinne, daß er das Menschengeschlecht oder die Menschheit in einer Personification zusammenfaßte und sie sich als eine demselben entsprossene, gleichsam eine Urschöpfung repräsentirende Persönlichkeit dachte, welche rein und lauter von allen angewöhnten und angelernten Thorheiten, Irrthümern und Lastern der Menschen, auf den Schauplatz tritt und ein dem Gedanken der reinen Ursprünglichkeit entsprechendes Verhältniß zwischen Gott und Menschen herzustellen bemüht ist. So ist der Sinn seiner Bezeichnung „des Menschen Sohn" und in ihm liegt zugleich der Gedanke des „Gottes-Sohn," genauer bezeichnet des „Enkels," indem er sich zwar als den wiedergeborenen Urtypus des Menschengebildes betrachtete, aber nicht in erster, sondern in der zweiten Generation. Jesus ist überhaupt nur als Naturphilosoph zu verstehen, der seine Gedanken, sein Empfinden, sein Wollen allezeit in tiefsinnige Bilder und Gleichnisse verhüllt, deren Sinn vielfach mißverstanden, öfter noch gar nicht begriffen wurde. Die Christus-Idee ist, wie erwähnt, erst viel später durch die sogenannten Apostel oder Kirchenväter in Jesu Lehre hineingetragen und das ganze Lehrgebäude des großen Weisen dadurch zu Widersinn und Unnatur verkehrt; alles Unheil, das die Welt unter der Fahne des Kreuzes tausendfältig heimsuchte, ist als die Schuld jener Religions-Verkehrer zu betrachten, an deren Spitze der unselige Paulus (ursprünglich Rabbi Schaul) und sein Freund Barabas einherschritten.

Weiter unten mehr über diesen Gegenstand.

19.

Die angeblichen Wunderthaten Jesu.

Wir haben uns nun der Zeit der eigentlichen Wunderthäterei genähert und werden uns ein- für allemal klar werden über diese und die mystischen Erscheinungen im Leben Jesu überhaupt, mit denen ein verirrter und mißverstandener Eifer der ältesten Biographen das ehrwürdige, erhabene Bild und den Charakter Jesu entstellte und entwürdigte. Jesus hatte allerdings von seiner Reise nach Alexandrien ungewöhnliche Kenntnisse, namentlich auch in der Heilkunst mitgebracht und mag sie in mancher außerordentlichen Weise verwerthet haben; ob er aber auch von den (bekanntlich ganz Ungewöhnliches leistenden) Künsten der ägyptischen Magie Kenntniß gehabt, und — wenn es der Fall — ob er sie zur

Beförderung seiner reformatorischen Zwecke verwendete, darüber ist ein historisch gültiger Nachweis durchaus nicht vorhanden. Wohl aber darf man es mit seinem großen, welterschütternden Plane, die Veredelung der Menschheit durch Läuterung des Glaubens an Gott zu bewirken, als auch mit seiner erhabenen Persönlichkeit unvereinbar erklären, daß er sich solcher Jahrmarkts-Gaukeleien für seine Zwecke je bedient habe, als ihm die Evangelisten unter der Bezeichnung „Wunder" und seine Feinde, die Talmudisten, als „Zaubereien" in ihren Schriften andichteten. Freunde und Feinde haben in gleichem Maße das erhabene Urbild der ideal-reinen Menschenschöpfung mit den naturwidrigen und darum erlogenen Farben ihrer krankhaften Phantasiegebilde beschmutzt, es dadurch vielfach dem cynischen Gespött der rohen Masse Preis gegeben und selbst edleren und gebildeteren Gemüthern entfremdet.

Diese Vorgänge mögen uns selbst ein warnendes Beispiel sein, den erhabenen Charakter Jesu als Wunderthäter zu verunstalten, da ihm ja doch der Schauplatz der unverfälschten Natur eine Arena, weit und groß genug für seine erhabenen Zwecke, darbot, ohne daß es nothwendig wäre, ihn in der Harlekinsjacke der Zauberer und Gaukler auftreten zu lassen.

Mit geschichtlicher Treue werden wir auch jetzt, da sich der Himmel über ihm verdunkelt und das lange drohende Gewitter mächtig zusammenzieht, seine ferneren Schritte verfolgen und seine göttliche Begabung wie die menschlich edle Thatkraft seiner Lehre und seines Wandels der ungetrübten Anschauung Aller, welche sehen wollen, näher zu bringen versuchen.

Es ist nämlich in unserer Zeit unmöglich, daß eine Religion ihre auf Achtung und Ehrfurcht begründete sittliche Mission unter den Menschen erfüllen kann, sofern sie nicht mit den Ergebnissen der Wissenschaft, namentlich der Naturwissenschaft, in Harmonie tritt. Führen wir beispielsweise zwei auf einander folgende Lehrstunden unserer Schulen an. Denken wir uns, in der ersten der Naturlehre gewidmeten würden den Schülern über das Universum, vornehmlich der Weltenkörper, Mittheilungen gemacht. Der Lehrer bemüht sich, den Schülern einen Begriff von der Entfernung der Sonne, des Mondes und der Planeten unter einander und von unserer Erde beizubringen; er sagt ihnen, wie weit hinaus unsere Atmosphäre reiche und daß jenseits derselben kein organisches Geschöpf mehr athmen und also auch ferner nicht leben könne, und wie daher dem Luftschiffer selbst eine nicht sehr entfernte Grenze des Steigens gesetzt sei. In der nächsten, der Religion gewidmeten Stunde aber kommt wohl ein anderer Lehrer (oder auch gar derselbe), der den Kindern den Glauben an die Himmelfahrt Jesu einzuprägen

sucht, eine angebliche Thatsache, die jener Naturlehre vollständig widerspricht und nach den einfachsten Naturgesetzen als widersinnig betrachtet werden muß. Wie ist es nun möglich, daß dergleichen Widersprüche irgend gute Früchte tragen können? Und solche Dinge erlaubt und beschützt man meist von oben herab! Ist es da zu verwundern, daß die Religion immer mehr in Verfall kommt, die Kirchen leer bleiben, die Sittlichkeit verkümmert, daß eine Zwiespältigkeit zwischen Glauben und Wissen die kindlichen Naturen zu Zweiflern und Spöttern macht und so die Moral von Anfang an untergraben wird?

Stellen wir also als die Grundbasis alles Wissens und aller Erkenntniß folgenden unleugbaren Ursatz fest: Kein Sterblicher ist oder war jemals im Stande, irgend eine Handlung zu verrichten, die mit den bestehenden Naturgesetzen im Widerspruch steht; jede vorausgesetzte Möglichkeit von Wundern und Zauberkünsten, und sollte Aehnliches auch von Gauklern vor unsern Augen scheinbar in Scene gesetzt werden, ist ein Wahn, den man allenfalls der kindischen Einfalt vorzeitlicher Völker und ebenso geistig verwahrloster Menschen unserer Zeit verzeihen darf, niemals aber den Theilhabern vorgeschrittener Wissenschaft und Erkenntniß der Dinge wie sie sind. Wenn dennoch offenbarungsgläubige Theologen, die sich wissenschaftlicher Bildung rühmen, den Wunderglauben und die Mysterien der sogenannten geoffenbarten Religionen als die Grundlage ihres Lehrsystems hinstellen, so sollte man sie wenigstens nicht zu den Lehrstühlen zulassen, wo sie nur die Geister in Verwirrung setzen, die Ordnung der Natur und somit Gott lästern.

Aus allen ungefärbten und ungetrübten Berichten über die Wirksamkeit Jesu geht als geschichtlich wahr hervor, daß derselbe sich allerdings bedeutende medicinische und physikalische Kenntnisse angeeignet hatte; wahrscheinlich war ihm auch die seltene Gabe magnetischer Einwirkung, wie solche noch jetzt bei Männern (nie bei Frauen) häufig vorkommt, angeboren und er benutzte diese Gabe vielfach zum Heile seiner erkrankten Mitmenschen. Sein edler Charakter aber bürgt uns dafür, daß er diese Bevorzugung niemals zu abergläubischen und betrügerischen Zwecken mißbrauchte.

In ähnlicher Weise hat auch schon der Kaiser **Flavius Julianus**, ein Neffe **Konstantins**, des ersten christlichen Kaisers († im Jahre 363), die Wirksamkeit Jesu aufgefaßt. Jener wurde von christlichen Mönchen erzogen, konnte sich aber dessen ungeachtet niemals von der göttlichen Wahrheit des durch Paulus corrumpirten „Christenthums" überzeugen; er war dagegen der griechischen Poesie und der platonischen Philosophie, die er als Jüngling in Konstantinopel, Nicodemia und Athen studirt hatte,

sehr zugethan. Die Julianischen Bücher selbst sind leider verloren gegangen, sonst würde man wahrscheinlich aus ihnen noch manche ungetrübte Data über Jesu Wirksamkeit haben schöpfen können, indem derzeit erst einige Jahrhunderte seit dessen Tode verflossen waren und dem Verfasser die Zeitereignisse des Nazareners ungefähr so nahe standen, als uns die lutherische Reformation. Man kennt den theilweisen Inhalt jener verlorenen Werke nur aus einer Gegenschrift des Bischofs Cyrillus Julianus; es geht aber aus derselben hervor, daß auch Julian schon behauptete, Jesus sei durchaus kein Wunderthäter gewesen. Die Curen, welche er wirklich an Kranken vollbracht, wären nur als das Ergebniß seiner ärztlichen Geschicklichkeit anzusehen; es sei thöricht, anzunehmen, daß Jesus Umgang mit Teufeln gehabt und dieselben ausgetrieben habe; ebenso, daß er auf dem Wasser gegangen sei und den Elementen Befehle ertheilen durfte, da er doch nicht einmal seine eigenen Brüder und Verwandten zum Glauben an sich habe bringen können. Daß er aber vollends Gott gleich zu achten, sei weder von den Evangelisten noch von ihm selbst jemals behauptet worden, ja Jesus selbst habe dem ausdrücklich widersprochen, wie z. B. in den Worten: „Was nennest du mich gut? Niemand ist gut als der einige Gott!"

Doch genug über die Wundererzählungen, die zur Verherrlichung des großen Weisen nichts beitragen, sondern nur geeignet sind, seine Verdienste um die Menschheit herabzusetzen, indem man seine Thaten einer absoluten, gesetzlichen Nothwendigkeit unterordnet.

20.

Fernere Wirksamkeit Jesu als Lehrer und Prediger.

Wir nehmen den Faden unserer Erzählung wieder auf, wo wir ihn mit dem Besuche des Nicodemus abbrachen.

Jesus hatte von jetzt an einen vollständigen Kreis von Schülern oder Jüngern um sich versammelt, nicht aber (wie andere Rabbi) Leute, die sich den Wissenschaften, dem Studium als Lebensberuf widmeten, sondern recht absichtlich, um auch äußerlich jedem Vorurtheil zu trotzen, nur Leute der allergewöhnlichsten Art; ja, um hierin das Aeußerste zu thun, hatte er sogar einen in damaliger Zeit tief verachteten Stand, den eines Zöllners, nicht für so gering gehalten, als daß er nicht eine demselben angehörige Persönlichkeit, Matthäus, in seinen Schülerkreis berufen sollte. Leute dieses Standes waren nicht etwa jene hohen Herren,

meist römische Ritter, die man in unserer Zeit etwa als Generalpächter bezeichnet, sondern jene niederen Beamten, Einnehmer und Vigilanten, welche man in Deutschland wohl Officianten nennt und die auch bei uns nicht zu der beliebtesten Standesclasse gehören. Da die große Heerstraße von Acre nach Damascus längs des Sees durch Galiläa führte, so waren dort viele derartige Zöllner angestellt, und da die Zolleinnahme den römischen Gewalthabern zu Gute kam, so galt den Juden ein solches Amt als anrüchig und ehrenrührig; der berüchtigte Sectirer und Aufrührer Judas, der Gauloniter, nannte das Steuerzahlen geradezu einen Götzendienst. Auch andere Eiferer unter den Rabbinen stellten Leute von so ehrlosem Character mit Mördern und Straßenräubern gleich, eine Verachtung des Zöllnerstandes, die den Juden so geläufig geworden, daß kein ehrliebender Mensch mit Zöllnern umging. Sie waren förmlich geächtet, durften kein Zeugniß ablegen, und da Jeder den Umgang mit ihnen mied, so waren sie ausschließlich auf sich selbst unter einander angewiesen, ähnlich etwa wie noch bei uns die Scharfrichter und deren Knechte.

Unter solchen Verhältnissen erforderte es außerordentlichen Muth, wenn ein so allgemein bekannter und geachteter Lehrer, wie es Jesu war, einen Zöllner zu seinem Freunde und Schüler erwählte und, um Allem die Krone aufzusetzen, sogar eine Einladung zu einer Mahlzeit bei ihm annahm, inmitten einer Gesellschaft solcher Verfehmten vergnügt speiste und trank und seine wunderbar imponirende Persönlichkeit und seine geistreichen Reden frei walten ließ. Man muß sich diese Verhältnisse lebhaft vergegenwärtigen, um die philosophische Selbstverleugnung eines so außerordentlichen Characters ganz nach Verdienst würdigen zu können.

Es liegt außer Frage, daß Jesus gerade in diesem trotzigen Auftreten gegen das Vorurtheil, wie wir es schon bei der Samariterin und später bei der Sünderin wahrnahmen, absichtlich Etwas suchte, welches Bekenntniß er ja auch mit den Worten ablegte: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Schwachen." Freilich aber war dieses Verachten althergebrachter Vorurtheile nicht geeignet, ihm in den höheren Schichten der Gesellschaft Freunde zu erwerben, in welcher Beziehung die Menschen aller Zeiten sich ewig gleich und noch heute wie vor 1000 Jahren sind. Der Philosoph kann Jesus um solche Geringschätzung des Vorurtheils in seiner Achtung nur noch höher stellen. Aber die Philosophie hatte leider zu allen Zeiten nur geringen Beifall bei den Menschen im Allgemeinen, namentlich in den höheren Kreisen, und so geschah es auch hier, daß die Reichen und sogenannten Frommen einen unauslöschlichen Haß auf Jesus warfen, der früher oder später zum

Unheil für ihn ausschlagen mußte, wenn er nicht mit größerer Vorsicht zu Werke ging. Solche Vorsicht lag jedoch nicht in seinem Character.

Die niederen Stände freilich gewann er durch leutselige Herablassung auch gegen den Geringsten, namentlich gegen Arme und Unglückliche, gegen Geistesschwache und Kinder; seine Persönlichkeit, seine Art zu denken und zu reden übte einen unauslöschlich günstigen Eindruck auf die Umgebung, so daß sich das Volk massenweise zu ihm herandrängte, um nur sein Antlitz zu sehen, seine Worte zu hören, besonders auch seinen ärztlichen Rath zu erbitten. Es kann also nicht Wunder nehmen, wenn man dem ihnen geistig so sehr Ueberlegenen göttliche Kräfte beimaß und ihn des Umganges mit höheren Geistern für von Gott gewürdigt hielt. Schon damals bildete sich ein Sagenkreis um sein Leben und Wirken. Man erzählte sich z. B., daß er in der Einsamkeit, die er sehr oft suchte, um seine großen Pläne zu überdenken, mit Moses und Elias verkehre und sich berathe, daß dienstbare Geister ihm Botschaft von Gott brächten, und was der müßigen Reden in jenen Kindertagen der Menschheit mehr waren, — die aber (wohl zu beachten!) von Jesus selbst niemals zugegeben, niemals bestätigt worden sind. Auch war er weit entfernt, sich göttliche Verehrung anzumaßen, wie sie seine blinden Nachtreter sogar seinem Bilde zu erweisen verlangen; zum Zeugniß gedenke man nur der Worte, die er einst gegen den römischen Hauptmann Cornelius gesprochen, als derselbe sich, von seiner wundersamen Rede ergriffen, vor ihn niederwarf: „Stehe auf, ich bin ja auch nur ein Mensch!“ Welches Zeugniß brauchen wir mehr? Wer ihm aber vollends die spätere göttliche Verehrung seiner Mutter vorhergesagt hätte, den würde er sicher für einen Phantasten gehalten haben.

Als unser weiser und tugendhafter Volkslehrer, getrieben von seinem inneren Beruf, sich endlich von seinen Freunden in Capernaum trennte, vermied er es absichtlich, seine Vaterstadt Nazareth zu besuchen, indem ihm die unlängst dort erlebte Mißachtung, selbst von seinen eigenen Brüdern und Jugendbekannten, noch in allzu gutem Andenken war. Er wendete sich vielmehr zunächst nach Kana, jenem Städtchen zwischen Tiberias und Nazareth, und kehrte bei jenem glücklichen jungen Ehepaare ein, auf deren Hochzeit er einst so innig vergnügt gewesen; dort fand er seine Mutter, die sich, seit der Vater todt und die Kinder erwachsen waren, bei jenen ihr verwandten jungen Leuten aufhielt. Auch sie bemühte sich, wie mancher Andere, ihren gefeierten Sohn zu bereden, noch einmal nach Nazareth zurückzukehren, wo er — nachdem sein Ruf sich so allgemein verbreitet hatte — gewiß mit anderen Augen angesehen

werden würde, als es früher geschehen. Er war dort aber zu tief gekränkt worden, als daß er sich jemals zu einem zweiten Besuche hätte entschließen können, und der Grundgedanke seiner Weigerung sprach sich abermals in der bekannten, allem Volk geläufig gewordenen Formel aus: „Ein Prophet gilt nirgend in seinem Vaterlande!"

Ehe er indeß von seinen Kananitischen Freunden sich verabschiedete, hatte Jesus noch Gelegenheit, einen glänzenden Beweis seiner ungewöhnlichen ärztlichen Fähigkeiten abzulegen, die seine überschwänglichen Verehrer später als außerordentliche Wunderthat auszubeuten nicht versäumten.

Ein hoher Offizier von des Herodes Truppen, welche in der Umgegend lagerten, war nämlich von dem Unglück heimgesucht, daß sein einziger geliebter Sohn an einem Fieber schwer krank darnieder lag, so daß man jeden Augenblick seiner Auflösung entgegensah. Kaum hatte der tiefbetrübte Vater von der Anwesenheit des berühmten Rabbi in Kana gehört, als er sich eilends von Capernaum aufmachte, mit flehender Geberde vor Jesus hintrat, und Hilfe und Rettung für seinen erkrankten Sohn erbat. Jesus ließ sich sogleich die näheren Umstände der Krankheit genau beschreiben, und da er aus ihnen ersah, daß die ihm wohlbekannte Naturheilkraft bereits die Krisis überwunden hatte, so hieß er den Flehenden getrost nach Hause gehen, indem sein Sohn nicht sterben, sondern genesen würde. Darauf gab er ihm noch einige Verhaltungsmaßregeln und entließ ihn. Als der Offizier aber in die Nähe von Capernaum kam, begegneten ihm schon einige seiner Diener, die ihm die frohe Botschaft von der Genesung seines Sohnes brachten, und das Gerücht bezeichnete natürlich Jesus als die Veranlassung dieser Heilung, was ihm wiederum eine große Anzahl neuer Bekenner zuführte.

Jesus war hierüber mehr betrübt als erfreut, und mehr als einmal klagte er: „Wenn Ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt Ihr nicht!" Und doch wollte er seiner Lehre und nicht seiner Zeichen halber geehrt und geschätzt sein. An seine Darstellung der göttlichen Dinge, der Sittenreinheit, Menschenliebe, Selbstverleugnung und aller jener Tugenden reiner Humanität sollte man glauben und danach handeln, nicht an seine Person.

Der weise Rabbi setzte nun seine Reise, gefolgt von einer großen Menge Menschen, an der Küste des Galiläischen Meeres fort und es konnte bei seinem bewegten Leben an den mannigfachsten, mitunter sehr interessanten Scenen nicht fehlen. Gleich am folgenden Morgen fand sich z. B. ein sehr wohlhabender und zugleich gelehrter Mann bei ihm ein, der den Vorträgen, die Jesus täglich öffentlich hielt, mit großer

Aufmerksamkeit gefolgt und voll glühender Bewunderung für den erhabenen Redner zu dem Beschluß gekommen war, sich dem Kreise seiner vertrauten Jünger beizugesellen. Er trat deshalb vor ihn hin, sprach seine Gesinnungen und Gefühle der Bewunderung unverholen aus und bat dringend, ihn in den Kreis seiner Schüler aufzunehmen.

Der weise Rabbi warf nach seiner Gewohnheit einen langen, schweigenden, aber tief durchdringenden Blick auf den Fremden und war sofort mit sich im Reinen, daß nur eine schnell auflodernde Begeisterung sowie die Aussicht auf einst ermöglichte irdische Vortheile den Entschluß des Mannes erweckt, gereift und gezeitigt hatten. Mit seiner gewöhnlichen Milde, erhöht durch sein wundersam melodisches Organ, beantwortete er das Begehren des Jünglings folgendermaßen: „Ein jeder Redliche ist mir als Schüler willkommen, bedenke aber, daß Du in meiner Gesellschaft kein üppiges und behagliches Leben führen kannst; die Füchse des Waldes haben ihre Gruben und Höhlen, die Vögel unter dem Himmel haben ihre Nester in den schattigen Zweigen der Bäume; wer sich aber, wie ich, dem Heile der Menschheit widmet, hat nicht so viel Eigenes, daß er darauf sein Haupt niederlegen möge zum Schlummer. Dazu auch warten Gefahren meiner und Allen, die mir anhängen, denn der Feinde ist eine Legion, die auf mein Verderben sinnen Tag und Nacht. Hast Du dies bedacht und bist Du wirklich geneigt, mir zu folgen, so mußt Du zuvor allem irdischen Vortheil entsagen und nur nach himmlischen Gütern trachten; kannst Du Dich dazu entschließen, so folge mir."

Das Antlitz des Mannes verdüsterte sich merklich; schweigend wendete er sich ab und verlor sich in der Menge. Jesus sah ihm eine Weile in Gedanken verloren nach; dann wendete er sich seinen Schülern zu und benutzte die Gelegenheit, sie daran zu erinnern, wie schwer es den an Wohlleben gewöhnten Reichen werde, der geistigen Veredelung ein Opfer zu bringen, für Recht und Wahrheit zu dulden und zu entbehren. Ja er soll sich der bildlichen Redeweise bedient haben, es sei eher möglich, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme.

Nachdem wir uns über die angeblichen Wunder und Mysterien, mit denen die Evangelisten in falschem Eifer dem Christenthum zu nützen, das erhabene Bild Jesu verunstalteten, bereits ein festes Urtheil bezüglich ihres mythischen Charakters gebildet haben, dürfen wir die vielen nichtssagenden Krankenheilungen, welche namentlich durch die angeblichen Reliquien-Wunder bei uns in schlechtem Geruch stehen, so wie gar die wunderbaren Teufel-Austreibungen als der Erwähnung

unwürdig übergehen, da wir nicht phantastische Märchen, sondern geschichtliche Denkwürdigkeiten aus dem Leben des großen Volkslehrers darzubieten versprochen.

21.

Die Bergpredigt Jesu.

Nahe dem genannten Städtchen Capernaum, kaum eine geographische Meile vom Ufer des Galiläischen Meeres entfernt, erhebt sich ein waldiger Hügel, von dessen Gipfel sich eine prachtvolle Aussicht nach Peräa jenseits des Landsees ausbreitet, während am Fuße desselben blüthenreiche Fluren und lachende Weiler das trunkene Auge zum Genusse einladen.

Hier lagerte sich einst in jenen Tagen um ihren verehrten Lehrer die immer mehr anwachsende Gesellschaft der Freunde Jesu, deren Zahl von Stunde zu Stunde zunahm, als die Zeit herannahte, welche jeden rechtgläubigen Juden nach der Hauptstadt Jerusalem zur würdigen Feier des Osterfestes rief. Fest-Caravanen sah man deshalb auf allen Landstraßen sich bewegen, und Viele benutzten die Gelegenheit, Kranke und Gebrechliche zu dem großen Arzte zu bringen, dessen Ruhm bereits weit über die Grenzen des jüdischen Reiches hinausgedrungen war, und nicht minder angezogen von dem Rufe des kühnen Reformators als hochbegabten Lehrers und Sittenpredigers.

Eines Tages, gegen Abend, als die sinkende Sonne alle Gegenstände mit ihrem goldenen Purpur übergoß und die wunderbar magische Beleuchtung namentlich den auf einem erhabenen Vorsprunge stehenden Redner in imposanter Glorie erscheinen ließ, sammelte sich viel Volk, das man zu Tausenden zählte, zu seinen Füßen und harrte des Vortrags des gefeierten Lehrers. Man muß sich aber unter diesen Hörern nicht eine nüchterne Menge, wie sie etwa unsere nordischen, sogenannten christlichen Kirchen aufzuweisen haben, denken. Jene dem Kindesalter der Menschheit angehörenden Leute glaubten noch an ein unmittelbar vom Himmel herniederreichendes Band, das die Gottheit mit seiner Menschenschöpfung in Zusammenhang bringe, wie auch der Glaube von keinem Zweifel berührt war, daß der Teufel und seine Gesellen, die bösen und abgefallenen Geister, ihr Wesen unter den Sterblichen auf Erden zu treiben berufen seien. Die Empfänglichkeit einer solchen Ge-

meinde von erwachsenen Kindern findet kaum etwas Aehnliches in unsern Zeiten, so daß der Redner, welcher auf sie wirken wollte, deshalb seine Gedanken nothwendiger Weise in das geheimnißvolle, mystisch-poetische Gewand der Allegorie, der Parabel und des rhetorischen Bilderschmucks überhaupt hüllen mußte, um des Erfolges sicher zu sein, den er beabsichtigte. Die tief im Busen aufdämmernde Ahnung der Wahrhaftigkeit half dem etwa mangelnden Verständniß nach, wenn der Redner sich in seinem Gedankenfluge etwa zu hoch über die sinnlich-faßbare Wirklichkeit erhob. Zuweilen tauchte auch wohl ein bescheidener Zweifel auf; dann aber wußte Jesus, der fort und fort in den Gesichtern seiner Hörer las, durch eine eigenthümliche Wendung seiner Rede, oft auch nur durch einen Blick oder ein bedeutsames Lächeln den Widerspruch auf ein bescheidenes Maß herabzustimmen oder ganz zu beseitigen. Im großen Ganzen ahnte man aber das Göttliche in dieser gewaltigen Menschenerscheinung und glaubte, was man hoffte und hier mit so großer Bestimmtheit verkündigen hörte: das Herannahen des Gottesreichs, das sich Jeder mit den frohesten Erwartungen ausschmückte. Auf jedem Schritte: in der Wolke die vorüberzog, im Samenkorn das erkeimte, in der Aehre die sich golden färbte, sah man die Zeichen des herannahenden Reiches Gottes; man wähnte sich am Vorabend des Tages, an welchem man Gott schauen werde. Die Thräne der Dulder verwandelte sich durch diese Hoffnung zur Wonne; in Jesus selbst sah man den Verkünder, den Helfer und Vollbringer Dessen, was man seit Jahrtausenden mit so großer Sehnsucht erwartete; kurz, man sah in ihm den gottgesandten Messias, auch wenn er es selber nicht verkündete, daß dem so sei.

Jesus erhob nunmehr seine Hände zum Himmel und warf einen langen begeisterten Blick auf das prachtvolle Naturgemälde rings umher, neigte sich dann zu einem stillen kurzen Gebet und begann nun mit wohltönender Stimme jene unvergleichliche Rede, die unter dem Namen der Bergpredigt allbekannt und allbewundert worden, die man mit Recht als den hochpoetischen Kern der christlichen Lehre und zugleich als den Culminationspunkt der Redekunst Jesu betrachten darf. Der leitende Grundgedanke dieser meist sehr tiefsinnigen Rede ist die Selbstbefreiung von dem Wust der jüdischen Religionssatzungen, die Erhebung zu einer reinen Gottesverehrung, zu idealen Tugenden, namentlich der Menschenliebe, Gerechtigkeit, Mildthätigkeit, Barmherzigkeit, Heilighaltung der göttlichen Autorität und Unterordnung des Selbstgefühls unter die Forderungen der allgemeinen Wohlfahrt, in welcher allein man sein Glück, seine Befriedigung, seine Beseligung finden soll,

wie sich die Phantasie ein solches Dasein unter dem Bilde des Himmelreichs, des Reiches der Glückseligen, ausmalt. Nach einer neueren Uebersetzung des griechischen Urtextes sprach der weise Rabbi etwa Folgendes:

„Glückselig preise ich, die da noch Kinder am Geiste sind, denn meine Lehre findet bei ihnen Raum und eine gute Stätte, so ist denn das Himmelreich ihrer.

Es mögen sich der Zukunft getrösten, die da Leid tragen, denn so sie sich meiner Lehre zuwenden, werden sie Freude die Fülle haben.

Wohl Denen,' die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit denn durch mich sollen sie gesättigt werden.

Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden die Thoren überwinden, und das Erdreich wird in ihren Besitz kommen.

Glücklich zu preisen sind die Barmherzigen, denn es kommt die Stunde, wo ihnen mit Gleichem vergolten werden soll.

Selig sind die reines Herzens anschauen die lebendigen Werke der Schöpfung, denn das Antlitz des Herrn leuchtet aus dem Verborgenen, als eine rechte Offenbarung; und also werden sie Gott schauen.

Selig sind die Friedfertigen, denn der Hader gebäret die Sünde; aber die Liebe ist der lebendige Odem des Herrn, darum werden sie Gottes Kinder heißen.

Zaget nicht, da man euch hasset und verfolget, um der Gerechtigkeit willen; denn so ihr ausharret, wird euer Lohn groß sein, da ihr am Himmelreich bauet.

Kümmert euch nicht, da euch die Menschen schmähen und verfolgen um meinetwillen, und reden allerlei Uebels wider euch; denn die Lüge kommt auf ihren Nacken und währet nicht lange! So getröstet euch denn und seid gar fröhlich, denn es wird euch herrlich vergolten werden; es ist aber keinem Propheten anders ergangen vor Zeiten, wer kann sich rühmen, die Thoren zu bessern von heute bis morgen.

Ihr seid das Salz der Erde; so nun das Salz fad' würde, womit sollte man würzen? Wahrlich, es wäre hinfort nichts nütze, als daß man es hinaus würfe auf die Gasse und lasse es zertreten von den Leuten, die hin und wieder gehen.

Und abermals nenne ich euch das Licht der Welt; so trachtet denn die Steige zu hellen, die zum Heile führen. Bedenket aber: es mag die Stadt die auf einem Berge lieget, nicht verborgen

sein. Darum so trachtet nicht euch zu verhüllen, so doch eure Botschaft aller Welt offenbar werden soll.

Denn wisset: Niemand zündet ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, daß es erstickе, sondern stellt es säuberlich auf einen Leuchter, auf daß es dienstbar sei Allen, die im Hause umgehen.

Also lasset auch ihr euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen, und hören die Stimmen, die da weise reden, und preisen den Herrn über Alle, der euch also begnadet hat.

Meinet aber nicht etwa, daß ich gekommen, das Gesetz und die Lehren der Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen zu lösen, sondern zu erfüllen Alles das die Weisen gelehret in ihrer Weisheit; der Thorheit aber und dem Lügengeiste soll ein Ende werden in unsern Tagen.

Denn dieses sage ich euch: die Wahrheit, welche aus Gott stammt und lügt nicht den Gesetzen, die da lebendig einhergehen durch die Schöpfung, ist ewig wie die Welt. So werden Himmel und Erde eher vergehen, denn der kleinste Buchstab noch Tüttel von solchem Gesetz, und wird der Tag kommen, wo Alles erfüllet ist.

Wer nun aber den Menschen lüget und verachtet das kleinste Gebot, das der Herr geschrieben in das Buch der Lebendigen und stehet verzeichnet droben mit goldener Schrift am blauen Gewölbe, der wird der Kleinste heißen, wenn das Himmelreich sich erfüllet hat; wer aber die Zeichen ergründet und lehret die Menschen was wahrhaftig ist, der wird groß heißen im Himmelreich.

Denn ich sage euch dieses: es sei denn, daß eure Lehre und euer Trachten besser sei, denn das der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nimmer das Reich der Glücklichen erstreben schon hier auf Erden, welches ist das Himmelreich.

Ihr habt vernommen, daß zu den Alten gesagt ist: du sollst nicht tödten! Wer aber tödtet, der soll des Gerichts schuldig sein.

Ich aber sage euch: wer seinen Mitbruder ärgert, der ist des Gerichts schuldig; und wer Rache übt, daß er Lust habe an dem Unglück seines Feindes, der ist des Verbrechens schuldig. Es wahre aber ein Jeder seine Zunge, denn Mancher saget zu seinem Bruder: „Du Narr!" und erwecket damit ein lodernd Feuer in seiner Brust.

Darum so du beschlossen, eine Gabe zu opfern auf dem Altar, und gedenkst, daß Einer lebe, der Etwas wider dich habe, so laß deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfere deine Gabe.

Sei willfährig zur Sühne deinem Widersacher, dieweil du noch Odem hast, damit er dich nicht dermaleinst überantworte dem Richter, und der Richter seinem Vollstrecker, danach du der Strafe nicht entrinnst. Ich sage dir, du wirst nicht von dannen gehen, bis du auch den letzten Heller bezahlest.

Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch: wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen, denn so er's vermöchte, gebräche es der That nicht.

So dir aber dein Auge Aergerniß bietet, daß du lüstern werdest zu sündigen, so wende es ab, also daß du es mit Nacht bedeckest oder mit Ferne, auf daß du der Versuchung entrinnst und fliehest vor dem Anblick, der dich verlocket; es ist dir viel besser, daß du deine Sinne ertödtest, da der Geist nicht ihrer Herr ist, als daß du der Lust fröhnest und rennest in ein ewiges Verderben.

Aergert dich deine rechte Hand, also daß du sie ausstrecken möchtest zu bösen Thaten, als da sind: Unzucht, Diebstahl, Mordlust, Brandlegen oder was immer an Lastern die Erde schändet und das Bild also ein Trug ist an Gottes Verheißung: wäre es besser, daß sie verdorrte vor der That, um der Schande willen; denn es ist erträglicher, daß eines deiner Glieder verderbe, denn daß solche Thaten zum Himmel schreien.

Ihr wisset auch, daß geschrieben steht: wer sich von seinem Weibe scheidet, der ist schuldig ihr einen Scheidebrief zu geben. Ich aber sage euch, wer sich von seinem Weibe scheidet — es sei denn, daß sie die Ehe gebrochen — der ist schuldig an ihr, da sie nun etwa die Ehe bricht. Und wer eine Geschiedene freiet, der bricht die Ehe.

Und weiter habt ihr gehört, daß vom Gesetze geboten worden, den Eid heilig zu halten um Gottes willen, da man bei seinem Namen schwöret.[5] Ich aber sage euch, daß ihr nimmermehr schwören sollt, weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Stuhl, noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel, noch bei dem Erhabensten, das die Menschen geheiligt auf Erden. Auch sollst du nicht schwören bei deinem Haupte; denn du vermagst nicht, einem einzigen Haar daran Wandel zu schaffen. Eure Rede aber sei ja! ja! nein! nein! Was darüber ist; das ist vom Uebel.

Es stehet auch geschrieben und ist gelehrt von den Alten: „Auge um Auge! Zahn um Zahn!“ Ich aber sage euch, daß ihr der Rache widerstreben sollt, um Gottes Willen. Und wer dich be-

leidigt durch Thaten, den suche zu versöhnen durch liebreiche Worte, denn wer einen Feind also besieget heute, kann sich vielleicht morgen seiner Liebe getrösten und hat einen Schatz gehoben, daß ihm also der Schaden vergolten werde zwiefältig.

Und wiederum: so mit dir Jemand rechten will um deinen Rock, gehe ihm aus dem Wege, und solltest du auch den Mantel dazu lassen müssen, denn der Hader trachtet nach Beute, und eines Halmes halber möchtest du den ganzen Acker verlieren. Nöthigt dich aber Einer eine Meile mit ihm zu gehen, so laß dichs nicht verdrießen und gehe mit ihm zwei. Meine Lehre aber gilt für alle, und wer sie erfüllet, leihet auf Zinsen. So gieb auch dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will, es sei denn, daß er rüstig sei zu schaffen und fröhne dem Laster, so sorge denn, wie ihm Rath wird.

Und wiederum stehet geschrieben, du sollst lieben deinen Nächsten und hassen die, so dir Feind sind. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr ähnlich werdet eurem himmlischen Vater, der da lässet aufgehen seine Sonne über die Bösen und über die Guten, und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte.

Denn so ihr liebet, die euch lieben, was ist Großes daran, daß man es rühme? Und so ihr euch nur haltet liebreich zu euren Brüdern und Freunden, weß Lohnes ist die That werth, daß man sie erhebe? Thut desgleichen nicht auch die unvernünftige Creatur? Wer aber meine Lehre annimmt, derjenige soll streben nach Vollkommenheit, auf daß er ähnlich werde dem Vater über alle, der alles Leben geschaffen und uns alle umfasset mit seiner unendlichen Liebe.

So ihr aber wohlthut dem Geringen und öffnet eure Hände den Armen, so achtet denn, daß es nicht gesehen werde von den Leuten um des Ruhmes halber, anders ihr euren Lohn dahin habt vor Gott, der die Gedanken durchschauet und erkennet die Absicht. Also hüte dich, da du Almosen giebst dem Dürftigen und lasse nicht vor dir her posaunen, wie es die Heuchler thun in den Schulen und auf den Gassen, damit sich Rühmens erhebe unter den Leuten; wahrlich ich sage euch, die Gutthat erstirbt also vor dem Auge des Gerechten.

So du aber Barmherzigkeit übest, weß immer es sei, so lasse denn die linke Hand nicht wissen, was die rechte thut, auf daß deine

Mildthat verborgen bleibe. Dem Ewigen aber, der in die Verborgenheit schauet, ist die That unverloren in den Zeiten, die dahin gehen und kehren nicht wieder.

Also auch, wenn du betest, so geberde dich nicht wie die Frömmler, die sich schmücken und liebäugeln mit ihrem Bilde, bevor sie in die Schulen gehen und in die Tempel, und wandeln zierlich geschmückt in den Gassen, auf daß sie gepriesen werden von den Leuten. Wahrlich ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin. Wenn du aber zu beten gedenkst, so gehe in dein Kämmerlein, da dich Niemand belauscht, und rede zu Gott, dem gewaltigen Schöpfer und Beherrscher der Welten, vertraulich als zu deinem Vater, und er, der in das Verborgene siehet, wird dir's vergelten öffentlich.

Zu einem Gebete bedarf es nicht vieler Worte, und sollt ihr darum, da ihr betet, nicht viel plappern wie die Heiden, die da meinen, es zaudere die Erhörung nicht, wenn man viel schwätzet. Hütet euch, ihnen zu gleichen, denn euer Vater weiß, wessen ihr bedürfet, ehe denn ihr ihn bittet.

So höret nun aber diese Worte und lernet, wie ich bete zu meinem Gott. „Unser aller Vater über den Sternen! Dein Name sei von allen Völkern geheiligt! Ein einiges Reich der Beglückung erfülle die weite Erde, also daß dein Wille geschehe hienieden wie im Lande der Seligen. Gesegne unser Mühen um das tägliche Brot; vergieb uns des Irrthums Schuld, so wie auch wir gern vergeben wollen denen, die uns kränken. Bewahre uns Herr vor der Versuchung zum Bösen, behüte uns vor Allem Uebel; denn die Fülle der Gaben ist dein, dein ist die Kraft und die Herrlichkeit von Anbeginn bis in alle Ewigkeit. Amen.

Vor Allem aber sage ich euch, geht mit dem Bruder nicht ins Gericht um seiner Fehler halber; denn so ihr ihm nicht vergebet, wird euer Vater euch auch nicht vergeben. Wer aber gedenket fromm zu wandeln vor dem Herrn, soll nicht gedenken der Augen der Menschen, die auf ihn sehen, so daß er sein Antlitz etwa verstellet und harret, bis man ihn preise; doch wird die Lüge offenbar, und die Welt kennet den Heuchler wohl.

So du aber gehest dem Herrn zu dienen um deiner Beseligung halber, so reinige denn zuvor deinen Leib von dem Staube der Nothdurft, und schmücke ihn anständig, auf daß du dich ehrest vor dir selber und vor den Leuten; so gehet dann der Geist in Eintracht mit dem Körper, zur Zeit, da der Mensch sich reinigen will

im Gebet von den Schlacken des Zwieträchtigen und dem Staube der Gewohnheit.

Trachtet vor Allem nicht Schätze zu sammeln über des Lebens Nothdurft hinaus, daran die Motten und der Rost nagen, und der die Diebe verlocket, daß sie darnach graben und sie stehlen; denn bei dem Schatze rastet das Herz. Sammelt euch vielmehr Schätze des Geistes, davon weder Motten noch Rost fressen und darnach die Diebe nicht graben, und kann Niemand von euch nehmen, da ihr lebet.

Das Auge ist des Leibes Licht und leuchtet von außen nach innen; so lernet nun alle Dinge im rechten Lichte schauen, einfältig, wie sie sind, und thut nicht hinzu von Aberwitz und Mißtrauen, auf daß ihr nicht in die Irre gehet und trüget euch selber. Denn wenn das Auge ein Schalk ist, so ist sein Licht kein Licht und wohnet drinnen die Finsterniß; die Finsterniß aber ist der Tod.

Es ist ein schwer Ding, zweien Herren dienen, denn des Menschen Wesen ist eins, und eine gespaltene Zunge richtet Unheil an; so ist auch die Liebe nur eine und Niemand kann Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich euch: ängstigt euch nicht um des Lebens Nothdurft, da ihr grübelt um der Zukunft halber, und sorget: was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Es genüget dem Leben eine geringe Speise, und prächtige Kleider kräftigen den Leib nicht; der Fleißige aber hat des Segens Verheißung. Sehet die Vögel an und allerlei Gethier! Sie säen nicht, sie ernten nicht und nur wenige sammeln in ihren Höhlen; und unser aller Vater nähret sie dennoch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?

Wer ist unter euch, der seiner Größe eine Elle zulegen könnte durch Prunk, ob er gleich darum sorgte? Warum denn sinnet und sorget ihr euch künstlich zu schmücken? Schauet die Lilien an auf dem Felde, wie sie gedeihen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht; dennoch aber sage ich euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht herrlicher gekleidet gewesen ist wie derselben eine. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet und morgen in die Raufe geworfen wird, sollte er nicht viel mehr sorgen für euch? O ihr Kleingläubigen! Darum denn so rühret die Hände zum Fleiße und hernach sorget nicht, denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr deß Alles bedürfet.

Trachtet aber zunächst nach dem Reiche Gottes, daß ihr bauet Alle an der Beglückung Aller in gegenseitiger Liebe als Kinder

eines Vaters; denn das ist die Gerechtigkeit von Gott, daß sich Keiner höher achte als der Andere und beute seine Gabe aus, nicht nur für sich, sondern für Alle, nach dem Bilde seiner Gerechtigkeit; darnach wird euch dieselbe zufallen aus Verdienst. Der Träge aber füllet seine Eimer nur aus Gnaden, da er nicht wirket im Haushalte des Herrn. Darum, so schaffet denn heute, auf daß ihr nicht zu sorgen habet für morgen. Es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe.

Abermals aber sage ich euch: richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet, denn wer behende ist in der Zunge, daß er den Nächsten züchtige, der fordert den Stachel gegen sich, und wahrlich es hat jeder seine wunde Stelle. Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht inne den Balken in deinem Auge? Oder wie darfst du sagen zu deinem Bruder: „Halt, ich will dir den Splitter ziehen aus deinem Auge“ und siehe, ein Balken ist in deinem Auge! Du Heuchler, ziehe zuerst den Balken aus deinem Auge, und darnach trachte, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge schaffest.

So ihr nun heiliget meine Lehren und sammelt die Perlen meiner Worte, sehet wohl zu, wie ihr damit haushaltet; denn die sich weise dünken und bändigen die Geister durch Knechtschaft, und heißen sich Schriftgelehrte: dieselbigen sind meinen Worten gram, also auch was ihnen anhängt. So sollt ihr nun das Heiligthum nicht den Hunden geben und eure Perlen nicht vor die Säue werfen, auf daß sie dieselben nicht unter die Füße treten und sich wenden und euch zerreißen.

Es ist zwar Vieles noch nicht offenbar, was ich euch lehre; es wird aber offenbar werden Alles, ob es euch auch zur Zeit dunkel erscheine, und wird erhellet durch das Licht das Jedwedem eingeboren, so er darnach trachtet mit redlichem Fleiße. Also sage ich euch: Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan. Denn wer da bittet, der empfängt, und wer da suchet, der findet, und wer da anklopfet, dem wird aufgethan.

Welcher ist unter euch Menschen: so ihn sein Kind bittet um Brot, der ihm einen Stein biete; oder so es ihn bittet um einen Fisch, der ihm eine Schlange biete? So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnet dennoch euren Kindern gute Gaben bieten, wie viel mehr wird der Vater über Alle Gutes geben denen, die ihn bitten.

Dieses aber nun ist das erste und höchste Gebot und mehr als das Gesetz und die Propheten: Alles, was ihr wollet das euch der Nächste thun soll, das thut ihm zwiefach. Gehet ein zu eurem Heile durch die enge Pforte; zwar gleißet ihr zur Seite ein breiter Weg und ihrer sind Viele, die darauf wandeln; doch führet er zum Unheil und hat nicht die Verheißung der Seligkeit. Der Weg aber, der zum Leben führt, ist eng und sehr schmal, und Wenige nur sind, die ihn finden.

Hütet euch vor den falschen Propheten, die da in Schafsklei-dern zu euch kommen; inwendig aber sind sie reißende Wölfe. Ein jeder Baum ist zu erkennen an seinen Früchten. Kann man aber etwa Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? Ein guter Baum bringet gute Früchte, ein fauler aber bringet arge Früchte. Darum, so ist nun ein Jeglicher zu erkennen an seinen Früchten. Da nun ein Baum nicht gute Früchte trägt und letzet das Auge durch seine Blüthen, oder ist linde durch seinen Schatten, so bleibt nichts anders, als daß man ihn tilge und setze einen andern an seine Stelle. Dieses aber sage ich euch um der Lehre willen, darinnen wir einhergehen gleich unsern Vätern so manche Zeiten, und haben der Früchte geringe oder keine, oder sind voll Gift und Galle; so soll es nun ein Ende werden mit ihr zu unsern Zeiten für alle kommenden bis an der Welt Ende.

Es werden aber nicht Alle, die zu mir sagen: Herr! Herr! und tragen meinen Namen auf ihrer Zunge, Theil haben an dem Reiche, das ich gekommen zu begründen gleich einem Himmelreich auf Erden; sondern die den Willen thun des Ewigen, welcher ist uns Allen ein rechter Vater, wie ich es euch verkündete von Anbeginn.

Es werden aber die Tage kommen und sind nicht gar ferne, wo Viele zu mir sagen werden: Herr! Herr! haben wir nicht in deinem Namen gepredigt und deine Lehre verkündet? Haben wir nicht unter deinem Zeichen die Ungläubigen bekämpft und das Laster und die Sünde? Haben wir nicht Thaten gethan zu deiner Ehre in allen Landen? Dann werde ich ihnen bekennen meine Gedanken, und sie sollen erfahren: ich habe euch noch nie erkannt! Weichet Alle von mir, ihr Uebelthäter!

Darum, wer diese meine Rede vernimmt und trachtet dar-nach, daß er sie auslege und darnach handle mit Begier, den vergleiche ich einem klugen Manne, der, da er zu bauen gedachte, sein Haus auf einen Felsen baute. Da nun ein Platzregen fiel und ein groß Gewässer kam, die Winde wehten und an das Haus stießen,

fiel es dennoch nicht, denn es war auf einem Felsen gegründet. Wer nun aber meine Lehren höret und achtet ihrer nicht in seinem Thun, der ist einem thörichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand baute. Da nun ein Platzregen fiel und kam ein Gewässer und wehten die Stürme und stießen an das Haus, da fiel es um und that einen großen Fall."

Diese erste und schönste Probe von Jesu außerordentlicher Begabung, das Volk zu lehren, möge genügen. Der Evangelist fügt dann auch am Schlusse die Bemerkung hinzu: „Das Volk entsetzte sich über seine Rede, denn er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten." Auch sind der kühne Schwung seiner Rede, die treffenden Gleichnisse in den Parabeln, durch welche er seine reichen Ideen über die eigentliche Würde des Menschen, seine moralische Veredelung, die Universalität der Berechtigung an Lehre und Beglückung, so wie auch an die Gegenseitigkeit der Liebeswerke, und vor Allem auch die Verwerflichkeit der mosaischen Ceremonial-Gesetze, wie er solches Allen verständlich und ergreifend darthat, mit nichts Dagewesenem zu vergleichen. Daneben zeigte sich bei allen Gelegenheiten seine unendliche Menschenliebe und Herzensgüte, namentlich gegen den schwächeren Theil (Frauen und Kinder) und gegen Leidende, wie er denn vorzugsweise Kranken und Leidenden seine Hilfe zuwendete: alles Züge seines liebenswürdigen Charakters, denen selbst die wundersüchtigste Ueberschwänglichkeit seiner einfältigen ältesten Biographen auch in den Augen der Vernünftigen keinen Abbruch thun kann.

Zwar behaupten die jüdischen Gelehrten unserer Zeiten, daß alle von Jesus gepredigten und in so hohem Ansehen stehenden Schriften des sogenannten Alten Testaments vorhanden wären, und wissen auch eine Menge Belege anzuführen. Wo aber findet man eine so präcise Zusammenstellung dieser Lehren, wo die poetische Ausschmückung, durch welche eben die wundergleiche Wirksamkeit auf das Gemüth der Hörenden, und zugleich die allgemeine Anerkennung und unvergängliche Dauer für alle Zeit hinaus erzielt wurde? Wo, frage ich ferner, war je ein Prophet der alten jüdischen Schule, der es wagte, den lächerlichen Uebertreibungen und Anforderungen der Mosaischen Gesetzgebung, wie solche, gegen die Gesetzlichkeit von Vernunft und Natur, als göttlich gepriesen und befolgt wurden, öffentlich den Krieg zu erklären, wie z. B. dem läppischen Speisegesetz, das er mit dem kurz und bündig gefaßten, ewig gültigen Spruche verwarf: „Nicht was durch den Mund eingehet, wohl aber was herausgeht, ist geeignet, den Menschen zu verunreinigen." Eine Zusammenstellung seiner schönsten Reden und Parabeln (außer

der Bergpredigt) könnte hier vielleicht wünschenswerth erscheinen; da sie jedoch den meisten Lesern bekannt, darf solche füglich unterbleiben.

22.

Die politische Intrigue enthüllt sich. Die Priester-Partei sendet Kundschafter gegen ihn aus.

Reden, wie die eben angeführte Bergpredigt, deren kühne Sprache auch dem Duldsamsten die Absichten unseres Volkstribunen offen darlegen mußte und wohl geeignet war, Bedenken zu erregen, scheint auch den Regenten von Galiläa, Herodes Antipas, mehr als bisher auf die außerordentliche Persönlichkeit Jesu aufmerksam gemacht zu haben, zumal es ihm nicht verborgen bleiben konnte, daß eine gewisse politische Partei immer augenscheinlicher mit ihren revolutionären Plänen hervortrat, zu deren Verwirklichung man als Centralpunkt längst schon den jungen, stets redefertigen und kühnen Rabbi ersehen hatte, und wie man eben in dieser Zeit mit neuen Plänen zur Verwirklichung jener Idee sich beschäftigte.

Leider lag es in den Tendenzen der evangelischen Geschichtsschreiber des Lebens Jesu, mehr die mystisch-religiöse Seite seines Wirkens dem Lichte zuzuwenden, als die politisch-revolutionäre, die doch die eigentliche Triebfeder der ganzen tragischen Begebenheit bis zur Katastrophe hinaus war; sonst würden wir andere und wichtigere Data zu besprechen haben, während wir jetzt solche politische Thatsachen von dieser Seite her fast nur aus dürftigen Andeutungen, welche das wundersüchtige Volk und die Biographen als Nebensache betrachteten, ja fast nur aus Combinationen erforschen und zusammenstellen müssen, um der Wahrheit die phantastische Mosesdecke abzustreifen.

Zu diesen dürftigen, dessen ungeachtet aber erstaunlich wichtigen Andeutungen gehört auch die vom Evangelisten Johannes anscheinend nur hingeworfene Bemerkung: „*Da nun Jesus merkte, daß sie vorhatten zu kommen und ihn fortzureißen, damit sie ihn zum König machten, entwich er wiederum auf den Berg, er ganz allein.*“ So klingt die Stelle ungefähr im Urtext. Andere Uebersetzungen erscheinen etwas abweichend; z. B. die katholische Vulgata: „*Da Jesus nun wußte, daß sie kommen würden, um ihn zu nehmen und zum Könige zu machen u. s. w.*“ Professor von Eß übersetzt richtiger:

„daß sie kommen und ihn mit Gewalt zum Könige machen würden;“ wogegen Luther bekanntlich die kurze, aber inhaltreiche Stelle folgendermaßen wiedergiebt: „Da Jesus nun merkte, daß sie kommen würden und ihn haschen, daß sie ihn zum Könige machten, entwich er abermal auf den Berg, er selbst allein.“

Lassen wir die Richtigkeit der Uebersetzung dahingestellt, so geht aus derselben doch so viel hervor, daß in dieser Periode des Lebens und Wirkens Jesu ein abermaliger Versuch gemacht wurde, den längst gehegten und schon einmal gescheiterten Plan, den hoch gefeierten Freund des Volkes an die Spitze einer politischen Umwälzung zu stellen, wieder aufzunehmen, und es hätte nur der Zustimmung desselben bedurft, um aus ihm, anstatt den größten aller sittlichen und religiösen Reformatoren, einen Masaniello, Pugatscheff oder Thomas Münzer zu machen.

Davor bewahrte ihn glücklicher Weise die Redlichkeit seiner Absichten, vielleicht auch sein scharfer Verstand, der das Unhaltbare jenes tollkühnen Planes erkannte, vereint mit dem guten Rathe seiner essäischen Freunde, denen recht gut bekannt war, daß ihre gehaßtesten Feinde, die heuchlerischen Pharisäer, die Hände dabei im Spiel hatten und vielleicht, ja höchst wahrscheinlich, die geheime Machination begünstigten, um den ihnen gefährlich werdenden jungen Rabbi auf diese Weise ins Verderben zu bringen.

Matthäus, der erste und älteste der Evangelisten, war ohne Zweifel mit jenem Plane, Jesus zum König auszurufen, bekannt, geht aber niemals umfassender darauf ein. Er, oder vielmehr seine um mehr als hundert Jahre später lebenden Ueberarbeiter des Urtextes verrathen in den willkürlichen, phantastischen Zuthaten, wie in mehreren kurzen geschichtlichen Thatsachen nur beiläufig, daß jene planmäßig als Lockspeise ausgehängte Königswürde seinerseits ein öffentliches Geheimniß war, welches man sowohl zur mythischen Verherrlichung des großen Weisen, wie auch um den Stachel des Hohnes von Seiten seiner Feinde und Verderber zu schärfen, benutzte. So legt man u. A. jenen räthselhaften Magiern schon bei der Geburt Jesu die Frage in den Mund: „Wo ist der neugeborene König der Juden?“ Und im Verlaufe des Anklage-Prozesses fragt Pilatus: „Sage an, bist du der Juden König?“ Ja die römischen Soldaten, seine Wächter, wußten selbst davon, denn sie höhnten ihn mit den Worten: „Gegrüßet sei du, der Juden König!“ Und selbst über dem Kreuze, an welchem er den Tod erleiden sollte, hatte der satanische Witz jener jüdischen Pfaffen, die hier mit Wonne das Opfer ihrer Rache bluten sahen, die spöttische Inschrift ausgehängt: „Der Juden König!“ obwohl ihnen genügend bekannt war, mit welchem

Abscheu er ihren Plan, ihn zum König der Juden auszurufen, verworfen hatte. Freilich scheint das Gelingen ihres Planes einmal nahe daran gewesen zu sein, denn alle seine Biographen erzählen einstimmig, daß Jesus, als er Jerusalem nach längerer Abwesenheit wieder besuchte, vom Volke mit großem Enthusiasmus eingeholt wurde, wo das freudetrunkene Volk ihn mit dem Zurufe begrüßt habe: Gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn, ein König von Israel! (Wir kommen auf diese Thatsache später zurück.)

Wenn nun die Evangelien als geschichtliche Quellen sammt und sonders nur mit großer Vorsicht zu benutzen sind, so bleiben dem Forschungsgeiste dennoch zahlreiche Mittel gegeben, die Spreu vom Weizen zu sondern; namentlich werden die alten Herren dadurch ihre eigenen Verräther, daß sie das Motiv ihrer Dichtung unter der Formel: „auf daß erfüllet würde“ und dann auf das Alte Testament (namentlich auf die Propheten) hindeutend selber angeben. Auch bietet die Vervierfachung der Erzählungen vielfach Mittel dar, den geschichtlichen Kern von den mythischen Anhängseln zu säubern, abgesehen von einem sogenannten Fühler, der den scharfsinnigen Forscher durch die fortgesetzte Beschäftigung mit seinem Gegenstande bei seiner Arbeit unterstützt. Wir dürfen demnach mit Recht annehmen, daß die Königs-Intrigue auf Wahrheit beruht, und finden uns berechtigt, gerade diesen Moment — wie sehr ihn auch die Evangelisten vernachlässigt haben — als den eigentlichen Angelpunkt der ganzen tragischen Begebenheit hinzustellen. Beiläufig erwähnt, war Jesus über die Absicht seiner Feinde, ihn von dieser Seite zu verderben, d. h. ihn mit einer politischen Schuld zu belasten, völlig klar, so daß er bezüglich dieser Gefahr stets auf seiner Hut war, wofür auch jene bekannte scharfsinnige Antwort spricht, als man ihm ein römisches Stück Geld zeigte und dabei fragte: „Meister, ist es Recht, daß man dem Kaiser Zins gebe?“ Er fragt dem entgegen: „Weß ist das Bild und die Ueberschrift?“ Antwort: „des Kaisers!“ „Nun denn,“ entgegnete Jesus, „so gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ Dergleichen kleine Züge, eben weil sie nicht die Absicht apostolischer Vergötterung und Verhimmelung an sich tragen, sind als geschichtlich anzuerkennen, namentlich, wenn sie wie hier den Charakter der politischen Intrigue, mit der wir es zu thun haben, an sich tragen.

In die Periode jener Tage, wo Jesus dem Volk in der früher angedeuteten Bergpredigt seine Lehren und Meinungen vortrug, fällt auch jenes vielgepriesene angebliche Wunder von der Speisung der 500 Personen mit wenigen Broten und Fischen, das wir aber um so mehr

übergehen können, als man sofort den mythischen Charakter dieser Erzählung erkennt, die offenbar einer angeblichen Erzählung aus dem Leben des Propheten Elisa nachgebildet ist (s. 2. Buch der Könige, Kap. 4, V. 42) und überdieß als naturwidrig keine Beachtung verdient. Von größerer Wichtigkeit für die geschichtliche Darstellung des Lebens Jesu ist, daß nach besondern, nicht aus den Evangelien geschöpften Nachrichten eine wirkliche, im geheimen Bunde der Verschworenen beschlossene öffentliche Proklamation Jesu zum Könige der Juden im Werke war, zu deren Ausführung man nothwendig der Person desselben bedurfte. Diese Thatsache wird, abgesehen von Allem, dadurch bestätigt, daß sie später bei der öffentlichen Anklage von Pontius Pilatus als ein Beweis der Strafbarkeit geltend gemacht wurde, und daß Jesus von seinen essäischen Freunden unterrichtet und gewarnt, sich eilend auf die Flucht begab und nicht früher rastete, als bis er ein sicheres Asyl in Phönicien gefunden hatte.

Dieser aus der ältesten Geschichte wohlbekannte Landstrich liegt an der Ostküste des Mittelländischen Meeres, ist etwa 30 Meilen lang und 4 Meilen breit, und die demselben angehörigen Küstenstädte Sidon und Tyrus finden in den biblischen Geschichten vielfach Erwähnung. Religion und Sprache der Bewohner des Landes waren in jener Zeit die der ältesten Kanaaniter. Der fabelhafte Ruf des jüdischen Reformators, Volkslehrers und Arztes war auch bereits zu ihnen gedrungen; es läßt sich daher erwarten, daß das durch die Mähr seiner Ankunft aufgeregte Volk sich zu Tausenden aufmachte, den wunderbaren Mann, den ruhmgekrönten Propheten zu sehen und zu hören.

Wenn man sich indeß der Mühe unterzieht, seiner Wirksamkeit in dieser wie in den bisherigen Perioden chronologisch zu folgen, so geräth man, seinen evangelischen Biographen nach, in ein solches Gewirr von märchenhaften und dennoch angeblichen Thatsachen und Wunderthaten, neben den bald verkehrtesten, bald wieder lehr- und sinnreichsten Parabeln und übertriebensten ethischen und moralischen Forderungen, daß es schwer fällt, sich in dem Chaos von Wahrheit und Dichtung zurecht zu finden und das Bild des großen Propheten in den wahren Rahmen zu bringen. Jeder Unbefangene wird dieser Versicherung Glauben schenken und uns beipflichten, daß Derjenige, welcher in unsern Tagen nur den zehnten Theil von dem reden und thun würde, was Jesus angeblich gesagt und gethan haben soll, dem Irrenhause zu übergeben wäre. Ebenso gewiß ist, daß der Jesus der Wirklichkeit keine so ungeheuerliche Erscheinung war, als ihn uns die zügellose Phantasie der späteren religiös-exaltirten jüdischen Bekehrungssüchtigen hinstellte.

Versuchen wir es, Jesus auf dieser seiner letzten Reise zu begleiten, die, wie wir gesehen, mit einer Flucht vor den Nachstellungen und Zumuthungen der politischen Verschwörer begann und anfänglich allein, ohne alle Begleitung fortgesetzt wurde, was er überhaupt (wie aus mehreren Beispielen hervorgeht) liebte, um in stiller, abgesonderter Beschaulichkeit seinem großen Plane nachzudenken. Bei einzelnen Momenten dieser Art deutet die evangelische Geschichte — leider freilich unter wundersüchtiger Ausschmückung — selbst darauf hin, daß er sich an abgelegenen Orten mit seinen essäischen Freunden unterhalten und seinen großen Plan besprochen habe. Die ungeheuerliche Einbildungskraft der Erzähler sieht das eine Mal in solchen Besuchern den leibhaftigen Teufel, ein anderes Mal die Geister verstorbener Propheten, z. B. Moses und Elias, da es ja der wundersüchtigen Theologie, namentlich der älteren Zeiten, in dieser Beziehung bekanntlich nicht leicht zu arg werden kann.

Nächst dieser unleidlichen Wundersucht, welche unserm Glauben die abgeschmacktesten Dinge aufzubürden versucht, ist es ein besonders widerlicher Zug jener Erzähler, daß sie in der Schilderung ihres Helden so widersprechend verfahren und die schönsten Züge in dem Charakterbilde Jesu oft mit läppischen Erfindungen wieder verwischen. Wer erinnert sich z. B. nicht des menschenfreundlichen Zwiegesprächs mit dem samaritischen Mädchen am Brunnen, wo er die Gleichheit der Menschen in der allumfassendsten Geltung predigt! Gleich die erste Scene auf der oben erwähnten Flucht bringt uns aber den schlagendsten Gegensatz zu jenen humanen Grundsätzen. Ein heidnisches Weib nämlich, so berichtet die Legende, lief weinend und schreiend dem Reisenden nach und flehte um Hilfe für ihre angeblich vom Teufel besessene Tochter. Jesus aber, heißt es, habe durchaus keine Notiz von ihr genommen. Die Jünger fanden sich belästigt durch das Geschrei und baten den Meister, die Ueberlästige zurückzuweisen. Was antwortet nun angeblich das Muster aller Humanität, der menschenfreundliche Jesus? Er sei *nur* zu den verlorenen Schafen des *Hauses Israel* gesandt! Und als das Weib nicht abläßt mit Bitten und vor ihm niederfällt und inbrünstig um Hilfe fleht, soll er sogar die unzarte Anspielung gebraucht haben: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde!“ Um der Ungereimtheit die Krone aufzusetzen, legt der Erzähler dem ganz ungebildeten Weibe die feine Wendung in den Mund: „Ja Herr, aber doch essen die Hündlein von dem Brosamen, der von des Herrn Tische fällt!“ Und jetzt erst fühlt Jesus sich bewogen, anscheinend in Folge der schlagend trefflichen Antwort, dem Weibe seine Bitte zu

gewähren, denn dieser sogenannte Brosamen stellt sich dar als die Genesung des vom Teufel besessenen Mädchens.

Wahrlich, jede Kritik ist hier überflüssig. Dergleichen plumpe Erfindungen richten sich selbst. Der geschichtliche Kern mag eine von den hundertfach vorgekommenen Krankenheilungen sein, die Jesus als Arzt neben seinem Lehrberuf mit so außerordentlicher Menschenfreundlichkeit ausübte, und die, bei dem Mangel an berufsmäßigen Aerzten in jener Zeit, wahrscheinlich die Haupttriebfeder der Volksansammlung um ihn gewesen sein mag. Matthäus läßt bei dieser Gelegenheit das Wunder vieler Tausende mit wenig Brot und Fischen, nebst Körben von Ueberbleibseln mit geringen Abweichungen sich wiederholen, dergleichen die unerbittliche Kritik längst in das große Fabelbuch geschrieben, weshalb eine weitere Erörterung überflüssig.

Es konnte indeß nicht ausbleiben (und die unbefangene Geschichte bestätigt es), daß die Aufregung des Volkes durch das kühne reformatorische Auftreten Jesu bei der jüdischen Priester-Partei steigernde Besorgniß erregte, wie sich denn aller Orten, wo er lebte und lehrte, sowohl Pharisäer als Saducäer unter dem Volke bemerklich machten, welche ohne Zweifel zur Beobachtung ausgeschickt waren und von Zeit zu Zeit mit spitzfindigen Fragen zu ihm heran traten, um sich in der Regel eine recht derbe, nebenbei oft auch witzige und treffende Abfertigung zu holen.

Eine derartige Abfertigung ereignete sich auch auf dieser Reise. Eines Tages, als Jesus eben aus dem Schiff gestiegen war, auf welchem er einen der vielen dortigen Landseen gekreuzt hatte, und abermals von dem begeisterten Landvolke als vermeintlicher Wunderthäter mit großem Jubel empfangen worden war, traten einige Priester aus der Menge hervor und zu ihm heran, meinend: wenn er wirklich der von Gott gesendete Prophet sei, für welchen er sich ausgebe, und wirklich Wunder verrichten könne, so müsse es ihm ja auch ein Leichtes sein, droben am Himmel ein unwiderlegliches Zeichen seiner göttlichen Wunderkraft, allem Volke erkennbar, zu geben, um so alle seine Feinde und Widersacher zu beschämen; sie selbst könnten und würden sich dann nicht länger sträuben, seiner Lehre anzuhängen.

Gegen solche Beweismittel ließ sich nichts einwenden; aber Jesus, wohl wissend, was es mit dem Volksglauben an seine Wunderkraft für eine Bewandniß hatte, und sich deshalb nie direkt auf dieselbe berufend, nahm auch jetzt eine von seinen geistreichen und pikanten Wendungen zu Hilfe, um die zudringlichen „Versucher“ (wie sie die Evangelisten zu nennen pflegen) abzufertigen. Er weist sie auf die Morgen- uad Abend-

röthe als bekannte Wetterverkündiger, als göttliche Wahrzeichen zukünftiger Dinge hin, und stellt in vorwurfsvoll gespitzter Wendung die jetzt vorbereitete gesellschaftliche Umwälzung mit ihnen in Vergleichung, die sie, obwohl sich so sehr weise dünkend, doch nicht einmal zu deuten verständen. „Des Himmels Gestalt," sagt er, „könnt ihr beurtheilen, aber die Zeichen der Zeit versteht ihr nicht zu deuten." Schließlich machte er sich noch in einer recht drastischen Weise über die lächerliche Wundersüchtigkeit der jüdischen Priesterkaste lustig, indem er sie an das alberne Märchen vom Jonas im Wallfische erinnert, meinend, daran hätten sie wohl für alle Zeit genug und ob sie wirklich ein solches Wunder von Ninive noch einmal erwarteten. Damit wandte er den Pharisäern den Rücken und verlor sich unter die Menge.

23.

Erklärung des Gottesreichs. Auslegung der bilderreichen Lehrsätze Jesu; Zweck und Absicht seiner Lehre.

Sowohl der Lauf der Begebenheiten an sich, als auch die Lehren, Sentenzen und Parabeln Jesu nehmen nunmehr von Tag zu Tag einen sonderbareren und begeisterteren Charakter an. Die sittlichen Anforderungen an seine Bekenner übersteigen alles Dagewesene, in manchen Beziehungen selbst das Menschenmögliche, namentlich was die Verleugnung alles Irdischen und die Hingebung an eine ideale Zukunft betrifft, von welcher er selbst es unentschieden ließ, ob man sie diesseits oder jenseits des Grabes zu suchen habe. Die Jünger selbst wurden deshalb oft an ihm irre und verstanden ihn meist nicht; beim Nachfragen ließ er sie hart an und antwortete fast regelmäßig durch Gleichnisse, die nicht selten wieder Anlaß zu zweideutigem Verständniß gaben. Großen Anstoß, selbst bei sonst wohlwollenden und unbefangenen Menschen, gab namentlich seine Lehre von der Armuth, von der Verachtung der irdischen Güter, die mancherlei sonst tüchtige Freunde von ihm verscheuchte.

So fand sich einst, von der erhabenen Persönlichkeit Jesu angezogen, der Sohn eines weisen Mannes bei ihm ein und wünschte Aufnahme in den Kreis seiner Jünger. Jesus aber, welcher niemals eine besondere Neigung zu reichen Leuten an den Tag legte, sondern als wahrer Lehrer und Tröster der Armen dennoch das größte aller Wunder vollbrachte, nämlich die Gewaltigsten und Reichsten der Erde (we-

nigstens äußerlich) zu seiner Lehre zu bekehren, ließ den Fremdling über seine Anforderungen nicht lange im Zweifel. Er erklärte auch jetzt, wie schon einmal bei ähnlicher Gelegenheit, daß man, um ein würdiger Mitarbeiter am Reiche Gottes zu sein, sich seines irdischen Reichthums zum Besten der Armuth entäußern, den Freuden der Erde, ja selbst seinen nächsten Verwandten entsagen und sich ganz und ausschließlich dem heiligen Werke hingeben müsse, das zu vollbringen er von Gott in die Welt gesandt sei. Er bediente sich auch diesmal wieder der poetisch-schönen Redewendung: „die Vögel unter dem Himmel haben ihre Nester und die Füchse ihre Gruben, aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlegen kann.“ Das war nicht etwa Klage über sein Geschick, nein, er fand eben in der Unabhängigkeit von irdischen Gütern seinen Genuß, seine Befriedigung. Jesus war offenbar eine jener ursprünglichen Naturen, die nicht für den bequemen Großvaterstuhl häuslichen Comforts und angethan mit der Zipfelmütze der Gewohnheit geschaffen sind. Schon sein unstäter Lebenswandel trägt unverkennbar das Gepräge eines sorglosen Weltbürgersinns an sich: heute hier, morgen dort; Abenteuer zu Lande und zu Wasser; der Umgang mit allerlei Menschen, schlechten und guten; Theilnahme an kleinen Familien-Festlichkeiten und größeren Aufzügen; keckes Begegnen von allerlei Gefahren; oft wieder kluges Ausweichen derselben; gelegentliches Aufsuchen heimlicher Verstecke; Flucht und Wiederkehr; dabei pikante Gespräche, in denen er seine ungeheure Ueberlegenheit an Geist, wie auch seine Belesenheit in den alten Religionsschriften bekundete, schlechte Sitten bestrafen, der Tugend und Frömmigkeit aber ein Lobredner sein konnte. So waren die Elemente, auf die er vermöge seiner wunderbaren Naturanlage angewiesen war, und in denen er sein Lebensbedürfniß, seine Befriedigung fand.

Als jener reiche Fremdling solche Anforderungen vernommen, schlich er still davon und kehrte nicht wieder. Wir erinnern uns, wie schwer, ja fast unmöglich es unserm großen Sittenlehrer erschien, daß ein Reicher in das Reich Gottes komme. Unter diesem Reiche Gottes, das er so oft erwähnt, verstand er keineswegs jenes unbestimmte jenseitige Institut unserer Theologen, in welchem Engel mit rosenrothen Flügeln Harfenconcerte aufführen, und das man schon mit der ersten Fibel als den lieben Himmel zu zeigen beflissen; sondern es war als eine Umschreibung für den Inbegriff jener irdischen Glückseligkeit zu betrachten, die durch Jesu reine Tugendlehre die Herrschaft auf Erden erlangen sollte und nach seiner festen Zuversicht früher oder später ins Leben treten werde.

Jesus lebte der festen Ueberzeugung, daß die jetzigen Zustände, zunächst der jüdischen Nation, unhaltbar seien und revolutionäre Umwäl-

zungen bevorständen, welche, wie ihm wohl bekannt, geheime Gesellschaften auf materiellem Wege erreichen wollten, er hingegen durch sittliche Veredelung zu erzielen strebt.

In diesem Sinne setzte er sein Vertrauen mehr auf die kommenden, als auf die vorhandenen Geschlechter, wofür die Beweise in mannigfachen, oft recht pikanten Wendungen seiner Reden uns entgegentreten.

So fragte ihn gerade in der Zeit seines Lebens und Wirkens, in welcher wir uns jetzt mit ihm beschäftigen, eines Tages einer seiner Jünger: „Sage uns, wer wird der Höchste sein in dem kommenden Gottesreiche, von dem du redest?“ Die Jünger hatten nämlich (wie Marcus richtig erwähnt) unterwegs und abseits darüber gesprochen, wer von ihnen die höchste Würde in dem neuen Staate bekleiden würde; denn so viel geht aus Allem hervor, daß diese völlig ungebildeten und ursprünglich durchaus nicht begabten Männer von dem hohen Ideale, welches Jesus vorschwebte, keine Idee hatten, sondern sich nur dereinstige materielle Vortheile in Aussicht stellten. Jesus wußte dies längst und so ergriff er mit Freuden die Gelegenheit, die eigennützigen Kleingeister von ihrem Wahne gründlich zu befreien, indem er ein eben zur Hand stehendes Kind nahm, es vor sich und die Jünger hinstellte und zu ihnen sprach: „Sehet dieses Kind an und glaubet meinen Worten: es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen, denn wer sich selbst erniedrigt, der wird der größte im Himmelreich sein.“

Jesus schwärmte demnach für den Gedanken, eine vollkommene Reinheit der Menschen, wie sie aller vernünftigen Einsicht nach im Schöpfungsplane gelegen haben muß, durch seine Lehre und sein Beispiel, namentlich durch den allmächtigen Impuls der Nächstenliebe, oder (wie man heute sagen würde) der Humanität und Philantropie herbeizuführen. Von Allem aber, was er dafür gethan, gehofft und erstrebt, ist im Grunde nur die Idee oder gewissermaßen die Theorie geblieben und diese für ewige Zeiten als Ideal der Menschheits-Erziehung und Menschenwürde gerettet worden. In der Ausführung aber, in der Praxis haben ihn seine officiellen Vertreter oder Stellvertreter, die Priester, schmachvoll im Stiche gelassen, ja gerade sie haben mehr als die Laien sein schönes ideales Werk, sein beseligendes Himmelreich auf Erden verhindert. Nur mit verschwindend wenigen Ausnahmen trug oder trägt noch jetzt ihr Panier die Devise: „Thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken“, während die Grundidee der Jesuslehre, die Humanität, vorzugsweise unter den sogenannten protestantischen Völkern, besonders der mittleren Schichten, immer größere Fortschritte macht und

die Menschheit im Allgemeinen dem schönen Ziele, welches Jesus durch Nacht und Ferne herbeischimmern sah, mehr und mehr entgegenstrebt.

Mit vollem Rechte darf man übrigens behaupten, daß es sich bei allen oft sehr sinnreichen, oft aber auch unverständlichen und sinnwidrig scheinenden Reden und Parabeln Jesu dem besten Theile nach in zahllosen Wendungen nur um das Eine und Höchste, um Menschen-Veredelung, Reinigung von Lastern und unvernünftigen Gewohnheiten, um reine ungetrübte Erkenntniß Gottes und vor Allem um gegenseitige Beglückung durch Liebe ohne Ansehen der Person handelte, die er der Menschheit, nöthigenfalls mit Aufopferung seines Lebens, zu erringen bestrebt war.

Betrachten wir hier eine Reihe solcher Reden und Parabeln, deren gerade aus dieser Zeit eine Unzahl aufbewahrt worden ist. Matthäus weist eine besondere Fülle dieser Mittheilungen auf, von denen er selbst ohne Zweifel ein gutes Theil nicht verstanden hat, da auch die Jünger noch keine Idee hatten, wo Jesus eigentlich hinaus wollte; und daß der Meister hiervon sehr gut unterrichtet war, hat er unzählige Male ausgesprochen und liegt schon in der Lieblingsphrase: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!“ Er wußte nämlich wohl, daß es nur wenige, vielleicht gar keine hörfähige Ohren in seinem Sinne unter den Anwesenden gab, sondern daß viel mehr als ein eigentliches klares Verständniß, der allgemeine ahnungsvolle Eindruck von der tiefen Bedeutsamkeit seiner geheimnißvollen Reden auf die Zuhörer einwirke. Man kann, beiläufig bemerkt, nicht läugnen, daß seine Bilder und Vergleiche mitunter sonderbar, ja häufig sogar den Spott herausfordernd gewählt waren; so namentlich in seinen Strafpredigten gegen das verderbte Geschlecht, dem er selbst entsprossen und das ihm (wie er selbst überzeugt war) mehr aus Eigennutz — wegen Krankenheilung —, aus Neugierde und Zeitvertreib, denn aus aufrichtiger Anhänglichkeit und Bewunderung folgte.

Einst begann er eine solche Strafpredigt mit den Worten: „Wem soll ich dieses Geschlecht vergleichen? Es ist den Kindern gleich, die am Markte sitzen und rufen gegen ihre Gespielen: wir haben euch gepfiffen und ihr wollt nicht tanzen, wir haben euch geklagt und ihr wollt nicht weinen.“ Und nun, gleichsam als fühle er das Unpassende des Bildes, bricht er plötzlich ab und springt unmittelbar zu etwas Anderm über, nämlich zu einer Parallele zwischen sich und Johannes dem Täufer. „Johannes“, spricht er, „ist gekommen, lebte in der Wüste, aß und trank nicht, da hieß es: der hat den Teufel! Ich (des Menschen Sohn) bin gekommen, lebe vernünftig, esse und trinke, da heißt es: seht den Fresser und Weinsäufer! Er geht mit Zöllnern und Sündern um, und macht

sie zu seinen Gesellen! So thut es denn Noth, daß selbst Vernunft und Weisheit sich rechtfertigen muß vor denen, die sich öffentlich als deren Vertreter hinstellen." (Er meint damit die Priesterkaste. Luther übersetzt diese Stelle kurz und bündig, aber unverständlich: „Die Weisheit muß sich rechtfertigen lassen von ihren Kindern.") Hierauf — so erzählt uns der Evangelist — begann er die Städte zu schelten, denen er die größten Wohlthaten erzeigt, deren Bewohnern er seine schönsten und eindringlichsten Lehren gehalten, ohne daß davon irgend ein sittlicher Erfolg zu spüren gewesen wäre. So erwähnt er z. B. Chorazin und Bethsaida, vor Allem aber jenes Capernaum, das er so sehr liebte und oft besucht hatte, und sein Zorn wird fast tragisch, denn er ruft ihr in seiner Aufregung die Drohung zu: „Du bist erhaben bis an den Himmel, du wirst bis in die Hölle hinunter gestoßen werden!" Dann vergleicht er sie sogar mit jenem Sodom, das einst im Verein mit Gomorrha (angeblich wegen seiner lasterhaften Bewohner) durch Erdbeben zerstört wurde. Welche bittere Erfahrungen muß er dort gemacht haben!

Bei solchen Gelegenheiten tritt recht schlagend die ebenfalls dem Irrthum und der Leidenschaft unterworfene menschliche Natur Jesu in den Vordergrund. Ihm selbst scheint das wohlbewußt, denn sogleich wieder macht sich seine Selbstbeherrschung geltend, und milde und gut wie gewöhnlich, versenkt er sich in die Tiefe seiner erhabenen Gedanken und Pläne, die weit über die Erde und die Begriffe gewöhnlicher Menschen hinausschweifend, das All der Schöpfung und den erhabenen Weltgeist umspannend, den Hörern unergründliche Räthsel aufgiebt, an welchen die Theologen aller Zeiten ihre morschen Weisheitszähne zu probiren hatten.

Auch bei dieser Gelegenheit tritt uns etwas Derartiges befremdlich entgegen. Es sind indeß augenscheinlich die verbindenden Glieder der Begebenheitskette vielfach verloren gegangen, und so steht Manches unzusammenhängend und nicht begründet da, indem die Ueberlieferung natürlich nur die anziehenden Lichtblicke festhalten konnte. So stehen wir hier mit einem Gedankensprunge vor einer nicht leicht verständlichen Phrase Jesu, wenn er spricht: „Ich preise dich Vater, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es dem Unmündigen offenbart." Was aber damit gemeint ist — das müssen wir errathen!

Ohne Zweifel tritt auch hier wieder der Haß gegen die Priester- und Schriftgelehrten-Partei in den Vorgrund, die ihrem Stande und ihren Verpflichtungen nach, klug und weise sein und das Verständniß der göttlichen Dinge haben sollten. Dem war aber in allen Zeiten bis

auf das Gestern und Heute niemals so, und Jesus war einer der lebendigsten Zeugen für diese Wahrheit durch sich selbst. Er hatte weder Amt noch Stellung und war durch seinen eingeborenen Genius, nicht durch die Gewaltigen der Erde zum Lehramt berufen; er zählte sich daher selbst zu den Unmündigen, jedoch zu denen, welchen die Offenbarung der göttlichen Dinge geworden. Deshalb fügt er hinzu: „Ich preise dich dafür (für solche Anordnung), denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir!" Und wahrhaftig, auch dieses Naturgesetz ist noch ganz in seiner alten Kraft geblieben, denn: die sich weise dünkten, sind zu Narren worden! heißt es treffend an einer anderen Stelle

Bei diesem Gedankenbilde angelangt, fällt der weise Rabbi plötzlich wieder in eine jener tiefsinnigen Gedanken-Verzückungen deren Ursprung man mit großer Wahrscheinlichkeit auf die griechischen Schulen zurückführen darf, die er in seinen Jünglingsjahren — wie früher berichtet — besucht hatte; denn die israelitischen Schulen hatten keine Spur von solchem Gedankenfluge, und doch hat jeder Geist, und sei es der höchste und genialste, ursprünglich einen Stützpunkt, von dem er seine Schwingen regend, nach aufwärts strebt.

Lauschen wir einmal der christlichen Sphinx, dessen Oedip sich bis heute noch nicht gefunden hat, wie weise auch unsere modernen Propheten auf Kanzel und Katheder, die sich in frommer Einfalt „Diener des Christenthums" nennen, sich dünken mögen. Ich will einige dieser Aussprüche zur besseren Uebersicht aus den ersten und letzten Evangelien hier zusammenstellen und sodann den Schlüssel liefern. (Marcus und Lucas bringen nur Wiederholungen.) Das reichhaltigste Material an mystischen Reden liefert Johannes. Beginnen wir mit Matthäus.

1) „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater, und Niemand kennt den Sohn denn nur der Vater, und niemand kennt den Vater denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren." (Matthäus 11 V. 27.)

2) „Alle Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben; aber die Lästerung wider den Geist wird den Menschen nicht vergeben."

3) „Des Menschen Sohn wird seine Engel senden und sie werden sammeln aus seinem Reich alle Aergernisse und die da Unrecht thun, und werden sie in den Feuerofen werfen, da wird sein Heulen und Zähneklappen."

Und nun zu Johannes:

4) „Wahrlich, ich sage euch: der Sohn kann nichts von sich selber thun, denn was er sieht den Vater thun; denn was der-

selbige thut, das thut gleich auch der Sohn. Der Vater aber hat den Sohn lieb und zeigt ihm Alles was er thut, und wird ihm noch größere Werke zeigen, daß ihr euch verwundern werdet.' (Ich meine, die Zeit ist gekommen und die Verwunderung groß.)

5) „Denn wie der Vater die Todten auferwecket und macht sie lebendig, also auch der Sohn machet lebendig, welche er will. Denn der Vater richtet Niemand; alles Gericht hat er dem Sohne gegeben, auf daß sie alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. Wer aber den Sohn nicht ehrt, der ehrt den Vater nicht, der ihn gesandt hat. (Unter „Sohn" ist stets die Menschheit in ihrer Gesammtheit als vernunftbegabte Wesen zu verstehen.)

„Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurch gedrungen."

„Wahrlich ich sage euch: es kommt die Stunde und ist schon jetzt, daß die Todten werden die Stimme Gottes hören, und die sie hören, die werden leben; denn wie der Vater das Leben hat in sich selber, also hat er dem Sohne gegeben das Leben zu haben in sich selber, und hat ihm Macht gegeben, auch das Gericht zu halten, darum daß er des Menschen Sohn ist."

„Verwundert euch aber deß nicht, denn es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören und werden hervor gehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Uebles gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts."

„Ich kann nichts von mir selber thun. Wie ich höre, so richte ich, und mein Gericht ist recht; denn ich suche nicht meinen Willen, sondern des Vaters Willen, der mich gesandt hat." (Und so gehen die räthselhaften Reden in mancherlei Verschiedenheiten noch eine Weile fort, die man selbst im Kapitel 5 des Johannes nachlesen möge.)

Es folgt nun aber jene, auf den ersten Anblick ungeheuerliche Stelle, die Jesus sogar manche seiner Bekenner abtrünnig machte, indeß eben in ihrer anscheinenden Ungeheuerlichkeit die richtige Auslegung erleichtert, nämlich:

„Wer mein Fleisch ißt und trinkt mein Blut, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken; denn mein Fleisch ist die rechte Speise und mein Blut ist der rechte Trank. Wer mein Fleisch ißt und trinkt mein Blut, der bleibt in mir und ich in ihm. Wie mich gesandt hat der lebendige Vater und ich

lebe um des Vaters willen, also wer mich ißt, derselbige wird auch leben um meinetwillen, denn dies ist das Brot, das vom Himmel gekommen ist; nicht wie eure Väter haben Manna gegessen und sind gestorben; wer dies Brot ißt, der wird leben in Ewigkeit.

„Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren; und wer sein Leben auf dieser Welt haßt, der wird es erhalten zum ewigen Leben."

„Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben, Niemand kommt zum Vater denn durch mich; und wer mich sieht, der sieht den Vater."

„Alles, was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich euch thun, auf daß der Vater geehrt werde in dem Sohne."

„Bleibet in mir und ich in euch. Gleich wie die Rebe kann keine Frucht bringen von sich selber, sie bleibe denn am Weinstock, also auch ihr nicht, ihr bleibet denn in mir. Ich bin der Weinstock, ihr die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht, denn ohne mich könnt ihr nichts thun."

„Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast; denn du hast mich geliebt, ehe denn die Welt gegründet ward!"

Jeder Leser muß eingestehen, daß der einfache, schlichte bürgerliche Verstand mit diesen und ähnlichen Phrasen nichts anzufangen weiß, keinerlei Sinn darin finden, keinerlei praktischen Gebrauch davon machen kann; und da auch die spitzfindigste Theologie nichts Greifbares, Vernünftiges in dergleichen Reden finden konnte, so machte sie es sich leicht und meinte, die Vernunft habe mit der Lehre Jesu eben nichts zu schaffen, man müsse bei diesen Lehren die Vernunft gefangen nehmen und blindlings glauben, was da steht. Dadurch artete aber die christliche Lehre in einen gewissen methodischen Wahnsinn aus, der die Welt für Jahrhunderte gefangen hielt; noch jetzt und bis auf die heutige Stunde zittern die Mißklänge durch das Leben der Menschen, so weit nicht die vorgeschriebene Aufklärung das Fieber besänftigt.

Aus den eben angezogenen mystischen Sprüchen Jesu geht nun aber augenscheinlich hervor, daß er in seiner Jugend die Lehren einer Griechischen Religionsweisheit eingesogen und bei sich verarbeitet hatte, die — persischen und chaldäischen Ursprungs — später unter dem Namen der Gnosis bekannt geworden ist; und was Jesus vielleicht nicht selbst persönlich in diesem Sinne geredet, gedacht und überliefert hat, das haben die sogenannten Evangelisten, namentlich Johannes, hinzugethan.

Die gnostische Schulerühmte sich nämlich einer höheren Einsicht in den Zusammenhang der Dinge und faßte das Wesen Gottes und die sichtbare Aeußerung (Emanation) desselben in gewissen allegorischen Formeln auf, welche lebendig erkennbar in die Lehren und Sentenzen Jesu hereinspielen. Nach der gnostischen Lehre nämlich wohnt Gott — Jesus nennt ihn consequent den „Vater" —, die höchste Vernunft, in der Fülle des Lichts und ist der Urquell alles Guten; alles Sichtbare, die Materie, der Stoff ist zwar auch ewig wie Gott, aber der Urquell alles Bösen. Diese gnostische Grunddidee finden wir bekanntlich im Christenthum vielfach verarbeitet wieder; es ist der Dualismus (die Doppellehre von Gut und Böse in der Weltregierung), die sich als Gott und Teufel gegenüber steht.

Ferner sagt die Gnosis: es seien aus beiden Prinzipien Wesen hervorgegangen, die unter dem Namen Aeonen als gottähnlich bezeichnet werden und in der Christuslehre unter der Formel als heiliger Geist auftreten. Dieselben schufen sodann das Menschengeschlecht, und da solches aus einer Vereinigung beider Grundmaterien geschaffen wurde, so entstand daraus ein Wesen, das aus Gutem und Bösem zusammengesetzt, die uns bekannte Natur des Menschen darstellt.

Diesen Grundgedanken verarbeitete Jesus nach seiner Weise. Er nannte das höchste Wesen, den Weltgeist oder die Weltseee, die Fülle aller Vernunft: den Vater, erwähnt des vermittelnden Geistes nur beiläufig und faßt den Menschen in seiner von der Vernunft geadelten Ausnahmsstellung auf Erden als Ausfluß der Gottheit, als Kind, als Sohn des höchsten Wesens auf, der sich aus eigner Kraft von der Zuthat des Bösen reinigen und Gott ähnlich werden soll, was er bei allen Gelegenheiten ausdrücklich verlangt. Z. B. „Seid barmherzig, wie auch euer Vater im Himmel barmherzig ist" u. a.

Was seine eigene Persönlichkeit betrifft, so spielt bei der Auffassung derselben die Gnosis wieder eine bedeutende Rolle, denn von den genannten Mittelspersonen zwischen Mensch und Gott, den Aeonen, soll nach jener Lehre von Zeit zu Zeit einer in Menschengestalt auf Erden erscheinen, um die Menschen in ihrer Läuterung zu unterstützen, da sie sonst dem Bösen gänzlich verfallen würden; und als ein solcher Mittler wird auch Jesus dargestellt.

Erklärend sei hier eingeschaltet, daß das Gebiet der Thatsachen, dieses allegorische Phantasiestück einigermaßen unterstützt, indem allerdings von Zeit zu Zeit ein außergewöhnlich begabter Geist, ein Genius, unter der Menschheit erscheint, der durch sein Leben und seine Lehre dem Streben nach Veredelung einen neuen Impuls giebt. In unserer Zeit

und unserem Volke erstand eine solche außerordentliche Geniusscheinung u. A. in der Person Schillers. Aus Allem leuchtet aber unverkennbar hervor, daß Jesus sich als einen Genius betrachtete, der theils durch natürliche Anlage, besondere Begabung und Bevorzuguug hinsichtlich des Gedankens, wie auch durch eigene sittliche Willenskraft sich gewissermaßen als den Fleisch gewordenen Gott-Gedanken, mit anderen Worten als das Ideal der Menschenschöpfung, gleichsam als Normalmensch, Musterbild der menschlich-geistigen Persönlichkeit und verkörperten Vernunft hinstellte, dessen außerordentliche Bevorzugung als irdische Erscheinung unmittelbar auf die höchste Vernunft, also auf Gott zurückzuführen sei.

Diesen Standpunkt festgehalten, verbreitet sich plötzlich ein Alles erläuterndes, Alles erklärendes Licht über den Sinn jener unerklärlich scheinenden räthselhaften Sinnsprüche, die Jesus (der Wahrheit die Ehre) mit Ueberschwänglichkeit wieder und immer wieder in den Vorgrund seiner rhetorischen Ansprachen stellte.

Eine Bestätigung für diese Auslegung der spruchreichen Symbolik Jesu liefert uns Johannes, der Evangelist (ohne Zweifel ursprünglich ein Grieche und Gnostiker), gleich im Eingange seines Evangeliums, dessen wunderbarer Inhalt bisher selbst für die scharfsinningsten Theologen ein unenthülltes Räthsel war. Der Verfasser schreibt:

„Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort“. Wer erinnert sich hierbei nicht an Goethes Faust, der bei dieser Uebersetzung lange nicht über den rechten Ausdruck einig werden kann? Er gedenkt Anfangs zu schreiben: „Im Anfang war der Sinn;“ dann als ihm dies nicht genügt: „Im Anfang war die Kraft!“, und als auch dieser Ausdruck nicht ausreichend wiederzugeben scheint, was der Evangelist sagen wollte, verfällt er angeblich endlich auf den rechten Ausdruck und übersetzt: „Im Anfang war das Wort!“ Also genau wie Luther; und dennoch ist auch diese Uebersetzung nicht zutreffend. Der Evangelist schrieb nämlich in seiner griechischen Sprache: „Im Anfang war der Logos!“ Die Griechen aber verbanden mit diesem Ausdruck, wie erwähnt, einen zwiefachen Sinn: die Sprache, oder genauer ausgedrückt: das Wort, die Vernunft, weil ohne Vernunft keine Sprache, ohne Sprache keine Vernunft gedacht werden kann.

Man ersieht aus dieser Auffassung, daß eine den rechten Kern und die wahre Meinung wiedergebende Uebersetzung weder Sinn, Kraft noch Wort, sondern Vernunft niederschreiben mußte; Johannes wollte nämlich ganz im Sinne der gnostischen Lehre sagen: Im Anfang — also schon vor Entstehung der sichtbaren Dinge (speciell unserer Erde)

war die **Vernunft**, der ordnende Sinn, die Idee, der abstrakte Begriff, die Combinationsgabe, kurz die höchste Intelligenz vorhanden. Diese höchste Vernunft, dieser Logos aber war — wie Johannes weiter spricht — nur bei Gott (denn Menschen gab es ja damals noch gar nicht und bei der Thierwelt giebt es keine Vernunft) und Gott war die Vernunft! Er bringt also, ganz im Sinne der Gnostiker, Gott und die Vernunft unter einen Begriff. Weiter heißt es wiederholend: „Dasselbige (das Wort — der Logos) war im Anfange bei Gott; alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbe ist Nichts, was gemacht ist. In ihm war das Leben (d. h. die Idee der jetzt lebenden Organismen schon zum Voraus) und **das Leben war das Licht der Menschen**," d. h. jene höchste Vernunft, aus der das Lebendige hervorging, war oder wurde nach dem Auftreten der Species **Mensch**, dasjenige, was eben den Menschen als solchen vom Thier unterscheidet, indem es die an sich thierische Seele aus der Bewußtlosigkeit oder Geistesfinsterniß durch das Licht der Vernunft zu dem Selbstbewußtsein befähigt, welches ja eben der Vorzug des Menschen vor dem Thiere ist und ihn zum Menschen macht. „Aber", so schließt der Evangelist: „obgleich das Licht in der Finsterniß scheint, so hat die Finsterniß es doch nicht begriffen." Diese dunkle Stelle des ersten Fundamentalsatzes leitet nun auf das Erscheinen eines Aeonen (siehe oben) hin, wie Jesus deren einer war. Das ist so zu verstehen: das Licht, das geistige nämlich, oder die in Gott ursprünglich vorhandene und dem Menschengeschlecht ausnahms- und bedingungsweise vom Schöpfer verliehene, jedoch der Ausbildung bedinglich unterworfene **Vernunft**, stellt sich eben dieser Bedingung halber bisher nur höchst verkümmert dar, so daß man wohl dem räthselhaft klingenden Ausspruche des Johannes beipflichten darf. Nämlich, obgleich die **Vernunft**, d. i. das geistige Licht, als vorhanden, als bestehend, nicht geläugnet werden kann, indem es als heller glänzender Stern die finstere Nacht der Unvernunft durchstrahlt, so hat doch der in geistiger Finsterniß, in thierischer Versunkenheit lebende Bruchtheil der Menschheit von dem hohen Werthe dieses Lichtes keinen Begriff, oder wie Johannes kurz und bündig schreibt: „Die Finsterniß hat es nicht begriffen."

Auf diesen ersten Grundgedanken baut der Evangelist weiter, indem er den Logos, den aus Gott geborenen reinen Vernunft-Begriff, personificirt, in der leiblichen Erscheinung Jesu (nachdem Johannes der Täufer seine Ankunft verkündet hat), auftreten läßt und von ihm sagt, er sei das wahrhaftige Licht, das alle Menschen zu erleuchten bestimmt wäre; es sei schon vor der Schöpfung vorhanden gewesen, und die Welt sei

durch dasselbige gemacht. Dieses Licht, oder der Logos, die ideale Vernunft kam in die Welt; „das Wort ward Fleisch!“ So in seiner dichterischen Weise Johannes. Er will hiermit indeß nicht ausschließlich auf Jesus hindeuten, sondern auf die Genien (Aeonen) überhaupt, die von Zeit zu Zeit durch göttliche Vorveranstaltung unter den Menschen erscheinen. So oft aber ein solcher Specialgesandter Gottes, ein solches Licht, ein Logos aber auf Erden erschien, wurde er nicht erkannt, man folgte ihm nicht, er konnte seine Mission nicht erfüllen.

„Er kam in sein Eigenthum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf“ spricht der Evangelist. Und weiter:

„Wie Viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben, welche nicht von dem Geblüt, noch von von dem Willen des Fleisches, noch von dem Willen eines Mannes, sondern von Gott geboren sind.“

In diesen Worten liegt die klar ausgesprochene Enthüllung der christlich-philosophischen Haupt-Grundidee über die Göttlichkeit der Person Jesu; nämlich: Diejenigen, die sich zu dem Ur-Logos (zu der höchsten Intelligenz) bekennen, seine Lehren, seine Gesetze, also die reinen Vernunftgesetze in sich aufnehmen („die an seinen Namen glauben“), haben hierzu das Leben, den Geist, die Kraft, nicht etwa durch die natürliche Zeugungskraft des Elternpaars erlangt (denn sie konnten nichts, weder dazu noch davon thun), sondern ihnen ist dazu die Fähigkeit als besondere Gabe, als besondere Bevorzugung unmittelbar aus Gott eingeboren; „er gab ihnen die Macht, Gottes Kinder zu werden.“ Wir würden in unserer heutigen Redeweise sagen: „Es ist ein Geschenk der Natur“, oder höchstens: „es ist eine Gabe Gottes.“ Dieses fort und fort sich geltend machende urschöpferische Naturgesetz konnte (nach des Evangelisten Meinung) in höchster Potenz nur auf Jesus angewendet werden, und dieser selbst, das liegt in allen seinen Reden klar ausgesprochen — glaubte fest an solche göttliche Würde, an diesen in seiner Person aufgetretenen Ausfluß (Emanation) göttlicher Urkraft, weshalb er sie fort und fort in der Formel ausspricht, indem er sich den „eingeborenen Sohn Gottes“, aber auch des Menscheu Sohn nennt; denn Gott und Mensch (oder vielmehr Menschheit) stehen sich in dieser Allegorie als die zeugenden Ursprungskräfte gegenüber. In dieser allein richtigen, überall zutreffenden Auffassung liegt der Schlüssel zu dem Verständniß aller jener räthselhaften Reden und Sprüche, die uns als aus Jesu Mund hervorgegangen, überliefert worden sind, ja selbst auch zu den vernunftwidrig scheinenden unverdauten Dogmen der christlichen Kirche, sie mögen einen Namen haben, welchen sie wollen.

(Ueber den Ausspruch bezüglich der Sünde gegen den heiligen Geist werde ich mich am Schlusse des Werkes näher aussprechen.)

Greifen wir zum Beweise aus den vorhin angezogenen Stellen z. B. die stärkste und unverständlichste heraus, bei welcher es heißt: „Wer mein Fleisch ißt und trinkt mein Blut, der hat das ewige Leben &c.“ so erklärt uns der oben gelieferte Schlüssel den Sinn dieser Rede einfach dahin; Wer die rein göttliche Vernunft nach meinem Vorbilde in sich aufnimmt, in ihren Gesetzen lebt und webt, so zu sagen rein in Gott aufgeht, der stellt einen Theil jener Fleisch gewordenen Göttlichkeit auf Erden in sich dar, aus welcher das nie rastende, nie endende Lebensprinzip sich im Naturkreise unausgesetzt in ewigen Cirkeln erzeugt; oder, wie Jesus sich kurz ausdrückt. „der hat das ewige Leben.“

Das ewige Leben also, das in der Schrift außerordentlich häufig vorkommt, ist mit der (universell gedacht) ewig schöpferischen Vernunft gleichbedeutend, denn das Leben, dieser geordnet organisirende Bewegungsprozeß in der Natur, diese Metamorphose von Stoff zu Stoff, ist eben der sinnliche Ausdruck, oder wie die Schrift sich ausdrückt: die Fleischwerdung der höchsten göttlichen Vernunft, die in der behaglichen Erhaltung aller ihrer Produkte (d. h. der lebenden Geschöpfe) gipfelt und dadurch mit dem höchsten Moralprincip zusammenfällt, dem der Mensch (nach der christlichen Zumuthung) unter der Formel: „liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ nachstreben soll.

Jesus hat auch die Eigenthümlichkeit, daß er die in thierischer Verdummung, in Irrthum und Sünde aufgewachsenen Menschen als Todte bezeichnet, als Leute, die den Begrabenen gleich zu achten; und in diesem Sinne redet er wieder von Auferstandenen, sofern sie sich zu seiner Lehre, d. i. zu der reinen Vernunftlehre bekehren und von ihrem gottlosen Wesen ablassen. So spricht er u. A.:

„Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurch gedrungen.“

„Es kommt die Stunde und ist schon jetzt, daß die Todten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören; und die sie hören, die werden leben. Denn wie der Vater das Leben hat in sich selber, also hat er dem Sohne gegeben das Leben zu haben in sich selber.“ Und noch klarer sagt er:

„Es kommt die Stunde, in welcher Alle (hört! hört!) die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören, und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Uebles gethan haben zur Auferstehung des Gerichts;“ d. h. mit andern Worten:

es wird eine Zeit kommen, wo die Vernunft auf Erden zur Herrschaft gelangen wird und die Menschen dann im Lichte der Vernunft erkennen werden, wie sie gehandelt haben; die dann im dunkelen Drange dem Guten nachgestrebt, empfinden in dem neuen Lichte der Erkenntniß und des Selbstbewußtseins ein neues befriedigtes Dasein, während entgegengesetzt die Uebelthäter über sich selbst zu Gericht sitzen und ihr voriges Leben verdammen werden.

Somit ist, wenn Jesus von der Auferstehung spricht, immer nur ein sittliches, ein moralisches Erstehen aus der Grabesnacht, des Irrthums, der Unvernunft damit gemeint, worauf all' sein Dichten und Trachten abgesehen war. Z. B. wenn er sagt: „Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, der wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten. Ich bin vom Himmel gekommen, nicht daß ich *meinen* Willen thue, sondern deß der mich gesandt hat." Sein Wille aber ist, daß; „wer den Sohn sieht und glaubt an ihn, habe das ewige Leben; und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage."

Mit diesem Ausdruck „jüngster Tag" ist seither leider auch viel Unverstand im Volke und bei Weitem noch mehr unter den Theologen getrieben worden, indem man darunter den *letzten* Tag vor der Welt Ende verstehen wollte. Das ist aber offenbar Jesu Meinung nicht gewesen (und konnte es nicht sein, denn in diesem Sinne würde niemals ein solcher Tag erscheinen, da die Welt ewig und unendlich ist, wie die Zeit und der Raum), sondern jeder Tag, an dem wir leben, ist der *jüngste* Tag und jede Minute ist die *jüngste* Minute. Der jüngste Tag also ist im christlichen Sinne nichts als die Gegenwart, was auch schon Schiller in seinem dichterischen Ahnungsdrange gewußt hat, wenn er sagt: „Und der mächtigste von allen Herrschern ist der Augenblick." Also *der* Tag, wo der Mensch sich zu der Religion der reinen Vernunft, mithin zur wahrhaft *christlichen* Religion bekennt und in deren Lichte zu wandeln beginnt, *das* ist sein jüngster Tag, wo er (bildlich gedacht) aus seiner (geistigen) Grabesnacht ersteht und zu einem neuen Leben geboren wird und eingeht.

Alles dieses bestätigt Jesus etwas unumwundener an andern Stellen, z. B. wenn er sagt:

„*Ich bin das Licht der Welt* (d. h. das geistige Licht); wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsterniß, sondern wird das Licht des Lebens haben". Oder: „So ihr glauben werdet an meine Rede, so seid ihr meine rechten Jünger, und werdet meine Wahrheit erkennen, *und die Wahrheit wird euch frei machen.*"

Daß solche unbegriffene Reden Jesu nicht ohne Widerspruch bleiben konnten, ist selbstverständlich; gerade durch diesen gerügten Widerspruch aber redete er sich in sein System immer tiefer hinein und gipfelte sich endlich sogar bis zu dem kühnen Vorwurf hinauf: „Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? So ich euch aber die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht?"

Nun ließe sich über den Begriff „Sünde" ein langes und ernstes Wort sprechen, welches uns aber zu weit von unserem Ziele abführen würde. So viel aber liegt am Tage, daß Jesu Theorie von der Fleisch gewordenen Vernunft durch das Merkmal der thätigen Liebe keine leere Redensart war, daß er sie vielmehr Tag für Tag zur Wirklichkeit machte, indem er seinen Mitmenschen durch Lehre und Krankenheilung, ohne dafür ein anderes Entgelt als nur Glauben an seine Worte und Nachfolge in thätiger Menschenliebe zu fordern, unablässig Wohlthaten erzeigte und bei dieser Forderung seiner Lehre mit dem schönsten Beispiele voranging.

Mir gebricht zwar der Raum, die in Vorstehendem gelieferte Lösung der wundersamen christlichen Dogmen in allen einzelnen Fällen nachzuweisen, aber dem denkenden Leser wird es nicht schwer fallen, sich selbst darin fortzuhelfen, sobald er sich überhaupt für dergleichen religiöse Enthüllungen interessirt. Jesus fühlte die Schwierigkeit, ein Verständniß zu erzielen, sehr wohl, denn er wiederholte häufig, daß er noch viel zu sagen habe, aber die Hörer noch unfähig seien, es zu verstehen. Und so ist es noch heute!

Bevor ich dieses schwierige Thema verlasse (das übrigens in meinem Werke: „Endlicher und vollendeter Friedensschluß zwischen Vernunft und Christenthum" umfassender behandelt wurde), will ich noch einige bedeutungsvolle christliche Gnadenworte im Lichte der Vernunft erläutern, die ebenfalls viele Jahrhunderte lang als durchaus mißverstandene Gnadenwahrheiten im Volk kolportirt wurden und in ihrer falschen Auffassung das größte Uebel unter den Menschen angestiftet haben.

An der Spitze dieses religiösen Aberglaubens, ja man möchte sagen Wahnsinns, steht die Theorie der Erlösung des Menschen durch Blut von aller Sünde und Schuld. Dieses verfängliche Kapitel ist so oft und vielfach durchgearbeitet, durchknetet und den geistigen Säuglingen als Lockspeise vorgehalten, daß es nicht zu verwundern, wenn die denkfaule Menschheit dadurch moralisch eingeschläfert, sich allmälig beruhigte und die ungemein bequeme Entsündigung durch Christi Blut endlich für baare Münze genommen und sich wirklich für reingewaschen gehalten hat.

Daß sich das Christenthum hiermit bei allen Bekennern anderer Religionen, wie auch bei denkenden Christen ungemein geschadet, ist ebenso gewiß als natürlich. Die Gegner dieses abschreckenden Dogma's aber brachten es nicht weiter als bis zur einfachen Abweisung, zur Negation, ohne auch nur zu ahnen, daß demselben in der That eine tiefe, unabweisbar richtige, allgemein gültige und in der Natur der Dinge begründete Wahrheit innewohnt, welche aber nur dann verstanden und richtig gewürdigt werden kann, wenn man Christus als die Fleisch gewordene Vernunft, als den Ausdruck der reinen Normalität der vom Schöpfer gewollten Menschenerscheinung oder als das Ideal derselben — mit Jesu eigenen Worten: als das geistige Licht — betrachtet, das vom Himmel gekommen, um alle Völker der Erde zu erleuchten.

Die Sache will folgendermaßen aufgefaßt und verstanden sein:

Der Mensch tritt in den sichtbaren Naturkreis nicht als vollendeter Mensch, auch nicht mit der absoluten, schon ursprünglich eingeborenen Nothwendigkeit das zu werden, wozu ihn seine Entwicklungsfähigkeit berechtigt und wie sie dem göttlichen Schöpfungsgedanken als Ideal vorgeschwebt haben muß, ehe dieser Gedanke Leben und Wirklichkeit wurde; also nicht in der Art, wie z. B. alle Thiergeschlechter in die Erscheinung treten, die bei ungestörten Entwicklungsbedingungen sich dem Urplane gar nicht entziehen können und nicht entzogen haben, heute wie vor tausend Jahren. Jeder Vogel baut sein Nest heute wie immer; jedes Thier geht seinen Trieben, seinem Bedürfniß nach, und macht in seiner Freiheit weder Fort- noch Rückschritte; alle sorgen mit Liebe für ihre Jungen; die Vögel singen jeder das eigene, vom Schöpfer componirte Lied u. s. w. So in ähnlicher Weise und nicht anders geht es bei allen Thiergeschlechtern zu, nur nicht beim Menschen. Der Mensch tritt ins Leben einzig mit der Anlage, mit der Möglichkeit, ein Mensch zu werden; ohne Erziehung, ohne Ausbildung aber verfällt er dem Geschicke der Verthierung, für welche Behauptung Fälle der neuesten Geschichte den Beweis liefern, wie z. B. das Mädchen, das am Anfange dieses Jahrhunderts im Walde bei Hameln eingefangen wurde und nicht zu zähmen war.

Was schließen wir hieraus? Wir folgern mit der unabweisbarsten Logik, daß der Mensch einer Erlösung aus dem ursprünglichen Ausnahmszustande, aus den Banden der thierischen Ursprünglichkeit bedarf, um den Begriff „Mensch“ in sich darzustellen, dem schöpferischen Urideale zu entsprechen. Wodurch, durch welche Vermittelung kann nun diese Erlösung einzig und allein ins Leben gerufen werden? Folgerichtig nur durch Erweckung und Ausbildung der als Anlage eingeborenen Ver-

nunft, als deren reinster, idealster Ausdruck sich Christus selbst hinstellt; also kann und darf man — insofern man Jesus (oder Christus) mit der reinen Vernunft gleichbedeutend erachtet — mit vollem Rechte sagen: der Mensch wird durch Christus erlöst, die Erlösung des Menschen ist Christi Werk. Und indem die Befolgung, das wahre Glück des Menschen nur in der idealen Darstellung der göttlich-schöpferischen Absicht, mit andern Worten, in der Herausbildung der reinen Vernunft beruht, kann man weiter behaupten, daß wir nur durch Christus zur Seligkeit gelangen oder, wie Jesus sich ausdrückt, das Reich Gottes ererben können. Somit wären alle jene so mystisch-unheimlich klingenden christlichen Dogmen oder Glaubenslehren auf die einfachste und natürlichste aller Wahrheiten zurückgeführt: daß einzig der Mensch nur durch möglichst ideale Erweckung und Ausbildung der reinen Vernunft zu einer der Absicht des Schöpfers entsprechenden Glückseligkeit schon hier auf Erden gelangen kann und — die Universalität dieser Lehre zugegeben und über alle Menschen verbreitet — dadurch allein jener Zustand herbeigeführt werden kann, den Jesus als das Gottesreich bezeichnet.

Daß diese Grundzüge des reinen idealen Christenthums zur umfassenden Verständigung einer weiteren Ausführung bedürfen, liegt auf der Hand, würde hier aber zu weit führen. Ich kehre daher nach diesen immerhin nothwendigen Andeutungen zu den ferneren Begebenheiten im Leben Jesu zurück, zuvor noch bemerkend, daß Jesus eben im Sinne der rein-menschlich-vernünftigen Gottesverehrung das unfruchtbare jüdische Ceremonialgesetz verwarf, seinen Jüngern und weiteren Bekennern ein Gleiches zu thun einschärfte und das Richtige seiner Auffassung von den religiösen Pflichten durch manches schlagende Beispiel, ja selbst durch längere Parabeln erläuterte.

Dem weisen und einsichtsvollen Jesus fehlte übrigens der Scharfblick nicht, um einzusehen, daß seine Lehren und Ermahnungen für unbedingte Rückkehr zu einem rein vernünftigen und entsprechend sittlichen Leben bei dem verstockten Volke der Juden vergebens sein würden und deshalb ein großes National-Unheil für dasselbe bevorstehe. Er kannte die Herrsch- und Rachsucht der Römer zu genau, als daß er nicht überzeugt sein durfte, es würde die Ausführung einer beabsichtigten Auflehnung der Juden gegen deren Oberherrschaft auf das Schrecklichste gerächt werden, und verschwieg diese Vorausahnung des kommenden Unheils nicht. Namentlich beklagte er den prachtvollen Tempel in Jerusalem, den er schon in Trümmern dahin gesunken voraussah, und das kommende Unglück seiner Nation rührte den gefühlvollen Menschenfreund oft bis zu Thränen. Dennoch reichte seine ergreifende Beredsamkeit nicht aus,

das Unheil abzuwenden; ja er sah sogar schon die ihn selbst erwartende Katastrophe voraus, wohl wissend, daß die herrschende Priesterkaste ihm seine reformatorischen Bestrebungen nicht ungestraft hingehen lassen würde. Trotzdem war er von seinem hohen Beruf dermaßen überzeugt und durchdrungen, daß er sein Leben nicht höher schätzte als das Werk, zu dem er sich berufen fühlte: eine sittliche Umwandlung des Menschengeschlechts, die ihm im Hinblick auf den Urplan des Schöpfers im Geiste als erreichbar vorschwebte.

„Sonderbarer Schwärmer!" hätte man ihm mit unserm großen Dichter zurufen dürfen, das Saatkorn hast du zwar gelegt, hier und da ist auch ein Körnchen aufgegangen, das meiste aber ist — mit deinem eigenen Bilde zu reden — auf einen steinigen Acker gefallen, und eine gesegnete Ernte liegt immer noch in weiter Ferne.

Um indeß die heldenmüthige Kühnheit dieses amt- und würdelosen jugendlichen Rabbis in ihrer rechten Größe und Erhabenheit zu begreifen, ist es nothwendig, mindestens einen kurzen Blick auf den von Glanz und Pracht, aber zugleich auch von bodenlos widersinnigen Dingen strotzenden religiösen Cultus der Juden zu werfen, dem Jesus nichts Aeußerliches entgegenzustellen hatte, als seine einfache bilderreiche Sittenlehre, die gerade durch den dazu verwendeten Bilderreichthum vielfach unverstanden blieb und nicht selten — selbst bis auf unsere Tage — als das gerade Gegentheil dessen genommen wurde und wird, was der Redner mit ihr sagen wollte.

24.

Eine Probe aus dem Ritual- und Ceremonien-Unwesen des jüdischen Tempeldienstes zu Jesu Zeiten.

Unserm Rabbi Jesu war vor Allem der schnöde blutige Opferdienst, von tausend Schnörkeleien illustrirt und darauf angelegt, dem dummen Volke der Juden zu imponiren, ein Gräuel. Dennoch haben unsere christlich-katholischen Pfaffen unter verwandten Formen ganz Aehnliches in den kirchlichen Cultus aufgenommen, indem auch sie meinen, der Zorn Gottes sei durch Blutvergießen zu versöhnen.

Wählen wir die höchste Blüte dieses jüdisch-religiösen Wahnsinnes

z. B. das Gebahren am sogenannten Versöhnungsfeste (Jom hakipurim), dessen Hauptperson der Hohepriester war, eine Würde, welche ungefähr der des christlichen Papstes entspricht. Schon sieben Tage vor des Festes Beginn waren in dessen Behausung drei kostbare Sessel für ihn, den Landesfürsten und den Oberanführer der Priester, außerdem noch 70 silberne Stühle für die Priester-Senatoren aufgestellt. Sobald Alle Platz genommen, erhob sich der älteste der letzteren und ermahnte den Oberpriester, seiner hohen Verpflichtung an diesem Feste eingedenk zu sein, vor Allem sich strenge zu prüfen und jede entdeckte Sünde zuvor durch Buße unschädlich zu machen. Der Hohepriester betheuerte, dieses Alles gethan und sich mit Gott vollständig versöhnt zu haben, worauf ein Herold den draußen versammelten Volksschaaren die Meldung zurief, daß der Hohepriester im Begriff stehe, sein Zimmer im Allerheiligsten des Tempels zu beziehen. Sofort ordnete sich vorschriftsmäßig der Zug in folgender Weise:

Voran gingen Alle, die der königlichen Abstammung überhaupt sich rühmten, nach ihrem Range geordnet; ihnen folgten die Abkömmlinge des David'schen Geschlechts, vor denen her ein Herold ging, von Zeit zu Zeit rufend: „Erzeiget Ehre dem Hause Davids!“ Hierauf schlossen sich die Leviten, deren man etwa 38,000 zählte, in zwei Rangordnungen an, vor denen wieder ein Herold rief: „Erzeiget Ehre dem Hause Levi!“ Die Höheren im Range waren fein blau, die niederen Priester (etwa 24,000) fein weiß gekleidet. Nun folgten die Sänger, die Musiker und abgetheilt ein Trompeter-Corps; ihnen nach die Pförtner, die Rauchwerksbereiter, weiter noch 4 mit dem Tempelwesen in Verbindung stehende Geschäfts-Corporationen in verschiedenen Costümen, z. B. die Ehrenwächter, die Archivarii u. s. w.); hierauf die 70 Senatoren und 100 auserwählte Priester mit silbernen Aexten, um den Weg frei zu halten; endlich der Oberpriester, paarweise begleitet von den ältesten, ihm am Range zunächst stehenden Priestern. An allen Straßenecken waren Oberlehrer von hohen Schulen aufgestellt, die dem Hohenpriester ein Willkommen und das Gesuch um Fürbitte bei Gott zuriefen. Auch sie schlossen sich dem Zuge an und verrichteten bei Ankunft an der ersten Pforte des Tempelberges ein gemeinschaftliches Gebet für die Wiederherstellung der David'schen Regierung (zu deren Repräsentanten bekanntlich die Revolutionspartei Jesus auserseben hatte), für die Priester und den heiligen Tempel. Ein Amen aller der Tausende im Zuge und des umstehenden Volkes, so mächtig, daß die Vögel aus der Luft hätten fallen mögen, bildete den Beschluß. Der Oberpriester machte vor dem gesammten Volke eine Verbeugung und ließ sich, anscheinend tief gerührt

und weinend, von zwei Priester-Aeltesten nach seinem Gemache im Tempel führen, wo er in gänzlicher Einsamkeit sieben lange Tage in religiösen Betrachtungen vertieft zuzubringen hatte, um später wieder im Tempel öffentlich zu erscheinen und das Gaukelspiel fortzusetzen.

Wir wählen, um dem nun folgenden lächerlichen und pomphaften Ceremoniell einen ungefähren Begriff zu geben, nachstehende Einzelheiten zur Mittheilung:

„Der Hohepriester, nachdem er für sich und das ganze Volk ein Sündenbekenntniß abgelegt hatte, wiederholte mit lauter Stimme die Worte der Tora: An diesem Tage wird euch verziehen und ihr seid von Sünden gereinigt, denn von allen Vergehungen sollt ihr vor Jehova rein werden."

Diese Stelle sprach er an dem Tage drei Mal, wobei er den Namen Jehova laut und langgedehnt hervorhob, während diesen Namen auszusprechen Jedem, Priester sowohl als Laien, während des ganzen Jahres strenge verboten war, weshalb der Name Gottes nur in Umschreibungen (z. B. der Ewige, der Herr u. s. w.) verlautete. Jesus widersetzte sich auch solchem Gebote und kehrte sich, wie an so viele andere, auch an diese jüdischen Narrheiten nicht, erregte aber natürlich auch hierdurch nicht geringen Anstoß bei dem bigotten Judenvolke. Uebrigens ersieht man aus dieser Mittheilung, woher die katholischen Priester die Theorie der Sündenvergebung genommen haben: sie ist rein jüdischer Natur. Das Volk erquickte sich ersichtlich an dem lange entbehrten Namen ihres Gottes aus Priesters Munde; denn alle knieeten nieder und man rief, daß die Mauern erbebten, nach jeder Nennung des Namens „Jehova:" Gebenedeit sei dein heiliger Name in Ewigkeit! Hierauf schritt der ceremonielle Cultus jenes Festes weiter vor.

Das Allerheiligste im Tempel durfte selbst vom Hohenpriester nur an diesem einen Tage im Jahre betreten werden, und er that es mit dem Rauchfasse in der Hand, worauf das Volk ängstlich harrte, ob er lebend zurückkehren werde; denn es bestand der Glaube bei ihnen, daß, wenn sein Herz und Wandel nicht von jedem Fehl rein sei, der rächende Gott ihn sofort tödten würde. Selbstverständlich blieb der heilige Mann niemals aus, und nunmehr trat mit hochtragischer Komik jener Opfercultus auf, welchem der berüchtigte Sündenbock, sprichwörtlich sogar bis auf uns gekommen, so wie auch jener „ganz besondere Saft", das Blut, die wichtigste Rolle spielten. Es ging dabei in folgender Weise zu:

Frühmorgens, wenn die priesterlichen Acteure sämmtlich wieder auf der Scene im Tempel versammelt waren, breiteten die Tempeldiener einen kostbaren Teppich vor den Hohenpriester hin, um mit denselben

die Grenze zwischen ihm und dem Volke zu bezeichnen, welche Niemand bei Todesstrafe überschreiten durfte. Der heilige Mann hatte sich vorher schon durch ein reinigendes Bad zu dem hochwichtigen Werke vorbereitet und das kostbarste seiner, von schwerem Golde strotzenden Gewänder angethan. Er wusch sich noch einmal vor aller Augen Hände und Füße und empfing ein großes blankes Messer nebst einem schneeweißen Lamme, an dessen Halse er jetzt persönlich den ersten Schnitt vollzog, während es von einem Gehilfen gehalten wurde. Er selbst aber fing das Blut in einer goldenen Schale auf und besprengte mit demselben den Altar. Danach trat er in das Innere, legte kostbares Rauchwerk auf glühende Kohlen, putzte die heilige Lampe und übergab Kopf und Glieder des inzwischen zerschnittenen Lammes dem Feuer zum Opfer. Außerdem wurden noch 7 Lämmer und ein feister Ochse oder Stier an diesem Tage geopfert; bevor jedoch hierzu geschritten wurde, nahm der Oberpriester abermals ein Bad, wusch sich wieder Hände und Füße und legte weiße Kleider an. Jetzt wurde ihm der Stier vorgeführt: er legte beide Hände auf das Thier und sprach in dieser Stellung ein Sündenbekenntniß für sich und das ganze Volk. Sowie der Name Jehovah ertönte, stürzten abermals Volk und Priester im Vorhof auf ihr Antlitz nieder und riefen im Chor: „Gepriesen sei der Name seiner Herrlichkeit für und für!"

Jetzt wendete sich der Priester nach der Ostseite des Vorhofs und trat an die nördliche Seite des Altars, wo zwei junge Böcke angebunden standen, deren einen er als Sühnopfer für den Ewigen bezeichnete und den man das Bannböcklein nannte. Der Oberpriester knüpfte ihm eigenhändig einen Purpurstreifen zwischen die Hörner, worauf er ihn thürwärts hinstellte; dem andern band er einen Streifen um den Hals. Abermals trat er zu dem Stier heran, indem er die vorher erwähnte Beichte für sich und seine Amtsgenossen unter allen gemeldeten Nebenumständen wiederholte. Unmittelbar darauf ergriff er ein neues blankes Schlachtmesser, untersuchte genau die Schärfe und that, wie früher beim Lamm, den ersten Schnitt durch die Gurgel des Stiers, worauf er das Blut in einem neuen reinen Becken auffing und dasselbe einem Priester übergab, der damit in die vierte Abtheilung des Tempel-Vorhofs trat, um das Blut durch fleißiges Rühren im Fluß zu erhalten. Der Oberpriester aber nahm ein goldenes Rauchgefäß, füllte es mit glühenden Kohlen und setzte es in denselben vierten Vorhof nieder. Jetzt füllte er eine Schale mit dem feinsten Räucherwerk, faßte mit der Rechten das Kohlengefäß, mit der Linken die Schale und betrat so das Allerheiligste. Hier setzte er das Rauchgefäß zwischen die Stangen der heiligen Bundeslade nie-

der, streute das Kräuterwerk auf die Kohlen und wartete, bis das ganze Gemach zum Ersticken voll Rauch war. Nunmehr erachtete er die Sünden hinlänglich ausgeräuchert und reinen Herzens trat er in den Tempel zurück, worauf er folgendes Gebet sprach:

„Möge es Dir, Du Ewiger! unsrer und unsrer Väter Gott! gefallen, daß das bevorstehende Jahr seinen gehörigen Regen und keine Dürre habe. Erhöre das Gebet der Wanderer um trocknes Wetter nicht, wenn die Welt des Regens bedarf. Möge Niemand in Noth des Andern Hilfe bedürfen, keine Frau unzeitige Frucht bringen, möge die Feldfrucht gedeihen und die Herrschaft von Jehuda nicht weichen."

Alsdann nahm er das umgerührte Blut vom Stier, trat mit demselben in das Allerheiligste zurück und besprengte den Deckel zwischen den Stangen der Lade einmal oben- und sieben Mal unterwärts, wobei er folgendermaßen zählte: „Eins, eins und eins; eins und sechs; eins und sieben." Nun setzte er das Gefäß auf ein goldenes Gestell im Tempel nieder. (Wer erinnert sich hierbei nicht an den Ausspruch Faust's in der Hexen-Scene:

„Was sagt sie uns für Unsinn vor?
„Es wird mir gleich den Kopf zerbrechen.
„Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
„Von hunderttausend Narren sprechen.")

Sobald der Oberpriester zurückgekehrt war, brachte man ihm das Bannböcklein; er schnitt ihm, wie früher dem Lamm, in den Hals, fing das Blut in ein neues reines Becken auf, trat in das Allerheiligste und verspritzte von demselben in der vorigen Ordnung. Sodann nahm er eilends wieder des Stieres Blut, besprengte den Vorhang, der Lade gegenüber, von draußen, einmal oben- und siebenmal unterwärts, und zählte dabei wie früher. Hierauf stellte er es beiseite, nahm das Bocksblut und verfuhr auch mit diesem auf gleiche Weise. Nun mischte er beider Blut zusammen, goß immer das volle Gefäß in ein leeres, trat damit vor den Altar, und besprengte die vier Ecken und das Blatt siebenmal; sodann verließ er die Halle und goß den Rest auf die Abendseite des äußeren Altars aus.

Jetzt kam der Sündenbock an die Reihe. Der Oberpriester begab sich zu demselben hin, legte beide Hände auf ihn und beichtete summarisch die Sünden von ganz Israel, wobei abermals Priester und Volk beim Ausrufen des Namens Jehovah auf das Antlitz niederstürzten. Danach rief er einen dazu erlesenen Priester, der den Bock in die Wüste bringen mußte, und zwar auf einen hohen, einen Abgrund überragenden Felsen, von welchem er ihn rückwärts hinabstieß. Kaum auf die Hälfte des Sturzes angekommen, war das unglückliche Thier schon in Stücke zerschellt und

der Priester rief nun mit heller Stimme: „So mögen Deines Volkes Israels Sünden getilgt werden!"

(Wir sagen mit Polonius: „Wenn das gleich Wahnsinn ist, so hat es doch Methode!").

Der Hohepriester schritt seinerseits nunmehr zu dem geschlachteten Rammbock und dem Stier, die verbrannt werden mußten. Er schlitzte sie eigenhändig auf, warf einen Theil der Eingeweide in ein Becken, verflocht beide Arten unter einander und legte sie auf den Brandheerd; alsdann las er die vorgeschriebenen Stücke der heiligen Schrift und begab sich ins Badehaus, während ein erstickender stinkender Qualm, welcher von dem Brandopfer aufstieg, den ganzen Tempel erfüllte. Wie sollte eine Religion, die solche Albernheiten als vermeintliche Gottesverehrung trieb, nicht bei jedem geistesfreien Denker in üblen Geruch kommen?

Nachdem der Oberpriester Hände und Füße geweiht, sich gebadet und getrocknet hatte, legte er das Goldgewand wieder an, weihte abermals Hände und Füße, richtete draußen Bock und Widder zu einem Schmause für sich und die übrigen Priester zu, legte das Uebrige auf den Brandaltar und brachte das Abendopfer nach Vorschrift.

Nachdem Alles vollendet war, ging er wieder ins Badehaus, weihte Hände und Füße, entkleidete sich, badete sich abermals, ließ sich abtrocknen, legte wieder ein weißes Gewand an und wusch aufs Neue Hände und Füße. Jetzt beschritt er noch einmal das Allerheiligste, nahm Schale und Rauchfaß, die er Morgens hineingetragen, hervor, weihte wieder Hände und Füße, nahm ein Bad, legte die Goldgewänder an, ließ das Räucherwerk verduften, putzte die Abendlichter, weihte von Neuem Hände und Füße, legte seine gewöhnlichen Kleider an und ließ sich vom ganzen Volke (das in Festkleidern mit brennenden Kerzen oder Fackeln in den Händen sein harrte) nach Hause geleiten. Dabei waren alle Fenster erleuchtet, mit kostbaren Stickereien behangen und mit Blumen geschmückt.

Wir wissen, daß alle diese phantastischen Spielereien aus dem großen Schatze launenhafter Ceremonialgesetze des berühmten Abenteurers Moses herrührten, und führen diese Probe eines durch Schlachtmesser und Blut illustrirten Tempeldienstes an, nur um die Berechtigung eines philosophischen Weisen, wie es Jesus war, darzulegen, daß er sich von einer solchen Verehrung des höchsten Wesens mit Abscheu abwendete.

Jesus war, wie es scheint, von seinen vielfachen Reisen durch die Provinzen gerade jetzt zur Zeit der hohen Feste nach Jerusalem gekommen, um

sich mit frischem Muthe der Sittenverderbniß und den religiösen Albernheiten seines Volkes entgegenzustellen; denn er benutzte die in dieser Periode gebräuchliche Gewohnheit, in den berühmtesten Synagogen Gastpredigten halten zu dürfen, und ging am sogenannten Bußsabbath in eine dem Tempel nahe gelegene Synagoge, wo er einen geistreichen Vortrag über eine Stelle aus dem Propheten Jesaias, Cap. 1, V. 10 bis 14 hielt. Diese lautet:

„Höret das Wort Gottes, ihr Fürsten von Sodom! Merke auf die Lehre unsers Herrn, du Volk von Ghomora! Was soll mir die Menge eurer Schlachtopfer? spricht Gott. Ich bin übersatt der Brandopfer von Widdern; des Fetten der Mastkälber und des Blutes von Farren, Schafen und Böcken mag ich nicht. Bringt mir kein trüglich Speisopfer mehr, so mir ein Gräuel. Eure Neumonde und Feste hasset meine Seele, und waren mir längst eine Last; so bin ich müde sie zu tragen!“ u. s. w.

Jesus führte diese und ähnliche Aufgaben anderer Propheten nach seiner Weise mit glänzender Beredtsamkeit weiter aus, und das Haus strotzte von Zuhörern. Aber wehe ihm, wenn er sich nicht auf die Worte der heiligen Propheten hätte berufen können! Man würde ihn vielleicht schon jetzt erwürgt haben, denn er schmähte den jüdischen Cultus, der dem Volke darum so sehr gefiel, weil es allezeit dabei etwas zu schmausen gab.

Jesus kümmerte indeß das laute Murren Einiger durchaus nicht; vielmehr donnerte er mit seiner gewichtigen, alle anderen übertönenden Stimme gegen die Albernheiten des Cultus und die lasterhaften Gewohnheiten des Volkes. Wurde es diesem zu arg, dann führte er schnell die Worte eines jener unantastbaren Propheten an, die man nicht verwerfen durfte, wie z. B. folgende aus dem 1. und 58. Kapitel entnommenen:

„Waschet und reinigt euch von euren Lastern, schaffet weg eure bösen Werke aus meinen Augen, hört auf zu freveln. Lernet Gutes üben, trachtet nach Recht, helfet den Unterdrückten, schaffet Recht der Waise und streitet für die Witwe.“

„Sehet! Dies ist ein Fasten, woran ich ein Gefallen habe, spricht der Herr! Löset die Fesseln der Bosheit; sprenget die Banden der Unterjochung und entlastet die Unterdrückten zur Freiheit! Brich den Hungrigen dein Brot, und die im Elend sind, führe ins Haus! Die da nackend sind, sollst du bekleiden, und entziehe dich nicht deinem Bruder, denn es ist dein Fleisch 2c.“

Wie gewöhnlich hatten sich auch Pharisäer unter die Zuhörer ge-

mischt, welche eben den Pöbel gegen den Verächter der heiligen Gesetze, die angeblich von Gott selbst durch den Mund des Moses gegeben worden, aufhetzten; ja man kam hier und an andern Orten bereits so weit, daß man Steine gegen ihn erhob und sein Leben ohne Zweifel längst in Straßenrevolten zu Grunde gegangen wäre, wenn ihn nicht seine zahlreichen Freunde jedesmal in die Mitte genommen und mit ihren Leibern gedeckt hätten.

Die eben erzählte Synagogen-Scene und jene großen Festlichkeiten fielen etwa in den Monat September. Jesus blieb auch noch in den beiden folgenden Monaten in Jerusalem und setzte seine öffentlichen Strafreden in den Synagogen fleißig fort, wobei sich die erwähnten gehässigen Scenen mehrmals und in noch verstärktem Maße wiederholten. Dies gab ihm bei der nächsten Rede Veranlassung, solche Angriffe auf seine Person in den Vortrag zu verflechten. Mit Rücksicht hierauf trug er u. A. einst das berühmte Gleichniß von den Hirten und Schafen vor, das mit den Worten beginnt: „Ich bin ein guter Hirt, und ein solcher läßt sein Leben für seine Schafe; ein Miethling aber flieht, wenn der Wolf kommt u. s. w.", und welches dann am Ausgange mit der Prophezeihung endet, es werde eine Zeit kommen, wo Alles eine Heerde und ein Hirt sein werde: ein Ausspruch, der, beiläufig bemerkt, als die Wurzel der protestantischen Missionsvereine zu betrachten ist, indem man in jenem Gleichnisse (das noch von „andern Schafen" spricht) die Zusage zu finden vermeinte, daß alle Menschen, auch die jetzigen Heiden sich zum Christenthum bekehren würden. Jesus aber hatte dabei eine andere, viel größere und schönere Zukunft im Sinn. Er wollte sagen, daß einst eine Zeit kommen werde, wo die Uranlage des Menschen, die eingeborene Vernunft, bei allen Völkern zur Ausbildung und Geltung gelangen werde; dieses Gotteslicht aber nennt er eben den Hirten, als dessen augenblicklichen Repräsentanten er allerdings sich, seine Person betrachtete.

25.

Jesus begiebt sich abermals auf Reisen. Er wüthet maßlos gegen die Priester-Partei.

Im December verließ Jesus mit seinen Schülern noch einmal die Hauptstadt, da seine Widersacher gegen ihn allzu drohend aufstanden. Obwohl ihm sein Ausspruch, er werde sich nicht enthalten, das Leben

für seine Schafe zu lassen, heiliger Ernst war, so fühlte er es doch lebhaft, daß die Stunde noch nicht gekommen sei, wo er sein angefangenes großes Reformationswerk verlassen dürfe, ohne es der Gefahr des Unterganges Preis zu geben; denn seine Jünger hatten ihn noch viel zu wenig begriffen, und auch die oft zum Austausch kommenden kleinlichen Leidenschaften unter ihnen bezeugten, wie weit sie noch von dem Ideale entfernt waren, das seinem Geiste von der Menschheit vorschwebte. Auch auf der eben jetzt begonnenen letzten Reise in die Provinzen hatte er mehrfach Gelegenheit, die kleinliche Eifersucht der Jünger auf den zukünftigen Rang in dem Gottesreiche wahrzunehmen, das sie sich noch immer als einen weltlichen Staat vorstellten, in welchem große Aemter und Gehalte für sie abfallen würden. Jesus belehrte sie und strafte ihren Eigennutz mittelst der Parabeln, von denen ihm bekanntlich eine ganze Reihe zur Verfügung stand und die meist dem Fassungsvermögen der einfachen Galiläer (welche überhaupt im Rufe großer Einfalt standen) angepaßt waren.

Einem einfachen Landrabbi, der ihm bei Gelegenheit einer Ermahnung zur brüderlichen Liebe und Mildthätigkeit die Meinung vortrug, eine solche Verpflichtung erstrecke sich doch wohl nur auf die jüdischen Glaubensgenossen, belehrte er durch die bekannte Parabel von dem barmherzigen Samariter eindringlich eines Andern, wie er denn überhaupt äußerst selten im eigentlichen, gewöhnlich aber im uneigentlichen Sinne sprach. Er wäre hier, wie man bemerken wird, augenscheinlich mit sich selbst in Widerspruch gerathen, wenn jenes Gleichniß: „Niemand nimmt den Kindern das Brot und wirft es vor die Hunde“ nicht eine Erfindung der Erzähler wäre, als welche es leicht erkennbar.

Die wenigsten Umstände machte er übrigens mit seinen erbittertsten Feinden, den Pharisäern und Schriftgelehrten, bei deren Charakterisirung ihn jedesmal seine gewohnte Sanftmuth, Nachsicht und Nächstenliebe verließen, denen er vielmehr ganz unverblümt und unumschrieben die derbsten Wahrheiten sagte. Selbst das bekannte Beispiel von dem Pharisäer und dem Zöllner, welche beide in dem Tempel zum Gebet erscheinen, ist kaum ein Gleichniß zu nennen, so klar und unumwunden liegt die Meinung am Tage, daß der Zöllner, der ganz im Gefühl der Reue versunken an seine Brust schlägt und spricht: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ gerechtfertigter von dannen ging als der heuchlerische Pfaffe, der sich mit stolzen behäbigen Schritten in den Tempel begiebt, einen seiner Würde entsprechenden erhabenen Platz einnimmt und in einem langen und lauten Gebete dem Höchsten seinen Dank dafür darbringt, daß er nicht, gleich manchem Andern, in Sünde und Laster ver-

fallen sei, dabei seine Tugenden und guten Eigenschaften herrechnend. Dergleichen Spott und Hohn vor allem Volk gesprochen, ergötzte natürlich die große Menge, die dem Priesterstande nie sehr geneigt war, ungemein; aber Jesus vermehrte dadurch von Tag zu Tag seine Feinde, und die Gefahr wuchs mit jeder Stunde.

Nichts destoweniger verachtete er alle Warnungen, schärfte vielmehr den Stachel seiner Rede von Tage zu Tage, und was er früher etwa im vertraulichen Zwiegespräch mit Freunden geäußert, das brachte er jetzt hundertfach verschärft in seinen öffentlichen Vorträgen an, die bald ohne Maß und Ziel der Enthaltung waren.

„Hütet euch," sprach er z. B. „vor diesen Wölfen in Schafskleidern, die da in langen gleißenden Kleidern einhergehen und ihre Heiligkeit zur Schau tragen; inwendig aber sind sie voll Raubes und Fraßes. Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern! Ihr Heuchler, die ihr der Witwen Häuser fresset und wendet lange Gebete vor! Ihr werdet desto mehr Verdammniß empfahen! Ihr Heuchler, die ihr über Land und Wasser dahin ziehet, um einen Judengenossen zu gewinnen, und wenn es geschehen, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr denn ihr seid! Ihr Narren und Blinden, die ihr verzehntet die Münze, Till und Kümmel, und lasset dahinter das schwerere im Gesetz, nämlich die Barmherzigkeit und den Glauben. Ihr verblendeten Leiter, die ihr Mücken seiget und Kameele verschlucket, die ihr Becher und Schüsseln auswendig rein haltet, inwendig aber ist es voll Raubes und Fraßes! Du blinder Pharisäer reinige zuvörderst das Inwendige an Becher und Schüssel, danach auch das Auswendige rein werde. Ihr seid aber wie die übertünchten Gräber, die da auswendig hübsch scheinen, inwendig aber sind sie voll Todtengebein und allen Unflaths; also auch ihr: von außen scheint ihr vor den Menschen fromm, inwendig aber seid ihr voll Heuchelei und Untugend. Ihr Schlangen und Otterngezüchte, wie wollet ihr der höllischen Verdammniß entrinnen? Der Herr sendete euch die Propheten und Weisen; ihr aber habt sie gekreuzigt und gesteinigt, auch etliche gegeißelt in euren Schulen, und verfolget sie von der einen Stadt zu der andern. Ueber euch kommt all das Blut, das unschuldig vergossen wird auf Erden, von dem Blut des gerechten Abel bis auf das des Zacharias, welchen ihr gemordet habt zwischen dem Tempel und dem Altar. Wahrlich, ich sage euch, daß solches alles wird gerächt werden an eurem Geschlecht! Wehe dir Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind! Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel. Aber ihr habt nicht gewollt! So soll denn euer Haus

wüste gelassen werden, und ihr werdet mich fortan nicht sehen, bis daß ihr sprecht: Gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn!"

Man ersieht aus dem Inhalt dieser angeführten Stelle, dergleichen noch in vielfachen Abweichungen von Seiten der Evangelisten vorliegen, daß Jesus gleich jedem andern Sterblichen menschlichen Leidenschaften unterworfen war und ihm daher ein durchaus urgöttliches Wesen nicht inne wohnte, wie denn auch — wäre dies nicht der Fall — von einem Verdienst um die Menschheit seinerseits keine Rede sein könnte. Andererseits aber ergiebt sich daraus die unwiderlegliche Thatsache, daß man seine Worte auch dann nicht immer buchstäblich zu nehmen hat, wenn er ohne Redebilder anscheinend von einfachen Thatsachen spricht; denn unmöglich darf man behaupten, daß sein bekannter Ausspruch: „ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig" mit jenem Zornausbruche in Uebereinstimmung stehe, wenn wir auch gern zugeben, daß andere noch auffälligere Belege solcher Aufregung (z. B. die angebliche Verfluchung des Feigenbaums) eine legendenartige Ausschmückung der wundersüchtigen Illustratoren genannt werden müssen.

Der aufbrausende Zorn bei dem Wahrnehmen so großer, unter dem Deckmantel der Heiligkeit verübter Schändlichkeiten, wie die jüdische Priesterschaft sich deren zu Schulden kommen ließ, ist ein zu allgemeines Kennzeichen edler Naturen, als daß wir uns versucht fühlen sollten, jene Ausbrüche einer moralischen Entrüstung dem christlichen Fabelbuche zuzuweisen; und was Jesus jenen seinen Widersachern geistlichen Standes vorwirft, daß gerade sie, die Priesterschaft, es seit den ältesten Zeiten gewesen, welche die Weisesten und Besten des Volks verfolgt oder getödtet habe, so zeigt uns auch die Geschichte aller Völker nach Christus, daß sich jene Klasse um kein Haar gebessert, ja eben die christlichen Pfaffen es denen aller andern Religionsbekenntnisse in diesem Stücke zuvorgethan.

Daß ein so unausgesetztes Schmähen der herrschenden Religionsgemeinschaft auf die Dauer kein gutes Ende nehmen konnte und der Geduldsfaden endlich reißen würde, lag auf der Hand. Täglich brüteten die Feinde Jesu in geheimen Zusammenkünften über Pläne, wie man den Widersacher verderben könne, ohne sich selbst bei der großen Beliebtheit des weisen Rabbi den Gefahren eines allgemeinen Aufstandes auszusetzen. Alle Schlingen, die man ihm legte, versagten. Fragte man ihn nach seinem Glaubensbekenntniß, so verwies er einfach auf das 5. Buch Moses, Kap. 6 Vers 4 und 5, wo der Glaube an einen einigen Gott und die Liebe zum Nächsten als Grundbasis aller Religionspflichten angegeben werden, und auch bei jeder sonst verfänglichen Frage

wußte er durch kluge Antworten der Schlinge zu entgehen, so daß er seinen einst öffentlich gelehrten Grundsatz: „seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben" ersichtlich selbst wohl beherzigte.

Die Feinde Jesu waren somit wirklich rathlos, wie sie ihren Plan, ihn zu verderben, ins Werk richten sollten, und da nebenbei ihre anderweitigen Verschwörungspläne, bei denen sie sich seiner einst als Werkzeug zu bedienen gedachten, nicht ganz verschwiegen geblieben waren, so daß die römischen Behörden nicht hätten davon unterrichtet sein sollen, so faßten sie endlich den teuflischen Entschluß, ihren Gegner als den Hauptanstifter einer politischen Verschwörung anzuzeigen.

26.

Die politische Intrigue nimmt eine greifbare Gestalt an. Einleitung in den Criminalproceß Jesu.

In einer letzten geheimen Berathung der Feinde Jesu wurde in diesem Sinne beschlossen, ein anonymes Schreiben an den Kaiser Tiberius in Rom abzusenden, in welchem die Beschuldigung, daß der Rabbi Jesus unter dem Deckmantel religiöser Reformen eine Empörung der Juden gegen die römische Oberherrschaft und mit deren Hilfe eine Staatsumwälzung beabsichtige, ausgesprochen war.

Die Geschichte weiß uns über den schändlichen Charakter und die grausamen Regierungshandlungen jenes tyrannischen Gewalthabers die fürchterlichsten Dinge zu erzählen, denn die angesehensten und einflußreichsten Römer waren bei dem geringsten Verdachte gegen ihre Loyalität ihres Lebens nicht sicher. Während er auf der Insel Caprea in viehischer Wollust schwelgte, wüthete sein Günstling Aelius Sejanus, Commandant der Garde, unter den Bürgern Roms, deren er ganz nach seinem Gelüste eine große Menge hinschlachten ließ.

Welchen Werth konnte unter einer solchen Regierung das Leben eines armen unbekannten Juden haben? Da man indeß an dergleichen geheime Anklagen in Rom gewöhnt war und sich um die Anstifter derselben in der Regel nicht viel kümmerte, so sind die eigentlichen Rädelsführer dieser gegen Jesus gerichteten Intrigue nie ausdrücklich ans Licht gezogen worden. Man hegte seiner Zeit darüber allerlei Vermuthungen, deren erstere den größeren Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Nach einigen Angaben nämlich waren es die religiösen Gegner

Jesu, also die Priesterkaste, die sich eines ihnen gefährlich werdenden Neuerers um jeden Preis entledigen wollte. Nach einer zweiten Fassung waren die Anstifter jene politischen Verschwörer, welche einst den Plan hatten, Jesus zum König der Juden auszurufen, und die längst fürchteten, daß er den geheimen Plan verfolge, sich unabhängig von ihnen zum Oberhaupte der Juden aufzuwerfen. Wieder Andere aber behaupteten, die Denunciation sei von Herodes Antipas, Tetrarch von Galiläa, ausgegangen, der sich allezeit bemühte, den römischen Gewalthabern gefällig zu sein, um, wie er hoffte, auch die Regierung über Judäa eingeräumt zu erhalten, und dem in dieser Beziehung ein so gewaltiger Volksmann, wie Jesus, einst gefährlich werden konnte.

Um die eigentliche Ursache des an Jesus verübten Justizmordes möglichst richtig zu beurtheilen, müssen wir uns nothwendig einen Augenblick mit den der Katastrophe vorausgegangenen Begebenheiten wie auch mit den hervorragendsten Persönlichkeiten des welthistorischen Dramas bekannt machen.

Die bisher erzählten Reisen, Lehren und Thaten Jesu umfassen etwa den Zeitraum einiger, sagen wir zweier Jahre. Er war in dieser langen Zeit, was die Ausbreitung seiner Lehre und den Erfolg überhaupt betrifft, wenig weiter gekommen; nur die Erbitterung seiner Feinde hatte entschieden den höchsten Grad erreicht. Seine Freunde aber drängten ihn zu einer entscheidenden That, d. h. zu einem recht auffälligen Wunder, um namentlich dem Volke seine göttliche Sendung auf unwiderlegliche Art darzuthun und somit die Sache zum Austrag zu bringen. Was man auch bisher von seinen angeblichen Wunderthaten erzählte, so sollten dieselben meist in entlegenen Provinzen unter dummen Landleuten geschehen sein, und die stolzen Jerusalemiten gaben darauf nicht viel. Jerusalem oder mindestens die nächste Umgebung der Hauptstadt mußte daher der Schauplatz einer solchen That werden, um einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Seine Freunde scheinen ihm dazu behilflich gewesen zu sein, oder auch der Zufall legte sich, wie so oft im Leben, ins Mittel, um eine ausgiebige Wendung herbeizuführen.

Jesus hatte sich nach einer längeren, und zwar der letzten weiteren Reise in Jerusalem eingefunden und seine öffentlichen Predigten wieder aufgenommen, wobei es ihm nicht entgehen konnte, daß sich eine bedenkliche, ja sogar gefahrdrohende Stimmung im großen Volkshaufen bemerklich machte. Es schien, man habe nun der Worte genug gehört und verlangte Thaten, d. h. solche, wie man sie von dem lange verheißenen Messias zu erfahren sich für berechtigt hielt, vorzugsweise Befreiung von dem Joche der Römer.

In diesem Sinne drängten, als er eines Tages — es war im Winter und eben Kirchweihfest — wieder im Tempel predigte, die Juden sich zu ihm heran und Viele schrieen: „Was sollen uns alle diese unverständlichen Reden und glatten Worte? Bist du der Messias, so sage es gerade heraus und beweise es; wo nicht, so bist du entweder vom Teufel besessen oder ein Betrüger! Erkläre dich also, damit dem Zweifel ein Ende werde!"

Jesus berief sich in gewohnter Weise auf seine Werke und seine Lehren, die es erwiesen, daß er von Gott gesendet sei; denn er und der Vater seien eins.

Darüber schrie man überlaut, er sei ein Gotteslästerer, und als er den Tempel verließ, warf man mit Steinen nach ihm und wollte ihn tödten. Er vertheidigte aber im Fortgehen unaufhörlich seine Grundsätze und beschuldigte seine Widersacher der Undankbarkeit, da er doch dem Volke so manche Wohlthaten erzeigt habe. Ohne Zweifel aber fanden sich Aufhetzer unter der Menge von Seiten der Priesterpartei, und seine Freunde hatten abermals Mühe, ihn einer vorzeitigen Tödtung zu entziehen und in Sicherheit zu bringen.

Bei solchen Gelegenheiten zog sich Jesus gewöhnlich nach Bethanien, einer paradiesischen Gegend in der Nähe Jerusalems, zurück, wo ihm liebe Freunde und auch jene erwähnten Freundinnen wohnten, die wir bei anderer Gelegenheit als Maria und Martha haben kennen lernen.

Die große und einflußreiche Begebenheit, die hier, und zwar unmittelbar nach jener Tempelscene, ins Leben trat, ist uns nur nach den äußeren Umrissen, nicht aber in den geheimen Fäden ihres Zusammenhanges bekannt geworden; aller Wahrscheinlichkeit nach aber hing sie mit jenen frechen Forderungen der Juden in Jerusalem, seine Messianität zu beweisen, zusammen, denn nach den damaligen Begriffen konnte nur ein ganz außerordentliches Wunder geeignet sein, einen solchen unumstößlichen Beweis zu liefern, und zwar mußte und sollte es diesmal unter den Augen der ungläubigen Jerusalemiten ins Leben treten.

Es handelte sich hier um nichts Geringeres, als um eine Todtenerweckung, deren die Sage ja schon einige aus früheren Tagen zu berichten wußte. Wir haben uns über den Werth oder Unwerth solcher Wunderthaten bereits hinlänglich verständigt. Es war in den Kreisen des Judenthums seit jeher gebräuchlich, die Naturgesetze zu Gunsten gewisser Religionsmeinungen auf den Kopf zu stellen, sie aufzuheben oder umzumodeln, wie es eben den Zwecken ersprießlich; und es gab bekanntlich in Aegypten ganze Classen von Menschen, die Magier, welche

das Wunderthun zu ihrem Lebensberuf machten: eine Sucht, die ja in der katholischen Kirche noch immer nicht ganz erloschen ist. Was davon zu halten, darüber ist die gebildete, namentlich die wissenschaftliche Welt längst einig. Es giebt wundersame Thatsachen, bei denen sich die letzten Gründe der vermittelnden Naturgesetze unsern Sinnen entziehen, wie z. B. der Magnetismus und die Electricität; Wunder im eigentlichen Sinne des Worts aber kann es nicht geben und giebt es nicht. So kommt allerdings auch ein Erstehen vom Scheintode vor; aber eine Wiederbelebung wirklich Gestorbener, der Verwesung bereits anheim Gefallener als möglich zu behaupten, ist ein Widersinn, den heutiges Tages selbst die aufgeklärtere christliche Theologie zu behaupten sich schämt. Wir sind demnach mit dieser größten und letzten angeblichen Wunderthat Jesu, der Erweckung des bereits begrabenen Lazarus, völlig im Reinen, und nehmen an, daß es eine gutgemeinte Dichtung der Freunde und Freundinnen Jesu in Bethanien war, um der Sache ihres verehrten Lehrers einen für alle Zeiten ausgiebigen Aufschwung in der öffentlichen Meinung zu verleihen.

Wie diese angebliche Todtenerweckung (bei welcher Maria und Martha eine vorzügliche Rolle gespielt zu haben scheinen) in Scene gesetzt worden, darüber hat u. A. auch Renan allerlei Vermuthungen aufgestellt. Er meint, Lazarus scheine wirklich krank gewesen zu sein und — von dem Plane seiner Schwestern unterrichtet — habe sich derselbe, bleich von seiner Krankheit, in Leichentücher hüllen und in das Grabgewölbe der Familie einschließen lassen. Diese Gräber waren große, in Felsen gehauene Kammern, in welche man durch viereckige Oeffnungen eindrang, die mittelst einer großen Steinplatte verschlossen wurden. Martha und Maria kamen Jesus, der von einem Ausflug nach Peräa zurückkehrte, entgegen und führten ihn, ohne ihn erst nach Bethanien gehen zu lassen, nach der Grotte, in welcher Lazarus schlummerte. Die Bewegung, die Jesus empfand, als er an das Grab seines Freundes trat, den er todt glaubte, konnte von den Anwesenden für jenes Erzittern und jenen Schauer gehalten werden, welchen stets die angeblichen Wunder begleiteten, da die Volksansicht dafür hielt, daß die göttliche Kraft im Menschen wie ein epileptisches, krampfhaftes Princip wirke. Jesus wünschte den, den er so sehr geliebt, noch einmal zu sehen, und nachdem der Stein abgehoben war, bewegte sich Lazarus und trat im Leichenhemde, das Gesicht vom Schweißtuch umhüllt, aus dem Grabe u. s. w.

Wir halten dergleichen natürliche Erklärungen für ein durchaus fruchtloses Bemühen und begnügen uns damit, zwei Möglichkeiten aufzustellen. Entweder hat Johannes, der die Geschichte allein ausführlich

erzählt, solche von Grund aus erfunden — was auch Strauß' Meinung ist — oder Lazarus ist nur scheintodt gewesen und die Behauptung seiner Schwester Maria, daß er schon röche, ist eine willkürliche Ausschmückung des angeblichen Wunders, wodurch man dem vorliegenden Zwecke die allgemeinste Aufmerksamkeit zuwenden und demselben Vorschub zu leisten suchte.

Letztere Absicht scheint auch im übervollen Maße erreicht worden zu sein; aber eben dieses Uebermaß schlug zum größten Verderben des weisen Rabbi um, denn die gegen den kühner Neuerer längst aufgebrachte Priesterkaste sah sich mit dem gesteigerten Ansehen je mehr und mehr bedroht, und etwas Entscheidendes — das wurde nunmehr fest beschlossen — mußte zur eigenen Sicherheit geschehen. Es stand fest: Jesus sollte unschädlich gemacht werden.

Um die geheimen Fäden des nun beginnenden welthistorischen Processes nach Möglichkeit übersehen und würdigen zu können, müssen wir einen Augenblick bei den feindlichen Hauptpersonen des tiefergreifenden Dramas verweilen, an deren Spitze der damalige jüdische Hohepriester Kaiphas stand. Derselbe scheint indeß nach Allem, was man von ihm weiß, nur der angebliche Würdenträger gewesen zu sein, während der eigentliche Leiter irgend welcher Angelegenheiten in der Person des Schwiegervaters von Kaiphas, des alten Hanan, zu suchen ist, der früher 7 Jahre lang (vom Jahre 7 bis 14) selbst Hoherpriester gewesen war und erst beim Regierungsantritte des Kaisers Tiberius seines Amtes entsetzt wurde. Die Familie Hanan schien übrigens die Hohepriesterwürde als erb und eigen zu betrachten, denn 50 Jahre lang ließ sie dieselbe nicht aus den Händen und immer stand der ränkevolle Alte im Hintergrunde und lenkte die einschlägigen Angelegenheiten. Ohne seinen Rath that auch sein Schwiegersohn Kaiphas nichts, und da er, wie alle hohen Würdenträger des Tempels, jener geschilderten Priesterkaste der Saducäer angehörte, die sich — wie Josephus berichtet — durch besondere Härte und Schroffheit in ihren richterlichen Urtheilen auszeichneten, die Familie Hanan aber sich noch besonders durch Unduldsamkeit und Verfolgungssucht hervorthat und als hochmüthig, verwegen und grausam geschildert wird: so läßt sich hierin wohl eine Begründung der überwiegend glaubwürdigen Anklage finden, daß es Hanan, Kaiphas' Schwiegervater, gewesen, der in einer, der Berathung über Jesu Unschädlichmachung gewidmeten Priesterversammlung die ewig denkwürdigen Worte sprach: „Es ist viel besser, daß ein Mensch sterbe, als daß ein ganzes Volk durch ihn ins Verderben geführt werde.“

Ueber jedem Zweifel erhaben steht daher die Beschuldigung fest, daß die Verantwortlichkeit für den grausamsten und folgereichsten Justizmord, der je auf Erden vorgekommen, vor Allem Hanan zufällt. Der Scharfblick dieses erfahrungsreichen alten Sünders wußte sehr gut den Unterschied des genialen Reformators gegenüber andern minder wichtigen Sectirern, deren es viel unter den Juden gab, zu würdigen; namentlich war es der oft wiederholte Ausspruch Jesu, es solle von dem prachtvollen Tempel binnen Kurzem kein Stein auf dem andern bleiben, der die habsüchtige Priesterkaste, welche von den geistlichen Gütern und Einkommen schwelgte, im hohen Grade beunruhigt zu haben scheint. Es mochte ihnen wohl eine dunkle Ahnung vorschweben, daß diejenigen Ursachen, welche 70 Jahre später die von Jesus vorausgesehene und vorausgesagte Katastrophe, die Jerusalem sammt seinem Tempel und somit alle Herrlichkeiten der jüdischen Priester-Aristokratie wie ein Kartenhaus über den Haufen warf, eben in Jerusalem selbst zu suchen waren und daß man der immer argwöhnischen römischen Politik über die Zerfahrenheit des jüdischen Lebens keine Augen machen müsse, wie Jesus es in seinen gewaltigen Strafpredigten so ungezwungen zu thun pflegte.

In jener Nacht, als die unduldsamen Priester, Hanan und Kaiphas an der Spitze, zum Voraus über die Zukunft Jesu zu Gericht saßen und jenes verhängnißvolle Wort fiel: „der Tod eines Menschen ist besser, als der Ruin des ganzen Volkes", kam auch dort jener, noch immer in der Regierungspraxis herrschende Grundsatz zur Geltung, man müsse dem Gedanken einen Hemmschuh anlegen und den Fortschritt an die Kette thun, denn die Regungslosigkeit sei das Mittel zur Ordnung, und das Beharren beim Alten und Hergebrachten begünstige die Glückseligkeit der Völker wie deren Führer. Die Thoren aber beherzigten das allgemeine Naturgesetz nicht, nach welchem die Explosionskraft mit dem Grade des Hemmnisses wächst und um so weittragender und gefahrbringender wirkt, je fester und besser man das Objekt eingeschlossen zu haben meint. Unter Vielen lieferte auch die Person Jesu hierzu den schlagendsten Beweis.

Der religiöse Gedanke ist ein Samenkorn, das am liebsten in blutgedüngter Erde wuchert, was vielleicht keine Religion mehr als das Christenthum bis zu den jüngsten Zeiten heran dargethan hat. Daß dieser wunderbare Zug der menschlichen Natur aber nicht eine Eigenthümlichkeit der Christen ist und war, das beweist unter vielen andern eine neuere Begebenheit, als deren Schauplatz man die Hauptstadt in Persien, Teheran, nennt. Ein ruhiger, bescheidener Mensch (sein pro-

saisch klingender Name war Bab), als Charakter etwa unserm Spinoza vergleichbar, sah sich gewissermaßen gegen seinen Willen vom Volke zu dem Range eines von Gott gesandten Wunderthäters erhoben und wäre beinahe ein siegreicher Nebenbuhler Mohameds geworden. Er lebte in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts, und Tausende sind für ihn mit einer Freudigkeit in einen so scheußlichen Tod gegangen, daß die Geschichte des menschlichen Fanatismus fast kein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Ein Augenzeuge berichtet darüber Folgendes: Eines Tages erlebte ich in den Straßen von Teheran ein Schauspiel, dessen fürchterlicher Inhalt wie ein unauslöschliches Traumbild nie aus meiner Erinnerung schwinden wird. Zwischen grausamen Henkern sah man Kinder und Frauen einherschreiten, den Körper über und über mit Wunden bedeckt, in die man brennenden Schwamm gepreßt hatte. Die Opfer wurden an Stricken geschleppt und mit Peitschenhieben vorwärts getrieben. Kinder und Frauen sangen auf dem Wege zum Richtplatz Verse mit dem Schlußsatz: „Wahrlich wir kommen von Gott und gehen wieder zu ihm ein!“ Ihre hellen, durchdringenden Stimmen und Stimmchen schwebten über dem tiefen Schweigen der Menge. Wenn eins der Opfer vor Ermattung niederfiel und man es mit Hieben oder Bajonettstichen zum Aufstehen zwang, begann es — falls der Verlust des Blutes, das ihm über alle Glieder rieselte, noch einige Kraft übrig ließ — zu tanzen und zu springen, wobei mit gesteigerter Begeisterung abermals jene Gesangsphrase erscholl: „In Wahrheit, wir sind Gottes und kehren zu ihm zurück!“ Mehrere Kinder sanken schon während des Zuges todt zusammen, die Henker warfen den Leichnam vor die Füße ihrer Eltern und Geschwister, und diese schritten, ihnen kaum einen Blick schenkend, beherzt darüber hinweg. An der Richtstätte angelangt, bot man den Unglücklichen Leben und Freiheit an, wenn sie ihren Glauben abschwören wollten; ja einem Vater drohte der Henker, er werde, sofern er nicht widerrufe, seinen beiden Söhnen auf seiner Brust die Hälse abschneiden. Es waren dies zwei kleine Knaben; aber sie hörten, obwohl vom Blute triefend und an vielen Gliedern durch Feuer versengt, der Drohung kaltblütig zu, und der Vater, indem er sich auf die Erde legte, erwiderte: er sei bereit. Daneben verlangte der ältere, etwa 14jährige Knabe auf sein Erstgeburtsrecht pochend, der zuerst zu tödtende zu sein. Einige dieser Märtyrer wurden, um sie zum Widerruf zu bewegen, an die Mündung einer Kanone gebunden, an welcher eine langsam glimmende Lunte befestigt war. Man versprach ihnen, die Lunte abzuschneiden, wenn sie Bab verleugnen wollten. Sie aber erhoben ihre Arme gegen die Lunte und baten nur, daß sie

schneller brennen möge, damit ihr Glück recht bald vollendet werde. — Endlich war Alles vorüber. Die Nacht senkte sich auf einen Haufen unförmlicher Fleischstücke herab; die Köpfe wurden in Bündeln an dem Gerichtspfahl befestigt, und die Hunde der Vorstädte kamen heerdenweise herbei gelaufen, sich an dem Fleische der gemordeten Menschen zu sättigen.

Man sieht also, daß das Märtyrerthum durchaus kein gültiger Beweis für die Heiligkeit und Göttlichkeit einer Religionsidee ist, und wenn das Christenthum nicht andere Beweise für seine Gültigkeit hätte als die der Blutzeugen, so würde es um seine Berechtigung für eine Weltreligion schlecht stehen.

Dennoch geizen gewöhnlich auch die christlichen Fanatiker nach der Märtyrerkrone, weil Jesus hiervon keine Ausnahme gemacht hat; er kannte die Gefahr weniger, die ihn umringte und der er sich auch jetzt, wie schon so oft, durch die Flucht hätte entziehen können. Er schien es aber lebhaft zu fühlen, daß er der von ihm angestrebten Reform weniger durch sein Leben und seine Lehren — denn was konnte er jetzt noch Neues vorbringen? — als durch seinen Tod zu nützen vermöchte, und so scheint er in ruhigen Stunden beschaulichen Nachdenkens und reiflicher Ueberlegung mit sich eins geworden zu sein, seiner Lehre das Leben zum Opfer bringen zu wollen.

Was uns die Evangelisten von jetzt ab über Einleitung und Verlauf der tragischen Katastrophe berichten, ist von offenbaren und verdeckten Widersprüchen in einer Weise durchwebt und von absichtlicher Wundersucht dermaßen getrübt, daß der gewissenhafte Geschichtsschreiber, der keine Rücksicht auf die herrschende Kirche und deren Dogmenlehre nehmen darf, davon nur wenig gebrauchen kann und sich nach andern, weniger getrübten Quellen umsehen muß, um Einheit und Klarheit in seine geschichtliche Darstellung zu bringen. Die Evangelisten sind aufrichtig genug, ihrer Absichtlichkeit kein Hehl zu haben, denn jedem irgend hervorragenden Momente fügen sie die Bemerkung bei: „Auf daß sich erfüllet was geschrieben steht". Und nun wird eine in den alten Büchern verzeichnete Weissagung hervorgehoben, die sich in diesem oder jenem Umstande erfüllt habe, um dadurch die göttliche Sendung Jesu zu beweisen und die lange vorbereitete göttliche Planmäßigkeit der Ereignisse hervorzuheben. Die Wissenschaft ist hierüber längst völlig klar und einverstanden; die hervorragendsten Vertreter derselben haben sich unendliche Mühe gegeben, das Unhaltbare der evangelischen Darstellungen des Lebens und Wirkens Jesu nachzuweisen. Wir unserseits dürfen, unserm Zwecke gemäß, hierauf nur wenig Rücksicht nehmen, da

das Selbstverständliche keines Beweises bedarf, und somit gehen wir mit unbefangener, ungetrübter Wahrheitsliebe zur Darstellung des tragischen Ausganges dieses Lebensabschnittes über.

27.

Der Criminal-Prozeß Jesu.

Es war im März des 33. Jahres unserer Zeitrechnung, als das für die Juden hochwichtige Osterfest herannahte und Jesus nach seiner und vieler Juden Gewohnheit den Entschluß faßte, dasselbe in Jerusalem und dessen nächster Umgebung zu verleben.

Mancherlei, auf das Herannahen einer großen, hochwichtigen Begebenheit, auf eine endgültige Entscheidung anspielende Redewendungen hatten die größte Aufmerksamkeit und Erwartung der Jünger angeregt, und während die kleine Schaar, in mehr oder weniger zahlreiche Gruppen getheilt, durch Felder und Fluren der großen, heilig genannten Stadt entgegen pilgerte, stritten sich die noch in einem falschen Wahn befangenen Jünger abermals darüber, wer in dem vermeintlich bald beginnenden neuen Gottesreiche der nächste zu Jesus sein würde; und Salome, die Mutter zweier verbrüderter Jünger (Philippus und Jacobus) nahm sich sogar die Freiheit, dem Meister das Gesuch vorzutragen, ihren beiden Söhnen den Vorzug zu gönnen und ihnen dereinst die nächsten Sitze zu seiner Rechten und Linken anzuweisen. Jesus aber zerstörte alle solche Täuschungen auf das Gründlichste durch seine schlagenden Antworten. Unbegreiflich bleibt es für alle Zeiten, wie doch der tiefe Denker und Herzenskundige auch nur entfernt hoffen konnte, daß seine tief philosophische Auffassung der menschlich-göttlichen Dinge von diesen offenbaren Flachköpfen, welche keinen seiner Gedanken zu fassen, keine seiner Lehre zu begreifen und seinem Ideengange durchaus nicht zu folgen vermochten, jemals die Stützen seiner riesenhaften Reformidee werden könnten? In der That, wenn nicht später andere Männer hinzugetreten wären, unter denen auch Paulus und Barnabas, so wäre das Christenthum — freilich dann aber auch die Corruption desselben — niemals zu Stande gekommen. Sind doch auch, außer Matthäus, Petrus und Johannes, alle Anderen vom Schauplatze gänzlich verschwunden, Einige freilich durch ihr frühes gewaltsames Ende als Märtyrer der neuen Lehre.

Kehren wir zu der kleinen Pilger-Gesellschaft zurück. Ueber ihre Unterhaltung hatte sich eine dumpfe Schwüle gelagert, denn auf dem

Antlitze ihres verehrten Lehrers lag schwermüthiger Ernst, eine tiefe Melancholie, indem der natürliche Selbsterhaltungstrieb bei ihm im Kampfe lag mit der Begeisterung für seinen großen Plan, wodurch er die Menschheit zu einer höheren edleren Bildungsstufe erheben, sie in sittlichere Bahnen lenken und dafür alle geistige Kraft, ja sein Leben selbst in die Wage legen wollte.

Keiner seiner Jünger wagte es, sein bedeutsames Schweigen zu unterbrechen, und nur leise flüsterte man sich unter einander die Besorgnisse zu über das, was ihrer in Jerusalem wahrscheinlich harre. Endlich nahm Jesus selbst das Wort und sprach von dem ihm bevorstehenden Geschick und wie sie sich nun wahrscheinlich bald würden trennen müßten. (Die angeblich angedeuteten Einzelheiten über Kreuzigung und Auferstehung sind willkürliche Zusätze der späteren Biographen; Jesus konnte seine Kreuzigung nicht voraus wissen.)

Die Jünger wurden über diese Mittheilung ihres geliebten Lehrers, auf den sie ihre ganze zukünftige Hoffnung gebaut hatten, äußerst bestürzt und traurig. Eine solche Opferfreudigkeit, wie Jesus sie kundgab, ging weit über ihre Begriffe, und ein immer weiter greifendes Mißverständniß, eine weit klaffende Scheidewand gab sich in den nun zur Entscheidung drängenden Momenten kund.

In dieser Stimmung erreichte man Bethanien, die letzte Station vor Jerusalem, am Sonnabend, den achten Nisan (23. März); acht Tage später trat das Osterfest ein. Die Evangelisten sind mit ihrer Darstellung dieser letzten Tage Jesu wie gewöhnlich keineswegs einig, und zwar weder in der Zeit, noch in den Begebenheiten. Wir kennen aber die Veranlassung, und folgen theils Johannes, dem glaubhaftesten, theils andern geschichtlichen Quellen.

Als Jesus mit seinen Schülern gegen Abend Bethanien erreicht hatte, kehrten alle wie gewöhnlich bei seinem Freund Simon — über dessen Sohn Lazarus und die Töchter Maria und Martha wir mehrfach gesprochen — ein und erregte hier große Freude bei den wackeren Leuten; namentlich äußerten auch diesmal die beiden Schwestern die lebhafteste Freude über das Widersehen und suchten der offenbaren Verstimmung durch ein der Freude gewidmetes Gastmahl zu begegnen, zu welchem eine große Menge befreundeter Gäste geladen wurde. Man sah es besonders der Maria an, wie sehr sie sich die traurige Stimmung ihres verehrten Freundes zu Herzen nahm, der sich in den ernstesten Gesprächen über die zukünftige Gestaltung des Judenreiches erging und seine schlimmen Befürchtungen nicht verhehlte. Auch von seinem baldigen Abschiede und der ihm drohenden Gefahr sprach er unverhohlen

und erschreckte dadurch vorzugsweise das liebende Herz Marias, die ihrer Gefühle nicht mehr Herr, hinausging und ein (noch vom vermeintlichen Tode des Lazarus herrührendes) Gefäß voll balsamischen Wassers herbeiholte und dasselbe nach orientalischer Weise über die Füße des Freundes ausgoß, ein Beweis von Verehrung, dem wir schon mehrfach begegneten. Nach dortiger, auch jetzt noch vorhandener Sitte zerbrach sie sodann das Gefäß und trocknete mit ihrem langen seidenartigen Haar die benetzten Füße.

Das ganze Haus war vom Dufte der kostbaren Specerei erfüllt, und keiner mißgönnte dem edlen Gaste diese außerordentliche Aufmerksamkeit der Tochter des Hauses, außer dem übel berüchtigten Judas von Kerioth, der sofort berechnete, wie viel an Geldeswerth hier vergeudet worden sei. Er war seiner Habgier so wenig Meister, daß er es laut aussprach, wie es löblicher von Maria gewesen wäre, wenn man den Balsam verkauft und das dafür gelöste Geld den Armen geschenkt hätte, er nannte des Mädchens Gebahren geradezu Verschwendung, denn er, der angebliche Säckelmeister, hätte das Geld so gern in seine Kasse bekommen. Ob er nicht gewissermaßen Recht hatte?

Jesus war aber anderer Meinung und ließ auf seiner Freundin keinen derartigen Vorwurf haften, verwies vielmehr dem Judas seine unzeitige Kritik und belobte den Freundschaftsdienst der Maria, „denn" — sprach er mit ernster, fast zorniger Miene — „die Armen werdet ihr alle Zeit bei euch haben, mich aber habt ihr nicht alle Tage!" Und mit prophetischem Blicke verhieß er der Maria um dieses Werkes willen die Unsterblichkeit. Ob er diesen Vorzug im geschichtlichen oder übernatürlichen Sinn meinte, müssen wir dahingestellt sein lassen. So viel steht fest, daß man bis zum letzten Tage von der hingebenden Liebe der Maria zu Jesus (die bis über das Grab hinaus währte) reden und schreiben, und ihr somit die geschichtliche Unsterblichkeit sichern wird.

Die Anwesenheit des weithin bekannten und geehrten Volkslehrers hatte sich in der ganzen Umgegend verbreitet, und es hat daher nichts Auffälliges, daß sich am folgenden Tage, als Jesus nach Jerusalem zurückzukehren beabsichtigte, eine große Menge Volk versammelte, um ihm das Geleit zu geben. Ebenso ist es mehr als wahrscheinlich, daß seine begeistertsten Freunde und Freundinnen in Bethanien, Maria an der Spitze, ihm hinter seinem Rücken eine Huldigung, eine scheinbar zufällige, in Wahrheit aber wohlverabredete Feierlichkeit in Betreff seines Einzuges in die Mauern Jerusalems bereiteten. Das Volk ist in dieser Hinsicht zu allen Zeiten von demselben Charakter gewesen; der Ruf ist gleich einem Miasma ansteckender Natur und die Begeisterung lodert

gar leicht in lichte Flammen auf, unbekümmert was daraus entstehen möge. So ist auch die für diesen Tag ins Leben tretende Scene leicht erklärlich und die Evangelisten ließen sich diese Gelegenheit nicht entgehen, dieselbe nach ihrer Gewohnheit zu einer besonderen Verherrlichung zu benutzen, und zwar abermals in so wundersüchtiger Weise, daß einige der neueren Biographen den ganzen Einzug als eine Fabel verwerfen und in Abrede stellen. Dies ist jedoch übertrieben, da man die geschichtlichen Merkmale nicht wohl verkennen kann.

Vorausgeschickt muß noch der Umstand werden, daß in der älteren biblischen Geschichte, wie im Orient überhaupt, der Esel sowohl als Last- wie als Reitthier eine große Rolle spielt und bei gewissen heiligen Geschichten in letzterem Sinne oftmals seine Dienste leistete. Schon der Erzvater Jacob spricht in der Verzückung, da er seinen Söhnen den Segen ertheilt (1. Buch Moses 49, V. 11) von: „ein Füllen an den Weinstock binden, und der Eselin Sohn an die Reben.“ Auch der Prophet Zacharias, wahrscheinlich als Nachbeter des Jacob, schreibt (Kap. 9, V. 9): „Du Tochter Zion freue dich sehr, und du Tochter Jerusalem jauchze! Siehe dein König kommt zu dir, ein Gerechter und Helfer, arm, und reitet auf einem Esel und auf einem jungen Füllen der Eselin.“ Dergleichen Sagen waren den erwartungsvollen Juden allezeit gegenwärtig und geläufig, und die Veranstalter des feierlichen Einzuges Jesu hatten sich, wie es scheint, jene Weissagung der Alten wohl gemerkt. Vielleicht versprach man sich sogar ein durchschlagendes Ereigniß von diesem Jubeleinzuge und hatte dafür gesorgt, daß eine Eselin mit ihrem Füllen zur Stelle war, um sich dessen zur Verherrlichung des Zuges zu bedienen. Was indeß die ersten Evangelisten (die sogenannten Synoptiker) von Jesu Befehl des Herbeiholens der Eselin fabeln, ist auf Rechnung ihrer Abgötterei zu setzen und verdient keine weitere Beachtung.

Es ist erklärlich, daß eine Menge Galiläer, Jesu Landsleute, zum Feste mit heraufgekommen waren und die willkommene Gelegenheit ergriffen, nach Möglichkeit zu dem feierlichen Empfange ihres berühmten Heimathsgenossen beizutragen. Zu verwundern ist — nach unseren Begriffen — aber, daß der demüthige und bescheidene Jesus sich dieser lärmenden und im höchsten Grade auffälligen Huldigung nicht entzog. Es geht indeß aus mehreren Anlässen hervor, daß er der öffentlichen Verehrung nicht abhold war, und da sie von seinem geliebten Volke ausging, so ließ er sie sich auch diesmal gefallen. So bedeckten denn seine Freunde der Eselin Rücken mit den kostbarsten Geweben, die man in der Geschwindigkeit auftreiben konnte, setzten ihn auf dieselbe und be-

streuten den zu passirenden Weg mit Blumen und Palmlaub. Einige sogar breiteten ihre Mäntel und Tücher auf den Weg und die Luft erbebte von dem Freudenrufe der Menge, bei welchem der damals gebräuchliche Freude-Ausdruck „Hosiannah", nicht fehlte. Es wurde aber auch der merkwürdige Ruf laut: „Dem Sohne Davids! Gelobt sei der da kommt ein König der Juden! Ehre sei ihm in der Höhe!" u. s. w.

Daß bei diesem Aufzuge die ihn unablässig beobachtenden Pharisäer nicht fehlten, läßt sich denken. Es scheint, als ob sie wegen der auffälligen Verherrlichung ihres Widersachers einen allgemeinen Volksaufstand befürchteten, denn es drängten sich einige von ihnen zu dem Gefeierten heran, ihn um seiner selbst willen ermahnend, dem Volke Schweigen zu gebieten. Jesus aber fertigte sie kurz und in seiner sarkastischen Weise ab, indem er ihnen zurief: „was würde euch ihr Schweigen nützen? es würden ja doch anstatt ihrer die Steine auf der Gasse zum Himmel schreien!" Manche Leute in Jerusalem schienen indeß bis dahin von der Persönlichkeit Jesu wenig Notiz genommen zu haben, da ausdrücklich bemerkt wird, daß Viele, die aus der Stadt kommend dem Zuge begegneten, nach dem Gegenstande der Feierlichkeit fragten und von „dem Propheten Jesus von Nazareth" noch nichts vernommen hatten; ein Beweis, daß die damalige Volksthümlichkeit des großen Weisen mit seinen späteren Erfolgen in keinem Verhältniß stand.

Der beabsichtigte Erfolg jenes wunderlichen Auf- und Einzuges scheint auch gänzlich in den Sand verlaufen zu sein. Man hörte nichts weiter von demselben, und gerade die Zeit der Feste, wo das ganze Interesse sich auf den Gegenstand, dem die Opposition Jesu vor Allem galt — nämlich der höchsten Blüthe des Ceremonialgesetzes — zusammendrängte, war schlecht gewählt, um im Kreise der prunkliebenden Juden die Persönlichkeit eines äußerlich so einfachen und unscheinbaren reformatorischen Rabbinen auf den Schild zu heben. Innerhalb der Mauern, unter dem Gewühl von vielleicht mehr als 100,000 Fremden hörte denn auch die Verherrlichung von selbst auf. Jesus entzog sich mit seinen Jüngern dem Gedränge, um seine zahlreichen Freunde unter den Bewohnern Jerusalems aufzusuchen und mit ihnen religiös-philosophische Gespräche zu führen oder den Rednern in den verschiedenen Synagogen zuzuhören.

Abends kehrte er regelmäßig nach Bethanien zurück, indem ihm eine trübe Ahnung sagte, daß vorzugsweise die Nächte seine Freiheit bedrohten; einige Male schlief er auch bei einem Freunde an der Westseite des Oelberges, wo derselbe ein kleines Landgut besaß. Im Ganzen genommen konnte man eine gewisse ängstliche Unstätigkeit an Jesus un-

möglich verkennen, wie denn auch die frühere Freudigkeit, ja man darf wohl sagen Keckheit oder vielmehr Kühnheit, bei ihm bedeutend abgeschwächt erschien; und seine Freunde hatten es kein Hehl, daß ersichtlich ein großer Kampf in seinem Innern vorgehe, erzeugt durch den lange gereiften Entschluß, sein Leben für die große Reformidee einzusetzen, obwohl im Kampfe mit dem widerstrebenden Rathe eben jener besonnenen Freunde, die nichts als resultatloses Unterliegen voraussahen und daher seinen Entschluß nicht gutheißen konnten. Wer aber kann zweifeln, daß auch die Natur bei ihm ihre Rechte forderte und die Liebe zum Leben (die alte liebgewonnene, freundliche Gewohnheit des Daseins, wie Goethe sagt) sich auf die Seite der Freunde stellte und ihrem Rathe beipflichtete? Dergleichen innerer Zwiespalt gehört aber stets zu den schrecklichsten Augenblicken in dem Leben großer Charaktere, wo das unablässig drängende Geschick zur Katastrophe ruft und im Heute schon das Morgen wandelt.

Diese Zeit des inneren Zwiespalts, ja vielleicht der Unentschlossenheit beängstigte seine Seele dergestalt, daß er auf seinem Lager nicht rasten konnte; kein Schlaf kam in seine Augen, und die besorgten Jünger, welche jeden seiner Schritte bewachten, hörten ihn oft bis spät in die Nacht seufzen und beten. Es war die fürchterliche Vorahnung seines nahen Todes, die ihn beunruhigte. Oft, wenn die Angst am höchsten stieg, verließ er sein Lager, um draußen in der freien Natur, Angesichts der goldenen Sterne am Firmamente, im inbrünstigen Gebete zu Gott um Trost und Seelenstärke in diesem entsetzlichen Kampfe zu flehen.

Eine solche Schreckensnacht war es, als er wieder bei seinem erwähnten Gastfreunde am Oelberge das Nachtlager genommen hatte und die innere Unruhe ihn in jenen Garten hinaus trieb, der unter dem Namen Gethsemane bekannt geworden ist. Eine unwiderstehliche Neigung drängte ihn allein zu sein, aber einige der besorgten Jünger — Petrus, Johannes und dessen Bruder Jacobus — folgten ihm nach. Als diese in dem Garten angekommen waren, befahl ihnen Jesus, seiner an einer gewissen Stelle zu warten, worauf er sich seitwärts entfernte und dort auf die Knie niedersank, um sich seiner Angst, die riesenschwer auf ihm lastete, im Gebet zu entledigen. Man hat selbst einige seiner Worte jener innigen Unterhaltung mit Gott aufbewahrt, die im Selbstvergessen mit lauterer Stimme gesprochen, zu den lauschenden Jüngern hinüberdrangen und — so wenig ihrer auch sind — doch die düstere Stimmung des Unglücklichen lebhaft charakterisiren, der, wie so mancher gottbegabte Geist ein willenloses Opfer der ihm eingeborenen

Geistesgaben werden sollte. „O mein Vater im Himmel“ rief er schmerzbewegt die Hände ringend aus, „meine Seele ist betrübt bis in den Tod! Hilf, o hilf mir über diese Stunde hinweg! Und wenn es dein allmächtiger Wille zuläßt, so laß diesen bitteren Kelch an mir vorübergehen. Doch nicht wie ich will, sondern wie du mein Vater willst!“

Man hat sich gewundert — selbst Renan erwähnt diesen Umstand — daß der Evangelist Johannes, der doch, wie man meint, in seiner Eigenschaft als Jünger ausdrücklich als gegenwärtig genannt ist, in seiner Erzählung der letzten Lebenstage Jesu von dieser Scene nichts berichtete. Der sonst so umsichtige und gelehrte Franzose bezeugt hier aber wieder, daß ihm nicht bekannt, wie der Evangelist Johannes eine andere Persönlichkeit gewesen, als der Jünger Johannes, was wir schon mehrfach hervorgehoben. Ersterer war ein griechischer Philosoph, der weit über 100 Jahre nach Jesus lebte, wahrscheinlich in Antiochien zum Christenthum übertrat und seine griechische Philosophie zur Ausschmückung des Christenthums verwendete. Dahin gehört z. B. seine Lehre vom Logos, den er unter großer Berechtigung sinnbildlich mit Jesus verschmolz.

Was in jener Nacht Alles in der Seele des wunderbaren Mannes vorgegangen sein mag, darüber schweigt die Geschichte. Nur Derjenige vermag es nachzuempfinden, der einst in ähnlicher Seelenstimmung eine Nacht voll tiefen Seelenschmerzes im Gebet vor Gott zugebracht hat, wie das ja auch der feine, seelenkundige Goethe so schön mit den Worten bezeichnet:

„Wer nie sein Brot in Thränen aß,
„Wer nie die kummervollen Nächte
„Auf seinem Bette weinend saß,
„Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!“

Auch Jesus fand im Gebet seine Kraft wieder, und der Entschluß sein irdisches Dasein dem großen Werke der Menschheits-Erlösung von religiösem Wahn und sittlicher Versunkenheit zum Opfer zu bringen, stand bei ihm fester denn je.

Neugestärkt und ermuthigt erhob er sich und kehrte zu den Jüngern zurück, die er zu seiner größten Ueberraschung eingeschlafen fand. Wohl niemals trat der große Unterschied zwischen ihm und den einfältigen Schülern schlagender zu Tage, als in diesem Augenblick, wo die sichtbar größte Seelenangst ihres geliebten Lehrers so wenig Mitgefühl in ihnen zu erregen vermochte, daß sie — wenige Schritte von ihm entfernt — ruhig liegen und schlafen konnten.

Jesus verwies ihnen auch die gleichgültige Ruhe in so verhängnißvoller Zeit mit milden Worten. „Könnt ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen?“ sprach er in vorwurfsvollem Tone. „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet; der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Das will sagen; „Daß nicht auch ihr, wie ich, in diesen Seelenkampf gerathet, wo der Wille gut und stark, die Kraft aber, das Gewollte zu vollbringen, nicht ausreicht. Ein Selbst-Vorwurf also über seine Zaghaftigkeit.

28.

Das Nachtmahl. Jesu Verhaftung und peinliche Anklage.

Wir gelangen nun zu dem für das christlich-religiöse Dogma so hochwichtigen Mahle, das unter der Bezeichnung Nachtmahl oder Abendmahl für Viele eine unbeschreibliche Wichtigkeit erlangte und in der demselben angedichteten wunderbaren Bedeutung später leider auch die Veranlassung zu dem größten Confessionsspaltungen wurde, wie denn bekanntlich die Trennung zwischen Calvinisten und Lutheranern in der verschiedenartigen Auffassung der Abendmahlsformel ihren Grund hatte.

Vorausgehend sei noch bemerkt, daß die evangelischen Berichte über die letzten Lebenstage Jesu, was Ort, Zeit, einzelne Scenen und Begebenheiten betrifft, so durchaus im Widerspruch unter einander, wie auch mit den Naturgesetzen und jüdischen Gebräuchen stehen, daß sie für eine unsrer aufgeklärten Zeit entsprechende, wahrhafte und glaubliche Darstellung fast ganz unbrauchbar sind. Um nur einen irgend logischen Faden festzuhalten, müssen wir uns nach andern Quellen und Hilfsmitteln umsehen.

So z. B. ist es für die großherzige That Jesu zwar unerheblich, an welchem Tage der an ihm verübte Justizmord stattgefunden; nichts destoweniger ist es der Folgerung halber von hohem Interesse zu wissen, daß, scharfsinnigen astronomischen Berechnungen zufolge, wie die in den Evangelien angegebenen Bezüge zwischen dem jüdischen Mazothfeste und dem Hinrichtungstage Jesu mit Sicherheit ergeben, der Freitag nicht der Richttag und demzufolge auch der Donnerstag Abend nicht der der Gefangennehmung gewesen sein kann. Ist dies als richtig und wahr festgestellt, so geht daraus hervor, daß die Kreuzigung Jesu zwar eine Folge der jüdischen Anklage, der Denunciation an die Römer, gewesen sein kann (wie wir dies mehrfach angedeutet), daß aber der eingeleitete

peinliche Prozeß, die Verurtheilung und Vollstreckung des Urtheils rein Sache der römischen Justiz war, da die jüdischen Gesetze (die Tora) es streng geboten, an dem Pascha- (hebräisch: Peszach- oder Mazoth-) Feste nur heilige Zusammenkünfte zu halten und keinerlei Werkthätigkeit oder Geschäfte zu verrichten, geschweige denn Handlungen vorzunehmen, wie sie uns von den Evangelisten als bei Jesu Gefangennahme und Anklage von jüdischen Geistlichen geschehen und vollzogen angegeben werden.

Die einfache Thatsache ist, daß man Jesus bei den Römern als eine politisch-gefährliche Person verleumdet hatte, die nichts Geringeres im Sinne habe, als sich zum Könige der Juden aufzuwerfen, wie solches auch schon die ihm später zum Spott aufgesetzte Dornenkrone, der Purpur und die Inschrift am Kreuz: „König der Juden" deutlich genug bestätigt. Ich wiederhole also: daß die Juden zwar die eigentliche Triebfeder seiner Verurtheilung gewesen sind, die Ausführung des Justizmordes aber lediglich Sache der Römer war, wie ja auch bei den Juden niemals der Kreuzestod vorkam, vielmehr die Hinrichtung durch Steinwerfen (Steinigen) geschah.

Wir nehmen unsere Erzählung wieder auf und finden nunmehr Jesus, seinem Geschick gelassen aber fest entschlossen entgegengehend, an jenem verhängnißvollen Abende der Verhaftung in einer Gegend und einem Hause, über welche die Geschichtserzähler durchaus nicht einig sind; mehr als wahrscheinlich ist es jedoch, daß diese Scene ebenfalls bei seinem Freunde auf dem schon erwähnten Landsitze am Oelberge stattgefunden hat.

Es war nämlich die Zeit des großen jüdischen Festes der Erinnerung an den Auszug aus Aegypten herangekommen, das auch bei uns als jüdische Ostern bekannt ist und sogar die ärmeren christlichen Nachbarn in hohem Maaße interessirt, weil dabei gewöhnlich einige sogenannte Osterkuchen oder Mazzen abfallen, jene ungesäuerten Brote vertretend, von denen die vertriebenen Juden einstmals in der Wüste lebten. Die feierlichen Gebräuche für dieses in allen Familien gefeierte Fest, das mit einer Abendmahlzeit eingeleitet wurde, waren genau vorgeschrieben; gewöhnlich lud jeder irgend begüterte Hausherr eine große Anzahl Freunde und Bekannte dazu ein, weshalb es auch durchaus unwahrscheinlich, daß Jesus mit seinen Jüngern allein und abgeschlossen das Mazoth-Mahl eingenommen habe. In der That sind nach anderweitigen Mittheilungen gegen hundert Freunde an jenem verhängnißvollen Abende in dem Gartenhause am Oelberge versammelt gewesen, die, wie es bei allen religiösen Feierlichkeiten gebräuchlich, auch an jenem

Festabende sämmtlich gleichmäßig gekleidet waren: ein Umstand, dessen Wichtigkeit für die Passions-Geschichte — wie wir sogleich sehen werden — von großer Erheblichkeit ist.

Dem Gebrauche nach war die niedrige Speisetafel, um welche die Gäste auf Teppichen lagerten (nicht saßen), mit Lichtern und duftenden Blumen schön verziert, und es befanden sich auf dem Tische, je nach dem Vermögen des Gastgebers, kostbare Schüsseln mit dem bekannten ungesäuerten Kuchen (Mazoth) so wie mehrere Gefäße mit jenen bittern Kräutern, die bei den Juden unter dem Namen Maror bekannt sind. Der Hausherr oder ein von diesem besonders geehrter Gast nahm einen Becher Wein in die erhobene Hand und betete ein vorgeschriebenes, ziemlich langes Gebet, welches mit den Worten beginnt: „Gelobt seist du Ewiger, Herr der Welt, der du die Frucht des Weinstocks geschaffen" u. s. w.

Nach Beendigung dieses Gebets nahm der Hausherr oder sein Vertreter einen großen Becher (wir nennen es bekanntlich Kelch) gefüllt mit Wein, trank daraus und reichte ihn seinem Nebenmann zur Linken, dieser dem nächsten u. s. w. die ganze Reihe herum. Danach nahm der Vorbeter einen Kuchen aus der besagten Schüssel und hielt ihn, Allen sichtbar erhoben, während er in chaldäischer Sprache Folgendes sprach:

„Dies ist das Brot des Elends, das unsere Väter einst in Aegypten gegessen haben. Wem da hungert, der komme und esse mit uns; wer da darbt, der lasse sich nieder und genieße mit uns das heilige Korban Peszach. Früher lebten wir in der Verbannung, jetzt sind wir in der Heimath; früher waren wir Knechte, jetzt sind wir freie Bürger. Gelobt seist du Ewiger, unser Gott, der du das Brot aus der Erde wachsen läßt; der du uns durch dein Gebot geheiligt, daß wir ungesäuertes Brot und bittere Kräuter essen sollen."

Nach dieser Einleitung (denn der Tropfen Wein, das Mazoth-Brot und die bitteren Kräuter hatten natürlich nur sinnbildliche Bedeutung) begann das eigentliche Peszach-Mahl, dessen vorzugsweiser Theil ein gebratenes Lamm bildete. Nachdem sich alle gesättigt, las ein Kind oder das jüngste Mitglied der Tischgesellschaft aus einem heiligen Buche, der Mischna, beginnend: „Warum ist diese Nacht nicht gleich andern Nächten?" u. s. w. die hierher gehörigen Stellen vor. Der Vorbeter antwortete nach Vorschrift und somit war die Feierlichkeit beendet und die freie Unterhaltung begann; oder, wenn ein Rabbi zugegen war, hielt derselbe auf das Fest bezügliche Vorträge. Abwechselnd wurden auch

Psalmen gesungen und oft brach der Tag an, ehe man es merkte, und die Zeit mahnte zum Morgengebete.

Aus der Darstellung der Evangelisten geht unwiderleglich hervor, daß sie bei ihrer Geschichtserzählung Jesu ein solches jüdisches Peszach-Essen im Sinne hatten, als sie die Einsetzung des christlichen Abendmahls unter Jesus und seinen Jüngern schilderten; denn einzelne Züge, zu denen namentlich der Vorgenuß des Brotes und Weins gehört, stimmen mit den üblichen jüdischen Gebräuchen, wie wir sie oben dargelegt, vollkommen überein, nur daß die begleitenden Reden nach christlicher Mystik verändert wurden. Die Evangelisten aber — sämmtlich neubekehrte, griechische Christen — die nach einer und derselben kurzgefaßten griechischen Uebersetzung des hebräischen Urevangeliums und nach mündlichen Ueberlieferungen arbeiteten, kannten entweder die jüdischen Gebräuche nicht, oder modelten sie nach ihren mystischen Tendenzen, zu denen Paulus und Barnabas namentlich die Grundzüge gegeben, um.

Aus der vorstehenden Schilderung der Verhältnisse geht klar hervor, daß bei der Osterabendmahlzeit nur Freunde und Schüler Jesu gegenwärtig gewesen und der Hausherr dem vornehmsten seiner Gäste — wie solches oft geschah — die Ehre des Vorredners überließ. Die Worte, welche Jesus an die Stelle des jüdischen Ritus gesetzt haben soll, sind fast wörtlich dieselben, die schon bei einer andern Gelegenheit untergelegt wurden und damals so großen Anstoß erregten, daß viele seiner Freunde sich von ihm abwendeten; nämlich, Ev. Joh. 6, Vz 54 bis 56: „Wer mein Fleisch ißt und trinkt mein Blut, der hat das ewige Leben“ u. s. w.

Ich habe mich bei der Anführung dieser Stelle bereits über die übertreibende Symbolik ausgesprochen und die tiefere Bedeutung dargelegt. Hat Jesus beim Genusse des Peszach-Mahls die gleiche Idee, nur in einer anderen Wendung, noch einmal vorgetragen, so kann ihr abermals nur derselbe Grundgedanke untergelegt werden, sofern irgend ein vernünftiger Sinn darin gefunden werden soll. Merkwürdig ist, daß Johannes, der doch jene früher gesprochenen Worte (und zwar nur er allein) aufgezeichnet hat, von jener Nachtmahls-Formel nichts weiß, so daß es fast scheint, als hätten die drei ersten Evangelisten (die Synoptiker) die Worte, welche Johannes als bei einer anderen Gelegenheit gesprochen anführt, absichtlich für diese wichtigere Gelegenheit aufgespart. Sie lauten bekanntlich hier bezüglich des Brotes: „Nehmet hin und esset, dies ist mein Leib“; und bezüglich des Weins: „Dies ist mein Blut, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden.“

Welche ungeheure Wichtigkeit diese sinnbildliche Formel im Laufe

der Zeit durch den Mißverstand ihrer Ausleger und die Bemühung der ersten apostolischen Sendboten erlangt hat, bedarf kaum der Erwähnung; dennoch ist der erhabene und tief versteckte Sinn derselben weder von jenen Führern der ersten christlichen Bekenner, noch auch von den späteren Theologen nicht im Entferntesten geahnt worden. Sie alle nahmen und nehmen noch heute, entsprechend der jüdischen und heidnischen Opfer-Idee, nachdem das Märtyrerblut des größten aller Propheten wirklich geflossen war, diesen Erguß im Sinne der Stellvertretung zur Beschwichtigung des göttlichen Zornes, zu welchem Zweck man früher Thieropfer, bei den Heiden auch Menschenopfer darbrachte.

Jesus aber hatte in seiner gewohnten Weise in Bildern (Tropen, Allegorien) zu reden, bei diesem Denkspruche, den er statt des mosaischen Textes beim Kredenzen von Brot und Wein anbrachte, keine dogmatisch-religiöse, sondern eine tief philosophische Idee im Sinn; nämlich: der Fleisch gewordene Logos, die Vernunft (das Wort) oder der in der Natur speciell als Mensch eingelebte Theil des Urgeistes, tritt in seiner irdisch-organischen Erscheinung als Leib und Seele, besser gesagt als Körper und Geist auf, als dessen allegorische Vertretung Jesus in dem Momente seiner festlichen Tischrede das Brot und den Wein betrachtet. Dies natürlich in der Allgemeinheit. Speciell aber betrachtete er sich als den idealen Ausdruck, als den Typus jener Fleisch gewordenen Gott-Idee, den die Weltregierung auf die Erde gesendet, damit die in Sünde, Laster und Irrthum über göttliche Dinge verkommene Menschheit sich nach diesem Urbilde erneuere und somit ein Gottesreich auf Erden hergestellt werde, von dem er schon in allerlei Redewendungen unzählige Male gesprochen.

Diese Mission war jetzt so weit vollendet, daß er die neue Heilslehre, wie sie sein eingeborener Genius als richtig erkannt, durch Wort und That in die Gemüther eingepflanzt hatte; jetzt blieb nur noch die Besiegelung des neuen Bundes durch den Märtyrertod übrig, denn nach der damaligen Weltansicht — welche auch jetzt noch nicht ganz verschwunden ist (man denke nur an das Duell) — muß der edle Mensch für seine Ehre, für eine große Idee, für ein gegebenes Wort, für Vaterland u. s. w. mit seinem Blute, seinem Leben einstehen. Also wollte es auch Jesus, der edelste und größte seines Geschlechts, und darum entzog er sich jetzt, nach vollbrachter Mission, den Händen der Gewalthaber ferner nicht. Daher der geheimnißvolle Weihespruch über Brot und Wein: „Dies ist mein Fleisch, und dies mein Blut“, d. h. es ist die Fleisch gewordene Gottidee, der Logos: „nehmet es in euch auf“, damit es eins werde mit euch, und ihr meine Nachfolger. Er-

innert euch dieses Abends, und dieser Worte recht oft durch eine ähnliche Scene und gedenket dabei, daß ich mein Leben lasse für meine Lehre, und folglich für euch und für die ganze kommende Menschheit, die durch mich zu einem edleren und gesitteteren Leben eingeführt werden wird. Beiläufig bemerkt, liegt das Angemessene der stellvertretenden Symbolik für Leib und Seele (oder Körper und Geist) durch Brot und Wein auf der Hand, da das „tägliche Brot", als Ernährer des Leibes mit diesem fast gleichbedeutend ist und der Wein als sinnlich wahrnehmender Träger des Fruchtgeistes schon in der täglichen Umgangssprache als geistiges Getränk bezeichnet wird, daher es keinen passenden Vertreter für die Psyche geben kann.

Hier liegt also in Wahrheit der Schlüssel zu dem erhabenen Sinn der Abendmahlsworte Jesu; mit richtigem Verständniß betrachtet, waren sie die Einsetzungsworte eines echten, reinen, geläuterten Naturgottesdienstes, denn Geist und Körper (durch Wein und Brot bildlich vertreten) durchweben und beleben in gemeinschaftlichem und gegenseitigem Durchdringen die ganze organische Natur, die wieder in ihrer erscheinungsreichen Allgemeinheit der reinste und beseligendste, sinnlich wahrnehmbare Ausdruck Gottes ist. Somit wies der große Lehrer in sinnigem Redebilde (leider aber mißverstanden) auf die erste, einzige und älteste Offenbarung des Weltgeistes hin, an dessen Stelle der Unverstand aber jene stellvertretende blutige Opfertheorie setzte, die so großes und unsägliches Elend in der Welt durch Unduldsamkeit und Parteihaß angezettelt hat.

Bevor wir zu der eigentlichen Katastrophe übergehen, haben wir noch eines Zwischenfalls zu gedenken, der durch falsche Ueberlieferung unter dem Volke verbreitet und den über ein Jahrhundert später erfolgten evangelischen Aufzeichnungen blindlings nachgebetet, einem der Jünger, Judas Ischariot genannt (in Wahrheit aber Jehuda von Kerioth geheißen) den Namen eines geizigen, schmutzigen Verräthers angeheftet hat. Es wird dabei sogar behauptet, Jesus habe schon über Jahr und Tag solchen Verrath vorausgesehen und jenen dennoch als Säckelmeister angestellt. Wenn dies schon an sich unglaublich erscheinen muß — solches hieße wahrlich den Spruch Jesu: „Führe uns nicht in Versuchung" von ihm selbst auf den Kopf stellen — so leidet auch die ganze Geschichte des Verraths, wie die Evangelien sie darstellen, stark an Unwahrscheinlichkeit, da hier wahrlich nichts zu verrathen war. Jesus gesteht das selber ein, indem er darauf hinweist, wie er jeden Tag öffentlich in den Synagogen aufgetreten und deshalb eine allgemein bekannte Persönlichkeit sei. Die Evangelisten sind aber auch ehrlich ge-

nug, einzugestehen, daß sie ihre Erzählung nur alten Weissagungen anzupassen versuchten, denn sie legen Jesus die Worte in den Mund: „Das Alles aber muß geschehen, damit erfüllet werde die Schrift der Propheten." Selbst die 30 Silberlinge, von denen Matthäus als Sündengeld zu berichten weiß, finden wir im Propheten Zacharja Kap. 11 V. 12 wieder, und dort sogar von dem Töpferacker, den Judas für das Geld gekauft haben soll, wörtliche Spuren.

Die ganze Verräther-Historie, wie sie die Evangelisten darstellen, trägt auch den Forschungsresultaten der scharfsinnigsten theologischen Kritiker nach, einen überwiegend sagenhaften Charakter und ist nach apokryphischen Quellen nur auf folgendes Thatsächliche zurückzuführen:

Die römische Justiz hatte aus politischen Gründen die Verhaftung und peinliche Anklage Jesu längst beschlossen und es sollte dieser Beschluß bei dem nächsten Erscheinen desselben in Jerusalem zum Vollzuge kommen. Aus unbekannten Gründen verzögerte sich die Ausführung; das jüdische Fest kam darüber heran, und da der im Voraus Verurtheilte wahrscheinlich gleich nach dem Feste oder gar schon gegen Ende desselben wieder abreisen würde, man auch das Fest selbst durch eine solche, jedenfalls Aufsehen erregende Verhaftung nicht gern stören mochte, so blieb nur noch dieser letzte Abend für die Verhaftung übrig. Die Gelegenheit war sehr erwünscht, da die abgelegene Gegend vor dem Thore, wo Jesus eben übernachtete, und die tiefe Finsterniß das Vorhaben begünstigten. Nur die große Zahl der Anwesenden, alles Männer von gleicher Kleidung, erschien der Ausführung hinderlich und man hatte daher die Vorsicht gebraucht, irgend einen schmutzigen Juden, dem für Geld Alles feil war, unter die Gesellschaft der Peszach-Gäste einzuschmuggeln. Dieser mußte sich, seinem Auftrage gemäß, die Person Jesu merken, zu einer verabredeten Zeit aufbrechen und den Häschern entgegengehen, um sie über die Gelegenheit zu unterrichten und ihnen die Person Jesu durch ein verabredetes Zeichen anzudeuten. Ob dasselbe ein Kuß gewesen, ob überhaupt bei den Juden das Küssen Sitte war (was zu bezweifeln), bleibe als unwesentlich dahingestellt. Der Spion aber — als solchen darf man ihn eher denn als Verräther bezeichnen — der den bei den Israeliten tausendfältig vorkommenden Namen Jehuda trug, aus welchem die graecisirenden Evangelisten Judas machten, führte seinen Auftrag pünktlich aus. Alles Andere ist phantastische Ausschmückung, wie wir sie zum Uebermaß in den Evangelien finden; nirgends aber liegt ein geschichtlicher Beweis vor, daß wirklich einer der auserwählten Freunde Jesu ein solcher Schurke war, wie es die Sage uns glauben machen will. Hiermit sei dieser widerliche und

höchst anrüchige Zwischenfall aus dem Leben des großen Weisen abgethan.

Die langen Reden, welche (nach Johannes) von Jesus an diesem Abende gehalten sein sollen, sind erwiesener Maßen das Produkt des Verfassers des vierten Evangeliums, wie namentlich die in seiner Epistel wieder vorkommende Redeweise solches leicht erkennbar verräth. So z. B. konnte Jesus den bekannten Lieblingsspruch der Theologen: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie Dich, daß Du allein wahrer Gott bist, und den Du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen“ niemals gesprochen haben, weil damals noch nichts von einem Christus sondern nur von einem Rabbi Jeschua bekannt war. Auch haben die Synoptiker (Matthäus, Marcus und Lucas) nicht die geringste Spur von dieser langen Rede. Ebenso ist das Fußwaschen eine Eigenthümlichkeit der Johannes'schen Erzählung, von welcher die Geschichte nichts weiß, wie man dann überhaupt in der Ausschmückung der damals für gar nicht so wichtig erachteten Begebenheit unerschöpflich war.

Nach vollbrachtem Peszach-Mahl hielt Jesus noch einen seiner gewöhnlichen Vorträge, während dessen sich der besagte Spion Jehuda verstohlen entfernte, was dem gewohnten Scharfblicke Jesu, der jederzeit, selbst bei dem lebhaftesten Vortrage, Alles um sich her betrachtete, nicht entgangen zu sein scheint; denn er wurde sichtbar unruhig und zerstreut, brach auch den Vortrag kurz ab und begab sich, allmählich gefolgt von dem größten Theil der Anwesenden, in den geräumigen Garten, wo wir ihn schon einmal getroffen. Es war tief finstere Nacht und allgemeine Stille herrschte rings umher. Plötzlich sieht man am Eingange des Gartens Fackeln bewegen, ein Geklirr von Waffen und der gleichmäßig abgemessene Schritt vieler Kommenden läßt auf die Annäherung von Soldaten schließen. Alle horchen auf und die den sämmtlichen Anwesenden wohlbekannten Verhältnisse lassen Keinen in Zweifel über die ihrem gemeinschaftlichen Freunde drohende Gefahr. Viele drängen sich wie schützend um ihn zusammen, von seinen Jüngern nur wenige, unter denen Petrus — der uns als ein leiblich fester und muthiger Charakter bekannt ist — genannt wird. Die meisten Anwesenden lassen ihren Meister in der Gefahr im Stich und entfliehen. Einer sogar (es soll eine junge flaumbärtige Persönlichkeit gewesen sein; wir werden ihrer noch gedenken) als die römischen Soldaten — denen er sich durch seine eilige Flucht verdächtig machte — ihn greifen wollten, unter Preisgebung seines Mantels. Unter den sich um Jesus herandrängenden bemerkte dieser auch jenen verdächtigen Gast, der sich

vorhin heimlich von der Gesellschaft entfernt hatte. Der Bösewicht stellte sich, als wolle er Jesus mit seinem Leibe gegen den Angriff der Soldaten schützen, umschlang ihn sogar mit seinem rechten Arm und drückte sich fest an ihn, als ob er ihn küssen wolle, aus welchem Umstande die Sage von dem berüchtigten Judaskusse entstanden sein mag. In Wahrheit aber war dieses Zeichen das für den Anführer der römischen Soldaten verabredete, nach welchem die gesuchte Persönlichkeit zu finden sei.

Der Centurione (Anführer von hundert Soldaten) bahnte sich durch den Haufen einen Weg zu Jesus, der aber, da das langerwartete Verhängniß nunmehr thatsächlich gegen ihn auftrat, seine gewohnte Kühnheit und Entschlossenheit plötzlich wiedergefunden hatte und von seiner nächsten Umgebung sich losmachend, dem Römer keck entgegentrat, ihn fragend: „Wen suchest du?“ Der Römer antwortete; „Jesus von Nazareth!“ Und Jesus sprach: „Ich bin's! —“

Der Centurione, Quirilus Cornelius mit Namen, erklärte, daß er den Auftrag habe, ihn zu verhaften. Einige der Muthigsten, namentlich die jüngeren Freunde Jesu (Johannes nennt speciell den Jünger Petrus), machten Miene, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der Centurione aber, dies bemerkend, warnte die Juden vor den schlimmen Folgen eines vergeblichen Widerstandes, indem er darauf aufmerksam machte, daß der ganze Garten von Soldaten umstellt sei. Somit unterblieb die Nothwehr, welche auch keineswegs in der Absicht Jesu lag. Daß vollends Petrus das Schwert gezogen und einem der Kriegsknechte (in der Bibel Malchus, von Renan — wohl hebräisch — Malek genannt) das Ohr abgehauen habe, ist an sich höchst unwahrscheinlich und daher unbegreiflich, wie selbst der so übertrieben zweifelsüchtige Strauß gegen den geschichtlichen Charakter dieser Erzählung nichts einzuwenden hat, da doch die Frage unabweisbar: wo nahm Petrus plötzlich das Schwert her? Daß die Juden keine Schwerter trugen, ist allgemein bekannt, und daß sich ein römischer Soldat das seine hätte sollen entreißen lassen, ist vollends unglaublich, abgesehen von dem Umstande, daß die Soldaten-Helme das Ohr nicht so ungeschützt lassen, um es ohne Weiteres abschneiden zu können. Die Evangelisten sagen freilich, Malchus sei eines Hohenpriesters Knecht gewesen; wir haben aber bereits gesehen, daß die ganze peinliche Verhandlung Sache der römischen Polizei war, die es hier mit einem politischen Aufrührer zu thun zu haben vermuthete. Lucas will sogar wissen, daß Jesus das abgehauene Ohr sofort durch ein Wunder wieder angeheilt

habe: ein Beweis, wie geschäftig in jener Zeit die Phantasie war, wenn es galt, einen Religionsstifter mit göttlicher Kraft auszurüsten.

Jesus fragte nun nach einem schriftlichen Befehl zu seiner Verhaftung, und der Centurione, mit einem solchen versehen, reichte dem Verhafteten folgenden Befehl, den Jesus mit lauter Stimme verlas:

„Pontius Pilatus, Landpfleger von Judäa!

Nach Empfang und Einsicht eines Kaiserlichen Befehls, zur Verhaftung des Rabbi Jeschua von Nazareth, und in schuldiger Befolgung dieses Auftrages verfügt hiermit wie folgt:

Der Centurione Quirilus Cornelius ist angewiesen, besagten Rabbi Jeschua sofort zu verhaften, denselben in sicheren Gewahrsam zu bringen und die Prätur von dem Vollzuge in Kenntniß zu setzen."

Hiergegen war nichts einzuwenden und Jesus erklärte sich zu folgen bereit. Die Jünger, meist noch in einiger Entfernung lauschend, von Schrecken ergriffen und fürchtend, daß auch sie verhaftet werden würden, entflohen eiligst nach allen Richtungen; nur einige, unter ihnen abermals Petrus, folgten ihrem Lehrer von fern nach der Stadt, wo derselbe in das Präturgebäude abgeliefert wurde, in welchem sich die verschiedenen Bureaux des römischen Procurators befanden. Er selbst residirte in der Nähe in einem prachtvollen, mit dem kostbarsten orientalischen Luxus ausgestatteten und mit marmornen Säulen gezierten Palast, an welchen sich ein mit den herrlichsten Tropenpflanzen gezierter Garten anschloß.

Jesus wurde in ein Gefängniß gebracht und Pilatus sofort von dem Vollzuge seines Befehls in Kenntniß gesetzt. Dieser römische Beamte, obwohl das Geschick ihm eine traurige Berühmtheit in dem größten aller Weltdramen aufgedrungen und seinen Namen mit unauslöschlich schmachvollen Zügen in die ehernen Tafeln irdischer Unsterblichkeit eingegraben hat, scheint dennoch in diesem Falle nur ein Sclave seines Amtes und Standes, mithin der gezwungene Vollstrecker eines höheren Befehls aus Rom gewesen zu sein, gegen den es keine Appellation gab.

Er hatte nämlich ein Schreiben der Kaiserlichen Regierung erhalten, in welchem man ihm die einzelnen Data der oben erwähnten, aus Jerusalem eingelaufenen Denunciationen mittheilte und ihn auf die außerordentliche Gefährlichkeit dieses Volksaufwieglers aufmerksam machte. Es wurde ihm in Hinblick auf diesen Umstand strengstens befohlen, daß, selbst wenn auch der von den Juden so schwer Angeklagte den beabsich-

tigten Hochverrath nicht sollte eingestehen wollen, derselbe dennoch aus Rücksicht auf die jüdischen Gesetze zum Tode zu verurtheilen sei; jedoch solle er, um die israelitische Bevölkerung nicht aufzureizen, die Verhandlung so leiten, als bilde die mit der Todesstrafe bedrohte Uebertretung der jüdischen Gesetzes-Vorschriften den Hauptgrund der Anklage. Das verhängnißvolle Schreiben enthielt schließlich noch den strengen Befehl, falls dasselbe noch vor Eintritt der bevorstehenden jüdischen Festtage eintreffe, solle das Todesurtheil ohne den geringsten Verzug sofort, aber ohne großes Aufsehen zu erregen, vollzogen werden, um so bei der großen Volksansammlung in der jüdischen Hauptstadt etwaigen Excessen vorzubeugen.

Daß man in Rom die Lage richtig beurtheilt hatte, erwies das ungeheure Aufsehen, das schon die Verhaftung Jesu beim Volke erregte, denn Schaaren von Neugierigen drängten sich am nächsten Morgen vor dem Präturgebäude, um des Vorgeführten zu harren und seiner ansichtig zu werden.

Der Gefangene war während der Nacht, wo er seine gefährliche Lage ruhig zu überdenken Muße hatte, zu der Ueberzeugung gekommen, daß die nächste Ursache seiner Verhaftung in politischen Motiven zu suchen sei; auch war ihm wohl bekannt, daß die erwähnte, von der beleidigten Priesterpartei nach Rom entsandte Denunciation, die ihn der politischen Aufwiegelung verdächtigte, weil er den Plänen der Verschwörer kein Ohr geliehen, die eigentliche Veranlassung zu dem gegen ihn eingeleiteten peinlichen Justizverfahren sei. Ebenso war ihm nicht fremd, daß die Darlegung dieser Sachlage ihm bei den Verhörrichtern nichts nutzen, sondern seine Feinde nur noch mehr erbittern würde, und daß, wenn er die einstmalige Absicht der Verschworenen, ihn zum König der Juden auszurufen, entdeckte, die Römer diesen Umstand möglicher Weise zum längst gewünschten und also willkommenen Vorwand benutzen würden, um der jüdischen Nation den letzten Schimmer einer politischen Selbstständigkeit zu rauben und somit sein Volk einer lang gefürchteten gänzlichen Vasallenherrschaft zu überliefern. Er faßte daher aus Rücksicht auf das Wohl seines Volkes den heldenmüthigen Entschluß, seinerseits zwar nicht als Denunciant gegen seine Feinde, die die wirklich Schuldigen waren, aufzutreten, aber seine Unschuld mit allen ihm sonst zu Gebote stehenden Mitteln aufrecht zu erhalten.

Pilatus fand sich schon sehr früh in dem großen Verhörsaal des Präturgebäudes ein, denn in jenen älteren Zeiten war es noch nicht Sitte der obersten Regierungshäupter, sich bei so wichtigen Angelegenheiten durch Unterbeamte vertreten zu lassen. Hier aber erst wurde

er daran erinnert, daß die Juden, die vorzüglichsten Ankläger des Rabbi, an dem Festvortage (Freitag, den 14. Nisan oder 3. April) das Prätorium nicht betreten durften, weil sie sich sonst verunreinigt haben würden und das Fest nicht hätten mitfeiern dürfen. Pilatus trat daher, weil er ihrer nicht entbehren konnte, auf das Binna (ein unter freiem Himmel befindlicher, balconartiger Vorbau, der bei ähnlichen Veranlassungen zum Tribunal benutzt wurde) und befahl, bevor er das öffentliche Verhör begann, den Verbrecher zu einer Besprechung unter vier Augen hereinzuführen. Was die beiden hier gesprochen, darüber hat nie ein Sterblicher etwas erfahren, am wenigsten der Evangelist Johannes, obgleich er einen kurzen Auszug darüber niederzuschreiben sich erkühnte. Pilatus war den Juden nicht wohlgesinnt, da sie ihn in Rom mehrfach verlästert hatten, und wußte, daß die von Jesus denselben gemachten Beschuldigungen begründet waren; aber er hatte auch strengen Befehl, sie zu schonen, und somit mußte der Prozeß seinen Verlauf nehmen.

Der Landpfleger ließ den Gefangenen zum öffentlichen Verhör vorführen. Dieser war sehr unangenehm überrascht, als er nicht nur Herodes, den jüdischen Tetrarchen von Galiläa, der eben des großen Festes halber in Jerusalem anwesend war, sondern auch seine boshaftesten Widersacher, Kaiphas und dessen Schwiegervater Anas, sowie auch von dem Orden der Pharisäer Mehrere erblickte, die, wie ihm wohl bekannt, den möglichen Verrath ihres politischen Verbrechens durch das Opfer eines Unschuldigen zu verdecken suchen würden.

Pontius Pilatus nahm mit großer Würde seinen Präsidenten-Sitz ein, und begann, nachdem er einen langen nachdenklichen und vielsagenden Blick auf den Gefangenen geworfen, mit den im römischen Justizverfahren üblichen Fragen nach Namen, Stand, Alter und Geburtsort, an welche sich schließlich die Frage reihte: ob ihm die Ursache seiner Verhaftung bekannt sei? Jesus verneinte dieselbe. Sein Alter gab er auf 33 Jahre an.

„Man hat dich hochverrätherischer Umtriebe angeklagt“ redete Pilatus ihn weiter an, „dein Ziel war die Vertreibung der Römer aus Judäa und die Erhebung deiner Person zum König der Juden.“

„Meine öffentlichen Reden“, antwortete Jesus, „widersprechen ausdrücklich dieser Beschuldigung. Dankbar erkannte ich jederzeit den Schutz an, den uns die römische Regierung, den feindlichen Nachbarvölkern gegenüber, angedeihen ließ, so wie die Milde, mit der man unter Anerkennung der Nationalität unser Volk regierte, auch kann es dir sicher

nicht unbekannt geblieben sein, daß ich mein Volk bei jeder Gelegenheit vor einer gewaltsamen Veränderung dieses Verhältnisses warnte."

„Es giebt Zeugen, die das Gegentheil behaupten," antwortete ihm Pilatus. „Kannst du es leugnen, Versammlungen politischer Verschwörer beigewohnt zu haben, die mit der Absicht umgingen, dich zum König der Juden auszurufen?"

„Ich leugne dieses nicht, aber ich betrat die Versammlung, ohne den Zweck und die Absicht derselben zu kennen, entfernte mich auch sofort, als man mir derartige strafbare Anträge machte."

„Wie aber sollte man auf den Gedanken gerathen sein, dich zum König der Juden auszurufen, wenn nicht dein Betragen und deine Gesinnung zu einer solchen Wahl und zu solchem Antrage die Veranlassung gegeben hätten?"

„Ich habe weder durch das Eine noch durch das Andere dazu ermuntert" erwiderte Jesus mit unerschütterlicher Ruhe und Würde. Pilatus gab nunmehr Befehl, die Belastungszeugen herbei zu rufen.

Wir müssen nebenher einschalten, daß sich seit der Verhaftung Jesu die Jünger bis auf zwei, Petrus und Johannes, in alle Winde zerstreut hatten; nur diese beiden folgten ihm von Weitem und auch am folgenden Morgen hatten nur diese den Muth, sich in den Vorhallen des Präturgebäudes unter das Volk zu mischen, um über das fernere Geschick des geliebten Lehrers Erkundigung einzuziehen. In der Vorhalle brannte ein Feuer, an das sich Petrus, um die Hände zu erwärmen, stellte und sich nun wie von ungefähr nach dem muthmaßlichen Geschicke Jesu erkundigte. Wer die befragte Person gewesen, darüber ist kein Evangelist mit dem andern einig: der eine nennt einen Pförtner, der andere eine Magd, ein dritter einen Knecht, der vierte einige Männer. Die Sache ist an sich nicht wichtig, aber man erprobt auch hier die Unzuverlässigkeit der evangelischen Berichterstatter.

Petrus wurde an der Sprache als ein Galiläer erkannt, und da man wußte, daß auch der Angeklagte ein solcher sei, so sagte man es ihm auf den Kopf zu, daß er der Partei des Nazareners angehöre. Petrus erschrak darüber sehr, denn wie leicht, dachte er, könnte man auch ihn als Jünger des Verhafteten zu gleicher Verantwortung ziehen! Somit leugnete er es auf das Bestimmteste, zur Partei Jesu zu gehören, welche Scene sich bei jeder Erkundigung, die er einzuziehen suchte, wiederholte, so daß er endlich, um der Lüge überhoben zu sein, die Halle verließ. Ob er, wie die Sage wissen will, diese Verleugnung seines Meisters unter „bitterlichen" Thränen beweint und bereut hat, mag dahingestellt bleiben; ein abermaliger Beweis aber liegt in diesem

an sich unbedeutenden Zwischenfall, wie unbedeutende, charakterschwache Männer diese hochgepriesenen Apostel waren, unter deren alleinigen Fürsorge das Christenthum niemals sicher zum Siege gelangt wäre. Was die Sage vom Hahnkrähen und Vorherwissen Jesu bezüglich dieser Verleugnung hinzugethan, ist nur auf Rechnung der erfinderischen Evangelisten zu setzen.

Wir kehren zu dem peinlichen Verhör des Gefangenen zurück. Von der jüdischen Priesterpartei traten mehrere bereit gehaltene Zeugen ein, die es bekräftigten, daß in der That bei einer Volksversammlung in Galiläa der Beschluß gefaßt worden sei, Jesus zum König der Juden auszurufen, wobei auch der bekannte Einzug in Jerusalem nicht unerwähnt blieb.

Pilatus legte auf diese Anklage großes Gewicht, indem er in jener Anmaßung der Königswürde Hochverrath gegen die kaiserliche Regierung fand, und erklärte schon die vorliegenden Beweise der Schuld als ausreichend für seine Verurtheilung. Jesus erläuterte diesen Theil der Beschuldigung dahin, daß er niemals an ein irdisches Königreich gedacht habe. „Mein Reich", sprach er, „ist nicht von dieser Welt; es ist das Reich der Gerechtigkeit und der Wahrheit!" Worauf Pilatus die ewig denkwürdigen Worte erwiderte; „Ja, was ist Wahrheit?" Zugleich aber fügte er hinzu, daß neben diesem politischen Vergehen, auch Anklagen religiöser Natur gegen ihn vorlägen, wegen deren er nach jüdischem Gesetze das Leben verwirkt habe.

„Diese Anklage", erwiderte Jesus, „gehört vor den Sanhedrin (jüdischen Gerichtshof), dessen Mitglied ich selber bin."

Pilatus gestand das zu, insofern kein politischer Hochverrath in Betracht käme; um aber diesen festzustellen, habe der Richter auch auf den anderweitigen Charakter und die Gesinnungen des Angeklagten Rücksicht zu nehmen, und da sei das religiöse Moment von ganz anderer Bedeutung. Auf einen Wink trat eine Anzahl hochgestellter jüdischer Beamte der Priesterpartei hervor, welche alle jene Vergehen gegen das jüdische Gesetz, deren wir bereits gedacht haben, bezeugten, z. B. das Vergehen gegen die Sabbathordnung, das Verwerfen der Opfertheorie u. s. w., und belegten die Strafwürdigkeit dieser Vergehen mit Stellen aus der Thora, welche sie verlasen. Auch der Umstand seiner unehelichen Geburt, die — wenn sie erwiesen werden konnte — ihn nach mosaischem Gesetze der Rabbiwürde unfähig erklärt hätte, kam zur Sprache. Es traten jedoch, und zwar mit großem Unwillen, viele Zeugen für die Rechtmäßigkeit seiner Geburt in die Schranken, unter denen die später in Rom vorgefundene Acte Pilati (d. i. die von Pilatus

eingeschickte Criminalacte über den Prozeß Jesu) unter jenen Entlastungszeugen folgende Namen nennt: Elieser und Asterius, Antonius und Jacobus, Carus und Samuel, Isaak und Phineas, Crippus und Agrippa, Annas und Judas. Vor Allem war es der mehrgenannte Nicodemus, der sich des Unschuldigen annahm, wogegen uns jene Acte als vorzügliche Ankläger, außer Caiphas und Anas, noch Simeon, Dathar, Gamoliel, Judas Levi, Naphtalin und Jairus bezeichnet.

Diese Letzteren und noch manche andere eifrige Juden, meist Pharisäer, suchten indeß allerlei, nach mosaischem Gesetze todeswürdige Vergehen, namentlich gegen die jüdischen Religionsvorschriften hervor, um den Richter zur Verurtheilung Jesu aufzustacheln, wogegen seine Freunde eine Menge der von ihm unentgeltlich Geheilten ins Treffen führten, die für das Leben ihres edlen Wohlthäters baten. Auch eine Frau, Berenike, war unter den letzteren, aber die feindlich gesinnten Juden riefen: „ein Weib ist nach unserm Gesetz nicht zum Zeugniß zuzulassen!" Worauf Pilatus einwarf: „ich richte nicht nach eurem, sondern nach dem Gesetze meines Kaisers Tiberius."

Zur Ehre des Pontius Pilatus sei gesagt, daß er zwar die nach jüdischen Begriffen todeswürdigen Beschuldigungen des Angeklagten nicht in Abrede stellen, sich auch dem ausdrücklichen Befehle von Rom, denselben zum Tode zu verurtheilen, nicht entziehen konnte, daß er aber in seinem Innern von der Unschuld und hohen Würde dieses Mannes überzeugt war, und deshalb — wenn er unabhängig dagestanden hätte, eine Verurtheilung desselben schwerlich erfolgt sein würde. Rom aber kannte in dieser Beziehung kein Erbarmen und Pilatus wußte wohl, daß es hier sein Amt oder Jesu Leben koste. Wer möchte den Mann unter so schwierigen Verhältnissen verdammen, daß er sich selbst als den Näheren betrachtete? Ja er durfte sich als kaiserlicher Beamter nicht einmal merken lassen, daß er für den Angeklagten Partei nehme, da derselbe vom Hofe bereits verurtheilt war und Rom überall seine Späher hatte, die auch das Verhalten der höchsten Würdenträger zu überwachen und über dieselben nach Hof zu berichten hatten.

Das Verhör war bald beendet, denn Jesus hielt es für überflüssig, bei der ihm wohlbekannten Sachlage und der Erbitterung seiner jüdischen Widersacher seine Unschuld zu beweisen, zumal ihm bekannt, daß er den Bestimmungen des mosaischen Gesetzes gegenüber nicht unschuldig sei, sondern den Tod verwirkt habe. Deshalb erklärte er, als Pilatus ihn zu einer weiteren Vertheidigung aufforderte, daß er sich an dieser Stätte auf eine Widerlegung der gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen nicht einlassen könne, da er (Pilatus) seine Rechtfertigung nicht ein-

mal verstehen würde. „Mein ganzes Leben", schloß er, „war ein öffentliches, und jedes Wort, das ich gesprochen, der Wahrheit, der Tugend und vor Allem der Menschenliebe gewidmet. Zwar habe ich die Formen der mosaischen Gesetzgebung angegriffen, da sie des Geistes unwürdig sind, der in unserer Lehre waltet, welche nur eine Veredelung des Menschengeschlechts anstrebt; diesen Geist selbst aber zur Erfüllung zu bringen, ist mein Hauptstreben gewesen, denn der Buchstab tödtet, der Geist aber ist es, der lebendig macht."

Pilatus verwies ihm nun, gestützt auf sein eigenes Bekenntniß, die Angriffe auf den religiösen Cultus, namentlich auf die Opfertheorie, durch die er ja auch die Götter Roms angegriffen und verworfen habe, und fragte ihn, ob er sich denn etwa weiser bedünke, als die religiösen Gesetzgeber der Juden und Römer?

Jesus schwieg, und da er die erneute Anfrage, ob er sich weiterhin zu vertheidigen gedenke, verneinte, so erklärte Pilatus das Verhör für geschlossen und befahl den Lictoren (Gerichtsdienern), ihn in das Gewahrsam zurückzuführen.

Jenem war indeß die Hoffnung nicht ganz entschwunden, den unglücklichen Rabbi zu retten, der ihm ersichtlich großes Interesse eingeflößt hatte. Auch darf es wohl als geschichtlich richtig angenommen werden, daß sich Procla, die Gemahlin des Landpflegers, auf Verwendung mehrerer schwärmerischen Freundinnen Jesu, namentlich der Johanna (Gemahlin des Chusa, Verwalter bei Pilatus), Aurelia (Frau des Beamten Gremion) u. a., bei ihrem Gatten noch im letzten entscheidenden Augenblick lebhaft für Jesus verwendet hatte, indem sie ihm von einem (möglicher Weise erdichteten) Traum berichtete, der die Begnadigung des Nazareners als von Gott befohlen darstellte. Pilatus kam — vielleicht in Folge dessen — noch auf den Gedanken, Jesus auf rechtlichem Wege dadurch zu retten, daß er der Blutgier der fanatischen Juden eine andere Persönlichkeit zur Hinrichtung überlasse. Es war nämlich Sitte, daß zu Ostern ein peinlich Angeklagter nach freier Wahl des Volkes begnadigt werde, und Pilatus hoffte, daß man auf sein Zureden Rabbi Jesus diese Begnadigung zuwenden, dagegen einen anderen bereits verurtheilten Aufrührer, welcher einen Mord begangen hatte, dem Nachrichter überlassen würde. Durch einen sonderbaren Zufall führte auch dieser den Vornamen Jeschua, sein Zuname aber war Bar-Abban. Pilatus, nachdem er diesen Gedanken gefaßt, trat noch einmal auf die Binna hinaus und machte dem Volke den eben erwähnten Vorschlag, in der Hoffnung, dasselbe dadurch zu beschwichtigen und dem fanatischen Pöbel sein Opfer zu entreißen.

Als die ungeduldig harrenden Priester diese Worte vernahmen, erschraken sie sehr; aber ihr Entschluß, für die Freilassung der oben genannten Persönlichkeit zu agitiren, war sofort gefaßt, und so ließen sie durch ihre Helfershelfer, deren sie eine Menge unter den Volkshaufen vertheilt hatten, den Namen desselben umherflüstern. Da jener Bar-Abban beim Volke ebenfalls in einigem Ansehen stand, so wurde es den Gegnern Jesu nicht schwer, eine große Anzahl Schreier auf ihre Seite zu bringen, welche die Freigebung jenes Verurtheilten mit Ungestüm begehrten und das Lautwerden jeder anderen Meinung schon im Beginne erstickten.

Der wohlwollende Plan des Pilatus war also durch diese erneute Anstiftung der fanatischen Priester vereitelt. Es würde ungerecht sein, den Richter in ihm zu verdammen, da seine Stellung nicht unabhängig genug war, um den beiden treibenden Gewalten, von Rom und der jüdischen Aristokratie ausgehend, zu widerstehen. Der Fabel aber gehört jene evangelische Mittheilung an, nach welcher man den jüdischen Tetrarchen Herodes oder gar den Antipater in die Verhandlung zieht, als sei Jesus denselben ebenfalls vorgeführt worden. Herodes war, wie erwähnt, gegenwärtig — vielleicht auch Antipater, denn das große Fest hatte alle Notabilitäten in Jerusalem versammelt — auch mögen sie den Pilatus insgeheim beeinflußt haben, offiziell aber stand ihnen keine Berechtigung zu, in den Prozeß einzugreifen.

Das Geschrei des jüdischen Pöbels wurde indeß je länger, je ärger, und drohte in einen offenen Aufstand auszuarten, als man, durch die Verzögerung veranlaßt, fürchtete, daß der Volkswuth ihr Opfer entzogen werden sollte. Wo blieben nun aber jene Schaaren, die sich an Jesu herrlichen Reden erbaut hatten? Wo die Kranken, denen er Arzt, die Armen, denen er Freund und Tröster gewesen war? Von ihnen, ja selbst von seinen Jüngern war in dieser verhängnißvollen Stunde Niemand zu sehen! Einsam und verlassen unter all den Tausenden, die das Präturgebäude umstanden, war der Unglückliche nur auf sich, auf die moralische Kraft seines Riesengeistes angewiesen, die ihn trieb, sich in seinem reinen Bewußtsein über dieser bestialischen Rotte hoch erhaben zu fühlen — von welcher ähnliche Creaturen ja noch heute vor uns einherwandeln — die man viel eher redende, boshafte Affen, als Menschen nennen möchte.

So standen die Sachen, als Pilatus zum dritten Male, begleitet von seinem Procurator, vor das bis zur Raserei erhitzte jüdische Volk hervortrat. Von allen Seiten schrie man ihm entgegen, daß man Bar-Abban frei gegeben, Jesus den Nazarener aber gekreuzigt wissen wolle.

„Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!" riefen die Wüthendsten, „an's Kreuz mit ihm, er ist des Todes schuldig!"

Wenn die Sage hinzufügt, es habe Pilatus öffentlich erklärt, er finde nichts der Todesstrafe Würdiges an dem Angeklagten, ja er habe sich zum Zeichen, daß er unschuldig sei an diesem Blute, die Hände gewaschen, so heißt das die Würde eines so hohen römischen Beamten und die Situation überhaupt vollständig verkennen. Jemand für unschuldig erklären, dieses öffentlich vor allem Volke bekennen und ihn dennoch zu einer so grauenhaften Todesstrafe verurtheilen: das that ein edler Römer zu keiner Zeit und ist lediglich als sagenhafte Ausschmückung zu betrachten, um die Schuld an diesem Justizmorde den verhaßten Juden zuzuschieben, die doch in Wahrheit nur die Triebfeder waren, während die eigentliche juridische Verantwortlichkeit für den Urtheilsspruch den Römern zufällt, als deren unfreiwilliges Werkzeug wir Pilatus kennen gelernt und anzusehen haben.

Es ist ferner in dieser Beziehung von großer Wichtigkeit, das jüdische Rechtsverfahren zu berücksichtigen, wie solches in jenen Tagen bei Criminalfällen gesetzlich angewendet wurde und das namentlich darauf berechnet war, Uebereilungen zu vermeiden, welche nachher niemals wieder gutgemacht werden konnten.

Das oberste jüdische Gericht, das Sanhedrin, zu deren Mitgliedern auch Jesus gehörte, bestand zu jener Zeit aus 71 Personen, als deren Vorsitzender der Hohepriester fungirte. Die Theilhaber mußten jung, gelehrt und von hohem Ansehen, auch in fremden Sprachen wohl bewandert sein, damit man möglichst der Dolmetscher überhoben sein könne. Nur bei Vergehen geringeren Grades war eine Unvollzähligkeit des Gerichts, jedoch nie unter 23 Personen, gestattet. Bei peinlichen Gerichtsverhandlungen aber mußte das Collegium vollständig versammelt, also aus 71 Personen zusammengesetzt sein. Da nun Jesus selbst ein Mitglied dieses Gerichts war, und man in diesem Falle erst eine Neuwahl hätte vornehmen müssen, so geht schon aus diesem einen Umstande hervor, daß er nicht von einem jüdischen Forum verurtheilt sein kann. Die Sitzungen waren regelmäßig am Montag und Donnerstag Morgen und wurden niemals am Tage vor einem Feste begonnen, da Jedermann an solchem Tage mit den Vorbereitungen zum Feste beschäftigt war. Alle diese Beweise sprechen gegen die irrthümliche Mittheilung der evangelischen Erzählungen in Betreff der Verurtheilung Jesu.

Das peinliche Gerichtsverfahren des Sanhedrin war in folgender Weise geregelt. Es fand in einem runden Saale statt, dessen eine Halbkreis innerhalb des Tempels, der andere außerhalb desselben lag. Das

Verfahren war durchaus öffentlich vor allem Volk; officielle Ankläger und Vertheidiger gab es damals noch nicht. Eine Anklage-Acte wurde laut und deutlich verlesen und im Falle der Ableugnung erfolgte das Verhör der Zeugen, wobei der Angeklagte gefragt wurde, ob er gegen dieselben etwas einzuwenden habe? War solches der Fall, so wurden die Einreden geprüft und durch Urtheil erledigt.

Die zugelassenen Zeugen wurden vom Vorsitzenden auf das Feierlichste ermahnt, die Wahrheit zu berichten. „Bedenke", hieß es darin u. A., „welch' eine große Verantwortlichkeit auf dich fällt, denn es handelt sich hier um ein Leben, dessen Verlust niemals zu ersetzen ist. Sollte der Angeklagte durch deine Veranlassung unschuldig verurtheilt werden, so wird sein Blut und das seiner Nachkommen, deren du die Erde beraubst, über dich kommen; Gott wird Rechenschaft von dir fordern u. s. w."

Von den Zeugen wurde verlangt, daß sie die Angabe ihrer Persönlichkeit bündig erwiesen, Monat, Tag und Stunde der begangenen verbrecherischen That genau angaben und Rechenschaft darüber ablegten, ob und in welcher Art sie dieselbe zu verhindern bemüht gewesen. Der geringste Widerspruch in den Aussagen veranlaßte das Verwerfen des Zeugnisses.

Erst wenn allen diesen Vorbedingungen vollkommen Genüge geleistet war, begann die Besprechung des Falls unter den Mitgliedern des Sanhedrin selbst; es war Gesetz, daß Jeder laut und vernehmlich genug spreche, damit er selbst von allen Zuhörern vollkommen gehört und verstanden werden könne.

Nach geschlossener Verhandlung faßte einer der Richter das Wesentlichste derselben zusammen und zwei Schreiber sammelten die Stimmen für und gegen die Verurtheilung. Die Mehrheit der Stimmen war entscheidend. Fielen dieselben für den Angeklagten günstig aus, so wurde derselbe sofort in Freiheit gesetzt; im entgegengesetzten Falle aber wurde der unwiderrufliche Spruch bis zum nächsten Gerichtstage ausgesetzt. Die Richter waren verpflichtet, sich in dieser Zwischenzeit nur mit der vorliegenden Sache zu beschäftigen und dieselbe unter einander zu besprechen, dabei hatten sie sich aller üppigen Nahrungsmittel, wie auch des Weins gänzlich zu enthalten und jede Zerstreuung zu meiden. Erst am dritten Morgen trat die Corporation zu einer Revision der vorgestrigen Verhandlung wieder zusammen und eine hochherzige Anordnung war es, daß diejenigen Richter, die den Angeklagten in der vorgestrigen Sitzung verurtheilt hatten, ihn jetzt freizusprechen berechtigt waren, während eine entgegengesetzte Sinnesänderung keine rechtliche Folgen haben durfte.

Falls das Urtheil die Todesstrafe erkannte, geleiteten zwei obere Beamte den Verurtheilten sofort zum Richtplatz; die Mitglieder des Sanhedrin aber verließen während dessen ihre Sitze nicht, denn gesetzlich wurde am Eingange der Gerichtshalle ein Vogt mit einer kleinen rothen Fahne in der Hand aufgestellt, während ein zweiter zu Pferde dem Verurtheilten folgte und sein Auge fortwährend zurück nach dem Orte wandte, von dem man ausgegangen war. Ereignete sich auch jetzt noch irgend Etwas, das einer Entlastung des Verurtheilten günstig erschien, so gab der erste Vogt ein Zeichen mit seinem Fähnchen und der Berittene führte den Uebelthäter in den Gerichtssaal zurück, wo der neue Entlastungsgrund einer abermaligen Erörterung unterzogen wurde. Eine solche Unterbrechung der Execution war bis zu 5 Malen gestattet. Kam es endlich zur wirklichen Ausführung des Todesurtheils, so schritt der Zug langsam einher und ein vorausschreitender Herold rief in kleinen Zeitpausen laut und vernehmlich die Worte: „N. N. verurtheilt wegen des Verbrechens (folgt die Bezeichnung) wird zum Richtplatz geführt. Zeugen, die gegen ihn aussagten, sind die und die (folgen die Namen). Hat Jemand etwas zu seinen Gunsten anzugeben, so beeile er sich!!" Auch ein Erfolg dieses Aufrufs war vermögend, die Zurückhaltung des Missethäters in ebengenannter Anzahl zu veranlassen.

Wie wenig blutdürstig übrigens der Sanhedrin im Ganzen genommen war, geht u. A. auch aus folgender Bemerkung des Talmud hervor:

„Ein Gerichtshof, der einmal in sieben Jahren ein Todesurtheil ausspricht, darf ein blutiger genannt werden; ja er verdient diese Bezeichnung, sagt Rabbi Eliefer, wenn er ein solches Urtheil in 70 Jahren ein einziges Mal ausspricht. Und Rabbi Akiba und Rabbi Tarphon setzen hinzu: „wären wir Mitglieder des Sanhedrin gewesen, wir würden niemals einen Menschen zum Tode verurtheilt haben."

Schließlich sei noch als letzter Beweis, daß hier kein jüdischer Gerichtsakt vorliegt, angeführt, daß die Juden in ihren Criminalgesetzen keinen Kreuzestod, wohl aber die Todesart des Stranges kannten. Ein dazu Verurtheilter aber wurde zuerst erdrosselt und dann gehängt. Die Gesetzesstelle lautet: „Memitin oto, weachar Kachtolim oto."

Aus dieser wahrhaften Darstellung geht schon zur Genüge hervor, wie durchaus unberechtigt man die Verurtheilung Jesu den jüdischen Richtern zuzuschreiben sucht. Eine solche Angabe bestreiten aber außerdem noch folgende jüdische Gesetzstellen:

„Zwei Verbrecher dürfen nicht an einem Tage hingerichtet werden." (Sanhedrin, Halacha. „En denin schenajim bejom echad.")

Auch abgesehen hiervon ist noch aus anderen Gründen erwiesen, daß die episodisch angeführte Mithinrichtung zweier sogenannter Schächer aller historischen Sicherheit ermangelt. Bei der bekannten Eile, mit welcher die Verurtheilung Jesu und die Exekution betrieben wurde, fragt man mit Recht, wo kamen die beiden verurtheilten Missethäter so plötzlich her? Auch die Römer vollzogen gleich den Juden ein gesprochenes Urtheil sofort. Da indeß alle vier Evangelien, und auch die Acte Pilati von zwei mithingerichteten Schächern sprechen, so dürfen wir die Sache an sich als dahingestellt sein lassen. Die angeführten und unter sich differirenden Unterredungen zwischen Jesus und den Schächern weichen aber in den verschiedenen Erzählungen so wesentlich von einander ab, daß sich der Charakter einer willkürlichen Ausschmückung von selbst ergiebt.

Wir haben dem Gange der Begebenheit hiermit bereits vorgegriffen, hielten es aber für wichtig genug, Beweise dafür zu sammeln, daß die jüdische Nation an Jesu Verurtheilung mindestens insofern der Schuld entlastet werden müsse, als kein gesetzlicher Gerichtsakt des Sanhedrin dabei mitwirkt, wenn gleichwohl die moralische Mitschuld einzelner jüdischen Fanatiker weder geleugnet werden kann noch darf. Wie ungerecht es aber wäre, eine ganze Nation für die Schuld einiger wenigen Individuen selbst unter Zeitgenossen verantwortlich zu machen, liegt auf der Hand; wieviel ungerechter aber würde es sein, auch den nachgeborenen Generationen eine Verantwortlichkeit für die Schuld einiger Verblendeten aufzubürden, die vor Tausenden von Jahren lebten.

Hüten wir uns, um gerecht zu sein, aber auch andererseits die alleinige Schuld an dem Tode Jesu Pilatus aufzubürden. Dieser Römer war ein feingebildeter Kopf, der die jüdischen religiösen Albernheiten, die sie das Gesetz nannten, im Lichte der Vernunft sehr wohl als Widersinn erkannte; aber die Verhältnisse der unseligen Zwitterregierung drängten ihn übermächtig dazu, der jüdischen Priester-Aristokratie, welche den angeklagten Jesus fanatisch haßte, den Willen zu thun und zugleich dem von Rom ausgegangenen kaiserlichen Befehl zu gehorsamen. Es lag in der That nicht in seiner Macht, den Unglücklichen zu retten, der aber — vergessen wir das nicht! — sich selbst hätte retten können, wenn er (wie er es früher ja so oft gethan) dem drohenden Unheil durch die Flucht hätte entrinnen wollen. Es lag indeß ausdrücklich in seinem Plan, als ein Opfer seiner Lehre zu sterben; eine Begnadigung, die diesen heroischen Entschluß durchkreuzt hätte, würde ihn jedenfalls unangenehm und schmerzlich berührt haben. Trösten wir uns daher mit dem Gedanken, daß (etwa Socrates ausge-

nommen) niemals ein Sterblicher für eine reinere, wahrhaft vernunftgemäßere Idee sein Leben gelassen hat, als es Jesus gethan.

Der einzige und größte Irrthum, der den Glanz seines Charakters trübt, ist der, daß er absichtlich danach strebte, ein Märtyrer seiner Lehre zu werden! Viele andere religiöse Märtyrer thaten Dasselbe und waren doch nur fanatische Schwärmer für irgend eine unverdaute Lehre. Jesus aber wollte die menschliche Vernunft zu Ehren bringen und die thätige Menschenliebe zum herrschenden Grundprincip aller menschlichen Handlungen machen.

Das Mißlingen lag vielleicht in der Ueberschwänglichkeit seiner Anforderungen an die menschliche Natur (man denke nur an die Gütergemeinschaft), aber seinem Verdienst um die Menschheit geschieht dadurch kein Abbruch. Er war ein Jude, und der jüdische Zaun um das Gesetz, von welchem immer noch abgedungen wird, hatte ihn vielleicht zu Ueberschwänglichkeiten verleitet, die jetzt belächelt werden. Wie weit entfernt wir aber überhaupt noch von dem Ziele seines edlen Strebens sind, das erweisen schon die noch heute nicht erloschenen blutigen Kriege, die aller christlichen Nächstenliebe zum Trotz, immer von Neuem entbrennen und derselben in abscheulichster Weise Hohn sprechen. Angesichts dessen sollte man sich schämen, den Namen Christi zu führen, da er auf den menschenfreundlichen Stifter einer Religion der Liebe nur wie Spott und Hohn klingt.

Renan sagt in dieser Beziehung eben so schön als wahr: „Es wird in der That mehr als 18 (sagen wir dreist 19) Jahrhunderte brauchen, bis das vergossene Blut Christi Früchte trägt. In seinem Namen hat man Denkern, die ihm in edlen Gesinnungen nichts nachgaben, Folter und Scheiterhaufen zuerkannt.“ Und — fügen wir hinzu — an unsern Priestern liegt es zum Theil wahrlich nicht, wenn Dasselbe noch heute geschieht, wie solches Witschel (selbst ein Priester) in einer seiner Episteln an die Christen so schön mit den Worten ausspricht:

„Priester, schämt euch! aller Zwist der Kirche
„Kommt von euch — und Duldung nur vom Thron!
„Fürsten mußten euch zum Frieden zwingen!
„Edle Fürsten, Gott ist euer Lohn!“

„Noch heute,“ fährt Renan fort, „werden in Ländern, welche Anspruch darauf machen, civilisirt genannt zu werden, Strafen für religiöse Verbrechen ausgesprochen. Jesus konnte wahrlich nicht voraussehen, daß Völker mit verirrter Einbildungskraft ihn eines Tages unter dem Bilde eines Molochs auffassen würden, der nach verbranntem Menschenfleisch lüstern sei u. s. w.“

Das Christenthum — füge ich hinzu — aus dem Judenthum hervorgegangen, hat seine Mutter in Betracht des inhaltlosen Formelwesens mit großer Berechtigung verleugnet; aber ein scheußliches Vermächtniß hat es leider als Erbschaft mit herübergeschleppt, nämlich jene erbarmungslose, blutdürstige Feindseligkeit gegen Andersdenkende, die eine Ausgeburt der Hölle, zuerst in dem Schädel jenes Moses gebrütet wurde, den man einen weisen Gesetzgeber geheißen, der aber als Erzvater des religiösen Wahnsinns (welcher die Vernunft verleugnet und den Buchstaben zu seinem Götzen macht) in der Welt mehr Unheil angestiftet hat, als je ein Mensch zuvor. Auch der edle Nazarener wurde als ein Opfer jenes Dämons nach Golgatha geschleppt und an das Kreuz geheftet.

28.

Jesu Verurtheilung, Mißhandlung und Hinrichtung.

Wir nehmen unsere Erzählung wieder auf.

Pilatus trat nunmehr zum dritten und letzten Male in das Innere des Prätoriums zurück und nach einiger Zeit erschien der Procurator auf der steinernen Erhöhung vor dem Präturgebäude, Gabbatha genannt, von wo die Gerichts-Urtheile dem Volke öffentlich verkündet wurden. Sofort bildeten die römischen Soldaten einen weiten Halbkreis um denselben, um das Volk abzuhalten, das sich in unabsehbarer Zahl versammelt hatte. Der Procurator verlas alsdann, nach gebotener Stille, Angesichts des Verurtheilten, welcher von Soldaten in den Kreis geführt wurde, folgendes Todesurtheil, wie solches Pilatus später nach Rom eingeschickt und wie man es im Jahre 1280 in Aquila (im Königreich Neapel) bei einer zur Auffindung römischer Alterthümer veranstalteten Nachgrabung auf einer Platte gravirt gefunden hat.

„Im siebenzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius und am 25ten Tage des Monats Niszan (März) in der Stadt Jerusalem.

Pontius Pilatus, Procurator von Judäa, auf dem Präsidial-Stuhl des Prätors sitzend:

In Angelegenheit des Angeklagten Rabbi Jeschua aus Nazareth,

in Erwägung,

daß derselbe angeklagt und überführt ist, hochverrätherische Verbindungen unterhalten zu haben, zu dem Zweck, die römische Oberherrschaft über Judäa zu beseitigen, welches

Verbrechen nach römischem Staatsrecht mit Todesstrafe bedroht ist;

in fernerer Erwägung auch:

daß derselbe angeklagt und überführt ist, das von den Juden heilig gehaltene mosaische Gesetz geschmäht und verunehrt zu haben, welches Vergehen nach Behauptung der Juden und nach den im Verhör verlesenen Bestimmungen der Thora von ihrem Gott selbst mit der Todesstrafe bedroht ist:

verurtheilt den Angeklagten zum Tode, und daß diese Todesstrafe durch Kreuzigung zu vollziehen ist;

beauftragt auch den Centurionen Quirilus Cornelius mit Ausführung der erkannten Strafe und befiehlt ihm, den Verurtheilten sofort zum Richtplatz zu führen."

Die Hände des Verurtheilten waren bei dieser Scene mit Stricken gebunden. Auf seinem Antlitze ruhte zwar Todesbläſſe; dennoch aber war eine erhabene Ruhe über die edlen Züge des Weisen gebreitet, dessen Gedanken, über das erbärmliche irdische Treiben hinausschweifend, sich sichtbar mit Gott beschäftigten, denn von Zeit zu Zeit erhob er sein großes schönes Auge zum Himmel und seine Lippen bewegten sich wie im leisen Gebet.

Es erfolgte nun ein Auftritt, über den wir als zu empörend hinwegeilen wollen und den wir nicht erwähnen würden, wenn er nicht als vollkommen wahr der Geschichte angehörte. Es existirte nämlich in jener Zeit die abscheuliche Sitte, die zum Kreuzestode Verurtheilten kurz vor dem Todesgange zu geißeln, und auch unser edler Dulder sollte diesem Geschicke nicht entgehen. Mehr als kühn ist es, mit Renan anzunehmen, Pilatus habe gehofft, die haßerfüllten Juden durch diese Geißelung zu beschwichtigen und Jesus dadurch der Todesstrafe zu überheben. Es war beschlossen, dem Widerwärtigen keinen einzigen Tropfen aus dem Leidensbecher zu erlassen, und so erhielten die stärksten und kräftigsten Soldaten fingerdicke Rohrstöcke, mit denen sie den entblößten Rücken des Verurtheilten herzlos zerfleischten. Diese Scene fand sogar öffentlich statt, und der jüdische Pöbel hetzte die Büttel, herzhaft ihre Schuldigkeit zu thun. Die Folgen dieser Behandlung lassen sich leicht ermessen. Dennoch ertrug der Mißhandelte Alles mit würdiger Ruhe und Geduld; erst als man ihn losgebunden und eine wollene Tunika über die blutenden Wunden geworfen, zuckte er im ungeheuren Schmerze einen Augenblick zusammen und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Wegen der geübten Eile fehlte es an einem Kreuze; der Mißhan-

delte wurde daher bis zu dessen Herrichtung durch die Stadtknechte in den nahe gelegenen Vorhof des Gebäudes geführt, das den römischen Soldaten zum Aufenthalt diente. Vor der Thür der Wache, welche offen blieb, ging ein Militairposten auf und nieder, und so konnte man von außen ziemlich Alles, was im Innern vorging, sehen. Mehrere Feinde, aber auch Freunde und Verehrer Jesu sammelten sich an der Pforte, um das fernere Schicksal des Verurtheilten zu beobachten und von demselben weiter erzählen zu können.

Die römischen Krieger, verwilderte, robuste Gestalten — sogenannte Auxiliar=Truppen aus fernen, fremden, eroberten Ländern — roh und ungeschlacht, lagerten meist in Gruppen am Boden umher. Einige putzten ihre Waffen, andere spielten mit Würfeln und noch andere wurden von den Hauptleuten im Handhaben der Lanzen unterrichtet; wieder andere lungerten, faulenzend und in der Sonne sich streckend auf den Bänken umher, sangen oder plauderten mit einander. Die Bursche langweilten sich augenscheinlich; jede Veränderung der Scene erregte daher ihre Neugier, und so nur — nicht aus irgend welchem Interesse an der Person Jesu, von dem sie wahrscheinlich noch nie etwas gehört — läßt es sich erklären, daß sie sich um den unter Aufsicht eines Offiziers eintretenden Gefangenen versammelten und ihn neugierig anglotzten. Da sich mehrere Juden ganz nahe an den Eingang gedrängt hatten, so erkundigten sich einige Soldaten bei ihnen nach der immerhin auffallenden Persönlichkeit Jesu, und es mag schwerlich eine demselben freundlich gesinnte Auskunft ertheilt sein, denn gleich darauf begannen die Spottreden in den verschiedensten Formen; ja sobald der Offizier sich entfernt hatte, enthielt man sich selbst der Thätlichkeiten nicht.

„Seht hier," rief Einer, „der hat sich zum König der Juden machen wollen, sieht der aus wie ein König!"

„O noch viel mehr," fiel ein Anderer ein, „er hat sich selbst unter die Götter versetzt und schmeichelt sich ein Sohn des Jupiter zu sein!"

„Ei Kameraden," rief ein Dritter lachend, „eine so hohe Persönlichkeit muß ja gekrönt werden! Kommt her, wir wollen ihm schnell eine Krone zurechtmachen. Sorgt nur für einen Purpurmantel, denn ohne solchen geht es doch bei einem Könige nicht!"

„Dann darf aber auch ein Scepter nicht fehlen," schrie ein Vierter dazwischen, „ein Königsscepter muß er in die Hand bekommen," dann ist die Majestät fertig!"

Jesus, auf einer steinernen Bank sitzend, hörte solche höhnenden Reden mit der unerschütterlichen Ruhe eines Weisen an, und keine

Miene verrieth, daß ihn der Spott dieser verthierten Söldner treffen solle.

Indeß entfernten sich einige von ihnen und bald nachher kam einer mit einem alten verschossenen rothen Reitermantel heran; ein zweiter hatte einen abgelegten Hauptmannsstab in einem Winkel gefunden, und der dritte war in einen anstoßenden Garten gegangen, um sich Zweige eines scharfstacheligen Gesträuchs abzuschneiden, aus denen er mit Hilfe eines Genossen unter allerlei schlechten Späßen eine Art Kranz oder Krone zusammen flocht. Nun ging ein teuflischer Jubel durch den Wachraum: man wolle den Judenkönig mit feierlichem Pompe krönen. So bildete sich unter fortgesetztem Gelächter und Hohngeschrei eine Art feierlichen Zuges: voran schritt der Kronenträger, gefolgt von einer Anzahl Soldaten, darnach kam der Scepterträger mit Gefolge und schließlich trug Einer den über die Lanze gehängten rothen Reitermantel. Dabei sang man im Chor:

„Heil dem König der Juden! Heil dem Messias, dem Sohne Jupiters, dem Fürsten aller Memmen Heil!" — Und dergleichen mehr.

Der Verurtheilte blieb sich bei alle dem fürchterlichen Hohne unerschütterlich gleich, denn sein edler Geist schwebte in Gedanken bereits hoch über diesem elenden Getreibe der Erde zu seinem himmlischen Vater, als dessen Auserwählten und auf die Erde gesandten Befreier der Menschen von Wahn und Verruchtheit er sich auch jetzt noch betrachtete.

Endlich hielt der Zug vor der Steinbank an. Der Kronenträger trat zu dem Unglücklichen heran, hielt das Dornengeflecht mit beiden Händen über das edle Haupt desselben, und mit den Worten: „So kröne ich dich nun im Namen der Juden zu ihrem rechtmäßigen König!" drückte er dasselbe mit seinen schweren ungeschlachten Fäusten so gewaltig über Stirn und Schädel, daß die tief eindringenden scharfen Stacheln sich auf der Knochendecke umbogen und das Blut in Perlen über das bleiche Antlitz hernieder rieselte. Im ersten Schmerz zuckte der Dulder unwillkürlich auf, aber nicht lange und die himmlische Ruhe des guten Gewissens und der Versöhnung kehrte in seine Züge zurück.

„Und nun," begann ein Anderer, „bekleide ich dich, du großer Judenkönig, mit dem Purpurmantel!" In demselben Augenblick riß ein neben ihm Stehender die wollene Tunika von des Gegeißelten Schultern, und bei dem dadurch erregten ungeheuren Schmerz stieß der Gemarterte unwillkürlich einen kurzen Schmerzensschrei aus. Sogleich aber, gleichsam als schäme er sich dieser Schwäche, kehrte auch jetzt wieder die vorige Ruhe auf sein Gesicht zurück; ohne Sträuben ließ er sich den groben rothen Mantel überwerfen, und nahm den ihm mit

roher Gewalt aufgezwungenen Quasi-Scepter in seine Hand, worauf sich Alle tief vor ihm verneigten und im Chore brüllten:

„Heil dem großmächtigen König der Juden! Nieder in die Knie vor dem Beherrscher der Welt!" Und in der That knieten Einige in fürchterlichem Hohn vor ihm nieder, während Andere ein teuflisches Gelächter erhoben.

Trotzdem war es unverkennbar, daß die unerschütterliche Geduld, die gleichmüthige Ruhe und Ergebung, ja man darf wohl sagen die himmlische Sanftmuth des Verhöhnten ihren Eindruck selbst auf mehrere der abgehärteten Krieger nicht verfehlte, denn das Lachen Einiger war unverkennbar erzwungen, während Andere darüber ergrimmten, daß dieser Mensch durchaus nicht in Zorn zu bringen war. Man nannte ihn sogar einen Feigling, daß er sich diesen fürchterlichen Hohn ohne Widerspruch gefallen lasse. Nur ein alter, grauer, wettergebräunter Soldat, welcher Anfangs einer der lebhaftesten Spötter gewesen, schien plötzlich von der übermenschlichen Geduld ergriffen und, den unglücklichen Dulder scharf ins Auge fassend, sprach er:

„Einen Feigen nennt ihr diesen Juden? Nein, wahrhaftig, um dieses Alles mit Geduld zu ertragen, dazu gehört mehr Muth, als sich mit dem Schwert in der Hand in den dichtesten Haufen Feinde stürzen!" Dabei ging er auf die andere Seite und trocknete sich eine Thräne.

Die übrige Rotte setzte indeß ihren Spott fort, und als man den erhabenen Dulder noch immer nicht zum Zorne zu reizen vermochte, schlug man ihn aus Wuth ins Gesicht, spie ihn an, kurz, übte alle erdenklichen Schändlichkeiten, deren — das darf man wohl behaupten — nur solche verthierte Söldner, kein wirklicher Römer, und ohne Zweifel auch kein Jude fähig gewesen wäre.

Jesus hatte unter den Schlägen sein blutendes Haupt tief gesenkt, und als er darauf den Blick wieder erhob und seine Peiniger anblickte, war in demselben wieder nur der Ausdruck innigen Mitleidens mit den Verwahrlosten zu lesen. Gleich wie das Raubthier den Blick des Menschen nicht zu ertragen vermag, schienen auch diese Kannibalen den milden aber durchdringenden Blick des übermenschlich Duldenden nicht aushalten zu können, denn einer von ihnen löste seine Schärpe und verband dem, wie es schien, noch immer nicht genug Gequälten die Augen. Hierdurch aber kam Einer der Unholde auf den Gedanken, ein neues Folterspiel mit Jesus zu beginnen. Er schlug ihm nämlich ins Gesicht und sprach mit grinsendem Lachen: „Sage an, du großer Prophet, wer war es, der dich schlug?" Und nun ging diese neue Schandthat

die Reihe herum. Trotzdem aber die harten groben Fäuste ihr Opfer fast wund schlugen, hörte man keine Klage, kein Seufzen aus Jesu Munde, sondern nur den durch alle Zeiten und alle Völker milde und versöhnend wie ein Hauch aus andern Welten herübertönenden Bittruf: „Vater im Himmel vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!"

Aber auch dieser Ausdruck der erhabensten Seelengröße entwaffnete die entmenschte Rotte nicht, deren Thaten als ein ewiges Schandmal erst mit dem letzten Buchstaben der Geschichte von der Erde vertilgt werden wird. Eine geraume Weile noch wurde die Marterscene unter mannigfachen Abwechselungen fortgesetzt, bis plötzlich der Ruf ertönte: „Da ist das Kreuz!" Denn erst jetzt hatte man das Gerüst zur Hinrichtung eilends aus rohem Holze zusammen geschlagen, da keines vorräthig war.

29.

Der Verurtheilte wird zum Tode abgeführt.

Die Söldner nahmen jetzt ihrem Opfer die Binde von den Augen und auch den rothen Mantel von den Schultern, da Beides noch Werth für sie zu haben schien, die Dornenkrone aber ließen sie ihm auf dem blutenden Haupte und litten nicht, daß er sie herabnehme. So führte man den Unglücklichen zu der Thür des Prätoriums, von wo sein letzter Schmerzensgang nach Golgatha, dem Richtplatze, beginnen sollte. Sichtbar aber fühlte er sich befriedigt, daß die Erlösungsstunde von allen diesen Qualen nun bald schlagen sollte. Durch alle diese Martern war er indeß so schwach geworden, daß er sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, und obgleich dies Jedem erkennbar, so ersparten ihm die draußen seiner harrenden jüdischen Feinde dennoch den Hohn nicht, der von diesen, seinen Volksgenossen, ausgehend, ihm doppelt und dreifach durch die Seele schnitt. Spottend wiederholten sie manche Stellen seiner Strafpredigten gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer, wie gegen die Reichen. „Rufe doch nun," so hieß es, „die Bettler und Vagabonden zu deiner Hilfe herbei, denen du das Reich Gottes verheißen hast! Wo sind sie nun? Wo sind deine Schüler? Alle haben sich verkrochen! — Jetzt wäre es Zeit Wunder zu thun, aber deine Zauberei läßt dich im Stich. So ist es aber noch allen Religionsver-

ächtern ergangen, denn man weiß mit Leuten deines Schlages sehr gut fertig zu werden u. s. w."

„Fort ans Kreuz mit ihm!" schrieen Viele aus der Hefe des Volks. „Was zögert man noch? Man wird ihn doch nicht am Ende gar begnadigen wollen? Barnabas soll frei gegeben werden, kein anderer! Ladet ihm das Kreuz nur auf! Er ist stark genug, es zu tragen!"

Und also geschah es. Die herzlose Bande, unter ihr einige von Denen, die ihn vorhin gequält, war auch jetzt beordert, Jesus zum Tode zu führen, denn eigentliche Nachrichter gab es bei den Römern nicht.

Man lud ihm das schwere Gerüst auf, und obgleich er sich kaum selbst zu tragen vermochte, so raffte er doch sichtbar seine letzten Kräfte zusammen, um den ganzen Leidenskelch bis zur Hefe zu lehren, verbiß den furchtbaren Schmerz, den seine zerschlagenen Glieder durch den Druck des Holzes empfanden, und der jammervolle Zug setzte sich in Bewegung.

Ein ungeheurer Haufen Volks sammelte sich um die Gruppe und nahm zu, als man das reichere und vornehmere Stadtviertel verließ und in die, den Ausgang der Stadt begrenzenden ärmeren Straßen gelangte. Da standen ärmlich gekleidete Mütter, mit ihren Kindern auf den Armen, vielfach in den Thüren, heiße Thränen des Mitleids über den ihnen wohlbekannten Lehrer weinend, dessen Worten sie so oft mit Wonne gelauscht, der mit ihren Kindern so freundlich getändelt und manches von ihnen, als es erkrankt, vom Tode gerettet hatte.

Aber was half dem Verurtheilten alle Theilnahme der Schwachen? Die rohen Krieger stießen ihn mit ihren Lanzen, wenn er nicht schnell genug vorwärts schritt, unter seiner Last keuchte und sich von Zeit zu Zeit auszuruhen versuchte. Endlich sank er dennoch ermattet auf die Knie, dann vornüber auf das Angesicht, und war unfähig sich wieder zu erheben. Auch jetzt glaubten die Soldaten ihn durch Lanzenstöße wieder empor bringen zu können, aber es gelang ihnen nicht und er lag da wie todt. Indeß ermannte er sich wieder, richtete sich mit großer Anstrengung auf und blickte mit seinen großen thränenden Augen im Kreise umher, als suche er Jemand, der ihm die schwere Last des Kreuzes tragen helfe.

Einer im Volke sich erhaltenden Sage nach hätte diese Scene vor dem Häuschen eines Schusters (oder Sandalenmachers), mit Namen Ahasveros, der vor seiner Thür saß und arbeitete, stattgefunden. Er war ein großer starker Mann und Jesus ihm von früher bekannt. Dieser wendete sich daher mit der Bitte an ihn, ihm das schwere Kreuz tragen zu helfen. Ahasveros aber, erzählt die Sage, schlug ihm die

Bitte mit schnöden Worten ab, ja soll sogar noch spöttische Bemerkungen hinzugefügt haben. Die Alles verschönernde Sage hat auch hier nicht unterlassen, dem Wunderglauben ein Zugeständniß zu machen, das aber, was man leider übersehen, in der Art, wie es geschehen, dem versöhnlichen Gemüthe Jesu nicht zur Ehre gereicht haben würde, indem man ihm die rächenden Worte in den Mund legt: „So sollst du denn keine Ruhe haben und wandern bis zum jüngsten Tage!" Worauf denn, in Folge dieses Fluches, der hartherzige Schuster in demselben Augenblick aufstand und noch heute und immerdar ruhelos die Erde durchwandert. Bekannt ist, wie sich verschiedene Dichter dieser Sage bemächtigten und sie sogar dramatisirten.

Wir unsers Theils wissen, was wir von dergleichen zu halten haben und beachten auch hier nur den sinnbildlichen Kern, nämlich daß der Fluch, den die unvergängliche Geschichte über die hartherzigen Quäler des edlen Dulders ausgesprochen, ruhelos und unvergänglich alle Zeiten überdauern wird; daß er unsterblich ist, wie die Lehre Dessen, den man an jenem denkwürdigen Tage um der Wahrheit willen an das Kreuz geschlagen.

Inzwischen tauchte unter den Zuschauern jener peinlichen Scene eine große kräftige Gestalt auf; ein Jude Simon, gebürtig aus Cyrene, weshalb man ihn, zur Unterscheidung von vielen andern seines Namens, Simon von Cyrene nannte. Ein von den Pharisäern vielfach verwendeter Kundschafter, der sich auch jetzt zur Stelle fand, bemerkte und erkannte ihn als einen der früheren eifrigsten Hörer und Anhänger Jesu, setzte einige der höheren Begleiter des Zuges davon in Kenntniß und machte ihnen den Vorschlag, diesen Simon zum Kreuzträger zu pressen. Man hatte sich schnell hierüber verständigt, und auch der römische Centurion war einverstanden, da Jedermann begriff, daß man anders nicht an das Ziel gelangen würde. Man rief also nach Simon, doch that derselbe Anfangs, als ob ihn der Ruf nichts anginge und suchte sich sogar aus dem Staube zu machen; sogleich aber hatte ihn ein römischer Soldat beim Kragen gefaßt, und als Simon bemerkte, daß ihm die Flucht abgeschnitten sei, machte er gute Miene zum bösen Spiel und ließ sich freiwillig zu Jesus führen. Als er demselben so nahe in das weinende Auge sah und die blasse abgezehrte Miene betrachtete, ging ihm das Herz über, und rasch war sein Entschluß gefaßt. „Wohlan," sagte er, „ich trage das Kreuz allein wohin ihr wollt;" daneben sprach er einige tröstende Worte zu Dem, dessen Reden ihm so oft Freude bereitet und im schnellen Entschluß ergriff er das schwere Kreuz, lud es allein auf seine starken Schultern und schritt rüstig des

Weges voran. Jesus folgte unmittelbar hinter ihm und mußte alle seine schwindenden Kräfte sammeln, um Schritt zu halten. Jetzt nahte man sich dem Ausgangsthor, und beim Einbiegen in eine Straße, die zum Richtplatz führte, mußte auch Simon — so schwer war das Kreuz — einen Augenblick rasten. Es geschah dies vor dem Hause einer Zeughändlerin, welche in der Thür stand. Die Thränen dieser jungen Frau flossen reichlich, als sie den blutenden Rabbi erblickte, an dessen erhabenen Lehren auch sie sich früher so oft erbaut hatte, und schnell ergriff sie ein feines weißes Leintuch, drängte sich zu ihm heran und trocknete ihm das durch Schweiß und Blut entstellte blasse Angesicht. Der unglückliche Märtyrer dankte mit wenigen Worten voll Innigkeit und Güte. Der Name des Weibes aber war Veronica.

Am Ausgange der Stadt harrte des Märtyrers noch eine ähnliche aber peinlichere Scene. Dort erwarteten ihn die Schwestern Maria und Martha, Magdalena die Büßerin, Johanna die Frau des königlichen Verwalters Chusa, Aurelia deren Freundin, und mehrere andere Frauen, die ihm befreundet. Schluchzend, in Thränen gebadet, standen sie auf einer kleinen Erhöhung am Wege, so daß Jesus, der ganz nahe bei ihnen vorüberging, sie genau sehen und zu ihnen reden konnte. Von inniger Rührung über so viel Theilnahme rief er ihnen zu: „Ihr Töchter Jerusalems, warum weinet ihr über mich? Weinet vielmehr über euch selbst und eure Kinder! Denn wisset: es sind die Zeiten nicht ferne, wo Klageruf ertönen und man ausrufen wird: selig sind die nicht geboren, und die Brüste, die nicht gesäugt haben!" Und sein großes schönes Auge begeistert zum Himmel erhebend, mit erhöhter Stimme und gleichsam die Schrecken der Zukunft im Geiste erschauend, fügte er — alle Umstehenden mächtig ergreifend — hinzu: „Es wird die Menschheit dann in ihrem Schrecken erbeben und den Bergen entgegen rufen: fallet über uns! Und den Hügeln: bedecket uns! Denn da man also thut am grünen Holze, was soll am dürren werden!"

Hierauf senkte er wieder sein müdes Auge auf die Brust und setzte seinen Leidensgang fort.

Die eben beschriebene Scene hatte einen so mächtigen Eindruck selbst bei den erbitterten Feinden hinterlassen, daß das bis dahin gehörte wüthende Geschrei einer verhältnißmäßigen Stille Raum gab, denn so mächtig war die Ueberlegenheit dieses Riesengeistes über die Zwerge ringsum, daß sie sich eines gewissen Zaubers nicht zu erwehren vermochten; in der That eine sichere Bethätigung der einst gesprochenen Worte: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, die Seele aber nicht vermögen zu tödten!" Das aber ist der Triumph der wahren

Geistesgröße, daß sie sich über der Erbärmlichkeit der Menschen erhaben fühlt und ihre Beleidigungen verachtet.

Jetzt führte der Weg die steile Straße zum Gerichtsplatz hinan, und je näher man der Katastrophe kam, um so stiller wurde die Umgebung des Zuges. Mehr wie Einem mochte wohl das Bewußtsein von der Größe dieses Mannes in der Seele aufdämmern, wie von der ewigen und unauslöschlichen Schmach, deren man sich in dieser verhängnißvollen Stunde schuldig zu machen im Begriffe stand.

Man durchschritt die dunkle Wölbung des Gerichtsthors und erstieg den steilen Calvarienberg, auf dessen Gipfel die Unthat vollendet werden sollte. Hier aber wurde selbst dem starken Simon der Gang zu schwer; er war in Schweiß gebadet und sah sich mehrmals genöthigt, das schwere Kreuz rastend niederzusetzen, um Athem zu schöpfen. Wie hätte der so gänzlich zerschlagene und durch Blut geschwächte Jesus es wohl möglich machen sollen, das Kreuz auf die Höhe des Berges zu bringen. Kaum reichten seine Kräfte noch aus, sich selbst unbelastet die Anhöhe hinauf zu tragen, die von losem Gestein und mancherlei Gestrüpp bedeckt, keinen gebahnten Weg darbot.

Es war ein düsterer unfreundlicher Tag; die Natur selbst schien zu trauern über eine Schandthat, dergleichen die Menschheit freilich schon oft erlebt, aber niemals so folgenreich, so über alle Zeiten und Völker der Erde sich erstreckend wie diese. Wenn man der Geschichte Glauben schenken darf (denn erwiesen ist es nicht), so hätte man die raffinirte Schmach dergestalt in das Ungeheuerliche ausgedehnt, daß man den edlen Menschenfreund in Gesellschaft zweier gemeiner Straßenräuber hinzurichten beschlossen, zu welchem Ende bereits zwei Kreuze auf dem Gipfel des Hügels errichtet standen, neben welchen schon die in Todesfurcht zitternden Verbrecher unter Bedeckung der Ankunft des Zuges harrten.

Sobald man auf der Höhe angelangt, wurde die Exekution an diesen beiden wirklichen Missethätern sofort vollzogen, indem man die Kreuze auf die Erde legte und Jesus zwang, dem schauderhaften Verfahren der Befestigung beider Bösewichter an das Holz beizuwohnen; unmittelbar darauf traf dasselbe Loos den edlen Weisen, der mit seinem Herzen voll reinster Menschenliebe das Opfer jenes mitleidslosen Priesterhasses wurde, welcher später im Namen dieses Gekreuzigten, gleichsam als Satyre auf die von ihm gestiftete Religion der Liebe, ganze Schaaren sogenannter Ketzer, angeblich zur Ehre Gottes auf dem Hochgerichte sterben ließ.

Wir enthalten uns, die schauderhaften Qualen auszumalen, deren,

im natürlichen Gefolge dieser grausamsten aller Todesarten, auch Jesus nicht enthoben werden konnte und sollte.

Das von den Römern zur Kreuzigung gewöhnlich angewendete Gerüst war eigentlich kein Kreuz, sondern ein Stamm mit einem über demselben befestigten Querbalken, ohne das auf den meisten Abbildungen angebrachte Kopfstück; es bildete daher eine Figur, ähnlich dem großen Antiqua- (lateinischen) Buchstaben T. Das Gerüst hatte auch keineswegs die in der gewöhnlichen Vorstellung eingebildete Höhe, sondern war niedrig, so daß die Füße fast die Erde berührten, und diesen war zugleich eine gewisse Stütze gewährt, indem man unten eine Querstange, oft auch ein Brett befestigte, auf welche sie sich stützen konnten, da sonst die Handmuskeln ausgerissen sein würden. Unsere Abbildungen haben hiervon keine Notiz genommen. Die Füße wurden in der Regel nicht festgenagelt, sondern mit Stricken gebunden. Wie man es aber in dieser Beziehung bei Jesus gehalten, hat uns die Geschichte nicht aufbewahrt, wenn auch die Evangelisten erzählen, daß die Füße mittelst Nägel befestigt worden seien, so erweist dieser Umstand nichts, da sie, ja nicht einmal die Jünger gegenwärtig waren, denn selbst die behauptete Anwesenheit des Johannes beruht nur auf Muthmaßung.

Da hing nun das unglückliche Opfer einer schändlichen Intrigue, verlassen von allen seinen Freunden, verspottet und verhöhnt von seinen Peinigern, die sich in schneidender Ironie selbst durch die Inschrift über dem Kreuz an ihm rächten, indem man — anstatt, wie es gebräuchlich, die Ursache der Hinrichtung dort anzuführen — die hohnvolle in drei Sprachen verfaßte Inschrift gewählt hatte: „Jesus von Nazareth, König der Juden" (lateinisch Jesus Nazarenus, Rex Judaeorum), weshalb man auf Abbildungen vielfach die vier Anfangsbuchstaben jener Worte J. N. R. J. findet. Die höheren Juden hatten Pilatus darauf aufmerksam gemacht, daß eine solche Inschrift unpassend sei, da Jesus nur ein *angemaßter* Judenkönig gewesen, und drängten daher auf Abänderung. Pilatus aber, den die ganze Angelegenheit längst anwiderte, ließ sie mit der Bemerkung abfahren: „was geschrieben steht, das steht geschrieben"; und die Inschrift blieb wie sie war.

Wo waren nun, fragen wir abermals, die nach Tausenden gezählten Schaaren, welche Jesus einst bei seinen ergreifenden Reden umlagerten? Wo war jene jubelnde Menge, die ihn noch vor wenigen Tagen mit tausendfachem Rufe „Hosiannah!" in Jerusalem einführte? Alle verstoben, alle entflohen, versteckt, verkrochen! Nur die Mutterliebe verläugnete ihre opferfähige Natur auch hier nicht, denn Maria, obgleich von ihrem Sohne eben nicht durch besondere Anhänglichkeit verwöhnt, war

ihm bis unter das Kreuz gefolgt und hatte den Heldenmuth, ihren Liebling unter Strömen von Thränen auf so schmähliche Weise verbluten zu sehen. Jene mehrfach erwähnten Freundinnen, Frauen und Verwandten standen von ferne unter den Zuschauern und wagten sich nicht heran; denn die Stimmung im Volke war gefährlich. Es schien, als wenn alle Feinde Jesu einander das Wort gegeben hätten, sich an den Folgen ihres unersättlichen Hasses zu weiden, indem man nicht müde wurde, ihm durch Spöttereien aller Art die schwere Leidensstunde möglichst zu verbittern; hierbei wurden seine eigenen meist mißverstandenen Worte vielfach angeführt, um ihren Witz daran zu üben und namentlich seine öftere Berufung auf Gott, der ihn jetzt im Stiche lasse, zu verhöhnen.

Die Soldaten, welche Jesus hinaus begleitet, dann Büttelarbeit verrichtet und jetzt als Wächter harren mußten, bis er den letzten Seufzer verhaucht, hatten die Berechtigung, sich die Kleider der Hingerichteten anzueignen und zu theilen; da man sich bezüglich der von Jesus abgelegten nicht einigen konnte, so beschloß man sie zu verloosen. Beiläufig bemerkt, wäre es von Interesse, zu erfahren, ob alle in der katholischen Christenheit bis auf den heutigen Tag vorgezeigten ungenähten Röcke sich bei dieser Verloosung befanden, und dürfte ein Zweifel an dieser Thatsache wohl erlaubt sein. Während die Soldaten bei jenem Geschäft eifrig beschäftigt waren, lechzte die Zunge des von Todesschauern durchrieselten Märtyrers nach einem Trunk Wasser, denn, wie es bei diesen Folterqualen gewöhnlich vorkam, dürstete auch ihn entsetzlich. Man gab ihm von dem Getränk, welches die römischen Soldaten jederzeit in ihren Feldflaschen mit sich führten — es bestand in Weinessig und Wasser und wurde Posca genannt — zu trinken; und auch die Angabe, als habe man ihm Essig und Galle gereicht, darf nicht ganz als müßige Fabel betrachtet werden, weil man wirklich die Gewohnheit hatte, den am Kreuze Hängenden ein aus Wein und Galle gemischtes Getränk zu reichen, um ihre Schmerzen zu betäuben. Jesus aber verbat sich dieses Getränk, er wollte mit vollem Bewußtsein sterben, und auch dieser Umstand bezeugt die Heldengröße seines Charakters. Man war überhaupt auf solchen Fall des Dürstens vorbereitet: da das Trinken in der Körperlage eines Gekreuzigten nicht wohl thunlich, so führten die Soldaten zu diesem Zwecke einen Schwamm mit sich, den man mit der Flüssigkeit getränkt an einen Stab befestigte, und dem Dürstenden zum Munde führte.

Was die Ueberlieferung von verschiedenen, angeblich von Jesus am Kreuz gesprochenen versöhnenden Worte und einem Zwiegespräch mit den

Schächern zu erzählen weiß, trägt durchaus keinen geschichtlichen Charakter und scheint theils im Hinblick auf ältere Prophezeihungen, theils aus Rücksichten der Erbauung und Vergötterung des angeblichen Messias geschrieben zu sein. In dieser Beziehung zeichnet sich namentlich Lucas aus, und da er in einer Zeit schrieb, in welcher weder das Material zu einer Prüfung, noch Menschen vorhanden waren, die ein Interesse daran hatten, Wahrheit von Dichtung zu unterscheiden, denen vielmehr das Wunderbarste der glaubensseligen Menschheit jener Tage überhaupt das Liebste war, so fanden die ersten Christen an dergleichen eingewebten Darstellungen Gefallen, ja der Sieg des Christenthums ist hauptsächlich in der fleißigen Ausbeutung dieser Glaubensseligkeit mit begründet.

Wenn wir den Evangelisten gegenüber an der geschichtlichen Treue ihrer Darstellung zu zweifeln wagen, so halten wir uns dagegen für berechtigt, anderweitigen Mittheilungen Glauben zu schenken, daß Jesus in seiner Todesangst laut und deutlich den 22. Psalm hersagte, der zu seiner augenblicklichen Lage in merkwürdiger Beziehung stand. Es kommen nämlich in demselben folgende Stellen vor:

„O mein Gott! mein Gott! Warum hast du mich verlassen? Ich weine, aber deine Hilfe ist ferne! Des Tages rufe ich, so antwortest du nicht, und des Nachts schweiget nicht meine Klage. Zu dir schrieen unsere Väter und wurden errettet; sie hofften auf dich und wurden nicht zu Schanden. Ich aber bin ein Wurm vor deinem Angesicht, ein Spott der Leute und Verachtung des Volks. Alle die mich sehen, spotten mein, sperren den Mund weit auf und schütteln die Häupter. Sei, o Herr, nicht ferne von mir; denn Angst ist nahe und kein Helfer erscheint mir. Ich bin ausgeschüttet wie Wasser; alle meine Gebeine haben sich zertrennt, und mein Herz ruht in meinem Leibe wie zerschmolzenes Wachs. Meine Kräfte sind vertrocknet wie eine Scherbe; meine Zunge klebt am Gaumen und du legst mich in des Todes Staub. Hunde haben mich umgeben, und der Bösen Rotte hat sich um mich gemacht. Sie haben meine Hände und Füße durchgraben. Sie theilen meine Kleider unter sich und werfen das Loos um mein Gewand. Ach, du mein Herr, sei nicht ferne; du meine Stärke, eile mir zu helfen! Errette meine Seele von dem Schwert; hilf mir aus dem Rachen des Löwen! u. s. w."

Merkwürdig genug hat dieser Psalm die Ueberschrift: „Ein Psalm Davids, vorzusingen von der Hindinn, die früh gejagt wird." (Unter Hindinn versteht man gewöhnlich eine Hirschkuh.) Die Erklärung der geheimen Beziehungen einer solchen zu Jesus überlassen wir füglich den

Theologen; es steht aber fest, daß der Psalm neben vielen andern unpassenden Worten in vorstehender Auswahl des Zutreffenden viel und Bedeutsames hat, was für die Geschichte jedoch nicht wesentlich. Wir ersehen daraus nur die fürchterlich qualvolle Lage des Unglücklichen, namentlich auch, daß der demselben oft zum Vorwurf gemachte Ausruf: „Herr mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ auch nur ein Citat jenes Psalms und nicht aus der Seele des Gequälten gesprochen war.

Auch Renan hält leider den großen unerschütterlichen Geist des erhabenen Märtyrers einer augenblicklichen Verzweiflung an Gott fähig, was freilich die unklare Darstellung der Evangelisten entschuldigen mag; man darf aber auf jene einsilbige Schreibart der einander widersprechenden Berichterstatter nicht zu viel geben, sondern muß sich nach andern Quellen umsehen. Nichts berechtigt uns, Jesu felsenfestes Vertrauen auf Gott auch nur einen Augenblick als wankend anzunehmen. Sein Körperzustand war glücklicher Weise der Art, daß die Qualen durch Erlahmung des Bewußtseins ein baldiges Ende nehmen sollten, während es sonst nicht an Beispielen fehlte, daß Gekreuzigte vier Tage lang in dieser peinlichen Lage verblieben, ehe der Tod sie erlöste. Nicht sowohl Verblutung, als vielmehr die unnatürliche Lage des Körpers war es, die allmählig alle Lebensfunktionen untergrub und durch Störungen des Blutlaufs, rasenden Kopfschmerz, Herzkrämpfe, Lähmung der Gliedmaßen, vereint mit nagendem Hunger, dem Leben ein Ziel steckte. Die zarte Organisation Jesu und die schon erduldeten Martern bewahrten ihn glücklicher Weise vor dem Aeußersten; er verlor das Bewußtsein durch eine jener tiefen Ohnmachten, die man ihrer Stärke halber mit dem Tode verwechseln kann und daher auch Scheintod zu nennen pflegt.

Beim Herannahen dieses Augenblicks, den Jesus unstreitig fühlte und für den wirklichen Tod hielt, raffte er noch einmal seine letzten Geisteskräfte zusammen, stieß einen lauten Schrei aus und ließ einige wiewohl unverständliche Worte vernehmen, die verschiedentlich gedeutet, von dem Einen als: „Vater ich befehle meinen Geist in deine Hände!“, von dem Andern als: „Es ist vollbracht!“ gedeutet wurden. Sein Haupt neigte sich vorn über, Todesblässe bedeckte das Gesicht und alle Umstehenden hielten ihn für todt, obgleich ein so schnelles Ende nach wenigen Stunden zu den unerlebten Dingen gehörte.

Die noch immer zahlreich versammelten Feinde Jesu standen unfern und freuten sich des Gelingens ihrer Schandthat, nicht ahnend, wie eben dieser erste Aktschluß des großen Weltdramas nur die Einleitung zu dem Unerhörtesten, was jemals die Welt gesehen, bildete. Gleich

wie das Saatkorn der Entwickelung des Keims wegen in die Erde gelegt, zerstört werden und zergehen muß, damit eine spätere Ernte aus demselben hervorgehe, so war auch hier der irdische Träger einer großen fruchtbaren Idee vermeintlich zerstört; aber das Senfkorn — wie sich einst Jesus selbst in einer seiner Parabeln ausdrückte — sollte keimen, gedeihen und seine Zweige ausbreiten, so daß die Vögel unter dem Himmel in seinen Zweigen nisten konnten.

Während die Rache der Feinde gesättigt war — denn nach ihrer Meinung hatte ja der Tod sie von ihrem erbittertsten Feinde befreit — standen mehrere seiner vertrautesten Freunde, namentlich Rabbi Nicodemus und Joseph von Arimathia (beide längst zu den Essäern übergegangen), so wie mehrere Verwandte nebst den mehrgenannten Frauen abseits, deren verstohlenes aber eifriges Gespräch vermuthen ließ, daß etwas Wichtiges bei ihnen im Werke sei. Den Männern war nämlich aus Erfahrung bekannt, daß die Kreuzigung einen so schnellen Tod nach wenigen Stunden nicht zu veranlassen pflege und man daher zu der Vermuthung berechtigt sei, es walte hier nur eine tiefe Ohnmacht ob, so daß es beschleunigter Abnahme vielleicht möglich sei, den theuren Freund ins Leben zurückzurufen. Es war jetzt nach unserer Zeitrechnung etwa 3 Uhr, und ein jüdisches Gesetz verbot, den Leichnam eines Gerichteten länger als nach Sonnenuntergang des Hinrichtungstages hängen zu lassen. Wenn nun auch die Römer auf diesen Umstand keine Rücksicht zu nehmen brauchten, so wußte man doch aus Erfahrung, daß ihre Behörden meist den Sitten und Gewohnheiten ihrer Schutzbefohlenen Rechnung trugen, mithin auch hier ein Willfahren wahrscheinlich war.

Jedenfalls war man es dem Freunde schuldig, einen Versuch zu wagen. Die Genannten verfügten sich deshalb zu Pilatus, meldeten ihm den Tod des Rabbi und erbaten sich, unter Angabe der obengenannten Gründe, den Leichnam Jesu, um ihn zu beerdigen. Pilatus wunderte sich über das so schnell erfolgte Ableben des Gerichteten und beauftragte einen Hauptmann, sich von dem wirklichen Tode Jesu durch den Augenschein zu überzeugen. Derselbe begab sich sofort, von einigen Soldaten begleitet, zur Richtstelle; angeblich hätte dort einer der Kriegsknechte dem Gerichteten mit seiner Lanze einen Stich in die Seite gegeben, worauf als Beweis seines wirklichen Ablebens Blut und Wasser hervorgequollen sei: eine Angabe, welche allen physiologischen Naturgesetzen in einer Weise widerspricht, daß der sagenhafte Charakter dieser Erzählung unverkennbar ist. Das Wasser im Blut (Serum) sondert sich erst ab, wenn das Blut nicht mehr flüssig ist; es hätte mithin Blut oder

Wasser, nicht aber Blut und Wasser fließen können. Bei einem vor drei Stunden wirklich Gestorbenen fließt kein Blut mehr, und der Lanzenstich wie das bekannte Beinbrechen, das an den Schächern verübt, bei Jesus aber umgangen sein soll, ist ohne Zweifel im Hinblick auf die angebliche Prophezeiung im 2. Buche Moses 12, V. 46 und im 4. Buche Moses 9, V. 12, geschrieben, wo der Gesetzgeber von der Passahfeier spricht, aber nicht die entfernteste Beziehung auf Jesu Tod gefunden werden kann.

Dahin gehören auch alle angeblichen Wunder-Erscheinungen, von denen wir füglich absehen können, da sie mit den unwandelbaren Naturgesetzen in Widerspruch stehen, anderseits ihre Entstehungsart und die Beweggründe, aus denen sie hervorgegangen, wohl bekannt sind. Auf die damalige Anschauungsweise der Menschen begründet, erschienen sie nämlich für den Sieg der neuen Religion unerläßlich, wurden vielleicht auch in gutem Glauben an die Ueberlieferung niedergeschrieben, abgesehen von dem sagenhaften Kern, den ich anderweitig nachgewiesen. Wir haben uns daher, um über Das, was von jetzt ab, frei von aller mythischen Ausschmückung, sich wirklich zugetragen, nach andern Quellen umzuschauen.

Nach dem römischen Gesetz hätte der Hingerichtete so lange am Kreuze hängen müssen, bis ihn die Raubvögel in Stücken davongetragen. Pilatus aber war den Juden in allen erlaubten Dingen gefällig, und erhielten Nicodèmus und Joseph augenblicklich seine Erlaubniß, den vermeintlichen Leichnam ihres Freundes herabnehmen und ihn in ein ehrliches Grab bestatten zu dürfen, nachdem der Hauptmann seinen Bericht über den wirklich erfolgten Tod nach bestem Wissen abgegeben. Joseph von Arimathia aber war ein reicher und angesehener Mann, der es sich wahrscheinlich bei dem Hauptmann etwas hatte kosten lassen, wodurch man schnell zum Ziele gelangte, denn Gefahr lag im Verzuge.

Ueber diesen Vorbereitungen war es Abend geworden, und was jetzt, unter dem Mantel der Nacht, mit Jesus geschah, wurde schon der Gefahr halber mit dem tiefsten Schleier des Geheimnisses bedeckt. Eines aber steht wohl fest, daß es den beiden thätigen Freunden nicht um ein Begräbniß, sondern um eine Wiederbelebung zu thun war, für welche es keines Grabes, sondern nur einer scheinbaren Beerdigung bedurfte. Wie hätte man auch diesem edlen Zwecke, in einem dunklen, kalten, aus Stein gemauerten Grabe obliegen können? Dazu gehörte eine durchaus verschiedene Lokalität und mehr Bequemlichkeit, als sie eine kalte, feuchte Steinhöhle gewähren konnte.

Diese geheimnißvolle Sache darf allen bekannt gewordenen Um-

ständen nach mit ziemlicher Gewißheit unter folgenden Zusammenhang gebracht werden!

Als Jesus vermeintlich gestorben war, hielten sich seine Feinde in jeder Hinsicht gesichert und gingen heim, während Joseph, der wohlhabende Rathsherr, seinen schon bezeichneten und mit den übrigen Freunden verabredeten Plan verfolgte. Joseph's steinernes Grabgewölbe befand sich in der Nähe, und dorthin bewegte sich der Zug Abends im Dunkeln, um etwaige Späher irre zu führen. Die Begleitung bestand, außer den von Joseph aus seinen bewährtesten Leuten erwählten Trägern, nur noch aus einigen andern Freunden und den Frauen, welche — wie auch die Evangelien erzählen — fernstanden, da man Ursache hatte, sie nicht in das Geheimniß zu ziehen und deshalb von der unmittelbaren Annäherung zurückhielt. Nach einigen Angaben hatte Joseph's Grab, das in seinem eigenen Garten belegen war, zwei Eingänge, von denen der Haupteingang zum eigentlichen Begräbnißacte, der andere unscheinbare, nach rückwärts gelegene aber zum zeitweiligen Besuche der Ueberlebenden bei den durch Einbalsamirung gegen Fäulniß geschützten geliebten Todten bestimmt war. Wie dem auch sei, so steht doch fest, daß man nur eine vorgebliche Beisetzung des todten Freundes vornahm, während er selbst in das Haus Joseph's gebracht und hier durch geeignete Pflege in das wirkliche Leben und zum Bewußtsein zurückgebracht wurde, da ja keine edlen Organe verletzt waren.

Es ließ sich voraussehen, daß die Feinde Jesu, nachdem sie sich von den Anstrengungen des Tages etwas erholt hatten, von dem ferneren Verbleib des Gerichteten Kunde zu erlangen suchen würden; auch gelangte das Gerücht von seiner Abnahme und Beisetzung bald genug zu ihrer Kenntniß, und so drängte sich ihnen in richtiger Verknüpfung der Umstände der Verdacht einer Intrigue auf, indem sie sich sehr wohl erinnerten, daß Jesus im Leben mehrfach von seinem Wiedererstehen nach dreien Tagen gesprochen hatte. Obwohl auch diese angebliche Vorhersagung sich nur auf die Nichtertödtung seiner Lehre und der Wahrheit überhaupt bezog. Man fand sich daher bewogen, Pilatus um Ueberlassung einiger Soldaten zu ersuchen, um von diesen den Eingang des Grabes überwachen zu lassen. Pilatus, welcher diese Angelegenheit endlich geschlossen zu sehen wünschte, sagte zu Allem Ja, und somit wurden zwei Soldaten vor die Grabesthür gestellt, um ein etwaiges Entführen des vermeintlichen Leichnams zu verhüten, das dann — wie man besorgte — von den Freunden als eine Auferstehung hätte gedeutet werden können; ja nach einigen Angaben versiegelte man sogar die aus

einem großen Stein bestehende Grabesthür und glaubte man nunmehr von dieser Seite nichts mehr befürchten zu dürfen.

Die nun folgende Darstellung der letzten Lebenstage Jesu rührt von einem Zeitgenossen und lebendigen Zeugen aus dem Orden der Essäer her, dessen Aufzeichnung man sehr spät in einem Archive Alexandriens in lateinischer Uebersetzung aufgefunden und welche später ins Deutsche übertragen worden ist.

30.

Jesu letzte Lebenstage und endliche Auflösung.

„Den Sabbath über, als an einem Ruhetage — so schreibt der Essäer — geschah nichts weiter in Betreff Jesu, als daß wir, seine Freunde, den Schauplatz der letzten tragischen Vorgänge umspähten, indem unsere Aeltesten den Gedanken hegten, wo möglich einen Wiederbelebungsversuch mit dem Gekreuzigten vorzunehmen, von dem wir wußten, daß er nur wenige Stunden am Holz gehangen und aller Wahrscheinlichkeit nach nicht wirklich gestorben sei. So lange es Tag war ließ sich in der Angelegenheit nichts thun, aber in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag machten wir uns an die Wächter, und da es für eine so wichtige Sache auf den Preis nicht ankam, so wurde es nicht schwer, dieselben durch ein Geschenk zur Abwälzung des Steins von der Thür zu bewegen, zumal es sich, wie wir zwei Beauftragten versicherten, nur um einen letzten Abschied von dem geliebten Todten handelte.

„Man denke sich unser Erstaunen, als wir das Grab leer fanden! Anfangs wußten wir nicht, was wir von der Sache denken, und eben so wenig, was wir nun beginnen sollten. Im Nachdenken hierüber und unsere Vermuthungen gegenseitig austauschend, setzten wir uns, in unsere weißen Ordensmäntel gehüllt, zu beiden Seiten des Grabes auf den Steinrand und hatten so eine gute Weile zugebracht, als sich die Sonne im Osten erhob und ihren ersten glühenden Strahl durch die Grabesöffnung auf uns warf. Plötzlich hörten wir von ferne her Stimmen, und als dieselben sich näherten, vernahmen wir, daß es Frauenstimmen waren, die sich von Jesus unterhielten. Bald darauf erschienen sie an der Grabesthür und schauten mit Blicken, die Jemand suchten, herein.

Der Anblick unserer weißen, von der Sonne grell beleuchteten Gewänder schien sie zu erschrecken; doch flohen sie nicht, und wir erkannten, daß es Maria, die Schwester der Martha, und Maria Magdalena, die Büßerin, waren, und trugen dieselben allerlei kostbare Specereien mit sich, indem sie vorhatten, den Leichnam Jesu damit zu salben. Da sie sich nun ihrer guten Absicht bewußt waren, und nicht anders wußten, als daß der Leib des Gekreuzigten noch im Grabe des Joseph von Arimathia schlummert, kamen sie herzu, zwar etwas zögernd und scheu, da sie nicht wußten, wer wir waren, und schienen uns für Engel zu halten, die das Grab des Herrn bewachten. Wir redeten sie daher freundlich an, theilten ihnen mit, daß wir das Grab leer gefunden und daher vermutheten, daß sich seine Vorhersagung bewährt, und er vom Tode erstanden sei. Auf den Gesichtern der Frauen malte sich, ob dieser unserer Mittheilung, ein hohes Entzücken, und als wir im guten Glauben, daß es so sei, wie wir gesagt, ihnen riethen, in die Stadt zu gehen und den Jüngern, was geschehen sei, zu verkünden, liefen sie eiligst davon und verkündeten es zuerst den römischen Kriegsknechten, die sich vor Schreck auf die Erde warfen und halb todt waren, aus Furcht vor der Strafe.

„Mittlerweile hatte sich Jesus unter der Pflege des Joseph und Nicodemus, und da er selbst als Arzt die besten Mittel zu seiner Stärkung angab, so weit erholt, daß ihn sein unruhiger Geist nicht länger auf seinem Lager duldete, und er verordnete sich selbst die erfrischende Morgenluft und die schön aufgehende Morgensonne zu genießen, da ihn diese mehr als alle Arznei stärken würden; auch trieb es ihn, Angesichts des Himmels, mit seinem Gott zu reden und ihm für seine wunderbare Erhaltung zu danken, denn unter freiem Himmel war ihm allezeit am wohlsten, und er liebte die grüne Erde über Alles, darum er auch meist alle seine Predigten draußen auf den Feldern und Bergen hielt, die er seines Vaters im Himmel ureigensten Tempel nannte. Joseph aber, da er ihn nicht davon zurück zu halten vermochte, fürchtete die Nachstellung seiner Feinde, und veranlaßte den kühnen Freund, mindestens fremde Kleider anzulegen, darnach man, der passenden Statur halber, auf den Anzug eines Untergärtners verfiel, der dem reichen Manne diente, und also verstellt ging Jesus langsam hinaus in den Garten, in der Richtung des Grabes, und traf auf seinem Wege die eben genannten Weiber, seine vertrautesten Freundinnen, doch wurde er von ihnen nicht sogleich erkannt, und da sie ängstlich erschienen und weinten vor Schmerz und vor Freude, fragte Jesus sie um ihren Kummer und wen sie suchten? Die Frauen erkannten ihn auch jetzt noch nicht, sondern

hielten ihn für des Joseph Gärtner, und antworteten schluchzend: „wir suchen Jesus den Gekreuzigten, den man dort in das Grab gethan; jetzt aber ist er nicht mehr darinnen; hast du ihn weggetragen, so sage uns, wohin, denn wir wollen seinen Leib salben mit diesen Specereien, damit er erhalten werde für alle Zeit.“ Da erhebt nun Jesus seine Stimme in der alten gewohnten Weise, und sagt nichts als nur das eine Wort! „Maria!“ Daran erkennt sie nun gleich ihren geliebten Freund, schreit laut: „Rabbuni“, (d. i. verdeutscht: „Meister“) und stürzt zu seinen Füßen nieder, um sie in ihrer Freude zu umschlingen. Jesus aber wehrt ihr mit milden Worten: „Rühre mich nicht an, Maria! Denn meine Glieder schmerzen von den Stricken und von den Nägeln. Gehe aber hin zu meinen Jüngern und den andern Freunden und verkünde ihnen, daß ich lebe; aber meinen Feinden soll man nichts davon wissen lassen.“ Da gingen nun die Frauen eilends und thaten wie Jesus ihnen befohlen, und die Mähr verbreitete sich rings in alle Gassen.

Indeß waren Joseph, Nicodemus und einige Aelteste unsers Ordens in den Garten getreten, um zu sehen, ob Jesus wegen seiner großen Schwäche auch nicht etwa Schaden nehme; denn Nicodemus, der der Arznei wohl kundig, hatte gesehen, wie sich die Wunden mehr und mehr zu entzünden begannen und die Stellen, wo die Seile um die Brust und die Füße gelegen, sich gefährlich dunkelten; und als sie eine Strecke gegangen, sahen sie den Freund neben einer Mauer stehen, an die er sich stützte, als wollten ihn seine Beine nicht tragen.

Mittlerweile war auch Johannes, der Liebling Jesu, da ihm die Mähr von dessen Auferstehung bekannt geworden, nach dem Grabe geeilt, um sich von dem Begründetsein des Gerüchts zu überzeugen. Wir beide Beauftragten vom Essäer-Orden hatten uns eben durch die erwähnte heimliche Thür in den Garten des Joseph entfernt und bemerkten von ferne, wie dieser Jünger sich nicht hinein in die Grotte wagte, sondern von außen her die leere Stätte zu erkunden bemüht war. In diesem Augenblick kam auch Petrus hinzu, und dieser, viel beherzter als Johannes, trat ohne Weiteres in das Innere des Grabgewölbes, worauf Johannes ihm folgte und beide sich überall nach den Spuren des Meisters umsahen, aber nichts fanden als ein sogenanntes Schweißtuch, das man wahrscheinlich absichtlich daselbst zurückgelassen hatte. Beide eilten dann im eifrigsten Gespräche nach Jerusalem zurück.

Da nun die Freunde im Garten wußten, daß er gern einsam und ungestört zu bleiben wünschte, so beschränkte man sich darauf, ihn von ferne zu beobachten, und bemerkte, wie er langsam an der Gartenmauer

entlang ging, bis er an eine kleine Thür gelangte, welche in das Thal am Berge Gihon führte. Hier stand er horchend eine Weile still, denn es wurden draußen klagende Frauenstimmen laut, und nach einigem Zögern öffnete er die Thür und trat ihnen entgegen. Da diese wahrscheinlich schon davon gehört hatten, daß er in Gärtnerkleidern gesehen worden, so erkannte man ihn gleich, wich aber scheu zurück, da man seinen Schatten zu sehen wähnte. Jesus aber, um ihnen die Furcht zu benehmen, redete ihnen mit seiner gewohnten liebreichen Stimme zu, sich nicht vor ihm zu fürchten, er sei ganz derselbe wie früher, jedoch sei seines Bleibens hier nicht lange, denn er werde sich zu seiner Sicherheit nach Galiläa begeben, dies möge man seinen Jüngern und Anhängern mittheilen, und dort wolle man sich treffen. Das Sprechen aber griff ihn sichtbar an, und die Frauen, von ihrer wichtigen Mission ganz erfüllt, eilten schnell hinweg seinen Auftrag zu vollziehen, worauf wir und seine stillen Beschützer auf ihn zutraten und Joseph ihn unterstützend ins Haus geleitete, wo Nicodemus seine Wunden neu verband, ihm Stärkung einflößte und ihn bat, sich durchaus ruhig zu verhalten. Der lebhafte Geist Jesu war aber zum Ruhen wenig geeignet, er dachte fort und fort nur an sein großes Werk und sprach es aus, daß er dasselbe auch jetzt noch viel höher achte als sein Leben und den Tod nicht fürchte. Seine Kräfte aber verließen ihn und er fiel alsbald in einen tiefen Schlaf, worauf die Anwesenden einen Rath hielten, wie man ihn in Sicherheit bringen wolle, denn daß man ihn hier bald aufsuchen und dann auf's Neue einfangen werde, daran zweifelte Niemand. Vorläufig aber beschloß man Kundschafter in die Stadt zu schicken, um Berichte über den Stand der Dinge, über die Gerüchte und die etwaigen Gefahren einzuholen."

Soweit der Essäische Berichterstatter. Das Gerücht war natürlich nicht lässig gewesen, in der Stadt die wunderbarsten Dinge zu verbreiten. Die Soldaten, sobald sie sich von der Abwesenheit des Begrabenen überzeugt hatten, verließen ihren Posten und erzählten von Engeln und Dämonen, die den Stein vom Grabe gewälzt haben sollten; Andere sprachen von einem Erdbeben, aber auch die Klügsten standen hier vor einem unergründlichen Räthsel. Bei dem allgemein herrschenden Wunderglauben, ja man darf sagen der Wundersucht der Juden hat es durchaus nichts Auffälliges, wenn Viele an eine wirkliche Auferstehung des gekreuzigten Rabbi glaubten. Dieser Glaube kam der feindlich gesinnten Priester-Partei sehr ungelegen, indem hierdurch die göttliche Sendung Jesu ihre offenbare Bestätigung erhalten hätte, und Kaiphas, der Hohepriester, ließ es sich daher ein gut Stück Geld kosten, daß die

am Grabe aufgestellt gewesenen Wächter aussagen mußten, es sei der Leichnam von den Schülern des Rabbi gestohlen, um die vorhergesagte Auferstehung als wirklich erfolgt im Volke glaublich zu verbreiten und dadurch Anhänger der neuen Lehre zu gewinnen. Durch diese verbreitete sich in der That die Erzählung von der Auferstehung hundertfältig ausgeschmückt unter allem Volk, von den Feinden Jesu allerdings widersprochen, von den Klügern mit Zweifel aufgenommen, von Vielen indeß geglaubt und so zu den Evangelisten dringend, die der Sage Dauer gegeben.

Ueber die philosophisch-allegorische Bedeutung der Auferstehung werde ich mich am Schlusse dieses Werkes auslassen.

Die Freunde und Beschützer Jesu, jeden Augenblick seine erneute Gefangennahme befürchtend, rasteten nicht, bis sie ihn der Nähe Jerusalems entführt und nach Galiläa gebracht hatten, wo er nach ihrer Absicht im Verborgenen seine Genesung erwarten sollte. Anfangs wollte Jesus auf diesen Plan nicht eingehen, obgleich es noch gestern seine eigene Idee gewesen und er den Frauen davon gesprochen hatte; denn die Sehnsucht nach seinen Jüngern und seiner zweiten Heimath Jerusalem, die ihm über Alles lieb war, daß er sich nur ungern davon trennte, drängten ihn, seinen ersten Entschluß aufzugeben. Endlich jedoch den eindringlichen Vorstellungen nachgebend, bat er nur, daß man ihm gestatte, ganz allein seinen Weg zu gehen, und so reiste er am Sonntag gegen Abend ab, versprach die Nacht in dem kleinen Flecken Emaus, etwa eine halbe Wegstunde entfernt, zu verweilen, und überhaupt nur in ganz kleinen Tagmärschen zu reisen. Desselben Weges gingen zur gleichen Stunde zwei fromme Juden, eifrige Anhänger des Jesus (der Name des einen, Cleophas, ist uns aufbewahrt), welche sich lebhaft über die neue Begebenheit unterhielten, als ein Fremder sich zu ihnen gesellt und sie über die betreffenden Verhältnisse in Jerusalem ausfragt. Er erfährt von ihnen, daß die Jünger und Freunde Jesu im höchsten Grade geängstigt und besorgt, ja fast muthlos und an dem Erfolge der neuen Lehre verzweifelnd, sich im Verborgenen aufhalten und mit Sehnsucht erwarten, daß der erstandene Lehrer und Meister bei ihnen erscheine, sie tröste, ermuntere und ihnen ihre ferneren Lebenswege vorzeichne. Der Fremde — kein Anderer als Jesus selbst — hört Alles mit der gespanntesten Aufmerksamkeit an, kehrt mit ihnen in ihre Herberge ein, ißt mit ihnen zu Abend und erbaut sie durch geistliche Reden über religiöse Dinge, wobei er sich als gründlicher Kenner der heiligen Bücher bewährt und die beiden Fremden überhaupt im höchsten Grade für sich begeistert. Neben solchen geistreichen Gesprächen hatten

sie noch nicht einmal daran gedacht, sich nach dem Namen ihres neuen jungen Freundes zu erkundigen, und als sie es endlich, nach einem abseits geführten Zwiegespräch, thun wollten, bemerkten sie zu ihrem Bedauern, daß er sich entfernt hatte. Erst jetzt fiel es ihnen ein, daß der Fremde nur Jesus gewesen sein könne; sie erinnerten sich an manche Eigenthümlichkeiten, welche ihnen von Jesus bekannt geworden waren, z. B. die Art das Brot zu brechen, auch seine Stimme gemahnte sie dunkel an früher gehörte Vorträge desselben. Alles in Allem hegten sie keinen Zweifel mehr an der völligen Uebereinstimmung des Fremden mit dem Auferstandenen, was sie auch bei ihrer Rückkehr nach Jerusalem allgemein verbreiteten und das mit Recht in die Geschichte des Lebens Jesu übergegangen ist.

Durch die Unterhaltung mit den beiden Reisenden war derselbe inne geworden, daß er, solle sein begonnenes Werk nicht gänzlich verkümmern, nothwendiger Weise noch einmal mit seinen Jüngern zusammenkommen müsse, um ihnen den Glauben an sein erneutes Dasein gleichsam in die Hand zu geben und sie zur Fortsetzung des begonnenen großen Reformationswerkes zu begeistern. So geschah es auch, und ohne für dieses Mal bei seinen Freunden und Beschützern, Joseph und Nicodemus, vorzusprechen, begab er sich geraden Weges zu dem ihm wohlbekannten Versammlungshause seiner Jünger, das ihnen schon früher zu ähnlichen Zwecken gedient hatte. Die Jünger hielten hier bei verschlossenen Thüren, deren Oeffnungsweise nur den Eingeweihten bekannt war, eine berathende Versammlung, in welcher sich Besorgniß über das zukünftige Geschick ihres Lehrers, einzeln auch Zweifel über seine Wiederbelebung kund gab, da, wie man anzunehmen sich berechtigt hielt, der Lebende sicher längst, ja zuerst bei ihnen erschienen sein würde. Unter diesen eifrigen Gesprächen öffnete sich die innere Thür, an welcher der Lauschende, angelehnt an dieselbe, Zeuge ihrer Gespräche gewesen, und er trat plötzlich mitten unter sie.

Anfangs waren die Jünger auf das Aeußerste erschreckt und glaubten nur ein gespenstisches Truggebilde ihres geliebten Lehrers vor sich zu sehen. Er aber redete ihnen freundlich zu, versicherte sie seiner untrüglichen Wirklichkeit und, um ihnen vollends jeden Zweifel zu benehmen, zeigte ihnen die Nägelmale seiner Hände, nahm auch keinen Anstand, sie in das Geheimniß seiner Rettung einzuweihen. Hierauf ließ er sich an der Seite seines Lieblings Johannes nieder, lehnte das Haupt an dessen Brust und ruhte eine Weile, da er von dem weiten Wege und den erregten Reden sehr ermattet war, ja er schlummerte sogar einige Minuten, und als er erwachte, fühlte er Hunger. Die Jünger, welche

bereits zu Abend gegessen hatten, brachten schnell die Ueberreste an Brot, Honig und gebratenen Fischen herbei, und wenn irgend Etwas die wirkliche Existenz ihres Lehrers hätte darthun können, so waren es das freudige Dankgebet, das er in gewohnter Weise vor dem Essen sprach, und der Appetit, mit dem er das Dargebotene verzehrte, beides mußte jeden Zweifel beseitigen. Neu gestärkt erhob sich Jesus unmittelbar darauf, ermahnte die Jünger noch einmal dringend und herzlich, nicht muthlos zu werden, sondern unverzagt auf dem beschrittenen Wege weiter zu gehen; er müsse sich zwar verborgen halten und Niemand von ihnen dürfe ihn begleiten, aber von Zeit zu Zeit werde er bei ihnen erscheinen und seine Belehrung fortsetzen, da er ihnen noch Vieles und Wichtiges zu sagen habe. Hierauf segnete er sie und eilte festen Schrittes zu dem essäischen Jüngling hinaus, den er bei seiner Herkunft mit einem Maulthiere getroffen und hierher bestellt hatte, um seiner großen Schwäche halber des Gehens überhoben zu sein.

Jesus verlangte, nach einer bestimmten Brüdergemeinde unweit Jerusalem gebracht zu werden, und verließ unter dem Schleier der Nacht Jerusalem. Gleich darauf überfiel ihn wieder eine solche Schwäche, daß er die Bewegung des Reitens nicht länger zu ertragen vermochte und absteigen mußte. Zum Glück fand sich ein zweiter Essäer, ein junger starker Mann, bei ihnen an, den man von den Brüdern zur Kundschaft in die Stadt geschickt hatte; auf beide gestützt, mehr getragen als gehend, kam der Flüchtling nach großen Mühen spät Abends bei den Brüdern an. Hier in dem Hause des Aeltesten, das nahe dem Oelberge lag, wurde er sogleich auf frisches Moos gebetet, worauf er in einen tiefen Schlaf verfiel. Die beiden Begleiter aber eilten sogleich nach Joseph und Nicodemus, um sie von Dem, was sich ereignet, in Kenntniß zu setzen, und diese beschlossen, ihren Schützling am nächsten Morgen sofort nach Galiläa zu geleiten und dort eine Versammlung seiner Freunde zu veranlassen.

Sie fanden jedoch ihren Schützling noch zu schwach, um diesen Beschluß sogleich auszuführen; als er sich aber am Fuße des Berges Karmel mehrere Tage durch Ruhe und Pflege gestärkt hatte, ließ er seinen Jüngern Botschaft zukommen, denn in dieser einsamen und entfernten Gegend lief man nicht eben Gefahr, die Freiheit Jesu abermals bedroht zu sehen. Die Kunde von seinem wirklichen Wiedererscheinen hatte unter der Schaar seiner Freunde und Anhänger großes Aufsehen erregt, und außerordentliche Begeisterung erweckt. So erschienen denn mit den Jüngern mehrere Hunderte derselben, unter ihnen manche wohl auch aus Neugier, um sich von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen,

und von seinen verlautbarten Wunderthaten Nutzen zu ziehen. Andere hofften auch noch immer auf ihn als einen Messias, der ein neues Königreich der Juden stiften und ein Befreier des Volks werden würde. Dergleichen Meinung erschreckte allemal den weisen Lehrer, der auch jetzt noch fort und fort betheuerte, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei; auch hatte er sich jetzt gänzlich den Essäern angeschlossen, denen alle Dinge weltlicher Herrschaft völlig fremd waren.

Obwohl nun viele Fremde aus Jerusalem herbeigezogen waren, ließ er doch zunächst nur seine Jünger allein zu sich kommen und verabredete mit ihnen eine Zusammenkunft mit allen Freunden für einen bestimmten Tag. Einer von den Schülern, Thomas, welcher bei der ersten Zusammenkunft nicht gegenwärtig gewesen war, hatte seinen Zweifel an der Wirklichkeit des Wiedererstehens Jesu nicht verschwiegen. Diesen Unglauben verargte ihm der allezeit freundliche und milde Jesus keineswegs; vielmehr zeigte er auch ihm, wie der Ungläubige es gewünscht, die Nägelmale seiner Hände und beschämte dadurch den Zweifler, der sich reuevoll an seine Brust warf und zerknirscht und gerührt ausrief: „Mein Herr und mein Meister!“ Die ganze Strafe des sanftmüthigen Meisters bestand in den Worten: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“ was seitdem ein Ruhekissen für viele Vernunft- und Denkfaule geworden ist und Manchem eine bequeme Brücke gebaut hat, um auf dem weichen Pfühl des blinden Glaubens sich dem süßen Nichtsthun zu ergeben. Der gutmüthige Jesus hat dies in jenem Augenblick wohl nicht bedacht, konnte ja auch die Folgen nicht voraussehen.

An dem für die Zusammenkunft verabredeten Morgen legte Jesus ein neues, blendend weißes Bundesgewand an, wie es die Essäer zu thun gewöhnt waren, und begab sich vorweg auf die Höhe des Berges. Unten im Thal lag ein dichter Nebel ausgebreitet, während der Gipfel, auf welchem Jesus sich befand, in hellem Sonnenschein glänzte. Als nun die unten Stehenden die Blicke erhoben, erschien ihnen der Herabsteigende wie in eine Glorie gehüllt, so daß Viele im Volk ihn für ein überirdisches Wesen hielten und, sich fürchtend, zur Seite traten.

Nach seiner Gewohnheit blieb er auf einem Felsvorsprunge stehen, und sprach zu den Versammelten mit lauter und vernehmlicher Stimme, wie in seinen früheren besseren Tagen. Der Gegenstand seiner Rede war zunächst die wiederholte Versicherung, daß er nicht gekommen sei, etwa nur eine Schule zu stiften, wie so mancher Rabbi vor ihm gethan, noch viel weniger aber ein weltliches Herrscherreich, als man ihn vielfach beschuldige; sein Zweck sei vielmehr lediglich die Begründung eines

Gottesreiches über die ganze Erde vermittelst der Weisheit und der Tugend. Er ermahnte sodann seine Bekenner zu gegenseitigem Zusammenhalten in Liebe und Eintracht, indem er versicherte, daß sein Geist, auch wenn er aus dem Reiche der Lebendigen geschieden sein würde, allezeit bei ihnen weilen werde. Und so sprach er noch mancherlei, doch milder und versöhnender als früher, und ordnete dann noch einiges, aus den Gebräuchen der Essäer genommene Ceremoniel für die junge Gemeinde an, namentlich die Taufe, die bei den Essäern längst im Gebrauch war und die Reinigung von Sünde und Fehl bedeuten sollte; jedoch wollte Jesus, daß letztere erst mit der Ueberzeugung, also nicht an Säuglingen vollzogen werde. Hierauf entließ er das Volk, begab sich mit seinen Jüngern in die Einsamkeit und belehrte sie über mancherlei Geheimnisse, die er selbst einst von den Terapeuten in Alexandrien, theils auch von denen der Essäer erlernt hatte, wie z. B. allerlei Krankheiten zu heilen, die Wirkungen von mancherlei Pflanzen und Salzen zu kennen, Thiere unschädlich zu machen, Gifte zu überwinden und dergleichen mehr.

Von dem hinzugekommenen Volke blieben noch Viele mit den Jüngern mehrere Tage in der Gegend. Jesus hatte noch manche Zusammenkünfte mit ihnen und belehrte sie, wie man leben und die neue Lehre verbreiten solle.

Inzwischen sendeten die Aeltesten des Bundes aus Jerusalem Botschaft, daß die heimlichen Kundschafter der Priester und des hohen Raths erfahren hätten, was in Galiläa vorginge und wie man im Geheim die Veranstaltung treffe, ohne Aufsehen zu erregen, den angeblichen Jesus abzufangen, indem Kaiphas ihn für einen Betrüger hielt. Deshalb warnten die Brüder aus Jerusalem, auf die Sicherheit ihres Freundes bedacht zu sein, und so beschloß man in Folge dessen, daß Jesus nach Bethabara gebracht werden solle. Man veranstaltete nun eine letzte Versammlung, in welcher dieser Entschluß den Freunden mitgetheilt wurde. Auch war es Zeit, daß man dem körperlich Leidenden wieder einige Ruhe vergönnte, denn er hatte sich in den letzten Tagen über seine Kräfte angestrengt, demzufolge man den Entschluß ausführte und ihn zu einem andern Asyl der essäischen Brüder übersiedelte.

In Kurzem kam nun die Zeit heran, wo diese das gemeinschaftliche Brudermahl zu halten pflegten. Man beschloß, es für diesmal in Bethabara zu feiern, weshalb alle Brüder, unter ihnen auch Joseph, Nicodemus und Derjenige, der diese Aufzeichnungen gemacht, nebst vielen Andern von Jerusalem, in aller Stille aufbrachen und hinab zogen, wie es verabredet worden.

Man fand den geliebten Freund über die Maßen schwach und die Wunden brannten ihm noch immer; doch war sein Geist ungeschwächt und die Freude über das Wiedersehen regte ihn lebhaft auf. Er sprach viel von seiner nahe bevorstehenden Auflösung, und als das Brudermahl beendet war und er sich immer schwächer fühlte, begehrte er Abschied zu nehmen von seinen Freunden. Da redete er mit ihnen noch Mancherlei, auch, daß er nicht ganz nach den Regeln des Bundes lebe, und bat dringend, ihn deshalb nicht zu verkennen. „Aber“, sagte er u. A., „hätte ich, gleich wie ihr, nur im Verborgenen zu wirken getrachtet, so wäre die Wahrheit und die bessere Erkenntniß niemals in das Volk gedrungen, und daher ist eure Geheimthuerei nicht meine Ueberzeugung. Auch öffentlich vor der Welt kann man Weisheit und Tugend üben, und eben um des guten Beispiels und der Nachahmung halber sollte es also geschehen.“ Somit forderte er die Brüder ernstlich auf, die Verborgenheit zu meiden und öffentlich vor das Volk zu treten, wünschte auch, daß der Orden sich mit seinen Jüngern und Anhängern verbrüdere, um gemeinschaftlich das begonnene Werk weiter zu führen.

Seine natürliche Beredtsamkeit trug auch die besten Früchte, indem sich eine große Menge Volks der neuen Gemeinde anschloß, darunter auch viele Essäer, welche die Einöde, in der sie bisher lebten, verließen und in das bürgerliche Leben als Bekenner der Jesuslehre übergingen.

Die ältesten des Essäerbundes blieben aber demselben treu und stellten Jesus eindringlich vor, daß er sowohl seiner körperlichen Schwäche wegen, als auch um den Nachstellungen seiner Feinde gründlich zu entgehen, nichts Besseres thun könne, als sich in die Einsamkeit des Ordens für alle Zeiten zurückzuziehen; daß es aber, um einen nachhaltigen Eindruck hervorzubringen, rathsam sei, wenn er schließlich, wie die Sonne am Abend mit einer gewissen Feierlichkeit vor den Augen alles Volkes verschwinde und dann nicht wiederkehre. Daß dies aber geschehe, war doppelt Noth, denn neben persönlicher Gefahr, welche ihm von Seiten der jüdischen Priester-Partei drohte, regte sich auch wieder die alte Narrheit vom weltlichen Königthum im Volke, und es stand abermals ein Aufruhr unter der Fahne des erstandenen Messias in Aussicht, dem man um jeden Preis zu entgehen suchen mußte, da ihm nichts peinlicher gewesen sein würde, als wenn vor seinem Ende noch Menschenblut um seinetwegen hätte vergossen werden sollen. So willigte er denn ein, sich dem Drängen seiner Freunde zu fügen, machte jedoch zur Bedingung, daß er von seinen Geliebten in Bethanien Abschied nehme

und sprach noch Mancherlei im Geheimen mit Joseph und Nicodemus, wie den Aeltesten des Bundes, das aber Geheimniß geblieben ist.

Am folgenden Abend geleitete man der Verabredung gemäß den geliebten Lehrer, welcher bequem auf einem Maulthier ritt, nach Bethanien, wo man um Mitternacht eintraf und seine Mutter, sowie die Brüder und alle verehrten Freundinnen (Martha, Maria, Maria Magdalena) und Andere im Hause des Lazarus versammelt fand. Die Mutter vor Allem weinte sehr über die Hinfälligkeit des geliebten Sohnes; er aber tröstete Alle mit seiner unaussprechlich milden Beredsamkeit. Er wußte es ihnen einzureden, wie er ihnen in seinem Leben ewig nahe bleiben und sie im Geiste umschweben werde, versicherte auch, daß einst die ganze Erde von seiner Lehre erfüllt sein werde, denn es sei die einzige, ewige und unvergängliche Wahrheit, über die nichts hinaus gehe und von der nichts abgedungen werden könne, und je mehr Zeit darüber hinrausche, um so mehr werde sich diese Wahrheit vor den Augen und in den Herzen der Menschen abklären, und deren Bekenner würden Legion sein. So sprach er noch Manches, das nicht sogleich in Worte zu fassen und wiederzugeben ist.

Unter den Bekennern in Jerusalem hatte sich das Gerücht schnell verbreitet, daß Jesus ganz in der Nähe, in Bethanien weile, und Viele kamen noch in der Nacht, ihn zu sehen, auch jetzt noch versuchend, ihn zur Annahme der weltlichen Königswürde zu bereden. Er aber verwies es ihnen mit milden Worten und setzte ihnen seine Gründe auseinander, indem er nur ein König der Geister zu sein begehre und kein Gelüste nach Krone und Purpur habe, bat auch dringend, seines schwachen Leibes zu schonen. Und damit entließ er sie.

Je mehr nun die Stunde des Scheidens drängte, um so lebhafter erwachte in ihm die Sehnsucht, sein geliebtes Jerusalem noch einmal zu sehen und Abschied von ihm zu nehmen. So gingen denn die Jünger mit sich zu Rathe, ob sie es wohl wagen könnten, seinen heißen Wunsch zu erfüllen und endlich entschloß man sich dazu. Ehe die Nacht vollends dahin schwand, nahm man ihn in die Mitte und führte ihn auf geheimen Wegen in die Stadt, in ein einsames Haus, wo er noch von vielen essäischen Freunden und seinen eigenen Anhängern Abschied nahm. Als er dann ein wenig geruht und Speise und Trank genommen hatte, ließ er die Jünger wieder zu sich rufen und ging, unter großer Bewegung seiner Seele, bei den ersten Strahlen der Morgensonne durch die Stadt am Tempelberge vorüber und aus dem Thore, das in das Thal Josaphat führt.

Sein Herz wurde nun aber immer schwerer und trauriger, je

weiter er schritt, da es sein letzter Abschied von der geliebten Gegend sein sollte, und als er auf Kridon angekommen war, verweilte er dort und weinte über Jerusalem, gleich wie er es vor Zeiten gethan; denn er sah im Geiste das Unheil voraus, das über die Stadt und das jüdische Volk hereinbrechen werde. Sodann ging er, in tiefes Nachdenken versunken, schweigend weiter und betrat mühsam, aber des festen Willens voll, die höchste Spitze des Oelbergs, wo man fast ganz Palästina überblicken kann, um noch einmal, so viel immer thunlich, das Land zu schauen, das er nach allen Richtungen lehrend und predigend durchzogen, und wo ihm der Freunde so viele in treuem Angedenken lebten. Gegen Morgen hin sah man den Jordan, das Todte Meer und das Arabische Gebirge, gegen Abend leuchteten die Feuer vom Tempelberge herauf; am andern Hügel des Berges aber, jenseits desselben, lag sein geliebtes Bethanien.

Dahin, meinten die vertrauten Jünger, werde Jesus sie geleiten. Jenseits des Oelberges aber waren die Aeltesten des Bundes still versammelt zur letzten Reise und erwarteten Jesus, wie er es mit ihnen verabredet hatte. Es lag ein starker Nebel auf dem Berge, als er seine Jünger nochmals zu sich heran winkte, sie eindringlich zur Einigkeit, Beharrlichkeit und Ausdauer ermahnend; dann hieß er sie knieen zum Gebet und breitete segnend seine Hände über sie aus. Jetzt erschienen Boten von den Essäern, welche zum Aufbruch mahnten, und während die Jünger im Gebet darnieder lagen, eilte Jesus durch den stärker heranziehenden, von der Morgensonne glühend gerötheten Nebel den Berg hinab. Zwei Brüder aber in schneeweißen Festgewändern redeten die sich erhebenden Jünger an und verkündeten ihnen, daß Jesus für immer von ihnen geschieden sei und sie ihn nicht mehr sehen würden, denn er sei in den Himmel erhoben und zu seinem Vater zurückgekehrt, von dem er so oft zu ihnen geredet. Damit schieden auch sie.

Die Jünger waren Anfangs zum Tode erschrocken; bald aber, eingedenk der Worte ihres Meisters, belebte sich ihr Muth, da ihnen bewußt geworden, daß die Zukunft der neuen Lehre allein auf ihren Achseln ruhte. Von da ab hielten sie sammt allen Bekennern einmüthig zusammen, lehrten und predigten aller Enden und Orten, wie es ihnen der Meister geheißen, von dem Reiche Gottes, und tauften die Gläubigen nach der Vorschrift ihres Herrn und Lehrers.

In der Stadt und weiter in alle Gegenden verbreitete sich das Gerücht, Jesus sei von einer Wolke aufgenommen und zum Himmel erhoben: ein Glaube, der bei den damaligen geringen physikalischen Kenntnissen verzeihlich genannt werden darf, auf den man aber bei

dem heutigen Stande der Wissenschaft, die bereits bis in die tiefsten Schichten der menschlichen Gesellschaft gedrungen, nur mit Mitleid und Bedauern hinblicken kann, wenn er von Männern, welche auf Bildung Anspruch machen, im plumpen Widerspruch gegen die offenkundigsten Naturgesetze als buchstäbliche Wahrheit aufrecht erhalten wird. Die Jünger, obwohl sie jene Erhebung nicht gesehen, widersprachen dem Gerüchte nicht, weil sie der Verkündigung von der göttlichen Sendung ihres Meisters Vorschub leistete, und das Volk ein Wunder von seinem Heimgange erwartete. Auf diese Weise ist der Glaube daran alt geworden, und um der Schwachen willen aufrecht erhalten. Den Essäern aber war das Ende wohl bekannt. Auch der Jünger Matthäus kannte den Weg, den Jesus zum Abschiede erwählt, daher hat er in sein Evangelium nichts von der Himmelfahrt aufgenommen; ebenso der Evangelist Johannes. Andere Evangelisten, wie z. B. Marcus und Lucas trauten dem Gerücht und beschrieben die Scheidestunde am Oelberge nach den Eingebungen ihrer Phantasie, da sie nicht selbst Zeuge gewesen.

Jesus wurde am Fuße des Oelberges von seinen essäischen Freunden herzlich empfangen; man hob ihn auf ein weich gedecktes Maulthier und zog langsam des Weges zum Todten Meere hinab, denn der Abschied brannte heiß auf seinem Herzen und er fühlte, daß er sich bald auflösen würde.

Als sie das Ziel ihrer Reise erreicht hatten, wo wieder essäische Brüder wohnten (am Todten Meer), war Jesus leidend und mußte von den Therapeuten empfangen werden. Joseph und Nicodemus blieben noch einige Tage bei ihm, und nachdem sie in langen Gesprächen noch seinen letzten Willen gehört, verabschiedeten auch sie sich, mit dem Versprechen, ihm genaue Botschaft von der Gemeinde zu Jerusalem zugehen zu lassen.

Dort war es nur Johannes und Matthäus bekannt, daß Jesus in das Dunkel des Essäer-Bundes zurückgekehrt sei, um zu verhindern daß man ihn zum weltlichen Fürsten ausrufe. Joseph und Nicodemus aber sind in dieser Zeit drei Mal bei ihm gewesen und brachten den Brüdern jedesmal Nachricht von ihm, so u. A., daß er nicht stark genug sei, die ausgestandenen Martern jemals ganz zu überwinden, weil es ihm an Ruhe und Schonung fehlte, deren seine volle Genesung bedurfte. Die Sehnsucht nach den Jüngern und die Besorgniß, daß für die Verbreitung der Lehre etwas versäumt werden möge, hielten seinen Geist in einer unablässigen Spannung, und die Unruhe des Gemüths, welches in der Einsamkeit keine Nahrung fand, zehrte an seinem Leibe und machte die nahe Auflösung unvermeidlich.

Als der letzte Vollmond vorüber war, kehrten Joseph und Nicodemus zum letzten Male von ihm heim, als eben das Liebesmahl der Essäer gefeiert werden sollte. Ihre Herzen waren schwer und voller Betrübniß, denn der Liebling Gottes und der Menschen, der Auserwählte war aufgenommen in die himmlischen Gefilde des Vaters. Die Brüder hatten seinen letzten Seufzer empfangen, und berichteten, wie sein großer und gewaltiger Geist ruhig und ohne Schmerz die Leibesfesseln gesprengt habe. Sanft und geduldig wie sein Leben, war auch sein Abscheiden aus dieser Welt voll Irrthum und Bosheit.

Der Leichnam wurde von den Brüdern am Ufer des Todten Meeres bestattet, wie es Gesetz und Sitte der Brüderschaft befohlen. Nicodemus aber gebot Stillschweigen über das Ableben des Freundes, bei Allen, die nicht den obersten Graden der Brüderschaft angehörten.

Hiermit schließt die wahrhaftige Geschichte des Lebens, der Lehre, des Leidens und Abscheidens des Weisesten der Weisen, Rabbi Jeschua, genannt Jesus Christus, welche ich einfach, ohne Schmuck und Zuthat der Phantasie, treulich nach den lautersten Quellen und in unverfälschter Eintracht mit den ewigen Naturgesetzen wiedererzählte, denen die Lüge fremd und die Fälschung ein Gräuel ist. Dieses ewige und unverbrüchliche Gesetz der Natur aber ist eben jener heilige Geist, von welchem Jesus einst in seiner tiefsinnigen Weise sprach: „daß die Sünde gegen ihn niemals vergeben werden solle.“ Und in der That bestätigt die Erfahrung noch täglich und stündlich diesen gelassen ausgesprochenen Fluch gegen die Verächter der Naturgesetze; denn unerbittlich und mit Riesenkraft ergreift und straft dieses Gesetz, dieser durch die Natur geoffenbarte Geist Gottes, oder wie Jesus sagt: der heilige Geist, die Verächter und Sünder gegen seine Gebote, wie denn Tausendfältige Erfahrung es bestätigt, daß die Natur keine Vergebung kennt. Sie ist in einigen Fällen langmüthig, in andern aber straft sie rasch wie der Blitz, der aus der Wolke niederfährt; immer aber ist sie wahrhaftig, gerecht, ja oft grausam in ihrer Vergeltung, daher man niemals Spott mit ihr treiben sollte, wie es die Wundergläubigen thun. Selbst dieser anscheinend so unschuldige Spott, den ich die große Weltlüge genannt habe, trägt den Keim der rächenden Vergeltung in sich, und eben aus diesem Grunde steht die Menschheit trotz der heiligsten Absicht Jesu noch immer auf einer so tiefen Stufe der Moral. Träge und langsam nur ringt sie sich aus den Banden

dieser verderblichen Weltlüge zu einer edleren und freieren Bewegung empor, die der Verwirklichung des göttlich gedachten Menschheits-Ideals und jenem Zustande entgegenstrebt, welchen Jesus als das „Reich Gottes" bezeichnet und das uns Erdenbewohnern von heute — wie Moses auf dem Horeb das gelobte Land — aus fernster Zukunft entgegendämmert, aber erst von unseren späteren Enkeln erreicht und in Besitz genommen werden wird.

Nach Abschluß der vorstehenden geschichtlichen Darstellung werde ich, indem ich von der Wirklichkeit des historischen Christus eine Brücke zu dem idealen Christus schlage, versprochener Maaßen noch einen kurzen Blick auf den mythisch-metaphorischen (bildlichen) Sinn der Christus-Sage werfen.

Wenn freilich auch das Verständniß dieser idealen Hieroglyphe nicht Jedermanns Sache ist, so liegt doch die Erscheinung so einfach und klar in der offenen und traulichen Begrenzung natürlicher Wirklichkeit, daß die einfachste Logik zum Verständniß derselben gelangen kann.

Da es nicht meine Absicht ist, hier zum Schlusse eine lange Abhandlung über den idealen Christus niederzulegen, so will ich versuchen, die Grundzüge desselben in einigen kurzen Grundsätzen aufzustellen und zu einem anmuthigen Bilde für tiefsinnige Denker zu gestalten.

Beginnen wir also unseren logischen Stufenbau mit folgenden Fundamentalsätzen, indem ich bezüglich alles Weiteren und Umfaßlicheren auf meinen mehrerwähnten „Friedensschluß zwischen Vernunft und Christenthum" verweise:

1) Das leere Nichts und die Unendlichkeit der Zeit und des Raums sind für den menschlichen Gedanken unfaßbare Begriffe. Alles Sein, und jeder Gedanke beginnt daher unabweisbar mit dem Etwas; so in der materiellen, wie in der moralischen Welt.

2) In der materiellen Welt besteht dieses Etwas aus den Monaden (Urkörperchen) und dem Aether, in der moralischen Welt aus dem höchsten Gedanken oder Gott, der vor allen Organismen, ja selbst vor jeder Zusammenballung der Atome und gleichzeitig mit diesen vorhanden gewesen sein muß. „Im Anfange war das Wort" d. i. die Vernunft (der Logos).

3) Mit der uranfänglichen Zusammenballung der Monaden oder Atome nahm der höchste Gedanke zuerst Gestalt an, und mit den Organismen die bedingte, vom Bedürfniß beeinflußte unwillkürliche Bewegung, indeß ohne Bewußtsein und ohne freie Wahl, an deren Stelle die zwingende Nothwendigkeit des Naturgesetzes — teleologisch (der Zweckbestimmung gemäß) gesprochen der prädominirende (vorherbestimmende) Wille Gottes trat.

4) Die Entwickelung war bis dahin kein Akt der freien Wahl, sondern der Nothwendigkeit; aber eben dieses Umstandes wegen gipfelte jene stets in der Vollendung, und jeder Grashalm, jede Infusorie bis zu den größten und herrlichsten Organismen hinauf ist dessen auch heute noch Zeuge. Dieser Zustand der göttlichen Selbstgenügsamkeit mag vielleicht Milliarden von Jahren gewährt haben, in welcher Frist das große oder siderische Naturgesetz (Sternengesetz) unsere Erde in vielmaligem Wechsel der Arten und Geschlechter be- und entvölkerte. Der große Todtengräber war die siderische Revolution. Wer der Urbildner gewesen und wie er den Odem (die Seele) in die neuen Gestalten geblasen, das liegt außer dem Bereiche des Menschlich-Faßlichen. Das dominirende Gesetz ist eben das übersinnliche, siderische, das Sternengesetz, für welches unserm Gehirn das der Fassung entsprechende Material fehlt.

5) Den Reigen dieser Neubildung beschloß auf dem Schauplatze unseres eigenen Seins eine, allem Dagewesenen und Vorhandenen unvergleichbare Gruppe, sowohl der äußeren Erscheinung nach — die jedoch weniger in Betracht kommt — als namentlich wegen der Fähigkeit zum Denken, die Gedanken durch stellvertretende Töne oder Laute (Worte) sinnlich zu fesseln und übertragbar zu machen, ja sogar durch Schriftzeichen unbestimmte Dauer zu verleihen. Mit dem Auftreten eines also befähigten Geschöpfes und mit allen daraus entspringenden Folgen wurde diese unsere Erde der Schauplatz einer bisher nicht vorhanden gewesenen Erscheinung: nämlich die sinnlich wahrnehmbare Verkörperung eines allerdings kleinen und schwachen, dennoch unverkennbar legitimen Bruchtheils jener höchsten Intelligenz, jenes Logos, der als das absolute Etwas allem Schaffen vorherging, was Johannes der Evangelist in die Formel faßt: „und das Wort ward Fleisch." Mit andern Worten: der Logos nahm zum ersten Male auf Erden Gestalt an, er trat zur sinnlich wahrnehmbaren, freilich jedoch verklausulirten Erscheinung hervor.

6) Stellen wir uns nun einerseits den millionenfältigen außermenschlichen Organismen, anderseits dem letzten und einzigen Genus Mensch gegenüber, so drängt sich, abgesehen von allem Unwesentlichen, als scharf gezeichnete Verschiedenheit das herrschende Urgesetz der bildlichen Vollendung nach dem Ideal-Typus des Schöpfers dort — gegen die von Bedingungen abhängige Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen hier der ruhigen Betrachtung auf. Jedes neugeborene Individuum dieses Ausnahme-Geschlechts verkümmert zu mehr als thierischer Verdummung, wenn ihm die Bedingungen zu seiner Menschwerdung, oder mit andern Worten, zu der Erlösung aus den Banden thierischer Verdummung durch Bildung und Erziehung entgehen; denn die unwillkürliche Vollendung der anderen Gruppen tritt nicht an die leer gebliebene Stelle der Erweckung und Ausbildung.

7) Nichts desto weniger ist es ein vollberechtigter logischer Schluß, daß jenem höchsten Gedanken, dem Urlogos — auf den die mannigfaltigen Schöpfungsmomente, die sich als Organismen darstellen, zurückzuführen sind und der bei jeder Gattung einen vorhergedachten und fest aufgeführten Typus erkennen läßt — bei der Schöpfungsidee, die als das Genus Mensch zur Erscheinung heraus trat, ebenfalls ein Ideal vorschwebte, das durch Bildung zu erreichen möglich ist und möglich sein muß, wenn wir nicht von der höchsten Intelligenz, und einer geordneten Schöpfungsidee absehen und bezüglich der Krone aller Organismen in das bodenlose Chaos des blinden Zufalls, wohl gar der absichtlichen Unvollendung zurückfallen wollen.

8) Wie es also einen vorher gedachten Urtypus der vernunftlosen Organismen giebt, so kann man auf dem Wege der logischen Gedankenreihe auch nur zu dem berechtigten Schlusse gelangen, daß der Mensch seelisch und körperlich das Werk eines vorhergedachten Urtypus sein muß, dessen auch nur annähernd vollendete Darstellung in beiderlei Potenzen bis dahin zu den größten Seltenheiten gehört, wenn auch in ahnungsvollem Drange das Streben nach vollendeter urtypischer Körperschönheit wie nach sittlicher Vollendung den besser Gesinnten tief in die Seele gegraben ist.

9) Obgleich Niemand behaupten kann, der Anschauung eines solchen göttlich-menschlichen Ideals gewürdigt worden zu sein, so haben wir doch in der plastischen Darstellung der griechischen Schönheitsregeln bezüglich des menschlichen Körperideals einen

Maaßstab der Vollendung, der uns schon bei der annähernden Verwirklichung mit einem Schauer des Entzückens erfüllt, der sich jeder Beschreibung entzieht und allenfalls als poetische Beseligung bezeichnet werden darf.

10) Wenden wir uns von diesem körperlichen Ideale zu dem seelischen oder vielmehr geistigen Ideale, so kann auf diesem Gebiete begreiflicher Weise nur von einer sittlichen Idealität die Rede sein, da alle anderen seelischen Vorzüge: Kunst, Wissenschaft, Geschicklichkeit, Witz, Beredsamkeit, Muth u. s. w. nur Attribute der geistigen Veredlung sind. Der eigentliche Kern aber ist die Moral, welche ihrerseits wieder in dem einen und höchsten aller Affekte, in der Liebe, wurzelt und von hier aus den ganzen seelischen Menschen durchgeistigend in der unverwelklichen Blüthe der höchsten Sittlichkeit und Humanität gipfelt. Der Maaßstab für diese geistige Idealität aber ist die Natur, mit deren erstem und erhabenstem Gesetz sie gleich ist, nämlich mit dem Gesetze, welches jedem Wesen als Bedürfniß eingepflanzt ist: der Trieb nach behaglicher Erhaltung bis zum Tage der natürlichen Auflösung. Da dieser Trieb allumfassend, ausnahmslos ist, die Befriedigung aber von der Gegenseitigkeit abhängt, so ist es die Liebe, von welcher die Erfüllung dieser Gegenseitigkeit bedingt ist, das Universalgesetz aller Sittlichkeit, und auf ihr beruht daher die Idealität, die urtypische Vollendung des seelischen Menschen.

11) Eine solche ideale Vollendung für alle Menschen zu erstreben, war die riesengroße Aufgabe, welche Jesus sich gesetzt und als deren Vorbild er sich selbst in seiner Persönlichkeit darstellte, indem er das Ideal der höchsten Sittlichkeit, oder kurz gesagt, die Nächstenliebe in sich verkörperte und immer wieder zur Nachahmung empfahl. Mag man aber auch bestreiten, daß ihm dies gelungen, so bleibt jenes Ideal dennoch unbeschädigt, da dem Schöpfer ein solches bei seinem Schöpfungsakte des Menschen vorgeschwebt haben und nothwendig erreichbar sein muß.

12) Ein solches menschlich-göttliches Ideal aber fassen wir in dem einen Worte Christus zusammen. Unter Christus ist mithin der geborene Typus der idealen Menschenschöpfung, mithin der Normalmensch oder die verkörperte Ideal-Vernunft zu verstehen, und darauf fußt auch die ganze Lehre

vom Christenthum; die Nachfolge Christi als Bedingung zur Seligkeit, indem wir nämlich jenem Ideale nachjagen; die Erlösung durch Christus, indem wir durch die sittliche Bildung aus dem thierischen Zustande erlöst und dem Ur-Ideale der Menschenschöpfung entgegengeführt werden. Hier liegt der Schlüssel zu allen tiefsinnigen Geheimnissen des Christenthums. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Nachtrag.

Das Dogma von der unbefleckten Empfängniß oder die Parthenogenesis im Lichte der Philosophie.

Seit manchen Jahren bereits war die stockgläubige katholische Christenheit, Pius IX. an der Spitze, vorzugsweise eifrig bemüht, dem Dogma von der unbefleckten Empfängniß, indem dasselbe so vielfachen Glaubensschwankungen und Anfechtungen unterworfen ist, durch die Kraft der geistlich-oberherrlichen Dictatur eine felsenfeste, unantastbare Grundlage zu geben, und suchte man deshalb von Zeit zu Zeit die Gemüther des Volks durch festliches Schaugepränge dafür zu gewinnen. Es ist jedoch bekannt, daß sich grade diesem, der Leichtfertigkeit und dem Gespött so reichen Spielraum gewährenden Räthsel seit jeher und noch heute, selbst im Schoße der katholischen Klerisei, eine weit verbreitete, energische Opposition entgegensetzte, die sich einstmals sogar — wie wir es im Jahre 1857 mit schaudervollem Erstaunen vernahmen — bis zu einem Proteste mit dem Dolche in der Hand hinaufwirbelte, indem der französische Pfaffe Verger, in wahnsinnigem Eifer, den Altar vermeinter Wahrheit mit dem Blute des Erzbischofs von Paris besudelte. Mindestens lag der Protest gegen das oben genannte Dogma als Nebenabsicht bestimmt vor, indem der Mörder sein Opfer mit dem Ausruf niederstieß: „Keine Göttin!" (oder nach einer anderen Version: „Nieder mit der Göttin!") was er später im erwähntem oppositionellen Sinne deutete.

Dergleichen Ereignisse rufen mit gewaltiger Stimme die Philosophie, die Alles verklärende, Alles durchdringende, Alles erkennende, göttliche Sendbotin auf Erden, in die Schranken, um ihr Urtheil in dem Prozeß zwischen Wahrheit und Irrthum abzugeben. Aber es fehlt der Sinn; es fehlt die Leuchte, die bis in die schauerliche Tiefe hinab dringt, wo das Verständniß jenes wundersam verschleierten Dogma's im geheimnißvollen Dunkel der mytho-christlichen Schatzkammer ruht, wie alle die Perlen christlicher Mysterien, von denen das alltägliche unverstandene

Christenthum unserer Priester und Pfaffen nur die äußere Schale kennt und diese gern auf dem offnen Markte des Lebens für echte Kleinodien verkaufen möchte. Daß wir diese Tauben- und Tabulett-Krämer im Tempel des Herrn, wie einst der zürnende Nazarener es gethan, gern alle hinausgeißeln möchten, erleidet keinen Zweifel; denn sie alle sind weit davon entfernt, etwas Anderes, als einen Gewaltstreich auf die gesunde Vernunft ausüben zu wollen. Unsere Enthüllungen über das Dogma der unbefleckten Empfängniß haben daher mit jenen Glaubenskrämern nichts Anderes zu schaffen, als daß sie in Folge ihres Unverstandes das Thema einstmals auf die Tagesordnung der Weltgeschichte brachten und so die Geister zum Gerichtstag aufriefen.

Wir reden deshalb nicht zu jenen Unmündigen, die nur durch Zufall die Gewalt, nicht aber von Gottes Gnaden das Recht haben, im Rathe der Geister mitzureden, viel weniger über so viele Millionen zu herrschen; wir reden vielmehr zu den Mündigen aus allerlei Volk, denen die Denkgesetze nicht fremd sind, und hegen die Hoffnung, daß wir nicht als mit fremder, unverstandener Zunge redend angehört werden.

Das Dogma von der unbefleckten Empfängniß fordert den Denker auf, dasselbe aus dreifachem Gesichtspunkte zu betrachten.

Der allgemeinste, trübste und daher die gröblichste Täuschung veranlassende ist der beliebte wundersüchtige, wo die sagenhaft-tiefbedeutsame evangelische Erzählung der Evangelisten Matthäi und Lucas von der Ueberschattung als ein thatsächlich alleinstehender Eingriff Gottes in die irdischen Naturgesetze aufgefaßt und dem fanatisch festgehaltenen Wunderkreise der Messiade einverleibt wird. Diese Auffassung gehört in den längst überwundenen, nebelreichen Kreis des Aberglaubens und der Abgeschmacktheit, mit welchem der denkende Menschengeist längst gebrochen hat und es deshalb unter seiner Würde hält, sich ferner in Auseinandersetzungen einzulassen, da mit Kindern und Blödsinnigen über Denkgesetze und deren Resultate nicht zu streiten ist. Daß trotzdem geistig Unmündigen und also Unzurechnungsfähigen noch immer die angemaßte Gewalt nicht genommen ist, eine geistige Herrschaft über so manche wackere Völker auszuüben, ist eine jener unerklärlichen, räthselhaften Thatsachen der Weltgeschichte, die wohl nur in der Denkträgheit so vieler Menschen und in der gefährlichen Macht der vollendeten That einigermaßen ihre Erklärung findet.

Den zweiten Gesichtspunkt möchten wir als den **physiologischen** oder genauer als den **anatomischen** bezeichnen.

Die Zeugungsacte der freibeweglichen Organismen sind bekanntlich ihrem eigensten innersten Wesen nach noch immer in ein tiefes Dunkel gehüllt; aber es hat sich die Scheu verloren, den Isisschleier von dieser ersten und geheimsten Werkstatt der schaffenden Natur zu heben, und klarer als vor 1800 Jahren ist dem forschenden Menschengeist jedenfalls **die** That geworden, wo der Weltgeist sich bei der Fortbildung der Wesenkette von den Geschlechtern selbst vertreten läßt, während **er** den Ur-Anknüpfungspunkt, die Genesis, durch andere uns unbekannte Gesetze — so daß wir sie mit gewisser Berechtigung eine **Selbstthat** nennen können — vermittelt haben muß (weniger Zweifelsüchtige würden sagen: vermittelt hat).

Die Complication, die Verkettung auf einander folgenden einzelnen Acten als Bedingung einer jeden Zeugung liegen in dieser Hinsicht außer der Nothwendigkeit der Erörterung, und nur ein einzelner, vorgängiger, geringer Nebenumstand ist es, der das Bedenken herausfordert, da hierdurch dem hochgepriesenen Wunder der **unbefleckten Empfängniß** eben als **Wunder** die Spitze abgebrochen wird.

Zeugung ist ihrem innersten Wesen nach die Begegnung der ungleichen Polaritäten: **positiv** und **negativ** in den anorganischen, **männlich** und **weiblich** in den organischen Gebilden genannt. Bei der chemischen Zeugung in den anorganischen Stoffen strömt vom **positiven** Pol, in den organischen vom **Manne** der Impuls zur Zeugung aus, und der **negative** Pol und das **Weib** sind die Empfänger und weiterbildenden Potenzen. Dieses Gesetz ist durch die ganze lebenvolle Natur unter den verschiedensten Formen und zu den mannigfaltigsten, bildenden Zwecken verbreitet. Impuls wie Empfang und Ausbildung sind freilich an die gröbere, sinnlich wahrnehmbare Materie gebunden, aber das Belebende, das Befruchtende ist seinem innersten Wesen nach nicht die gröbere Materie, sondern der geistige Hauch, der von dieser Materie ausströmt und durch gewisse Medien, namentlich die Luft (die wahrscheinlich ihr Theil dazu abgiebt) an die rechte Stelle getragen wird. Ob dieser geistige Hauch, genauer betrachtet und wie man behauptet, sich als lebende Infusorien darstellt, möge hier als unwesentlich unerörtert bleiben. Wohl aber darf behauptet werden, daß, wenn auch die gröbere, selbst mit ganz gewöhnlichen Sinnen wahrnehmbare Materie, vielleicht gerade nicht das Wesentliche, soudern nur der unerläßliche Träger des Befruchtungsgeistes ist, dennoch dieser letztere sicher ebenfalls Materie, freilich eine so verfeinerte ist, daß sie sich unserer

sinnlichen Wahrnehmung (eigentlich nur dem Auge) entzieht und höchstens jener Materie gleichzuachten ist, die wir unter andern Verhältnissen durch den feineren Sinn des Geruchs wahrzunehmen vermögen. Ueberhaupt existirt ja das, was man unter „Geist" versteht, in der Natur gar nicht, sondern darf nur als eine in solchem Maaße verfeinerte Materie gedacht werden, daß sie sich der Wahrnehmung vermittelst unserer relativ gröberen Sinne entzieht. Ein fernerer oder gar ein sechster Sinn würde den Begriff „Geist" aus unserer Vorstellung gänzlich beseitigen.

Dadurch allein läßt sich z. B. auch die Befruchtung vieler Blumen, namentlich der mit getrennten Geschlechtern, erklären. Und nun gar die Kryptogamen! Es ist aber, wie erwähnt, der sinnlich wahrnehmbare Hauch, ausgegangen vom Manne, der bei der Befruchtung vorzugsweise in Betracht kommt. Diese Betrachtung führt uns von den Pflanzen zu den freibeweglichen Organismen, zu dem Thiergeschlecht hinüber, wo die neuere wissenschaftliche Forschung mit gerechtem Erstaunen vor einer Wahrnehmung stillstand, welche unter der Bezeichnung „Parthenogenesis" ihren Platz in der Naturgeschichte angewiesen erhielt. Man bezeichnet mit diesen Worten eine Fortzeugung der eignen Art ohne irgend welche nachweisliche Befruchtung, mindestens ohne männliche Mitwirkung in erster Instanz und ohne unmittelbare Einwirkung auf das, Nachkommen erzeugende Weib. Diese wunderbare Erscheinung kommt, der Idee nach, in Wahrheit einer wahrhaft unbefleckten Empfängniß gleich und wird bei einigen Schmetterlings-Arten, besonders auch, und zwar auf die allerseltsamste Weise, bei den gewöhnlichen Honigbienen gefunden, ohne daß man doch deshalb den kleinen Geschöpfen eine göttliche Verehrung erweist.

Diese neueste Errungenschaft der Naturwissenschaft ist von zu großem Interesse, als daß ich mich nicht versucht finden sollte, das hierher Gehörige in Kürze zu berühren. Man vernehme und staune.

Bevor man auf die Entdeckung der eigentlichen, wirklichen Parthenogenesis kam, wollte man schon bei andern, als den genannten Insekten, etwas Aehnliches gefunden haben, namentlich bei den Blattläusen; es stellte sich jedoch bei genauerer Nachforschung heraus, daß hier nur ein sogenannter Generationswechsel vorliege. Thatsache ist, daß bei den ebengenannten Schmarotzern auf eine geschlechtlich normale Generation von männlichen und weiblichen Individuen plötzlich eine ganze Reihe von Generationen folgt, in welcher nur eine vereinzelte Form, nur ein Geschlecht, und zwar ein modificirt weibliches, auftritt, das, obgleich in einem gezwungenen umgekehrten Cölibat lebend, ohne irgend

welche Gesellschaft und Einwirkung zahlreiche Nachkommenschaft zum Dasein bringt. Da nun — geschehe es wie es immer wolle — auch hier eine (sei es gleichwohl eine vorausgenossene) Empfängniß stattfinden muß, so ist dieselbe in höchster Potenz jedenfalls eine sogenannte unbefleckte Empfängniß, deren natürlicher Zusammenhang sich nur unserer Wahrnehmung, unserm Verständniß entzieht, ohne uns aber doch in die lächerliche Versuchung zu führen, dabei an ein Wunder zu denken, obwohl uns die bezügliche Gesetzlichkeit der Natur verborgen blieb. Nach 7 bis 11 solcher Generationen (über die Zahl scheint kein Gesetz festzustehen) erscheint plötzlich wieder eine normale Generation von Männchen und Weibchen, und verschwindet wieder, indem das obengenannte Spiel von Neuem beginnt. Bevor wir diesen Gegenstand verlassen, möge noch erwähnt werden, daß anatomische Untersuchung der normalen Weibchen im jungfräulichen Zustande, im Gegensatz zu den anormalen, vor und nach der Zeugung einen großen Unterschied unter beiden hinsichtlich der Zeugungsorgane ergeben hat. Die normalen Mütter sind nämlich mit den gewöhnlichen Eierstöcken versehen, aus denen sich die Larve der kommenden Generation ablöst, wogegen die anormalen Zeugerinnen — welche man deshalb auch nur uneigentlich Weiber nennen kann — sogenannte Keimstöcke besitzen, an denen sich die lebendigen Jungen polypenartig bilden, um nach Erlangung eines gewissen Grades von Vollkommenheit ausgestoßen, d. h. geboren zu werden. Die Wissenschaft hat daher jene Mütter ovipare (eierlegende), diese vivipare (lebendige Junge gebärende) Mütter genannt.

Diese Erscheinung eines Generationswechsels ist unzweifelhaft nicht als ein Naturspiel, eine Regelwidrigkeit, sondern als eine Natur-Gesetzlichkeit zu betrachten, von welcher man freilich in älteren Zeiten, wie von so manchen Geheimnissen der Natur, keine Ahnung hatte. Einen Schritt weiter auf diesem Felde des Generirens führt uns nunmehr unmittelbar zu der wirklichen Parthenogenesis, d. i. zur jungfräulichen Zeugung. Bei dieser schon früher angedeuteten Erscheinung handelt es sich aber nicht, wie bei dem Generationswechsel, um knospenartiges Abgliedern der Jungen von den geschlechtslosen Müttern (Ammen, wie man sie genannt hat), sondern von einer — außer der fehlenden Befruchtung durch den Mann — gänzlich durch normale Organe vermittelten Zeugung.

Da für unseren Zweck ein vereinzeltes Beispiel genügt, um die wunderbare und dennoch völlig gesetzliche Anordnung der Natur in Betreff jungfräulicher Zeugung anschaulich zu machen, so wollen wir von dem Beispiel einer Schmetterlings-Gattung, des sogenannten Sack-

trägers, bei welcher sie ebenfalls auftritt, absehen und uns an das ungleich interessantere der gemeinen Honigbiene halten.

Es ging nämlich schon seit langen Zeiten unter den praktischen Bienenzüchtern die Sage um, daß gewisse Arbeitsbienen ohne alle Befruchtung entwicklungsfähige Eier legen könnten, welche Angabe zuletzt von keinem erfahrenen Bienenzüchter mehr geleugnet wurde. Ich bemerke aber ausdrücklich, daß ich von der eigentlichen, gewöhnlichen Arbeitsbiene, nicht von der mit dem Eierlegen von der Natur beauftragten Bienen-Königin oder der sogenannten Weisel rede. Die Wissenschaft mußte endlich nothgedrungen von dieser Thatsache Notiz nehmen und so fing man an, die Arbeitsbiene anatomisch zu zergliedern. Hierbei ergab sich, daß dieselbe allerdings nicht, wie bisher irrthümlich angenommen worden, geschlechtslos sei, daß aber ihre Zeugungsorgane verkümmert, namentlich die Eierstöcke und die Saamentasche (receptaculum seminis) unvollkommen entwickelt waren, sie auch sonst, vermöge der unausgebildet gebliebenen Empfangsorgane sich mit einer männlichen Biene (Drohne) nicht zu einem Befruchtungsakte herbeilassen konnte. Da nun trotzdem Arbeitsbienen, wenn auch nur sehr vereinzelt, wie auch erweislich unbefruchtete Königinnen (Weisel) keimfähige Eier legten (freilich nur solche, welche Drohnen oder männliche Bienen hervorbrachten), so kam hier unwiderleglich die reine Parthenogenesis, d. h. mit andern Worten: die unbefleckte Empfängniß zur Erscheinung.

Die wissenschaftliche Begründung dieser Thatsache verdanken wir dem praktischen Bienenzüchter und protestantischen Geistlichen, Pastor Dzierzon zu Carlsmarkt bei Brieg in Schlesien, der aber wohl weit davon entfernt war, dabei an eine Parallele zu dem christlichen Dogma von der unbefleckten Empfängniß zu denken. Das Ergebniß jener überaus interessanten Entdeckung im Bienenstaate ist, kurz zusammengefaßt, folgendes:

Die Natur hat ursprünglich im Bienenstocke, wie überall bei nur irgend entwickelten Thiergeschlechtern, Mann und Weib geschaffen; aber die Fortzeugung des Bienenvolkes ist an ganz besondere, von allen andern Organismen abweichende Bedingungen geknüpft. Die Schaar der Weiber oder Arbeitsbienen ist nämlich angewiesen, innerhalb des Stocks drei verschiedene Arten Zellen zu bauen: die eine (sehr gering an Zahl) für die Königinnen-Larven, eine zweite, sehr zahlreiche für die Männer (Drohnen), und die dritte (wieder geringer an Zahl) für die Weiber oder Arbeitsbienen. Die Königin legt nur zweierlei, den beiden gewöhnlichen Geschlechtern, Mann und Weib, entsprechende Eier, jedoch nach nstinktmäßiger Willkür: Drohneneier in die Drohnen-Zellen, weibliche

Eier in die Königinnen- und Weiber-Zellen. Sobald die Larven ausschlüpfen, und von den Arbeiterinnen genährt werden müssen, ist diesen die Befähigung gegeben, die in den Weisel-Zellen ausschlüpfende Brut mit einer besonderen, auserwählten Speise zu nähren, durch welche der jetzt noch von keiner gewöhnlichen Arbeitsbiene (Weibchen) unterschiedene Leib zu einem königlichen herausgefüttert wird. Sobald nun das junge Volk in der Ausbildung so weit vorgeschritten ist, um fliegen zu können, wartet es nur einen warmen, sonnenhellen Tag ab, um sich ins Freie zu begeben und einen Flug hoch in die Luft vorzunehmen, zu „schwärmen". Bis dahin zeigt sich das Drohnen-Volk sehr träge, phlegmatisch und theilnahmlos. Sobald aber die Königin, durch ein eigenthümliches Gesummse ihrer Flügel das Signal zum Hochzeitsfluge giebt, werden sie lebendig und aufgeregt, indem der Geschlechtstrieb in ihnen erwacht, und sie folgen, nebst den jungen Arbeiterinnen, der Königin hoch in die Luft, wo jenes Gesummse der Königin, das den jedesmaligen Ort ihrer Anwesenheit verkündet, alle zu lebhaften Liebesanträgen anreizt. Von der großen Schaar der sie umschwärmenden Drohnen wählt die Königin indeß auf diesem ihrem ersten und letzten Hochzeitsfluge nur eine einzige auserwählte Drohne zur Befruchtung, welcher Act das Werk eines ganz kurzen Momentes ist. Die beglückte Drohne aber bezahlt den gewiß vielbeneideten Vorzug mit dem Leben, indem sie das Werkzeug der ausgeübten Pflicht bei der Weisel zurückläßt, die sich desselben erst später entledigt und, wie erwähnt, auch ihrerseits den Begattungsact nur ein einziges Mal in ihrem Leben ausübt. Sobald derselbe beendet, sucht sie mit ihrer stramm gefüllten Saamentasche und im Gefolge des ganzen Schwarms einen neuen Aufenthalt (Stock) für ihr ferneres Leben und beginnt den eigenen Haushalt.

Nunmehr folgt das Wichtigste im Bienenleben, eine der interessantesten neueren Entdeckungen auf dem Gebiete der Natur. Sobald nämlich die Arbeitsbienen Zellen für die neue Generation fertig haben, beginnt die Königin mit dem Eierlegen, und zwar so, daß die Eier während des Vorbeischlüpfens an der gefüllten Saamentasche entweder von dem Saamen influirt (befruchtet) werden oder nicht. Die Eier sind ursprünglich alle von der gleichen Art; je nachdem aber eines derselben befruchtet oder nicht befruchtet wird, entstehen weibliche oder männliche Larven, d. i. Arbeitsbienen oder Drohnen, und die Königin legt, in ihrem dunkelen Drange, je nach der durch ihr Wollen erfolgten oder nicht erfolgten Befruchtung, die Eier in männliche oder weibliche Zellen. Diese, wie bemerkt, sind verschiedenartiger Gestalt, und somit ist die Geburt der Drohne das Resultat der reinen Parthenogenesis,

streng genommen freilich nicht bei dem **normalen** Verlauf des Regenerations-Actes durch die Bienen-Königin, da immerhin eine Paarung derselben mit der Favorit-Drohne behufs Erzeugnng **weiblicher** Bienen stattgefunden hat. Es kommen aber andere Fälle vor, wo die Parthenogenesis vollkommen rein auftritt, und eben diese zu beleuchten, erachte ich für nothwendig, um den Anschein der Fabel von der oben gegebenen Fortpflanzungstheorie der **Bienen**, und somit von der **Parthenogenesis** überhaupt fern zu halten. Die Wahrheit und Richtigkeit derselben wurde durch folgende, vielfach beobachtete abnorme Fälle bestätigt.

Zuerst kommt es vor, daß Königinnen ohne normale Flugwerkzeuge geboren werden, oder diese durch irgend einen Zufall vor dem Hochzeitsfluge beschädigt wurden, so daß der Befruchtungsakt — der bekanntlich niemals anders, als hoch in der Luft vor sich geht — unterbleiben muß. In solchem Falle hat man gefunden, daß die an den Stock gefesselte Königin dennoch Eier legte. Eier zu Tausenden, daß aber aus allen nur Drohnen und immer nur Drohnen entstanden. Nun versteht es sich von selbst, daß für alle diese Drohnen nicht Zellen genug vorräthig sind; aber die Weisel thun sich keinen Zwang an, ihre Eier auch in die Weibchen-Zellen zu legen, und so entsteht eine Verlegenheit, indem die ausschlüpfenden Drohnen-Larven in den Weibchen-Zellen nicht Raum finden. Diesen Umstand merken die Arbeiterinnen sofort, und suchen den Fehler zu verbessern, indem sie (zum größten Erstaunen selbst älterer Bienenzüchter) durch Umbau der Zellen eine völlig bucklige Gestalt der Waben veranlassen, über deren Ursache man sich früher keine Rechenschaft zu geben wußte. Man hat Beispiele, daß eine solche jungfräuliche Königin bereits 1500 Eier als Drohnenbrut abgelegt hatte, worauf man sie einfing, anatomisch untersuchte und ihre unverletzte Jungfräulichkeit festgestellt wurde.

Einen ferneren Beweis für das Vorhandensein einer derartigen Naturgesetzlichkeit im Bienenstaate liefert auch der Umstand, daß die einmal auf dem Hochzeitsfluge gefüllte Saamentasche für die ganze Lebensdauer der Weisel ausreicht und niemals wieder ergänzt zu werden braucht. Eine solche normale Weisel lebt 5—7 Jahre und legt in dieser Zeit viele Tausende von Eiern, männliche und weibliche, so daß gegen das Ende ihrer Tage die Befruchtungstasche leer ist. Nichts desto weniger legt sie auch dann noch Eier, aber von der Zeit an nur Drohnen-Eier.

Endlich aber legen, wie schon angedeutet, auch einzelne Arbeits-Bienen, welche niemals auf den Rang einer Königin Anspruch machten,

Eier, jedoch aus demselben Grunde, nur für Drohnenbrut fähige; niemals hat man, trotz der größten darauf verwendeten Aufmerksamkeit, Arbeitsbienen, d. h. Weiber daraus hervorgehen sehen. Die Ursache der Befähigung einzelner Arbeits-Bienen aber, überhaupt Eier abgeben zu können, scheint auf dem Umstande zu beruhen, daß einer solchen Arbeitsbiene zufällig etwas Königinnen-Futter zugegangen ist. Gewisses weiß man darüber nicht.

Wir verlassen hiermit diesen interessanten Gegenstand, da er für unseren Zweck, den Beweis einer in der Natur vorkommenden absoluten Parthenogenesis oder jungfräulichen Zeugung zu liefern, ausreichend erschöpft ist, und werfen nunmehr einen kurzen Blick auf das menschliche Geschlecht, wo die Parthenogenesis in ihrer eigentlichen Bedeutung, wie es das katholische Dogma annimmt, allerdings nicht vorkommt und nicht vorkommen kann, da die Gesetzlichkeit der Natur in der Wiedererzeugung der Vierfüßler dagegen spricht. Trotzdem bekundet die Anatomie eine jungfräuliche Befruchtung, und wir kommen hiermit auf einen, früher nur oberflächlich berührten Punkt zurück, wo die äußeren, übrigens sehr trüglichen Merkmale der Jungfräulichkeit vollkommen unverletzt blieben.

Die Natur begnügt sich mit einem Hauch, einem Odem, um das neue Geschöpf zu beleben, wie solches auch schon die Genesis in ihren sagenhaften Schöpfungsbildern andeutet. Durch diese, dem delikaten Gegenstande entsprechende kurze Andeutung soll nur dargethan werden, daß die sogenannte unbefleckte Empfängniß, materiell und buchstäblich betrachtet, kaum in das Reich des Wunderbaren, viel weniger in das der Wunder gehört, wohin es die mirakelsüchtige Kirche doch so gern gezogen sähe. Ein Anderes freilich ist es, wenn man der betreffenden Erzählung des Lucas den Sinn der reinen Parthenogenesis unterlegt, die in diesem Falle nur einmal auf besondere Veranstaltung Gottes und unter augenblicklicher Aufhebung des betreffenden Naturgesetzes, durch Vermittelung des heiligen Geistes in Wirksamkeit getreten wäre; und daß diese Auffassung allerdings vorliegt, geht aus den der Maria in den Mund gelegten, freilich sehr doppelsinnigen Worten hervor: „Sintemalen ich von keinem Manne weiß!“ Dergleichen Fälle, d. h. die Berechtigung zu solchem Einwande, hat indeß die Geschichte der Menschheit auf manchem Blatte verzeichnet, und zwar selbst zu jenen Zeiten, als Chloroform und Schwefeläther noch zu den unentdeckten Stoffen gehörten, und ein höchstpotenzirter Schlaf zuweilen deren Stelle vertrat. Da wir somit zu dem entscheidenden Momente dieses dunklen Thema's gelangt sind, so werde ich mich einer ausführlicheren

Beweisführung nicht enthalten können; ich appellire einfach an den gesunden Menschenverstand und den unserer Zeit eigenthümlichen Wissens- und Erkenntnißdrang im Dienste der Wahrheit und unabänderlicher Naturgesetzlichkeit.

Der Befruchtungsakt durch den geschlechtlichen Dualismus (das Zweierlei) geht durch die ganze organische, belebte Natur; selbst bei den Zwittergeschöpfen, wo Mann und Weib in einem Körper vereint sind, und das Thier sich selbst begattet, sind dennoch zweierlei Werkzeuge für die Befruchtung vorhanden; ja noch in der anorganischen Natur (z. B. im Magnetismus, wo die ungleichen Pole sich suchen und anziehen) sind, wie schon erwähnt, Spuren davon zu finden. Wir haben es hier indeß nur mit der physiologischen Beweisführung des menschlichen Zeugungsactes zu thun, von dem man in jener Zeit, wo unsere Geschichte des Nazareners beginnt, noch nicht den entferntesten Begriff hatte; und doch kann man ohne Kenntniß der für denselben von der Natur geschaffenen Apparate und deren Wirksamkeit sich kein bezügliches Urtheil bilden. Betrachten wir zuerst die Empfangende und treten zu dem Urquell der Menschwerdung heran, so finden wir die in allen Formen wiederkehrende Keim-, Zellen- oder Eierbildung auch hier in einer Form wieder, die man das Ovarium nennt; ein Inbegriff von sehr kleinen Bläschen oder Zellen, die man nach ihrem ersten Entdecker Graaf'sche Bläschen genannt hat. Ein solches mikroskopisch kleines Bläschen im Ovarium einer schönen jungen Jüdin war mithin auch einst unser vergötterter Heros. Von Zeit zu Zeit löst sich eine solche Zelle, unabhängig von dem Willen der Eignerin aus dem Ovarium ab und wird zunächst von einem Organ erfaßt und aufgenommen, das man wegen seiner Gestalt Tuba oder auch Trompete genannt hat, das indeß noch zutreffender jenen Polypen zu vergleichen ist, die — halb Thier, halb Pflanze — in den Aquarien zu sehen, wie sie ihre blüthenartigen Fangarme öffnen und schließen, um nach Beute zu fahen. Die Franzen dieses Organs breiten sich periodisch aus, nehmen das Bläschen auf und lassen es in den Eiergang gleiten, der in ein Organ mündet, das man den Uterus oder im gewöhnlichen Leben „die Mutter" heißt und welches 40 Wochen lang den Wohnplatz abgiebt, an welchem sich unter naturgesetzlichen Bedingungen das aufgenommene Bläschen zur organischen Gestalt ausbildet. Der Weg, den das Bläschen vom Ovarium nach dem Uterus zurückgelegt, ist nicht lang; dennoch können oft 14 Tage hingehen, bis derselbe zurückgelegt ist.

Wir gelangen nun zu einer unabweislichen Bedingung der Brütung oder Hinausbildung der empfangenen ersten Zelle zum organisch-plasti-

schen Gebilde, eine Bedingung, ohne deren Erfüllung an keine Entwickelung zu denken ist, welches den Knotenpunkt jenes Dogma's von der unbefleckten Empfängniß bildet, denn ohne gegenseitige Durchdringung der Potenzen, der weiblichen Ovarien-Bläschen und der männlichen Befruchtungsstoffe, verkümmert ersteres und wird in der nächsten Menstruations-Periode hinweggeschwemmt. Um jene, bei allen Organismen zur Empfängniß durchaus nothwendige Befruchtung, wie auch die spätere Auslieferung der gereiften Frucht zu ermöglichen, ist dem Uterus ein zweites Organ, der Muttermund (cervis), anerschaffen, der sich während und bei einer geschlechtlichen Extase im Augenblick der höchsten Beglückung öffnet und das dargebotene Belebungsprincip entgegennimmt, daher der Ausdruck: Empfängniß. Dieser Actus ist ein individuell durchaus willenloser und daher bei der passiv Empfangenden sogar im bewußtlosen Zustande möglich. Als zweifelhaftes Moment bei dieser Angelegenheit könnte Manchem vielleicht noch das berüchtigte Jungfernhäutchen erscheinen, es ist dasselbe jedoch von der Physiologie längst in das Fabelbuch geschrieben. Allerdings ist an entscheidendem Orte ein mehr oder minder thätiger Schließmuskel vorhanden, dessen überwundene Widerstandsleistung in den meisten (nicht in allen) Fällen eine geringe Blutung veranlaßt; aber eben weil diese nicht jederzeit erfolgt, es vielmehr weibliche Individuen giebt, bei denen der Schließmuskel von Natur aus keinen erheblichen Widerstand leistet, so ist es physiologisch vollkommen erklärlich, daß eine Schlafende oder sonst Bewußtlose willenlos befruchtet werden kann. Dergleichen Fälle sind in unserem weniger wundersüchtigen, und weniger überspannten Zeitalter häufig vorgekommen. So weiß man von einem Falle zu erzählen, wo in einem großen Gasthofe ein dreitägiges Fest stattgefunden hatte, in Folge dessen einer der weiblichen Dienstboten in mehreren Nächten keinen Schlaf finden konnte. Am dritten Abend erschöpft, will das Mädchen beim Ordnen der Schlafzimmer einen Augenblick ausruhen, wird aber vom Schlaf übermannt und in dieser, der Erstarrung ähnlichen Lage vom Zimmerbewohner überrascht, der die Gelegenheit zu einem Attentat benutzt. Nach geschehener Entweihung stellt er einen Stuhl quer über das Opfer und es ergiebt sich in Folge des Actus eine Befruchtung, deren nicht bewußte Ursache das sittlich wohlbeleumdete Mädchen vor Gericht mit einem Eide besiegelte, worauf der Knabe auf den Namen „Stuhl" getauft wurde.

Man ersieht aus dem Beispiel, daß sich die Natur in dieser geheimnißvollen Wirksamkeit ein besonderes Vorrecht reservirt hat, vermöge dessen der weibliche Theil unter gewissen Umständen völlig passiv erscheint, und ich erachte es als ein Verdienst und der Gerechtigkeit ent-

sprechend, das interessante Thema hier flüchtig berührt zu haben, da in der That die betreffende Veranstaltung eines der interessantesten Geheimnisse des großen Schauplatzes der Natur ist, insofern man auch die in tiefes Dunkel gehüllten Geburtsacte noch zum Schauplatz derselben zählen darf, obgleich man erst durch anatomische Vergleichungen und Vernunftschlüsse zur Erkenntniß gelangt. Die Natur hat, um ihres Erfolges sicher zu sein, folgende Veranstaltung getroffen:

Jene, ohne alles Bewußtsein der Erzeugerin sich vom Ovarium ablösende und allmälig in den Uterus versenkende Zelle harrt hier geduldig der Befruchtung, gleich wie der Fischroggen oder der Froschlaich am Ufer des Teiches der Befruchtung des streichenden Milchners. Bleibt diese Bedingung zur Neuschöpfung aus, so ist das von keiner Bedeutung, denn jede vierte Woche säubert die Natur das Haus, schwemmt das alt und unnütz Gewordene auf einer Blutwelle hinaus und der Versuch beginnt auf's Neue. Der Uterus ist also das stille, heimlich lauschige Plätzchen, das Rendezvous jener zwei organisch-chemischen Stoffe, welche die Natur als Bedingung zur Menschwerdung schuf, und beglaubigte Ereignisse lassen schließen, daß dem männlichen Antheilstoffe ein gewisses lebendig-instinktives Suchen und Vordringen anerschaffen wurde. Denn es kommen Fälle vor, wo nicht nur die Ursprungszelle, der Keim des werdenden Geschöpfes, obgleich im Eiergange zurückgeblieben, hier der Befruchtung unterlag und zur Entwickelung kam, sondern daß das ganze Ovarium befruchtet wurde und die Betreffende das Opfer dieser Abnormität werden mußte.

Schließlich noch die Bemerkung, daß, wenn der Befruchtungsstoff mehr als ein Bläschen, z. B. 2, 3 oder gar 4 und mehr im Uterus antrifft, alsdann jene bekannte Pluralität entsteht, die man Zwillinge, Drillinge u. s. w. nennt. Aus dieser Auffassung geht hervor, daß alle Zeichen der Jungfräulichkeit vorhanden sein können und dennoch eine Befruchtung stattgefunden haben kann.

Hiermit wäre die zweite, die anatomische Seite jenes angeblichen Wunders vom Standpunkte der Naturwissenschaft hinlänglich beleuchtet und wir wenden uns nun zu der mythisch-philosophischen Seite, um von dort aus den Schlüssel zu suchen, der uns den eigentlichen, echt-christlich-sagenhaften Sinn jenes tiefbedeutsamen Moments der Messiade zu erschließen befähigt ist.

Es bleiben nach diesem und der vorstehenden Geschichtserzählung für die Zukunft des Christenthums nur zwei Wege offen: entweder sich einfach an das Leben und die ursprüngliche Lehre Jesu zu halten, sich also zu dem Urchristenthum zu bekennen und die Mysterien ganz zu

übersehen; oder aber, wenn man Anstand nimmt, dieselben zu verwerfen, ihren mythischen Hintergrund, ihre tiefe Bedeutung zu erforschen und zu erfassen (gleich wie es der Dichter mit den Mythen der Griechen, Römer und nordischen Völker thut) und sie im Natur- und Vernunft-Gottesdienste, zu welchem Jesus vom Mosaismus aus die ewig dauernde Brücke schlug, zu verwerthen.

Zu diesem christlichen Mythen-Cyclus gehört aber auch das Dogma von der unbefleckten Empfängniß oder gewissermaßen der christlichen Parthenogenesis. Ohne mich hier auf eine umfassende Ausführung der Mythe an sich einzulassen, muß ich doch bemerken, daß sowohl alle orientalischen wie die vorchristlichen Religionen der nordischen Völker, der Völker des Abendlandes, ursprünglich aus einem Inbegriff von Mythen bestanden, deren erzählender Theil nur die gröbere Schale um einen meist tief verborgenen, geistigen Kern bildete. Das wesentliche Merkmal dieser religiösen Mythen ist ein poetischer Duft, ein gewisser geistiger Hauch der Schönheit, der Lebendigkeit und der naturwüchsigen Ursprünglichkeit. Die Prosa moralisirender Schriftstücke oder solcher, welche Gebote und Verbote in Muhamed's Art aufzählen, gehört zu den späteren Beigaben und ist ihrem Wesen nach nicht Das, was die Religion eben zur Religion macht; ihnen fehlt die Poesie, jener beseligende Odem der Dichtung, der unerklärlichen Schönheit, deren wundersame Wellenlinien sich bis in das tiefste Dunkel verlaufen, wo der Urquell alles Vorhandenen rauscht und einst die Wiege der Menschheit stand. Man weiß nicht, woher die Mythen kamen; es sind meist Sagen aus vorgeschichtlicher Zeit, und wer ihren Sinn, ihre Bedeutung enträthselt, muß, im Hinblick auf die kindliche Unbeholfenheit der vorgeschichtlichen Menschheit auf den Gedanken kommen, daß eine höhere Offenbarung, eine uns unbekannte Gesetzlichkeit geistiger Natur im Spiele gewesen, welche diese Sagen den Menschen gleichsam zugeflüstert, mit andern Worten: die Urmenschheit muß dem Weltgeiste näher gestanden haben, als wir. Dieser Gedanke ist es auch, der sich durch alle Religionen, mehr oder minder deutlich ausgesprochen, wie ein rother Faden hinzieht, wobei zu beachten, daß die christliche Mythe, wenn man die Wurzel derselben verfolgt, sich ebenfalls in das graue Alter vorgeschichtlicher Zeiten verliert, wie ich das u. A. schon in der Geschichte des Lebens Jesu nachgewiesen habe. Wir dürfen überhaupt annehmen, daß die Wurzel aller religiösen Mythen, die des Christenthums nicht ausgenommen, älter ist, als wir glauben, wissen und die Chronisten uns lehren wollen; und diese Ueberzeugung wurzelt, außer andern Merkmalen, soweit sie das Christenthum betrifft, namentlich auch in den tiefen, gött-

lich-erhabenen, mit den ewigen Naturgesetzen in schönster Harmonie stehenden Gedanken, die in den einzelnen Momenten der christlichen Mythe verborgen liegen. Hierzu gehört auch das Dogma von der unbefleckten Empfängniß, zu dessen philosophischem Verständniß wir jetzt übergehen wollen.

So weit die Geschichte der Menschheit in die Vorzeit zurückreicht, tritt uns auf jedem Blatt der Ueberlieferungen die beklagenswerthe Erscheinung entgegen, daß die Menschheit, namentlich auch schon in der vorchristlichen Zeit, in ihrer ungeheuersten Majorität — Regenten und Priester nicht ausgenommen — in einem Schlamme der Verderbniß, des Lasters und der unwürdigsten Roheit und Gemeinheit versunken war, wovon wir uns jetzt kaum noch eine richtige Vorstellung machen können (und das will viel sagen!) und wovon die Menschheit zu erlösen eine vergebliche Anstrengung jener vereinzelten weisen und besseren Menschen war, deren rührenden Klagen und Vorwürfen wir vornehmlich in den Schriften der sogenannten Propheten (Dichter und Philosophen) des Alten Testaments begegnen. Es war nicht zu verkennen, daß die Mehrzahl der Menschen, selbst der Gewaltigen und Lehrer, diejenige Stufe der Bildung und moralischen Würde nicht erreicht hatte, welche augenscheinlich in dem Plane des Weltgeistes bei der Schöpfung des Menschen vorgelegen und aus den ursprünglichen geistigen Anlagen als Möglichkeit vernunftgemäß angenommen werden darf. Diese sittliche Verkommenheit nahm immer mehr überhand, zumal die (der Absicht nach) zu Erziehern und Bildnern der Menschen berufenen Priester — gerade wie so vielfach noch heute — dermaßen in geistlichem Hochmuth, Unduldsamkeit, dogmatischer Verdummung und fleischlichen Lastern versunken waren, daß von hier aus keine Rettung zu erwarten war. Die Menschheit versank vielmehr immer tiefer in den Schlamm der Gemeinheit, so daß die wenigen weiseren und besseren Menschen an eine Erlösung auf gewöhnlichem, natürlichen Wege, durch Lehre und Predigt, verzweifelten. Es ist aber eine unverkennbare Erscheinung im Völkerleben, daß sowohl Irrthum und Laster, als Wahrheit und Tugend, wenn eine oder die andere Richtung von Generation zu Generation sich die Oberherrschaft angemaßt hat, endlich zur Gewohnheit, zur andern Natur werden, so daß der Leumund sich in einer oder der anderen Weise dahin ausspricht, hier sei ein edles, ein braves, dort ein verdorbenes, schlechtes Volk. Die letztere Bezeichnung war leider in jenen älteren Zeiten die vorherrschende.

Wenden wir unsere Blicke, um Beispiele anzuführen, z. B. auf jene Zeit, als Sodom und Gomorrha untergingen, als unter den heid-

nischen Völkern die Götzen, ja sogar die Menschenopfer florirten, als in Rom alle Laster der gemeinsten Ueppigkeit und Grausamkeit im Schwange gingen und selbst die gebildetsten griechischen Männer den schmählich vertrauten Umgang mit dem eigenen Geschlecht nicht einmal für unsittlich hielten; — rollen wir das ganze Schandgemälde vor unserm geistigen Auge ab, so ist es nicht zu verwundern, wenn weise Männer jener Tage kein ander Heil sahen, als die abermalige gänzliche Vertilgung des Menschengeschlechts, wie es die Sage von der Sündfluth als schon einmal geschehen bekundete. Man könnte dies im evangelischen Sinne eine Wiedergeburt nennen, auf die ja auch in den alten Schriften, freilich in anderm Sinne, so vielfach gedrungen wird und womit dann der alte Glaubenswust, die todten Satzungen und der verknöcherte religiöse Cultus ohne Sinn und Verstand, nebst allen lasterhaften Gewohnheiten vertilgt und unter Beseitigung alles religiösen Zopfes ein neues, naturfrisches und naturgeheiligtes Menschheitsleben angefangen würde.

Diese Grundidee einer schöneren Zukunft durch die gebesserte Menschheit zieht sich durch das ganze Alte Testament und tritt in Christus als den für solchen Zweck längst erwarteten vermeintlichen Messias, sowohl in idealer als historischer Bedeutung zur vollsten Blüte heraus. Seine Anklagen, namentlich gegen das Priesterthum, und seine Strafpredigten sind so gewaltig, daß sie sich einzeln sogar bis zu Thätlichkeiten des Zornes verstiegen Ein anderes Mal aber, als er wieder sanft und belehrend auftritt, sagt er; „Werdet wie die Kinder, auf daß ihr das Reich Gottes ererbet!“ D. h. vergesset alle die angelernten Gewohnheiten, die falschen Lehren, die schlechten Beispiele, und fanget wieder von vorn an, Menschen zu werden, wie es die neugeborenen Kinder thun müssen, auf daß ihr Mitglieder eines neuen Gottesreiches auf Erden, Glieder einer besseren veredelten Menschengesellschaft werdet. Goethe spricht denselben Gedanken, wahrscheinlich ohne direkte Beziehung mit anderen Worten in der Klage aus: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!“ Das will sagen: wehe dir (und wehe uns Allen), daß du als Enkel so vieler vorhergegangenen Generationen alle den Jammer der falschen Lehre, des fälschlich Recht genannten Unrechts und alle die traditionellen, schon mit der Muttermilch eingesogenen Fehler und Gewohnheiten, die Schwächen und wie alle die traurigen Erbstücke der Geschlechter heißen mögen, mit dir herumzutragen hast. Der Ursprung ist gut und rein, aber der Enkel hat alle die Jämmerlichkeit anererbt, die ihm das Dasein verbittert. So ungefähr dürfte Goethe's Ausspruch zu deuten sein, und auch in seinem „Wehe!“ liegt der Wunsch der

Wiedergeburt ausgesprochen, einer Idee, in welcher auch das Symbol der Taufe wurzelt: eine Abwaschung, eine Reinigung von allem angeerbten und angewöhnten Schmutz, wobei es freilich Noth gethan hätte, daß der Jordan ein Lethe gewesen wäre.

Hier müssen wir, um den Mythus von der unbefleckten Empfängniß in seiner tiefsten bildlichen Bedeutung zu erfassen und zu verstehen, den geschichtlichen Christus verlassen um zu dem idealen, d. h. zu der Grundidee der Messiade überhaupt überzugehen. Diese wurzelt, wie wir wissen, in dem Alles umfassenden Begriff der Erlösung, d. h. der Erlösung der ganzen Menschheit aus den oben geschilderten, verkommenen Zuständen, was — der verzweifelten Lage der Dinge, und den Begriffen der vorzeitlichen Weisen nach — nur durch einen unmittelbaren Eingriff des Schöpfers in den geistigen und materiellen Naturgesetzkreis geschehen konnte, indem er eine menschlich-geistige Normalschöpfung, ein reines Abbild der Ur-Idee, gleichsam unmittelbar (wie einst der Urmensch aus seiner Hand hervorgegangen) auf die Erde sendete, um das bezeichnete Erlösungswerk zu schaffen. Der Mythus drückt dies in einem gedrängten Bilde folgendermaßen aus: Christus solle der Schlange (d. h. dem Laster und der Verworfenheit) den Kopf zertreten. Diese Idee lebte seit undenklichen Zeiten in den Gemüthern derjenigen Menschen, die das Elend auf Erden mit weinenden Augen ansahen, und lange vorher, ehe der geschichtliche Christus auftrat, hatte man sich schon ein Bild entworfen, wie der göttliche Sendbote, diese neueste menschliche Urschöpfung Gottes, der Träger einer neu belebenden moralischen Umwandlungskraft, in die Welt kommen sollte. Merkwürdig genug dachte man, trotz aller Wundergläubigkeit damaliger Zeiten, nicht an eine reine Urschöpfung nach Maßgabe der mosaischen Mythe, sondern man blieb in seiner Erwartung zur Hälfte wenigstens, in dem ordentlichen Naturgesetzkreise stehen, indem man das Weib als irdische Vermittlerin dieser außerordentlichen Veranstaltung, dieser Erweckung eines sogenannten Gottmenschen in erster Instanz, nicht verwarf. (Der Goethe'sche Homunculus liegt, wie es scheint, diesem Gedanken nicht so fern.) Aber jenes Werkzeug, jene Mutter des Gottgesandten konnte nach allgemein verbreiteter geistlicher Anschauung kein gewöhnliches Weib sein, sondern — und dies ist die durchgreifende Parallele! — es mußte, gleich wie bei der Erschaffung des ersten Menschenpaares (nach Maßgabe der Mythe) die Erde als Ur-Mutter des Menschengeschlechts sich noch in einem rein-jungfräulichen Zustande befand, ebenso auch (dem Gleichniß getreu) der neuerstehende, er-

lösende Gottmensch — so zu sagen dieses Schema der Wiedergeburt — eine reine, unentweihte Jungfrau als Mutter haben.

Dieses die eine, die mütterliche Seite der tiefsinnigen Erlösungs-Theorie. Was die andere, die väterliche Seite betrifft, so mußte der Ur-Schöpfungsact sich insofern factisch wiederholen, daß Gott, der Schöpfer, gleich wie einstmals am ersten Werdetage, als Selbstbefruchter in erster Instanz auftrat, d. h. als unvertretener, unvermittelter Vater des wiedergebornen Urmenschen, indem er (und so faßt es die Mythe in ihrem poetischen Bilde auf) seinen Geist hernieder sandte, um die auserwählte Jungfrau zu überschatten und sie also trotz der Befruchtung in ihrer unentweihten (unbefleckten) Jungfräulichkeit zu belassen. Aus dieser sinnreichen, poetisch-schönen, bildlichen Grundidee gehen alle späteren, hier nicht hergehörigen Folgen in Betreff des Erlösers hervor, wie z. B., daß er Gottes Sohn, der Mittler, der Gottmensch, daß er unsterblich, zu seinem Vater sichtbar zurückgekehrt sei u. s. w., worüber man in meinem „Friedensschluß zwischen Vernunft uud Christenthum" das Nähere nachlesen wolle.

Der erhabene, in seiner wunderbar schönen Ausschmückung und folgerechten Durchführung nur in der Messiade in solcher Weise ausgeprägt auftretende Mythus ist demnach ursprünglich viel älter als das Christenthum; nicht nur, daß die ältesten Propheten, z. B. Jesaias (vergl. Kap. 7, V. 14), Andeutungen geben, sondern auch in den religiösen Mythen anderer Völker und Nationen kommt derselbe — wie schon in vorstehender Geschichte erwähnt — unter den verschiedensten Ausschmückungen vor. (Siehe Seite 107.)

Daß die ungeschickt zutappenden Fäuste des Pfaffenthums den duftigen Schmelz von jener zartesten Blüthe der religiösen Dichtung abgestreift, sie in den Schmutz des materiellen Unsinns getreten und dadurch dem Gespötte des leichtfertigen Mißverständnisses Preis gegeben, ist tief zu beklagen, wie überhaupt die Mißhandlung des Christenthums von Anfang bis heute, ohne daß man dem tieferen bildlich-sagenhaften Verständniß nachgeht (in beispielsweise vorliegender Art und wie ich es u. A. in dem erwähnten „Friedensschluß" niedergelegt), der angeblich christlich-germanischen Bildung keine Ehre macht. Dennoch lebe ich der festen Ueberzeugung, daß die mythisch-christliche Auffassung aller Religionswahrheiten die theologisch-christliche in nicht allzu ferner Zukunft ersetzen und, mit der geschichtlichen Auffassung des Lebens Jesu Hand in Hand gehend, einst in völliger Harmonie mit den Vernunft- und Naturgesetzen siegreich über alle Religionssysteme triumphiren wird.

Die philosophische Grundidee der unbefleckten Empfängniß — und hiermit will ich meine Enthüllung schließen — wirft ihren magischen Schimmer noch jetzt und alle Tage auf den Schauplatz der lebendig wirkenden und webenden Menschheit, indem wir die Genien-Erweckung, das fortgesetzte Auftreten von Geistesheroen, nur einer besonders auffälligen, wenn auch naturgesetzlichen Einwirkung des allbelebenden Gottesodems auf die Bevorzugten, schon im ersten Keime ihres Werdens zuzuschreiben keinen Anstand nehmen wollen; denn in der That ist die Erscheinung so außerordentlich begabter Menschen als ein mittelbares Ausströmen aus dem ewigen Urquell alles Großen und Erhabenen, alles Schönen und Edlen in Kunst, Poesie und Wissen, als ein besonderer Ausfluß jenes unbekannten Wesens zu betrachten, das wir Gott nennen, dem wir uns in bewundernder Ehrfurcht zuneigen, wenn gleichwohl unsere Gedanken ihn nicht zu umspannen vermögen. Wahrlich aber, die höhere geistige Zeugung, die Schöpfung der Genien, obgleich innerhalb unseres obentlichen Naturverbandes vermittelt, ist dennoch im rechten Sinne das Ergebniß einer Parthenogenesis, wo das Weib in der That, bezüglich der höheren geistigen Begabung ihres Sprößlings, von keinem Manne weiß, auf den die schöpferische Kraft, aus welcher der Genius hervorgegangen, zurückzuführen wäre.

Und hiermit scheide ich von dem geehrten Leser, der nicht ermüdete, mit mir einen weiten, unbekannten, klippenreichen Gedanken-Ocean zu durchschiffen, dankend für die seltene Ausdauer, und mit der Bitte, im Kreise der Befreundeten für jene beseligende Geistesfreiheit zu werben, die auch den letzten Schlupfwinkel des Aberglaubens zu zerstören berufen ist, wie für jenes Leben und Begeisterung ausstrahlende Licht, für welches der edle, große und kühne Nazarener einstmals das Blutgerüst bestieg.

Berlin, Druck von W. Ehrenstein.

Jesus der Nazarener.

Des Weisesten der Weisen
Leben, Lehre und natürliches Ende.

Der Wirklichkeit nacherzählt und dem deutschen Volke gewidmet

von

Fr. Clemens,

Verfasser des „Manifest der Vernunft“ — „Friedensschluß zwischen Vernunft und Christenthum“ — „Das entschleierte Bild zu Sais“ — „Das Allbuch, eine Bibel“ — „Natürliche Klänge des Herzens an die Gottheit — „Zeus, der Hellenen mythisches Gedicht“ ꝛc.

Zweiter Band.

Der ideale Christus.

Enthüllung der christlichen Mysterien und demgemäßer Friedensschluß zwischen Vernunft und Christenthum, oder die Weltversöhnung.

Neue Auflage.

Berlin.

Verlag von Theobald Grieben.

1869.

Die philosophische Grundidee der unbefleckten Empfängniß — und hiermit will ich meine Enthüllung schließen — wirft ihren magischen Schimmer noch jetzt und alle Tage auf den Schauplatz der lebendig wirkenden und webenden Menschheit, indem wir die Genien-Erweckung, das fortgesetzte Auftreten von Geistesheroen, nur einer besonders auffälligen, wenn auch naturgesetzlichen Einwirkung des allbelebenden Gottesodems auf die Bevorzugten, schon im ersten Keime ihres Werdens zuzuschreiben keinen Anstand nehmen wollen; denn in der That ist die Erscheinung so außerordentlich begabter Menschen als ein mittelbares Ausströmen aus dem ewigen Urquell alles Großen und Erhabenen, alles Schönen und Edlen in Kunst, Poesie und Wissen, als ein besonderer Ausfluß jenes unbekannten Wesens zu betrachten, das wir Gott nennen, dem wir uns in bewundernder Ehrfurcht zuneigen, wenn gleichwohl unsere Gedanken ihn nicht zu umspannen vermögen. Wahrlich aber, die höhere geistige Zeugung, die Schöpfung der Genien, obgleich innerhalb unseres ordentlichen Naturverbandes vermittelt, ist dennoch im rechten Sinne das Ergebniß einer Parthenogenesis, wo das Weib in der That, bezüglich der höheren geistigen Begabung ihres Sprößlings, von keinem Manne weiß, auf den die schöpferische Kraft, aus welcher der Genius hervorgegangen, zurückzuführen wäre.

Und hiermit scheide ich von dem geehrten Leser, der nicht ermüdete, mit mir einen weiten, unbekannten, klippenreichen Gedanken-Ocean zu durchschiffen, dankend für die seltene Ausdauer, und mit der Bitte, im Kreise der Befreundeten für jene beseligende Geistesfreiheit zu werben, die auch den letzten Schlupfwinkel des Aberglaubens zu zerstören berufen ist, wie für jenes Leben und Begeisterung ausstrahlende Licht, für welches der edle, große und kühne Nazarener einstmals das Blutgerüst bestieg.

Berlin, Druck von W. Bärenstein.

Jesus der Nazarener.

Des Weisesten der Weisen
Leben, Lehre und natürliches Ende.

Der Wirklichkeit nacherzählt und dem deutschen Volke gewidmet

von

Fr. Clemens,

Verfasser des „Manifest der Vernunft“ — „Friedensschluß zwischen Vernunft und Christenthum“ — „Das entschleierte Bild zu Sais“ — „Das Allbuch, eine Bibel“ — „Natürliche Klänge des Herzens an die Gottheit — „Zeus, der Hellenen mythisches Gedicht“ ꝛc.

Zweiter Band.

Der ideale Christus.

Enthüllung der christlichen Mysterien und demgemäßer Friedensschluß zwischen Vernunft und Christenthum, oder die Weltversöhnung.

Neue Auflage.

Berlin.

Verlag von Theobald Grieben.

1869.

Inhalt.

Der ideale Christus.

Einleitung.

Nachdem meine Darstellung des historischen Christus bereits in erster Ausgabe die Feuerprobe bestanden und von einem denkenden, dem Roman entwachsenen Leserkreise so wohlwollend entgegengenommen wurde, daß eine neue Ausgabe zu veranstalten geboten schien und erfolgt ist, habe ich mich ermuthigt gefühlt, jenes große Werk der Weltversöhnung; wie ich solches im ersten Bande mehrfach angedeutet und an dem ich seit länger als 40 Jahren unter den verschiedensten Formen gearbeitet, wieder aufzunehmen, um es — so Gott will — einem gesegneten Ende entgegenzuführen. Hierzu wurde ich um so mehr bestimmt, als von dem erwähnten, im Jahre 1846 erschienenen Werke: „Endlicher und vollendeter Friedensschluß zwischen Vernunft und Christenthum", das ich seiner Zeit im eigenen Verlage herausgab, kein Exemplar mehr existirt, da ich den Rest der Auflage, aus Verdruß über die Unempfänglichkeit von Seiten des damaligen Publikums, mit geringer Ausnahme dem Feuer opferte und selbst nur noch ein einziges Exemplar besitze. Ich that allerdings Unrecht daran, denn ich berechnete nicht, daß mit neuen Generationen auch neue Empfänglichkeit hervorblüht. Aber — geschehen ist geschehen, und jetzt bietet sich die beste Gelegenheit, das Attentat gegen mein eigenes Werk zu reponiren.

Seit manchen Jahren hatte ich dieses Lehrbuch keines Blickes mehr gewürdigt, sondern war, in meinem inneren geistigen Leben beruhigt durch das Bewußtsein, nach langen Zweifeln und Kämpfen durch das-

selbe zu einem befriedigenden Abschluß mit mir selbst gekommen zu sein, so daß ich von jetzt an zu mir sagen konnte: darüber hinaus führt kein Weg zu Anderem und Besserem. Jetzt brauche ich mich meines Christennamens nicht ferner zu schämen, denn der Aberglaube ist von ihm abgestreift, die Binde von den Augen gefallen, die Mysterien sind enträthselt, und die Wahrheit liegt klar zu Tage, daß das Christenthum die einzige würdige, mit der Natur und Vernunft im schönsten Einklange stehende Religion, ja im rechten Sinne eine universelle Religions-Philosophie ist.

Nur über das Leben, über die Persönlichkeit des erhabenen Stifters, des weisen Nazareners, hätte ich eben wegen seiner Genialität, seiner gedankenreichen Lehren, seines heldenmüthigen Kampfes und seines unvergleichlichen Edelmuthes, seiner sittlichen Idealität halber gern mehr gewußt, mehr von ihm erkannt, und welcher denkende, feinfühlende Geist hätte nicht mit mir den gleichen Wunsch gehegt? Somit durchforschte ich nach allen Seiten das Erreichbare, fand und sichtete, erwog und würdigte und stellte so ein Lebensbild zusammen, das freilich den Evangelien wenig gleicht, aber eben diese genügen dem Zweifler ja auch nicht. „Licht, mehr Licht!" das war hier die Forderung, und ich meinte dann, was ich gefunden, nicht unter den Scheffel stellen zu dürfen. Was ich brachte, ist mit Nichten ersonnen und erdacht, in Wahrheit kein Phantasiegebilde; vielmehr wird demselben kein Grübler das Maalzeichen der Wirklichkeit absprechen können.

Man schelte es aber nicht als Eitelkeit, sondern gestatte die Bezeichnung einer heiligen Freude, wenn ich erzähle, daß aus der Schaar berechtigter Zweifler Mancher nach genommener Einsicht mit Genugthuung zu mir herangetreten ist und freiwillig erklärte: Beim heiligen Gott, von jetzt an bin auch ich ein Christ, denn jetzt habe ich ihn erkannt und bin versöhnt mit dem großen, weisen Nazarener, der zwar kein Gott gewesen, unter den Sterblichen aber ihm am nächsten gestanden ist.

Wohlan denn! So lasset uns nun einen Schritt weiter gehen und das, was ich im ersten Buche nur leise berührt und angedeutet — die Enthüllung der Mysterien — mit Ruhe und Behaglichkeit des Breiteren auseinanderlegen, beschaulich darüber brüten und, in die schauerliche Gedankentiefe hinabschauend, den genialsten aller Menschen in der Werkstatt seiner göttlichen Gedanken belauschen.

Der Schlüssel zu dem Allen liegt in dem einzigen Zauberworte: „Logos". Wer dieses große Wort nicht zu deuten versteht, dem bleibt der Sinn für jene mysteriöse Lehre unerschlossen. Es ist das Erken-

nungswort denkender Geister, die Parole in dem Kampfe zwischen Licht und Finsterniß; es ist das Zauberwort, vor welchem der Schleier von dem Saïsbilde der Erkenntniß der Wahrheit niedersinkt. Wir Deutschen nennen es Vernunft, und Jeder denkt und glaubt, er wisse, was das sei. Ich selbst glaubte es einst zu wissen und hatte beim Nachsehen doch nur ein Schattenbild. Ich komme später darauf zurück, wie Kant, der weltberühmte Philosoph, die Welt düpirt, als er ihr seine Kritik der reinen Vernunft darbot. Um aber darzulegen, wie ich darauf gekommen, des Zauberwortes Sinn zu finden, muß ich meine Leser bitten, mich auf einer Excursion durch das Gebiet des Zweifels, Ringens und Kämpfens zu begleiten, um einen gebahnten Weg aus dem Labyrinth des religiösen Irrthums zur sonnenhellen Klarheit zu finden. Es ist zugleich ein Stück Menschenleben und hat somit seine Berechtigung, seine Bedeutung auch für das vorliegende Werk.

Ein Kind der Natur, im Walde in Armuth geboren und erzogen, lebte ich die Kinderzeit hindurch fast mehr auf den Bäumen, denn auf der Erde und mein erster Schulherr — ein sogenannter Freigeist — legte frühzeitig den Grund zu Zweifeln an den officiellen Religionen in mir, denn er erschloß uns Kindern nur Gott in der Natur nach allen Seiten. In der Religionsstunde sprach er uns von dem „Weltgeist“, statt Choräle ließ er schöne Freimaurerlieder singen und begleitete sie auf dem Klavier. An schönen Sommernachmittagen führte er uns in den Wald und im weichen Moos, unter schattigen Buchen (im Bade zu Rehburg) entflammte er unsere Herzen für die Schönheiten der Natur, Tugend, Moral und guten Sitten, und erzählte von den Heldenthaten großer Männer, kühner Weltumsegler u. s. w. Endlich, als das Consistorium in Hannover dahinterkam, jagte es den Freigeist fort. Ich stand damals schon im zehnten Jahre und wir Kinder weinten heiße Thränen um den Lehrer, der uns so viel Freude bereitet.

Der Nachfolger hütete sich wohl, in seine Fußstapfen zu treten, aber es war die Zeit des kirchlichen Rationalismus. An Wunder und Teufel glaubte auch der Nachfolger nicht, aber er ignorirte doch den Galiläer nicht wie sein Vorgänger, sondern erklärte Alles auf natürliche Weise, und die Saat des Zweifels, einmal ausgestreut, keimte um so üppiger. Bevor sie aber wuchs und gedieh, war die Zeit des Jünglingsalters und der Noth um des Lebens erste Nothdurft darüber hingerauscht, und erst mit der gedankenreichen Einkehr des Mannes bei sich selbst, und bei der Abkehr vom Roman und Abenteuerlichen zu dem Abstracten begann die Saison des gedankenvollen Geisteslebens und der Rundblick auf das dargebotene Fremde. Ich fand Geschmack an der Philosophie, studirte

aber auch Kirchenzeitungen, verschlang die Controverse der theologischen Kampfhähne und nahm Partei für Niemand, denn mein Urtheil lautete: „Asinus asinum fricat" („ein Esel nennt den anderen Langohr!"). Meine Religion, die ich suchte, fand ich bei Keinem; ich wollte eine Religion für Alle, keine Secte, keinen Widerspruch, einen Gott, eine Menschheit, ein Glaubensbekenntniß! Das war mein Ideal. Das Bekenntniß, auf welches ich confirmirt, lag weit davon ab und — zwar nicht ohne Anwandlung von Gewissensbissen, aber vom inneren Drange getrieben — sagte ich mich im Geiste los und ledig vom Christenthum und baute mir eine eigene Kirche in meinem Herzen. Freie Gemeinden und Deutsch-Katholiken waren damals noch unbekannte Dinge, und so ging ich unstät einher, nach allen Richtungen lauschend, ob irgendwo ein Unterkommen zu finden. Allein vergebens. Zank und Hader allerdings die Menge — Aufkläricht, wie Görres und Hengstenberg spotteten — aber genießbaren Religions-Cultus nirgends; und der Ekel gegen Alles, was Theologie hieß, wuchs bei mir von Tage zu Tage.

So beschloß ich denn, gedrängt von wahrhafter Gottbedürftigkeit, mir ein Tempelchen von grünen Zweigen selbst zu bauen, und begann in metrischer Form zunächst den „Sonntag-Morgen" zu besingen: ein Dithyrambus zur Verherrlichung Gottes in der Natur, ein Stückchen Cultus unter grünen Zweigen, duftenden Blumen und Vogelgesang im Walde. Diesem folgten Morgen- und Abendopfer auf alle Wochentage, Geburtstage, Neujahr, Todestage, in Krankheit, beim Gewitter u. s. w. Alle christlichen Feste umging ich. In meiner vielleicht bald erscheinenden Selbstbiographie werde ich mich des Weiteren darüber aussprechen; hier nur eine kleine Probe meines Naturcultus aus jener für mich so beseligenden Zeit. Ein Abendgebet beginnt:

Süßer Friede herrscht in Näh' und Fernen,
Schon beschloß die Sonne ihren Lauf
Und im Strahlenkranz von Miriaden Sternen
Steigt der Mond wie ein Gigant herauf.
Blumen, die im Licht sich satt getrunken,
Schließen ihre Kelche, schlummern fest;
Heerden sind auf ihre Streu gesunken
Und der Vogel sucht das weiche Nest.

u. s. w.

Ich nannte die ganze Sammlung (wie ich später wahrnahm, unpassend) „Natürliche Klänge des Herzens an die Gottheit" und hatte das beispiellose Glück, einen Verleger, dagegen den Schmerz wenig Leser zu finden. Die intelligente Menschheit war verschüchtert und hatte einen Ekel vor Allem, was nach Weihrauch duftete.

Ich konnte indeß nicht stille stehen. Ich vertrat, so viel ich Raum in den Journalen fand, alle humanistischen Ideen und Principien, namentlich die Emancipation der Juden, für die (außer Rießer in seinem Journal „Der Jude") hier im Norden Niemand, namentlich kein Christ auch nur eine Feder ansetzte. Ich schrieb — außer in Journalen, wenn man's duldete — eine Broschüre: „Diversion eines Christen im Freiheitskampfe der Juden," und eine zweite: „Der Juden Sache ist unsere Sache." Jene trug mir den Auftrag ein, eine Schrift gegen den christlichen Mysticismus zu verfassen, und niemals im Leben habe ich mit größerer Begeisterung ein Werk begonnen, wie dieses. Mit Wollust saß ich halbe Nächte am Schreibtisch und selbst über meinem Bette; auf einem Bret hatte ich Papier und Bleifeder, um einen guten Gedanken — mitten in der Nacht, vom Schlafe erwacht — sofort niederzuschreiben. Zu Zeiten fühlte ich mich bei der Arbeit, als schwebte ich zwischen Himmel und Erde, und hatte die vollkommene Ueberzeugung, daß ich mit diesem Werke eine große That vollbringe. So entstand „Das Manifest der Vernunft in Briefen an eine schöne Mystikerin", von dem es indeß sehr zweifelhaft blieb, ob es die Censur passiren könne. Eine höhere Fügung legte es indeß einem 80jährigen Greise in Leipzig zur Censur vor, der sein imprimatur darauf setzte, sich hinlegte und starb. Nun that die Presse ihre Schuldigkeit und allen Zionswächtern sträubte das Haar, als das Ungeheuer aus den Meßballen aller Enden zu Tage kroch. Der Bundestag gab Befehl, dasselbe zu confisciren und den Verfasser zu entdecken. Als man die Fährte zu meiner unbedeutenden Persönlichkeit verfolgte, glaubte man sich düpirt; ich mußte vor der Hamburger Polizei und dem Altonaer Magistratsgerichte meine Identität und Autorschaft erhärten, und wer weiß, was in jener Dämmerzeit der geistigen Halbfreiheit mein Loos gewesen wäre, hätte mich nicht der todte Censor mit seinem Schilde gedeckt.

Das war im Jahre 1836, lange vor Strauß, Bauer, Ronge und Consorten. Keine Maus rührte sich damals auf dem Gebiete der religiösen Polemik; ich war der Erste, der nach langer Pause zuerst einmal wieder „einen Feuerbrand unter das Volk schleuderte", wie der, selbst sehr mystisch gefärbte Hamburger Polizeiherr sich ausdrückte, als ich vor seinem Zornesfeuer sprühenden Blicke hintrat. Ja, ich habe die Schläfer geweckt (und komme gleich nochmals auf diese That zurück). Mag ein Verbot der Verbreitung günstig sein, die Confiscation ist es nicht, und da nebenbei die Kritik meine Werke gern zu Tode schwieg oder auch umbrachte, so ist mein Manifest denn nicht allzu weit in's Volk gedrungen, und noch viel weniger, zumal hier die Würze der Polemik

fehlte, wie es mit dem nächstfolgenden Werke: „Das entschleierte Bild zu Sals" der Fall, das sich rein auf dem philosophischen Standpunkt hielt, dreier Blicke in die Tiefe sich vermaß und Gott, Freiheit, Nothwendigkeit und Providenz behandelte.

Nunmehr wendete ich mich forschend der griechisch-römischen Sittenlehre zu, anfragend, ob hier nicht etwa Heil zu finden sein möchte? Unfruchtbar zu studiren aber war nie meine Neigung; ich faßte also den Entschluß, lehrend zu lernen und ging daran, die ganze üppig-schöne Mythe, die der hochgebildetsten Nation als geheiligte Religion galt, in ein regelrechtes Epos zu fassen und dasselbe durch metrische Form dem Volksgeschmack mundgerecht zu machen, namentlich um ihm zu zeigen, wieviel märchenhafte Flittern man seither den Religionsmythen umgehängt habe. Beim kecken Eindringen in den Götterkreis der Hellenen begeisterte mich die Schönheit der Verkörperungen, hier und da schwärmte ich für die Religion der Sinnlichkeit und wünschte, in jenen Tagen altgriechischer Bildung und unter griechischem Himmel geboren zu sein. Mit schwungvoller Begeisterung schritt ich zum Werke, und nicht enthalten mag ich mich, dem geneigten Leser durch Mittheilung einiger einleitenden Strophen eine Probe der Form vorzulegen, in welche ich That und Gedanken einkleidete, die ich unter dem Titel „Zeus, der Hellenen mythisches Gedicht" auf die Nachwelt zu bringen gedachte. Ich schrieb:

Zu deinem Strand, geweihtes Land der Schöne,
Lenkt meine Hand das muth'ge Flügelroß.
Umfange mich, du Mutter großer Söhne,
In deren Brust ein Gottgedicht entsproß.
Ein Fremdling wagt's, den Grabstein zu zerschellen,
Hebt scheu das große Leichentuch der Zeit,
Und ihm erscheint, bekränzt mit Immortellen,
Ein Irisbild verklärter Freundlichkeit.
O laß mich dieses Bild mit Ehrfurcht wagen
In meiner Heimath Album einzutragen.

Noch lacht, wie einst, des Himmels klare Bläue
Auf deine Flur, wenn Helios erwacht;
Noch blickt die Nacht mit ernster Sternenweihe
Auf deiner Inseln stolze Länderpracht;
Noch flüstern in dem Schilfe deiner Meere
Die Stimmen, die die Weisheit einst verstand,
Und tönend bringen tausend Vogelchöre
Des Lobes Hymnus ihrem Vaterland.
Allein der Mensch, den alle Völker ehren,
Ist hin und niemals wird er wiederkehren.

Und dennoch zieht mit glühendem Verlangen
Zu ihm des Herzens heil'ge Sympathie,
Und auf den Stätten, wo die Meister sangen,
Beschwört ihr Bild die Macht der Phantasie.
Ihr ist kein Sängergrab zu tief gegraben,
Kein Moos zu grün und keine Schrift zu flach;
Sie will sich an dem Geist des Schönen laben,
Und rollten Felsen dem Versunk'nen nach.
Der Enkel geizt nach reicher Väter Erbe,
Damit auch er als geist'ger Crösus sterbe.

So wende ich mit schauerndem Entzücken
Mein Angesicht zu des Olympos Haupt,
Um einen Kreis von Göttern zu erblicken,
Der an die Heiligkeit der Freude glaubt.
Mit Blüthenschmelz möcht' ich die Feder tränken,
Mit Irisschimmer jedes Blatt umzieh'n,
Den Geist in aller Schönheit Urquell senken,
Wo farbenreich der Dichtung Bilder glüh'n,
Und alle Herzen, die für Schönheit schlagen,
Hinauf zum Sitz der ew'gen Götter tragen.

Wo freundlich-blau des Himmels Wölbung lächelt
Und liebebrennend, hoch sein Stern erglänzt,
Wo milde Luft Geschöpfen Kühlung fächelt
Und Blüthenpracht der Buchten Saum umkränzt:
Da stieg der Mensch aus seiner Kinderwiege
Mit Löwenkraft und Adlerblick hervor;
Der Riesenmutter glichen seine Züge,
Ihr Wohnhaus zeigt ein offnes Tempelthor.
Doch eine Frage geht von Mund zu Munde:
Wer giebt vom Allerschaffer uns die Kunde?

Die Sehnsucht macht des Geistes Blüthen keimen,
Still lauscht man nach der Mutter Wort und Sinn.
Der Forscher Blick enteilt nach allen Räumen
Und theilt mit Brüdern redlich den Gewinn.
Die Ahnung zeigt bedeutsam nach den Sternen,
Und wenn der Himmel schwarz umwettert grollt,
Wenn Blitze prächtig leuchten und im Fernen
Des Donners ungeheurer Wagen rollt: —
Das ist des Meisters Wort in Sturm und Wetter,
Zeus sei sein Name, er ist Gott der Götter!

Auch dieses religiöse Gedicht, 22 Bogen stark — in mehr als tausend zehnzeiligen Strophen — hatte das Glück, einen Verleger zu finden, ging aber bei mangelnden Fanfaren in dem großen Strudel des Leipziger

Meßkataloges spurlos unter, wie es denn auch wohl — was leicht vorauszusehen — Caviar für die Menge blieb.

Nun ruhte ich eine Weile aus von dem wirklich gigantischen Werke, an das ich meine beste Kraft gewagt und bei welchem ich dennoch, oftmals verzagend an dem Sieg, namentlich an der Schwierigkeit zu erlahmen drohte, einen chronologische Faden in dem Mythen-Complex zu finden und festzuhalten.

Meine Sehnsucht nach einer würdigen Fassung der Gottidee, nach einer Universal-Religion, hatte begreiflicher Weise keinen Gewinn davon. Die Vergötterung der Naturkräfte und der menschlichen Leidenschaften, wie reizend auch die Gebilde, in poesiereicher Färbung eingerahmt, den lüsternen Sinnen entgegentraten, konnten schon wegen ihrer märchenhaften Ausschmückung, mehr aber noch ihrer das sittliche Gefühl unserer Bildung und socialen Verhältnisse vielfach kränkenden Obscönitäten halber vom religiösen Standpunkte aus nicht zusagen, und so blieb mir die Sehnsucht ungestillt, die große Frage nach Besserem, nach einer allgemeingültigen Weltreligion, ungelöst.

„Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube", sagt Goethe's Faust; bei mir traf nur der erstere Satz zu: die Botschaft fühlte auch ich, mir fehlten aber nur die Form und Fassung, und vom Glauben wollte ich vollends nichts wissen. Das Ideal einer Religion, wie sie mir im Geiste vorschwebte, durfte nicht auf Glaubenssätze, auf Dogmen, Meinungen, vage Behauptungen, nicht auf von des Zweifels Blässe angekränkelten Hypothesen begründet sein, in denen ursprünglich schon dem Secten-Ungeziefer ihre Brutstätten anzulegen dargeboten wäre. Mein Tempelbau begehrte einen Fels von unerschütterlichen Axiomen, fest wie der Erde Bau, und meine Bekenner sollten nicht glauben, sondern wissen, nicht ahnen, sondern erkennen, nicht auf das vage Jenseits, sondern auf das positive Diesseits angewiesen sein. Als Ueber- oder Außerirdisches galt mir nur die Sternenwelt, und vor Allem ehrte ich das Dichterwort: „Gott ist in Allem, was da ist, er lebt in unseren Küssen."

Nun brütete ich Jahre lang über den Gedanken oder vielmehr über die rechte Form zu dem Gedanken, der, embryonisch empfangen, allmählich seine Glieder streckte und dessen Herzschlag ich mehr und mehr und immer deutlicher pulsiren fühlte.

Endlich stand der ausgewachsene Riesengedanke vor meiner Seele: eine neue Bibel zu schaffen! Gestanden sei's: ich selber war erschreckt vor solcher Kühnheit und Vermessenheit, ja es gab Momente, wo ich es Wahnsinn nannte, ein drittes, neuestes Testament, mit anderen Worten: im eigentlichen Sinne eine neue Religion zu schaffen.

Wohl dachte ich mit Angst an das Geschick des Ikarus, doch hoch fallen konnte ich ja nicht: ich stand zu niedrig in der menschlichen Gesellschaft und dem Wahnsinn verfallen nur die Glaubens-Narren; der Wissende ist gefeit dagegen. Somit suchte ich vorweg einen Namen für mein Zukunftskind und — so meinte ich — da es vom heiligen Geiste der Vernunft empfangen worden — sollte das Werdende, weil vom Logos ausgegangen, auch dessen Namen an der Stirn tragen, meine Lehre somit als Logoismus in die Welt treten und seine Bekenner sollten Logositen heißen.

Unglaublich klingt es und doch ist es Thatsache, daß ich in jenen begeisterungsvollen Tagen zu dem Gelingen meines Werkes Vertrauen hatte, obgleich ich kein Jüngling mehr, sondern ein Vierziger war; ja, ich lebte in dem schönen Wahn, daß heute noch, bei dem jetzigen Stande der Civilisation, unter einer Menschheit, die sich in der ungeheuersten Majorität in denkfaule Abergläubige und Religion-verwüstende Materialisten theilt, dennoch der Boden für eine neue Kirche gefunden werden könnte!

Indeß vorläufig war ich glücklich in meinem Wahn und entwarf in aller Ruhe den Grundriß für meinen Neubau. Ein Buch, ein Canon mußte selbstverständlich geschaffen werden, und dieser Canon, diese neue Bibel sollte den Namen „Das Allbuch“ führen. Statt der Historie aber, wie sie den Inhalt des Alten und theilweise auch des Neuen Testamentes bildet, sollte die Wissenschaft den Grundstock liefern, diese aber nebenbei parabolisch von einer Personification des Logos durchsetzt sein, um für die Seele Wissenschaft, eine Handhabe, einen fühl- und greifbaren Körper zu gewinnen, der solidarisch für seine Idee, oder besser für die Wahrhaftigkeit der neuen Lehre auftreten, für sie plaidiren und den neuen Bekennern als Fleisch von ihrem Fleisch, als Mittler, gleichsam als neuer Christus gelten könne, der neben dem Wunder der Wissenschaft auch die ewig gültigen Moralgesetze als wahrhaft göttliche Offenbarung zu verkünden und zu vertreten gekommen sei. Er sollte den Cultus der Wahrheit und Schönheit ordnen, die Gebote der Moral und Sitte durch die Poesie der schönen Künste vergewaltigen und ihre lebendigen Träger als Propheten der neuen Aera proclamiren. Er sollte überhaupt thun, was seines Amtes ist, um der modernen Bildung genugzuthun, um den guten Geschmack mit dem Glauben an oder vielmehr mit dem Wissen von einem gouvernirenden Weltgeist, mit Gott, zu versöhnen.

Diese Grundzüge mögen für die Würdigung meiner Gottgedanken genügen, und ich sage mir noch heute, wo das Ganze wie ein Object

von außen zu mir herantritt: der Gedanke und seine Fäden waren gut. Wie aber stand es um die Ausführung und wie sollte das Werk gemeißelt werden?

Fünf Bücher der Natur sollten die nächsten Grundlinien bilden. Ob eine Ideen-Association mit den fünf Büchern Mosis dabei obwaltete, darüber weiß ich heute keine Rechenschaft zu geben; doch schwebt mir eine dunkle Ahnung vor, daß dem so sei. — Diese fünf Bücher sollten ihrem Inhalte nach bezeichnet werden mit:

1. das Buch der Verkündigung (also gleichsam ein Evangelium);
2. das Buch der Schöpfung (Geologie);
3. das Buch der Kräfte (Chemie);
4. das Buch der Gestirne (Astronomie);
5. das Buch der Lebendigen (Lehre von den Organismen incl. des Menschen)

und ihnen sollten sich religiöse Werke unserer classischen Dichter, gleichsam die Episteln und anderen Bücher des Neuen Testaments vertretend, anschließen.

Nachdem diese Anordnung feststand, handelte es sich namentlich noch um die dichterische Form meiner Religionslehre, denn daß eine solche keine philosophische Deduction, kein prosaisches Lehrbuch, vielmehr ein Gedicht sein mußte wie alle Religionslehren, das stand bei mir fest, und selbst die solcher Form vergönnten poetischen Licenzen, meinte ich, sollten mir wohl zu Statten kommen. Kann nun — so fragte ich mich — ein solches Religionsgedicht, das zugleich ein System enthalten und doch die Menschheit begeistern soll, den Reim und das landläufige Metrum unserer Lyrik — den Jambus, Trochäus, Spondeus, Dactylus oder dergleichen — vertragen? Oder sollte ich, gleich Klopstock, den Hexameter wählen und meiner Lehre sofort die Langeweile und die Abneigung mit auf den Weg geben? Unmöglich! es hieße das Kind in der Wiege erwürgen. Somit ging ich auf Luther's Bibelübersetzung zurück, und zwar um so mehr, als ich voraussetzte, daß die Gewohnheit, das Heilige in dieser Form zu lesen, meinem Werke zu Gute kommen würde. Also begann ich getrost — jedoch der Form nach mit einem Irrthum — das Werk, das viele Monate lang in mir überdacht und gezeitigt worden, mit dem Buche der Verkündigung, dem eine Ansprache voranging. Da ich glaube, der Welt Rechenschaft schuldig zu sein über das, was ich begonnen, und diese Ansprache an die Leser als ein nicht unwichtiges Moment in der Geschichte meiner religiösen Entwickelung und ein Maalzeichen auf dem Wege zur Erkenntniß der Wahrheit betrachtet werden darf, so will ich dieselbe hier im Auszuge folgen lassen.

Als Motto hatte ich auf den Haupttitel geschrieben:

„Heiligt es — und es ist heilig!"

Der Haupttitel lautete: „Das Allbuch, eine Bibel, das ist: Die Offenbarung des Logos, empfangen und überliefert durch Clemens von Hamburg.

I.

Das Buch der Verkündigung.

Auf der nächstfolgenden Seite stand:

„Gott
und der Menschheit,
zunächst meinen biederen Deutschen in innigster Liebe und
Verehrung geweiht."

Nun folgte die Vorrede, aber ohne Ueberschrift, folgenden Inhalts:

„Indem ich vorstehend das Allerheiligste unserer Sprache an den Eingang dieses Buches gestellt, wollte ich damit einer begeisterten That ihre Weihe gegeben haben, einer That, die dem Geiste, der aus Gott geboren und aus eigener Kraft zu ihm zurückkehren soll, in tiefster innigster Bedeutung gilt.

Wenn ich sage: dieses Werk sei eine That, begangen vor den Augen der Welt, so steht die gewappnete Frage neben ihr: warum ward sie begangen? — Und diese Frage ist mir nicht neu, denn nicht im dunklen, unerklärten Drange der Ahnung oder des blinden Triebes konnte sie begangen werden, vielmehr erst in selbstbefreiender Läuterung von Trieb und Ahnung, die den unfreien Geist so leicht um seine Zustimmung bringen, entstand die That, die man vielleicht kühn, doch nie vermessen, unbesonnen nennen kann. Denn — sagt an — wie lange und auf wen sollen wir warten, daß die befreiten Geister mit ihrem Gott ein neues Bündniß eingehen, in dem sich Wort und Sinn als echte Kinder der einigen und ewig jungen Schöpfung erkennen und vermählen? Ihre — der Schöpfung — wahrhaftige Offenbarung war von Ewigkeit her, nicht so aber der Sinn, der sie empfangen, und die Hand, die sie der Geschichte überlieferte.

Jetzt ist sie längst durch die Wissenschaft empfangen und bestätigt; die Frucht der Erkenntniß ist gereift im Sonnenlichte, das hoch am Mittag einer Ewigkeit auf Europa's Völker niederstrahlt. Sie fällt nach Gottes ewigem Gesetze vom Aste und in den offenen Schooß der Menschheit. Empfanget, genießt sie! Nicht eure Nacktheit, sondern eure heilige, gottgeweihte Menschenwürde werdet ihr erkennen; nicht Scham, sondern edler Stolz wird eure Brust durchglühen. Will man es Menschenwerk nennen? Immerhin! Doch nennet dann fortan ein jeglich

Werk nicht seines Meisters, sondern des Werkzeugs Werk, mit dessen Hilfe es geschaffen wurde. So spricht das Werkzeug hier zu dem Beschauer, dem Empfänger.

Bedenkt das nun — bedenkt es nicht; wer kann da fördern oder hindern? Indeß Wahrhaftiges ward hier ausgesprochen; und damit gern Mißdeutenden, wie auch den Schwerbegreifenden eine Brücke zum Verständniß gebaut werde, sei gesagt: der Empfangende, das Werkzeug, hat nur das Leben, die Wirklichkeit, die Natur, die Bücher Gottes, nicht die der Menschen abgeschrieben. Und nun — ich bitte euch — erlaßt mir den Hochmuth um dieses Werkes willen, als rühme ich mich der Einflüsterung Gottes, gleich vorzeitlichen Thoren. Vernehmt jetzt das Weitere.

Wer sich begreift, hat einen Theil von Gott begriffen, doch kann es nimmer geschehen, es sei denn, er werfe die Binde ab von seinen Augen, die ihn bis dahin geblendet, und gelange heiteren, frischen, ungetrübten Blickes in das stille einsame Heiligthum der geistigen Werkstatt, wo man die Natur der Dinge in unentweihter Wirklichkeit erschaut.

Was man dem Geiste hinterrücks der ewigen Natur als alt gewordenes Kleid, als dunklen Mantel des Aberglaubens angenestelt, das falle vor dem Spiegel, aus dem der Himmel mit allen seinen Sternen, die blühende Natur, des Winters Reif, die Kraft, die Alles regt und treibt — mit einem Wort, aus dem ein lebendig Gottesantlitz niederstrahlt und in dem der Menschen Geist sich spiegelt und so erst sich selber zu begreifen anhebt. Doch nur in dem großen Vereine des Alls, nicht losgerissen, nicht ausgeschieden aus der großen Wesenkette. Der Sinn ist nicht mehr Sinn, sobald man ihn aus seiner angewiesenen Stelle rückt. Das Auge, das uns vom Antlitz aus mit seinem Himmelsglanz entzückt, wird grauenhaft, so wie man es ausgegraben, und läge es gleichwohl auf einer goldenen Schüssel. So auch der Geist, das Tabernakel der Schöpfung, der fleischgewordene Logos, der Mensch in seiner heiligsten Bedeutung. Nehmt ihn hervor aus dem ihm weislich angewiesenen Orte, und es grinst euch die Verwesung an. Ist die Verwesung schön? Erst wenn sie ihr Werk vollendet hat, schafft die Verwandlung unter dem Mantel der Nacht neues Schöne aus dem Gestorbenen. So auch der Geist. Unser alter Glaube ist eine Leiche; so lasset uns denn das Gestorbene einsargen und uns der Auferstehung freuen am Tage des Lenzes, denn wir sind zum Leben und Wirken berufen, so lange es Tag ist.

Wer sich, d. i. der Menschheit Sein und Wesen begreift, hat Gottes Plan begriffen. Der Mensch, als Glied, als Auge der heiligen, leben-

digen Weltgestalt, stimmt zu dem Accorde der großen Harmonie. Wie denn? Sollte er sich empören gegen das Gesetz, das durch den ganzen Plan des Universums webt und waltet? Wir sind nur, was wir sein sollen, wozu wir berufen wurden, durch den Urgedanken, indem wir uns im großen Ganzen fühlen und bewegen, in des Gesetzes ungestörter Harmonie. Der Mensch ist die Blüthe an dem großen Baume des lebendigen Daseins. Er hat Willen, Willkür, endlich Freiheit! Wie nun, sollte er sich selber vermessen aus der Krone brechen, um neben des Riesenbaumes Stamm seine eigenen Wurzeln zu treiben? Empörung wäre es gegen des Schöpfers urgedachten Plan und gegen die Allkraft, die ihn zur Wirklichkeit vollendet; und bleibt er denn nicht selber ewig im lebendigen Verein mit seiner Ordnung im großen Naturhaushalt? Wie sollte denn nun der menschgewordene Gedanke, der Hauch von seines Geistes Hauch, der freigelassene Günstling, sich vermessen, Anderes zu wollen, als sein und aller Welten und aller Wesen Herr?

Ich bin nur mehr als Seele, bin Geist, in dem ich mich in Gott bewußt bin; bin nur in Gott, da ich auf sein Gesetzbuch schwören und liebend mich an seine Fleisch gewordene Offenbarung anschmiege, in der die That, das Wort und beglücktes Dasein Aller der Sinn ist. Nicht träumend, sondern wachend; nicht in erkünsteltem Glaubensdusel, sondern besonnen, selbstbewußt; nicht blindlings, sondern schauend, wissend erhebt man sich vom thierisch angeborenen Triebe zur freien Menschenwürde und streift die Sclavenlarve ab, in der der Geist — gleichwie des Schmetterlings Anmuth — im dunklen Mantel der Made schlummert.

Wo steht das Zauberwort geschrieben, das dem Geiste die Thore einer fremden Welt erschlösse? Und wer hat jemals ungeahndet, ungestraft sich gegen die ewigen Gesetze der Natur und Vernunft empört? Bin ich als Mensch von Gott nur freigegeben, freigelassen, um meinen Freibrief, die Vernunft, in den Schlamm zu treten und so mich gegen den Geber zu empören, sein Gesetz zu verhöhnen, den Adelsbrief der Schöpfung zu verrichten, um so vollends dann dem Wahnsinn zu verfallen, den Narrenkönig auf den Thron zu setzen? Zwar sei der Hochmuth fern, denn fernab liegt noch immer das Ziel der Vollendung, das schwer errungen sein will; doch unvergessen sei das große Wort, der Geist, vor dem die Creatur und alle in ihren Grenzen freigelassenen Kräfte sich beugen: Vernunft — der gottverwandte Logos, der vom Jenseits kam, am Tage des jüngsten Schöpfungsaktes, als die der Ewigkeit verfallene Schöpfung eingesargt wurde und eine neue verjüngte Welt den Schauplatz dieser Erde betrat, als der Urgeist sich entgottete und menschliche Gestalt annahm, damit er sich selber in dem Erschaffenen

beschaue, begreife, beherrsche, nicht aber in Einem, sondern in dem Geschlecht, nicht als der Allfreie, sondern in der irdischen Beschränkung.

Logos, der Allfreie, war mit dem Ursein jenseits der Tage und ist bis in alle Tiefen der Zeit nur in Gott; und nicht unterschreibe ich deshalb: „im Anfang war die Kraft", noch: „im Anfang war der Sinn", obwohl der Sinn, als Plan, der Wahrheit schon viel näher kommt. Das aber unterschreibe ich als Erdenbürger: im Anfang war der Logos und der Logos war in Gott und Gott war der Logos, denn seine rechte Deutung heißt für uns: Vernunft, nicht aber das Wort; denn das Wort in Gott ist eins mit der That. Bevor aber die That Fleisch, d. i. sichtbar wurde, war schon die sinngedachte Klarheit des Nothwendigen für aller Dinge Sein und Heil, für alle Zeiten in Gott. Und so ist es denn wahr, daß Logos Theil genommen an der Schöpfung; wahr, daß Logos, als Theil aus Gott, Mensch geworden, nicht aber etwa im Lauf geschichtlicher Erdenzeiten, sondern am Morgen ebengedachter Schöpfung, als aus dem Ur-Ei das Geschlecht der Freien, der Mensch, erstand, begabt mit jenem Geisteskeim, der zur Vollendung treibt. Wahr endlich auch ist es, daß Logos lebt und leben wird bis zu der Tage letztem Abend und daß er bis dahin neu in jeder Neugeburt, ein Theil vom Theile, der das Gepräge des Diesseits, des Erweckens, des Wachsthums, der Pflege, des Gedeihens nach Art der Erdgeborenen an sich trägt.

Wer das begreift, der heiligt sich; wer Andere das begreifen lehrt, der dient dem Urgeist, indem er seines Planes Helfer ist. Und ist es etwa Anderes, denn was der Allschaffende von jedem seiner Werke will, als daß der Plan, der ihnen einverwebt, sich zur Vollendung hinaus lebe?

So ist nun Logos der Beglücker, der Heiland, der Messias; er ist es, der die Beseligung seiner Heimath auf die Erde zu übertragen berufen. Doch wo man ihn entweiht, entwürdigt, in Fesseln schlägt, verspottet, beschimpft, vernichtet, knechtet oder vollends verkümmern, verschmachten läßt, da ist Empörung wider Gottes Erstgebot, Zerrüttung des heiligen Planes, Selbstschändung, und aus dem Frevel schießt des Verderbens üppige Saat empor. Denn wer gegen ein Naturgesetz im Kleinen oder Großen sündigt, der entgeht der Rache nicht; der Geist Gottes in der Natur der Dinge ist der wahrhaftige heilige Geist, gegen den zu sündigen Niemand Vergebung findet.

Geht nun aber des Logos Botschaft im Naturgesetz — und sie thut es wahrhaftig — und ist die Vernunft der hüpfende Punkt im Geistgebilde, so kann ihre Mißhandlung der Rache nicht entgehen. Und in der That! sie ist es nicht. Das aber ist der rechte Sündenfall, da man dem

Logos zuerst Fesseln der Knechtschaft anlegte; und das wird die rechte Erlösung sein, wo man sie bricht und ihn wieder frei giebt in That und Lehre und in die Umarmung seiner liebenden Mutter zurückführt. Schon mehr als einmal war er daran, seine Ketten zu sprengen; allein die kluge Menschheit, die niemals klüger und fleißiger ist, als wenn sie ihr eigenes Verderben bereitet, hat den Erlöser aus thierischer Verdummung allezeit wieder zu knechten gewußt.

Nun fragt die Einfalt: wie denn kann eines Gottes Plan und Ordnung also gestört werden, daß man seinen obersten Boten schändet und danach lebt, sei's auch in Irrthum und Sünde? Das aber eben ist es. Der Herr der Schöpfung sprach nicht etwa, da er den Menschen in der Wesen Kette einreihte: „Ich selber will euer Heil bauen, gleich wie der Creatur, die nichts vom Logos weiß; sondern ich habe euch ein Ich von meinem Ich eingeboren, auf daß ihr das Theil von meinem Theil als göttlich anerkennt und euch selber so viel Gott seid, euer und Aller Heil in Liebe und rechtem Fleiß zu begründen, und somit aus der Beschränkung eures Erdenwohnplatzes, in freier Kraft und durch eigenes Verdienst zurückzufinden zu mir, von dem ihr ausgegangen. Die Seelen der Lebendigen, denen ich kein Logostheil von mir gegeben, sind unfehlbar in dem Geringsten, und ein Empören gegen meine Ordnung ist ihnen nicht gegeben. Logos aber hat die Botschaft der Selbstbestimmung durch die Liebe, nicht aber die Gewalt. Ich gab euch von meines Geistes Kraft ein gewaltig Theil; so ist nun die Wahl frei: zu üben oder zu verwerfen; doch wie man keine meiner Kräfte, die da walten auf Erden aller Enden und Orten, ungestraft mißachtet, so denn am allerwenigsten die allerheiligste, die Logoskraft. So erkennt denn, da ihr es erkennen könnt, und wählt und handelt, doch die Verantwortung auf euren Kopf. Nicht eine Nessel reizt man ungestraft, noch pflegt man eine Blume unbelohnt in rechtem Sinne; so forschet denn, was das Rechte ist und der Segen wird nicht ausbleiben. Zwar werdet ihr des nimmer zum Gotte, aber ihr entfernt euch von der unvernünftigen Creatur, dem Triebgeborenen, die nicht irren kann, noch sündigen, noch theilhaftig der Lobe der Tugend. Darum werdet Menschen nach meinem Bilde; denn eben zwischen Mensch und Thier liegt die Hölle auf Erden, und giebt keine andere wo immer."

Da fragt man nun und zweifelt: wo hat der Weltgeist also gesprochen? wer hat je eine Rede von ihm vernommen? So sage ich es zum Andern: der Gottheit Rede ist die That und giebt keine andere. Seine That aber ist die Geschichte der Menschheit, welche ist auch genannt das Weltgericht. Auch bekräftigt es die entkettete Ver-

nunft, denn eine andere Stimme giebt es nicht. Wer aber seine kindischen Gedanken und seine Phantasie an die Stelle der Vernunft setzen möchte, der soll gefordert sein, am hellen Tage seine Sache zu erproben an dem lebendigen Gottesmaße der Welt und der Erscheinung, und was vor dem zerfällt und vor der Rechentafel des Geistes, die da ist genannt Logik, das soll verworfen sein vor dem Gericht des Gewaltigen am Geiste und guter Sitte, das da über das Heil der Völker berathet, d. i. der Vernünftigen, die benannt sein mögen als Logositen.

Und wiederum fragt ihr: was ist Vernunft? wo denn ist der aus Gott geborene Logos in menschlicher Gestalt? Und somit stehe ich nun in dem mystisch heiligen Kreise, wo der Geist sich selbst verklären, das Auge zugleich nach außen und innen blicken, das Ich sich von dem Ich trennen und also zum Anschauen seines Selbst gelangen soll.

So werfen wir nun die Schule von uns und erholen uns Raths bei Gott, dem Vater der Vernunft, dem Urlogos. Doch eine Grenze sei gezogen zwischen ihm und dem Erd-Logos, zwischen Gottes Geist und Menschengeist; allein die Betrachtung gehe aus von der neutralen Mittellinie.

Zuvor ein Bild: wie oft schon ist die Vernunft mit dem Lichte verglichen oder bezeichnet worden. Wohlan! hier ist sofort ein Verständniß. Gleich wie Sonnenlicht und irdisch Licht, stehen sich Gottes Geist und der Menschen Geist gegenüber. In ewiger, unversiegbarer Klarheit leuchtend, unangefacht, unverzehrend, Alles überstrahlend, brütend, zeugend durch Wärme, das Leben in farbiger Schönheit schmückend, ein nie versiegender Quell des Herrlichen: so wandelt die Fürstin der Gestirne ihre gemessene ruhige Bahn mit ihrem Gefolge von Welten durch aller Himmel Himmel dahin.

Schätzen wir dagegen das irdische Feuer. Es leuchtet und erwärmt zwar auch; allein es wird erzeugt, geboren, genährt, bewacht, es wächst oder verkümmert, es schafft und erlischt. Sein Licht ist nicht wie Sonnenlicht, so herrlich, so gewaltig, so unfehlbar; und dennoch ist es lieblich und schön, denn seine Heimath ist die Sonne. (Denkt an Prometheus.) Aber doch wie kleinlich, wie irdisch vergänglich!

Auch an der Natur und Kunst lassen sich das Maal und die Zeichen der sinnesreifen Unterschiedlichkeit erkennen. Unfehlbar, unverbesserlich schafft die ungestörte Natur, unmittelbar hervorgetreten aus des Urgeistes gewaltigem Sein und Wesen. Lernend, fehlbar und verkümmernd in der Zeit, bildet der Menschengeist die Kunst und deren Werke. Wohl stammt auch sie von oben; wohl bringt auch sie es vereinzelt zur Unfehlbarkeit und ihre Thaten rühmen des Menschen hohe

Begabung, wo der Genius die Weihe echter Schöpferkraft verkündet. Und dennoch welches Zweierlei! Nicht wahr, auch hieran läßt sich ein gut Theil Verständniß gewinnen für das unterschiedene Wesen des Gott-Logos und des Mensch-Logos? Jener schafft, dieser bildet; jener ist, dieser wird; jener beharrt in ewiger Macht und Klarheit, dieser schwankt, verkümmert, ja stirbt wohl gar noch früher als der Leib. Jener ist Einheit, dieser unendliche Theilbarkeit je nach dem Vorbilde der Natur und dem Geschmack, dem Sinn und der Empfänglichkeit der Völker, in ewig wechselnder Gestalt durch die Räume der Erde und die Zeiten wandelnd.

Ziehen wir somit die Scheidelinien: Der Urlogos ist die Allklarheit des vollendeten Erkennens und Wollens und die Allkraft des rechten Vollzuges sonder Schweben und Schwanken; somit denn ist Alles, was wirklich ist, der Menschengeist eingeschlossen, seinem Urtypus nach vernünftig, weil sich Allklarheit über und Allkraft für das rechte Wollen darin ausspricht.

Doch nun zum Kerne der Frage: Was ist nach allem Diesen der Mensch-Logos?

Antwort: Er ist nicht mehr noch minder als der im Keim geborene und dann herausgebildete Kern der Seele, durch welche diese zur Würde des Geistes vorschreitet und nun die Kraft gewinnt, den Sinn des Urlogos in seiner lebenvollen Welt nach allen Seiten hin zu erfassen, zu begreifen und dessen Dienst getreu zu denken und zu handeln. Das ist's, und dieses Gottgebilde, von dem man sagt, daß es dem Vater ähnlich sei, ist berufen, das Himmelreich, ein Reich des Friedens und der Freude auf Erden zu begründen. (Wir kommen weiterhin zu einer noch umfassenderen Erklärung desselben.)

Hier noch einen Blick auf die Stätte seiner Geburt.

Logos, der Beglückende, der Erlösende aus den Banden der Anfangs thierischen Seele, entzieht sich nach dem hohen Rathschlusse Gottes dem Gesetze der Zeugung, des Entstehens aus zweien, gleich allen Lebendigen nicht. Zwei Kräfte also bereitete Urlogos auf der Stätte seines Werdens, zwei Kammern: den Schädel und das Herz. Sie sind das Bild von Erde und Himmel, von Mann und Weib, von Wissen und Ahnen, von Licht und Wärme; und in ihnen wohnt das Elternpaar des Logos, menschlich und deutsch geredet: Verstand und Gefühl.

Verstand an sich, als Einheit, ist das kalt Berechnende, das Begreifende, nach Regeln Urtheilende und Schließende, das Ordnende, Zählende, Abmessende, Vergleichende, Erlernende, Wissende, Construirende, kurz das Räderwerk der Seele, das sich in dem faßlich Abgegrenzten,

in dem Vereinzelten, sinnlich Wahrnehmbaren ergeht und von dem sich auch in den vernunftlosen Geschöpfen, dem Gethier, Spuren finden lassen. Sein irdisch Haus ist der Schädel. Er ist der Mann.

Die andere Kraft der Seele, das Gefühl, vertritt das Weibliche. Es ist des Verstandes gerader Gegensatz, nämlich jener räthselhaft-geistige Nerv, als dessen Endfäden die edleren Affekte, vor Allem die Liebe in allen ihren Verzweigungen, Mitleid, Mitfreude, edler Stolz, Ehrgeiz, Großmuth, Rührung und über dem Allen die Empfänglichkeit für das Schöne und Sittlich-Gute zu betrachten sind. Sein Charakter ist kindliche Einfalt, Leichtgläubigkeit und mithin Leichtverführbarkeit, Leichttäuschbarkeit durch die innigst befreundete Phantasie; die Erde ist ihm viel fremder als dem Verstande. Es trägt mehr die Spuren des Außerirdischen, der himmlischen Heimath an sich; denn es bildet sozusagen die Narbe, da sich die Seele von Gott dem Urschöpfer abgelöst, und geht einsam und verlassen, darum auch leicht in dem kälteren, rauheren Klima der Erde unter. Es ist das Allerheiligste um diesseits die befruchtende Kraft für alles Große, Gute, Sittlich-Schöne und darum das erste und heiligste Mittel zur Veredelung des Menschen, zur Herausbildung der thierischen Seele zu der Möglichkeit eines unsterblichen Geistes. Sein Charakter erscheint schon auf dem ersten Anblick mehr weiblich als männlich, und mit Recht bezeichnet man es in unterschiedlichen Redeweisen mit dem Worte: Seele, in höherer Bedeutung Psyche, z. B. in s e e l e n g u t; oder es ist so viel S e e l e in diesem Gedichte, in diesem Gesange; und auch hier finden wir die Spur, daß das Gefühl der vibrirende Nerv für die Empfänglichkeit und Würdigung der Poesie, ja daß es das Organ für die Wahrnehmung, Beurtheilung und die Freude an dieser geheimnißvollen Himmelstochter ist, die ihrerseits wieder durch das Schöne zur äußeren Erscheinung heraustritt. Was nun hier das S c h ö n e, das heißt beim Verstande das Richtige; was dort Seele heißt, bezeichnet man hier als Geist. Jedes für sich allein wirkend oder auch nur überwiegend vorherrschend, erfüllt nicht die Bedingungen der Ur-Ideen der Menschenschöpfung; der Verstand wird da zu einem kalten Maschinen-Räderwerk. Das Gefühl aber, allein für sich, wirft sich der Phantasie in die Arme und läßt sich zu den unglaublichsten Thor- und Tollheiten fortreißen, indem es sich in eine Wunder- oder Märchenwelt versenkt, in Blüthenduft, oder noch schlimmer, in erkünsteltem Weihrauch berauscht, der Wirklichkeit vergißt und in einem sogenannten Himmel von Empfindungen schwelgt, der, beim Lichte besehen, jenseits des gesetzlichen Naturkreises, aus Nebelgewölk erbaut war und vor der Sonne des Geistes in Nichts verschwindet.

An dieser Definition ermißt man auch leicht die beiden streitenden

Richtungen der heutigen Gottesgelehrsamkeit, Philosophie und Theologie, ab, deren gegenseitiges Durchdringen, theilweises Aufgeben, Ergänzen und Neubauen der Menschheit Noth thut.

Kehren wir noch einmal zu unserer Aufgabe zurück, so haben beide Gottgebilde in der Menschenseele vereinigt die heiligste Mission zu erfüllen, nämlich: den Logos, die Himmelstochter Vernunft zu zeugen, zu gebären: ein Wesen, das wir höher nehmen als die Alten, die das Wort und den Gedanken als gleichbedeutend achteten, obwohl diese Anschauung nicht aller Wahrheit bar, da man nicht denken kann, ohne die Theile des Gedankens mit Worten stellvertretend zu umkleiden; so muß man selbst dem Taubstummen auf künstliche Weise irgend welche Sprache erwecken, um seinen Geist vom Thierischen zu erlösen.

Indeß wir nehmen den Logos dennoch in einer höheren, heiligeren Bedeutung, denn erst in harmonischer Verschmelzung beider Seelenkräfte ersteht uns der geistig gesunde Mensch; erst von dem magischen Hauche des Gefühls durchdrungen, befruchtet, geheiligt tritt der Verstand als jenes gottähnliche Bild in die Erscheinung, wie solches ohne Zweifel in der Uridee, der Menschenschöpfung vorgelegen.

Unverkennbare Spuren der beiden Grundelemente stellen sich auch in vollendeter Vereinigung heraus, und namentlich ist es der Verstand, der als überwiegendes Element sein Dasein auch in dem Zwei-in-Eins kennbar macht.

Der vernünftige Mensch z. B. gehorcht, aus Liebe zu und in Ehrfurcht vor Gott, auch den Geboten der Moral, der Verständige nur den Gesetzen des Staats. Der verständige Forscher auf dem Gebiete des sichtbaren Himmels berechnet nur die Bahnen, die Größe, die Ferne, kurz die Gesetze der Gestirne; der Vernünftige sucht auch die Fußtapfen des göttlichen Schöpfers auf diesen Bahnen. Er strebt mit dem Anschauen seines Auges auch die Betrachtung des Geistes zu vereinen, und legt nicht nur Zahlen in seine Rechentafel, sondern auch tröstende, erhebende, für alles Gute und Edle begeisternde Gedanken in seinen Busen nieder. Der Verständige zählt und ordnet die Blätter und Staubfäden einer Blume; der Vernünftige sucht und findet in der Harmonie der vereinzelten Theile eine erhabene Absicht, macht die Ideen des Schöpfers zu seinem Eigenthum und fügt so einen neuen Beweis für dessen wunderbar ordnende Weisheit zu den übrigen, damit er jene heilige Freude in sich erwecke, die nie ohne Wirkung für die sittliche Kraft des Menschen bleibt. Ich füge neben dem Allem, um das Verständniß zu erschöpfen, noch hinzu, daß der Verständige klug, aber nur der Vernünftige weise sein kann.

Was nun das Gefühl als reine Einzelkraft anbetrifft, so unterscheidet schon der Sprachgebrauch, indem er, meist treffend, von einem verständigen und anderseits auch von einem vernünftigen Menschen spricht; wo man aber eines Gefühlvollen erwähnt, da ist es eigentlich nur ein Vernünftiger in sittlich edelster Potenz, der gemeint wird. So gewiß ist es, daß der Genius der Sprache oft dem Verständniß des Redenden vorauseilt. Eben so gewiß auch ist, daß wohl der Verstand, als Produkt der sinnlichen Anschauung des Irdischen, für sich ungestraft zur Wirksamkeit gelangen kann und darf, daß aber das Gefühl, als im Uebersinnlichen, Himmlischen, im Göttlichen wurzelnd, sich nicht allein und ohne Begleitung des ihm unabsichtlich beigegebenen irdischen Führers in den Kreis des irdischen Naturverbandes verlieren darf, ohne ein grauenhaft krankes Bild seines irdischen Wohnhauses, des Menschen, darzustellen.

Geschieht es aber dennoch, durchbricht man den Kreis der traulichen Gesetzlichkeit, so zerreißt damit der natürliche Verband des menschlich-seelischen Mechanismus und der Mensch stellt dann jenes unheimliche Bild dar, das man Somnambulismus nennt. Hier nun aber steht — mit dem Grenzstein des gesunden, traulichen Naturverbandes — auch der unserer Betrachtung, und das dunkele, grauenhafte Gebiet der Krankheit und des Todes beginnt, mit dem wir hier nichts gemein haben wollen; auch wird der Denkende sich schon vorläufig allein weiter zurecht finden können. Dennoch aber wird der Lernbegierige über diesen hochwichtigen Gegenstand der Betrachtung am Schlusse dieses Werkes die ausführlichste Darstellung finden.

Werfen wir, bevor wir für heute scheiden, rückwärts schauend einen Blick in das entzückende liebliche Sonnenlicht der Wahrheit, so stehen wir, unserer Absicht entgegenschreitend, noch einen Augenblick vor dem erhabenen Bilde des Logos still, und tief bedeutsam tritt uns das Wort entgegen: „ecce homo!“ Seht hier den Menschen, den Boten Gottes, an, der Euch in alle Wahrheit und in alle Seligkeit zu führen berufen ist; liebet, ehret, pfleget ihn als das köstlichste Geschenk des Unerschaffenen, denn er ist der Einzige und Alleine und kein Anderer berufen, die Offenbarung vom Himmel hernieder auf die Erde zu tragen, deren die Menschheit zu ihrem Heile nicht entrathen kann. Wisset: aus seinem Munde habe ich die Schrift empfangen, die ich von nun an vor euch ausbreiten werde. Auf seine Stimme habe ich gelauscht in mancher Nacht und an manchem Tage, im Frühroth und im Abendroth, wenn die Gestirne am Himmel glühten oder der Mittag seine Strahlen niedersenkte. Mit ihm bin ich auf den Gebirgen meiner Heimath und in der Ferne gewandelt,

habe die Wogen des Weltmeeres und den Ocean des menschlichen Wissens durchschifft. Er hat mich getröstet in Kümmerniß und die Freude verdreifacht, da es mir wohl ging; er hat mir die Menschen und die Dinge im Lichte der Wahrheit gezeigt und meine Augen für manche verborgene Weisheit geöffnet. Solches Alles aber ist Jeder von nun an berufen mit zu empfangen, zu theilen, sofern man auf seine Stimme hören will; denn er ist mit Jedem, bei Jedem, in Jedem. Logos aber, der Menschgeborene, war ein Kind wie wir, und mußte wachsen und gedeihen wie wir in manchen Jahrtausenden. Er mußte Gestalt annehmen, also auch mußte seine Geschichte Gestalt annehmen. Er mußte reden lernen und redet die älteste und doch ewig jugendliche Sprache, gleich wie er selber nächst der Natur der älteste und doch ewig jugendlich-heitere Bote vom Jenseits ist. Seine Geschichte ist die Grundlinie der Geschichte der Menschheit, die aus dem Traume des Naturlebens über blutbespritzte Felder, durch Kerker und über Scheiterhaufen einer fröhlichen Zukunft entgegen lebt, deren geistige Fesseln aber leider bis heute noch nicht gebrochen sind. — So viel zum vorläufigen Verständniß.

Die Form der Logoslehre kann übrigens nur eine poetische sein, und die Gestalt derselben ist das Gedicht, die Metapher. Gleicher Weise ist die Welt das Gedicht, die Erde eine Metapher Gottes. Die Kunst bedient sich der Töne, der Farben, des Erzes und Steines, über dem Allen aber des Wortes. Also auch konnte die Religion, da sie den Urgeist in einer Weise so zu verköpern berufen ist, daß er dem Geiste faßlich sei, niemals der Poesie entrathen, und trat deshalb in ihrem Gewande schon früh, im dunkelen traumähnlichen Drange bei den frühesten Völkern, in den Kindertagen der Menschheit mannigfaltig zu Tage. Die Lehre von Gott war allezeit ein Gedicht, bei dessen Abfassung oder zumeist sagenhafter Herausbildung die noch zu kindlich-schwache Vernunft der früh und üppig aufgeschossenen Schwester Phantasie das Recht der Meisterschaft um so mehr abtreten mußte, da das große heilige Buch der Natur noch nicht enträthselt, der Gedanke Gottes noch nicht zum anderen Male gedacht, sein Gesetzbuch den Menschen noch nicht als Wahrheit, sondern als Willkür bekannt war.

Daher die Mannigfaltigkeit der Religionen bei einem und demselben Gott für eine und dieselbe, im seelischen Urtypus gleichgebildete Menschheit. Zu jenen Tagen war noch die Phantasie Herrin, die Vernunft Dienerin, die die absolute Wahrheit kleiden, mit Blumen schmücken, nicht aber als Bastardkind eine untergeschobene Lüge, einen geschminkten Humunkulus auf den Thron setzen soll. Solchem zu wehren, steht ein gewappneter Riese, der mannbar gewordene Verstand, Wache.

So dürfte denn auch unser Gottesbote, der geheiligte Logos, immerhin wohl den Blüthenschmuck der Poesie entgegennehmen; allein sein Wesen, seine Botschaft mußte unangetastet bleiben und blieb es. Danach gelte nun das Wesen mehr als das Gewand, der Leib minder denn der Geist: jener Geist, auf den schon längst eine große unsichtbare Gemeinde wartet, damit er sie in alle diejenige Wahrheit leite, die dem Erdgeborenen zu erforschen freigegeben.

Ich frage nun aber zum Andern: wie lange und auf wen sollen wir noch warten, daß eine Gottesfahne erhoben werde, um die sich die Freigewordenen zu sammeln haben? Wie lange noch will man den Kern der Menschheit ohne Haupt, ohne Führer, ohne Tempel lassen? Wie lange noch soll das Schiff ohne Mast und Steuer bleiben, auf dem eine große, würdige Menschenfamilie durch das stürmische Meer, durch die Klippen und Brandungen des Lebens zum Jenseits hinüber schifft?

Darum lasse ich zwischen dem morschen Wrack des alten Orients und der noch viel morscheren Eisscholle des Occidents, zwischen aberwitzigem Glauben und eiskalter Philosophie, mein Schifflein vom grünen Eiland der lebendigen Welt lustig in die Wellen gleiten. Am hohen Maste glänzt ein heller Stern; die rothe Wimpel wallt, die Segel schwellt ein frischer Odem der Natur. Schon wimmelt es am hohen Bord, gleich wie in einer Arche, und ruhigen Blickes, ernst und sinnend steht am Steuer Einer, den wir kennen: — Er, der Menschheit Hort, der Führer, der Befreier, der Erlöser aus der Nacht des Irrthums. Sein Name ist Logos.

So empfange denn hiermit, Du mein geliebtes deutsches Volk, zuerst das Buch der Verkündigung, und bedenke, daß unserer Zeit die Wahrheit nicht mehr auf den Märkten oder gar von den Dächern gepredigt wird. Es ist zugleich das Buch der Freiheit. Verwerfen möge es, wer die geheiligte Gotteskraft und somit die eigentliche Menschenwürde in sich verleugnet; es kommt aber — deß bin ich sicher — eine Zeit, wo auch dieser Stein, den die Bauleute verworfen, zum Eckstein erwählt werden wird, denn die Blüthe der Erkenntniß wuchs allezeit auf den Gräbern der Verkündiger. Nebenbei auch geht eine Sage durch die Welt, daß jedes Buch seinen Genius habe, der es an die rechte Stelle trage.

Wer nun die Knechtschaft mehr liebt als die Freiheit und die Lüge mehr als die Wahrheit, mit dem hat diese Verkündigung nichts gemein. Ich habe mit Gott begonnen; mit ihm auch will ich enden, indem ich bitte, er sei auch heute in dem Geringen mächtig."

Diesem geflügelten Vorworte folgte unmittelbar das erste Kapitel, denn die Eintheilung der Bibel war genau beibehalten, und um dem

Leser eine Probe meines damaligen Gedankenganges zu geben, will ich hier das zweite Capitel folgen lassen. Es enthält die Ueberschrift:

„Aufruf zu einem Bündniß im Namen des Logos."

1. Siehe, so bricht nun der Tag an; es erhebet sich der Geist gleich wie eine frühe Lerche in der Morgendämmerung über grünende Saaten, die singet der Königin des Himmels ein neues Lied und grüßet sie freundlich.

2. So erwachet denn, ihr Schläfer, und seid nicht gar so träge.

3. Strecket die kräftigen Glieder, ihr Männer, und erhebet euch von dem Pfühl, da ihr schlummert und lässig seid in dem Bekenntniß der Wahrheit.

4. Denn es will eine Arbeit gethan sein auf dem Acker des Geistes, da die Maulwürfe ihre Hügel werfen und kehren die junge Saat um, daß die frischen Keime verdorren und veröden die Felder, darauf wir goldene Garben zu ernten gedenken.

5. Waschet die Augen im Bronnen, der am Berge quillt, ein lebendig Gewässer, und trachtet danach, ob ihr mit dem Adler die Sonne begrüßen möget.

6. Und wer nicht bei den Thoren sitzet in seinem Geiste, der stehe auf und thue die Heuchelei von sich, als es einem rechtschaffenen Wesen geziemt vor Gott.

7. Und rede frei: hier bin ich und dies ist meines Herzens Gedanke.

8. Denn es ziemt dem Geiste schlecht, daß er sein Panier der Klarheit übertünche mit der Farbe des Todes.

9. So höret mich nun an und saget hernach, ob ich Uebles geredet.

10. Wisset: es ist abermals eine lange Nacht vergangen, darinnen die Menschheit bei einander saß in der Finsterniß.

11. Und waren etliche unter ihnen, die erzählten den Kindern am Geiste seltsame Mährlein und redeten von unheimlichen Dingen, die machten den Hörern viel Angst.

12. So aber Einer unter ihnen war, der nicht glauben wollte, derselbige mußte des Todes sterben, deß war Angst unter den Leuten und große Sorge.

13. Und war ein Zittern und Zagen bei den Einfältigen und eine Furcht von Kindesbeinen an, denn es hatte ihr Auge kein wahrhaftes Licht gesehen, das da vom Himmel strahlet und schmücket die Erde.

14. Da war der Geist dumm und ein übertünchter Tod. So hatte man den Schöpfer um sein Werk betrogen und war keine Freudigkeit unter den Lebendigen, sondern das Grauen.

15. Der Herr aber läßt sich nicht spotten, sondern hat seine Zeit wohl ersehen, darüber gehet es nicht hinaus.

16. Es stieg aber herauf im Osten die Königin des Himmels, die Strahlende, und ihres Glanzes Schöne fiel durch die Spalten der Wände,

daran die Zeit genagt und der Vergänglichkeit Wurm sich im Fraß gesättigt.

17. Und die drinnen saßen und lauschten der Märchen, dazu auch die Träumenden, die da gelullt waren mit Ammengesang, lernten an dem Lichte, da sich's herein stahl, daß sie Augen hätten.

18. Und hörten das lebendige Rauschen da draußen, wie es den Frühling verkündet: der Vögel Gesänge, der Heerden Getümmel, das Murmeln der Bronnen, das Rauschen der Bäume.

19. Da erwachte eine Ahnung in ihnen, mächtig, wie es dem Kranich erwacht, wenn ihn der Frühling locket aus dem Süden, ob er gleichwohl gefesselt sei in einem Käfig.

20. Wisset aber, das waren die frei geborenen, die gesunden Geister, die geadelten Abkömmlinge der Natur, die rechten Söhne des lebendigen Gottes.

21. Die erhoben ihre Blicke zu dem gestirnten Himmel dort oben, der durch die Ruinen zerfallener Tempel herein dämmerte.

22. Dieselbigen fleheten: man möge ihnen, den echten Kindern des lebendigen Vaters im Himmel, die Geister frei geben.

23. Man lasse uns hinaus, sprachen sie, aus den Gräbern der Erkenntniß und verhänge die Sonne nicht mit dem Moder der Vorzeit dem erwachenden Auge!

24. So thut nun hinweg den trügerischen Schleier, denn es ist Tag worden, und Aller Augen trachten dem Lichte nach; und eine gewaltige Stimme hallet weit durch alle Lande: wachet auf, ihr freien Geister!

25. Denn der Geist ist frei, allemal da er es zu sein begehret.

26. Hebet die Wimper, ihr deutschen Männer, ihr Söhne der Eichen, daselbst es lebendig wird unter den Geistern wie nirgend sonst auf Gottes grüner Erde.

27. Wachet auf, ihr Brüder und kräftigen Männer, werfet das Gewand der Finsterniß von euch und thut den Waffenrock des Lichtes an.

28. Gürtet euch mit dem Schwerte des Geistes und flüstert einander nicht in die Ohren, da ihr redet wie es euch um's Herz ist mit der Erkenntniß Eures Gottes.

29. Saget an: soll die Finsterniß denn behender sein als das Licht? Soll das Geschaffene unterliegen dem Gemachten? Wie lange wollen wir träge sein?

30. Horchet auf! Es rufet der Herr seine Boten zu rechter Zeit, und es werden Feuerbrände des Geistes regnen auf die Glatzen der Dummen, ehe denn die Zeit ihren Fraß wiederkäuet. — Die Einfalt aber getröste sich der Lehre.

31. Denn dieses ist wahrhaftig: Niemand kann zugleich dem Logos dienen und dem Götzen.

32. Noch kann er in einem Oden die Wahrheit reden und lügen; da er es aber möchte versuchen, ist er ein Heuchler, und die Gerechtigkeit,

so unserer Seelen Adel, bleibet fern von ihm.

33. Was ist es aber, da man saget: der Geist sei frei, und darf doch nicht sagen: Herr, hier bin ich, und die Du mir gesellet hast, mit mir.

34. Nimm unsere Seelen an zu einem einigen Bündniß, daß wir Dich erkennen und verehren an einer neuen Stätte und beten in Dir an den Logos, welcher ist die höchste Vernunft, und ist keine andere außer ihr.

35. Und hat sich offenbaret von Anbeginn der Welt, und ist immer neu und unvergänglich in alle Ewigkeit durch das lebendige Buch Deiner Schöpfung.

36. Welches ist das sichtbare Wesen um uns und das Wesen der verständigen Geister, denen Du hast Freiheit gegeben sich zu heiligen in Deiner Erkenntniß.

37. Zu werden Dein Abbild, unsterblicher Gott; nicht zwar wie Du bist, für alle Welten und was darinnen lebt und waltet, sondern wie uns gegeben, Dich in diesem unsern irdischen Leibe zu erkennen, auf daß uns die Narrheit der Klugen fern bleibe um der Weisheit halber.

38. Wohlan denn, ihr Verständigen, so öffnet den Mund und redet lauter, auf daß ihr bekennet eures Herzens Gedanken, zu Gottes des Allkräftigen Ehre.

39. Denn des Menschen Geist ist der König der Lebendigen, dem die Erde zum Schemel gegeben worden.

40. Und vermag zu erkennen Beides, seine Ehre und seine Schmach, da der Herr ihm die Krone verliehen und soll ihm nicht genommen werden.

41. Auf daß er vor ihn hintrete in seines Geistes Schöne und sage: Siehe, Herr, hier bin ich, geschmücket mit Deiner Ehre; ich trage Deine Farbe und Dein Panier, und ist kein Anderer, dem ich unterthänig sein will.

42. Ich sage euch aber, es sind der Geister auf Erden eine Legion, die sind geschwächt wie die Darbenden und haben mit nichten den Muth und die Kraft und die Herrlichkeit, die ihnen Gott zugesagt als ein Erbe seiner Liebe.

43. Und ist keine Freudigkeit bei ihnen, und sind gar verzagt, die Klarheit des Herrn zu schauen und seinen Namen zu bekennen nach dem Urbuche der lebendigen Schöpfung.

44. Dieselbigen gehen einher gleich eines Fürsten Sohn, dem man sein Erbe verweigert, und muß etwa eines Geringen Knecht sein, daß er lebe.

45. Und kleidet sich heimlich in seinem Kämmerlein in einen Lappen verschossenen Hermelins, damit es die Leute nicht sehen und seiner spotten.

46. Doch weidet sich sein Auge daran in eines Spiegels Scherbe; danach macht er sich eine Krone von Goldschaum und dünkt sich ein rechter König, da er doch Schwielen hat in den Händen.

47. Und abermals sind sie zu vergleichen einem jungen Leuen, den man der Mutter geraubt, da sie ihn nährte an ihren Brüsten.

48. Darauf gingen die Buben her und näheten ihn in eines Affen Haut, und lehrten ihn Grimassen und setzten ihn in einen Käfig zu Affen, die trieben Kurzweil mit ihm, und wohnet daselbst noch zu unsern Tagen.

49. Wisset aber und bedenket es wohl: es strecken sich seine Glieder nach dem Maaß, so ihn die Natur gemessen; es wachsen ihm die Mähnen und in seinen Tatzen zuckt die erwachende Kraft.

50. Da wird ihm nun die Hülle zu eng und möchte ihm wohl schier das Herz zersprengen, daß er den Käfig zerbreche und entweiche in den Urwald, daselbst die Freiheit wohnet in grünen Lauben und die Lust am Leben.

51. So denn ertöne es abermals: wachet auf, ihr freien Geister! Streifet ab den Mummenschanz, darin ihr euch selber nicht erkennet, weß Kind ihr seid, noch woher ihr stammet, daß ihr euch nach ihm nennet: nämlich den lebendigen Gott.

52. Wisset, was da leiblich ist, mag von Menschen geschätzet werden nach einem gerechten Maaß; es wachet das Auge über die Gerechtigkeit und das Licht ist alle Tage bei ihnen.

53. Was aber geistig ist, das ist geheiligt von dem Herrn zu einem lautern Heiligthume und soll kein anderer hoher Priester darüber gesetzet sein außer ihm selber.

54. Der da den Geist gesegnet, daß er sich selber wisse und bleibe bei ihm immerdar, auf daß er die Unsterblichkeit anstrebe.

55. Was ist es nun, daß ich zu euch rede? Meinet ihr, daß euch meine Zunge trüge?

56. Wenn die Feierstunde kommt und die Hände ruhen von der irdischen Sorge, möge der Geist seine Lust haben an dem Schönen und an dem Heiligen, und ihr werdet erkennen, daß ich wahrhaftig rede, und ist kein Lug noch Fehl in dieser Lehre.

57. Darum sollen sich zusammenthun alle die vorgezogenen Kinder dieser Erde, auf daß sie an Erkenntniß wachsen Dessen, was ewig neu ist, und fährt nicht vorüber wie ein Sturmwind.

58. Derselbige wehet etwa ein Haus um, von Menschenhänden gemacht, so stehet es morgen wieder da oder nicht, was soll man deß sorgen?

59. Des Menschen Geist aber, da er verkommen in seiner Blüthe und zerknickt in seinem Heiligthum, findet keine Hand, die ihn wiederum aufrichtet zu seiner Urschöne, dazu er berufen, außer durch die wahrhaftige Lehre von Gott.

60. Wähnet auch nicht, als führen der Wege viele hinauf, wo der Herr seinen Thron erhöhet; denn es ist nur ein Weg der gerechte; derselbige aber führet über blühende

Auen der lebendigen Schöpfung, und die Sonne der Wahrheit säumet mit goldenen Strahlen das Haupt des fröhlichen Wanderers.

61. Das Alles habe ich nun gesagt und möchte es mit meinem Blute abwaschen, so es Lüge wäre oder lose Träume.

62. Doch ist es Alles wahrhaftig und ohne Trug, und soll eine Kraft ausgehen von der Lehre durch den Logos, daß die Herzen davon erbeben, gleich wie die Berge von dem Rollen des Donners, danach die Fluren erquicket werden und tragen reichlich Früchte.

63. So ist es denn auch nicht meine Stimme, die zu euch redet, sondern vielmehr Dessen, der über uns Allen ein Herr ist.

64. Derselbige aber fraget: wo seid ihr, Alle die ich gezeuget habe im echten Bündniß, und warum tretet ihr nicht vor mein Antlitz, angethan mit der Farbe eurer rechten Heimath, dem Licht?

65. Auf daß ich euch daran erkenne und heilige durch des Gesetzes Kraft, ausgegangen vom Himmel, die Geister der Menschen zu erleuchten, daß sie mich erkennen als den einzigen Vater und zu mir reden als die rechten Kinder.

66. So lasset uns denn nun einen neuen Altar bauen dem Logos, darum wir uns schaaren zu einem geheiligten Dienste in Liebe, Gerechtigkeit und Schönheit.

67. Und lasset uns bekräftigen den neuen Bund, welcher ist der allerälteste, mit einem einigen Gott, der sich uns alle Tage und alle Zeit offenbaret als der allkräftige, allweise und allliebende Schöpfer und Regent der Gestirne und aller Heerschaaren der Lebendigen.

68. Solches ist Noth, daß wir danach ringen in Eintracht und heiliger Freude, auf daß die Menschheit sich selber erlöse durch die Kraft, zu der sie geboren worden, und durch den Logos, welcher ist in ihr lebendig und harret der Dinge, die da beginnen sollen von Stund an. — So sei nun der Herr mit diesen unsern Worten.

Ich bitte diejenigen meiner Leser, die weder für die biblische Phraseologie, noch für religiös-tendenziöse Expectorationen überhaupt Sinn haben, um Verzeihung, daß ich ein ganzes Capitel als Citat aus meiner neuen Bibel einschaltete. Ich vermuthe nämlich, daß es andere Leser geben dürfte, denen es nicht uninteressant sein möchte, den selbsterkämpften Bildungsgang und die Gedanken-Fährte zu verfolgen, die zu der nunmehr mühsam errungenen, freien Lichtung führte, wo vor dem erstaunten Blicke die Nebelhülle der christlich-dogmatischen Dunkel-Lehre herabsinkt und der orientalische, allegorisch-mythische Bilderschmuck, von

den darunter verborgen gewesenen Gruppen des christlichen Lehrgebäudes abgestreift, als naturfrische Wirklichkeit dem beschaulichen Denker anmuthend entgegentritt, auch das altersgraue Truggebäude gleich magisch verwandelten Nebelbildern sich vom unfaßbaren Schemen zur sonnenhellen Wahrheit verklärt.

Der Muth, das ganze, vorhin erwähnte Programm der neuen Religionslehre durchzuführen, obgleich ich schon einen großen Theil des astronomischen und chemischen Materials bearbeitet hatte, scheiterte an zwei Ursachen: einmal an der geringen Empfänglichkeit, mit welcher der zuerst edirte Theil des Ganzen, das Buch der Verkündigung, entgegengenommen wurde, anderntheils an der mir bei der Beschäftigung mit dem religiösen Thema klarer und klarer entgegentretenden Ueberzeugung, daß das, was ich der Menschheit in einer neuen Fassung als Ersatz des abgestandenen Alten für das religiöse Bedürfniß darzubieten im Begriff stand, unter der mythischen Hülle des Christenthums verborgen längst dagewesen und nur noch eines kühnen, denkkräftigen Geistes zur Entschleierung bedürfe, um auf dem alten unverwüstbaren Fels eine neue Kirche zu bauen.

In der That, während ich tief an der Wurzel des ewig Seienden, des ewig Wahren und Schönen nach Erkenntniß grub, fühlte ich mehr und mehr, daß das Gesuchte, das Gewollte, das Erstrebte längst unerkannt und unenträthselt in den Mysterien des Christenthums als mythischer Kern enthalten sei. Mit der freudigsten Ueberraschung sah ich ewige und unvergängliche Wahrheiten vor meinem Geistesblicke sich ihrer entstellenden Larve entledigen und als ursprungsklare, universelle Schöpfungsgebilde vor mich hintreten; Anfangs freilich in unklaren, nebelhaften Umrissen; nach und nach aber gewöhnte sich das innere Auge an dem Anblick, und staunend über die Verblendung der Theologen seit so manchen Jahrhunderten, drängte es mich, mir das Entdeckte als Besitzthum anzueignen und der Menschheit die Binde von den Augen zu nehmen.

Wohl darf ich gestehen, daß ich mit einer gewissen freudigen Hast und mit großen, gerechten Erwartungen über die Sensation, welche diese meine neuesten Entdeckungen hervorrufen würden, zum Werke schritt, daß ich mit innerster Genugthuung Stück vor Stück der christlichen Mythe seiner verführerischen Hülle entkleidete und so das große sinnreiche Lehrgebäude aller Welt anschaulich darzulegen und unbegrenzten Dank dafür zu ernten hoffte. Damals war ich noch nicht durchkältet von den bitteren Erfahrungen späterer Jahre, wo die Ueberzeugung Platz greifen mußte, daß es durchaus nicht maßgebend sei für den Erfolg einer ehrenvollen That auf dem Gebiete des Geistes in allen Kreisen, diese wirklich vollbracht zu haben; sondern daß auch die weithin tönende Tuba

der Reclame dazu gehöre, den Glauben daran zu erwecken, die Schläfer aufzurütteln und den Enthusiasmus aufzustacheln, ohne den nun einmal die Allgemeinheit der Anerkennung ein frommer Wunsch bleibt.

Glücklicher Weise lag es in dem Wesen dieser begeisterungsvollen Arbeit, mir den Löwenantheil der Belohnung durch die ein Jahr lang fortgesetzte innere Beseligung während solcher Beschäftigung vorweg zu nehmen; denn jeder andere gehoffte Lohn bewährte auch diesmal den Charakter einer Chimäre. Leider war es auch jetzt unmöglich, für meine — vermeintlich weltumgestaltende — Arbeit einen Verleger zu finden, und abermals mußte ich — sollte die Frucht meines Fleißes nicht als todtgeborenes Embryo im Pulte vermodern — zum eigenen Säckel greifen und zu dem schon (dem Allbuch) Geopferten den letzten Rest meines kleinen Ersparnisses in den Opferstock für Licht uud Wahrheit stecken; denn für den Cultus der Vernunft gab es ja leider niemals einen Peterspfennig, weil die Vernunft ein Papst ist, für den die Tyara erst noch gewebt werden soll, falls man das Gewebe, wie ich es am Schluß meines Werkes als Friedensstandarte ausgehängt, nicht etwa dafür sollte gelten lassen wollen. Die Enttäuschung ließ auch diesmal nicht lange auf sich warten. Der Lebensfähigkeit fehlten, wie gesagt, die Fanfaren, und selbst wohlwollende Freunde klagten, daß sie meinem Gedankengange nicht zu folgen vermöchten. Somit krochen denn abermals aus den Leipziger Ostermeß-Ballen schaarenweise die weltberühmten Krebse hervor, und nachdem sie einige Jahre auf meinem Boden vom Wurm der Zeit angenagt, im Staube gerastet, sprach ich die Acht und Uracht über sie aus, und verurtheilte sie nach Ketzerverdienst zum Feuertode, um meine abgekühlte Begeisterung mindestens durch einen warmen Ofen zu erquicken. Der frostige Ostwind zerstreute ihre Asche nach allen Richtungen, und so lag mein Werk nun da

„zertreten von dem Huf der Gassenpferde. —
„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde."

Einen Gewinn aber konnte man mir nicht rauben: den Abschluß meiner religiösen Zweifel. Mit stolzem Selbstbewußtsein konnte und durfte ich mir nunmehr sagen: jetzt erst bin ich ein Christ, denn ich habe die Tiefen der christlichen Lehre, ihre Einmüthigkeit mit Natur und Vernunft erkannt; ich bin kein Zweifler mehr, bin ein Wissender. Und nun bitte ich den geneigten Leser, mir in das Heiligthum dieser mythischen Enthüllungen, zu der Darlegung des idealen Christus zu folgen (wie ich solche im ersten Bande, der den historischen Jesus behandelt, flüchtig angedeutet), wo sich uns eine neue Welt der Gedanken und Thatsachen enthüllen wird, wie sie der Menschenschöpfung

uranfänglich einverwebt wurden und für alle Zeiten, ja höchst wahrscheinlich selbst für alle Welten des Universums, so weit dort vernünftige Wesen existiren, Geltung haben dürften.

Schließlich will ich mir zu bemerken erlauben — und den wissenschaftlich gebildeten Leser um Entschuldigung bitten — daß ich einer Anzahl Fremdwörter eine Verdeutschung beifügte. Ich hoffte einer großen Zahl von Lesern das Verständniß dadurch zu erleichtern; schreibe ich ja doch vor Allem für mein geliebtes deutsches Volk. Das erklärt und entschuldigt Alles, wenn es dessen überhaupt bedarf.

Der ideale Christus.

Endlicher und vollendeter Friedensschluß

zwischen

Vernunft und Christenthum

oder

die Weltversöhnung.

1.

Zur Situation.

Mehr denn drei Jahrhunderte währt bereits der große Glaubens-Prozeß: Protestantismus gegen Katholicismus und umgekehrt. Die Advocaten schreiben, plaidiren, die Actenstöße wachsen, die Sprachverwirrung wächst und ist eclatant, und der Babylonische Thurmbau ist vollendet; denn was die katholischen Gegner immer noch für sich hatten — die Einheit ihrer Kirche — auch diese ist jetzt längst dahin, und der Riß wird ärger. O, daß ein Fürst des Himmels käme und den Prozeß niederschlüge, denn nie und nimmer werden die Akten zum Spruch kommen, sofern man nicht den Richter anerkennt, den Gott eingesetzt auf Erden, zu richten über das Lebendige und das Todte: nämlich die Vernunft. Diesem allein legitimen Richter aber hat man Schlummertrank gereicht, ihn in einen Winkel geschoben; wer soll nun richten? Ich will's euch sagen. Sie hat lichte Augenblicke, die mißhandelte Tochter des ewigen Gottes, da durchschaut sie die Tiefen der unendlichen Prozeß-Akten, und schaudernd vor dem Irrthum und der Unwahrheit, spricht sie Worte der Erkenntniß, Worte der Wahrheit, wie sie nur die Legitime sprechen kann. Wer auf solche Worte lauscht, dem öffnen sich die Tiefen der Wahrheit, die Pforten der Erkenntniß, an der die Sachwalter der Menschheit hin und wider laufen, sie nicht finden, nicht eintreten können in den Kreis der Erkenntniß, und ihren Nonsens (ihre eigenen oder eroberten Phantasiestücke) für Wahrheit ausgeben, um durch andere Phantasiestücke widersprochen zu werden. Ja, um den großen Prozeß vollends zu verwirren, hat sich noch eine dritte Partei, die After-Philosophie hineingemischt, und so ist das Charivari einer Versammlung von Menschen entstanden, in welcher Hunderte zu gleicher Zeit reden, zanken, Beleidigungen und Argumente durch einander werfen. Vergebens fragt man: ist kein Präsident da, der die Schelle rührt? Nein! Es ist keiner da, und wir legen folgende Akte auf den Tisch.

Die Grundlehren der christlichen Religion sind ewige, aber mißverstandene Wahrheiten, gefaßt in mythische Bilder, die, an sich genommen, für den Denkenden nur deshalb wichtiger als alle anderen, z. B. griechische, römische und nordische Mythen, erscheinen, weil die darin gefaßten Wahrheiten nicht einzelne untergeordnete Ideen (wie z. B. Aphrodite die sinnliche Liebe) oder ein wahrnehmbares Naturereigniß (z. B. Aurora die weckende Morgenröthe, oder Helios auf seinem Wagen die kreisende Sonne) u. s. w., sondern weil jene christlichen Mythen die menschlich-allumfassendsten, erhabensten und einflußreichsten Wahrheiten in sich verbildlichen und, richtig erfaßt, ausgelegt und zur Lehre vergeistigt, den Menschen über seinen Standpunkt im Schöpfungskreise aufklären, der Regierung menschlicher Angelegenheiten im großen Allgemeinen wie im Einzelnen eine Richtschnur geben.

Ich weiß, daß unter den neueren Philosophen namentlich Kant, Schleiermacher, Schelling, Hegel, de Wette, Strauß u. a. den mythischen Standpunkt erfaßt haben, um die tiefere, philosophische Bedeutung des Christenthums, den allgemein gültigen Urgeist, von der geschichtlichen Fassung zu trennen und beide bis auf die leitenden Nerven aus einander zu legen. Ich bin aber mit klarstem Bewußtsein überzeugt, daß alle jene weisen Männer die Aufgabe nicht bewältigten, indem sie nur die angebliche Historie der Mythe überlieferten und ihre Berechtigung dafür nachwiesen. Der Geist der Mythe aber, die innere symbolische Wahrheit, blieb durch sie unenthüllt, und doch ist die Sache so einfach, liegt so nahe, geht so einträchtig mit dem wahrhaftigen Zusammenhang der Dinge daher, daß es eine Freude ist, sich den Mann zu denken, der das Alles auf das Klarste durchschaut und auf das Bündigste dargelegt hat, nämlich Jesus; und anderseits wieder ein namenloser Jammer, daß solche Darlegung nicht verstanden, oder noch schlimmer: mißverstanden, also verkrüppelt und in dieser Verkrüppelung der Welt überliefert wurde, wo sie fortzeugend Fluch statt Segen brachte. Solcher Mißverstand hebt schon mit den Evangelien an, und dem Sehenden tritt Aechtes und Unächtes auf den ersten Blick in ihnen entgegen. Groß ist das Werk, doch größer noch die Mißgestaltung; tief der Sinn des Gedichtes „die Messiade“, doch flach das Verständniß, das man in die Schulen (mit und ohne Thürme) gebracht. Daher kam der Unsegen, dem zu entgehen es für die Mit- und Nachwelt noch früh genug ist, wenn man den Muth faßt, zu wollen, d. h. erkennen und einlenken zu wollen.

In diesem Sinne habe ich mir die Aufgabe gestellt, die ewigen Wahrheiten der christlichen Religionsgeschichte als mythisch-allegorische Körper zu fassen und ihren Sinn, die darin waltenden Gedanken, als

harmonische Einheit mit den unvergänglichen, jeder Zeit sich neu manifestirenden Wahrheiten der physischen und psychischen Menschennatur aller Racen nachzuweisen. Dadurch hoffe ich ein neues und allgemein gültiges Erfassen und Herausbilden des Christenthums für menschliche Gesellschafts- und Individuum-Zwecke deutlich zu machen, zugleich auch allen Wahrheitsfreunden, allen Vernünftigen ein erneutes Anschließen an die nun einmal autorisirte christliche Fassung ewiger Religionswahrheiten nicht nur zu erleichtern, sondern in gewissem Sinne, d. h. insofern sie sich vor neuen Formen sträuben, zur Pflicht zu machen.

Ich muß jedoch, ehe wir zu diesem Werke vorschreiten, zwei Dinge bevorworten: erstens, daß ich mich nur an *Christus selbst*, d. h. so weit ich die Spuren seiner Ursprünglichkeit finde, nicht aber an seine sich nur zu oft widersprechenden apostolischen Biographen und Epistel-Commentatoren halten kann, deren falsch verstandene Ansichten und Consequenzen *mit* zu überwinden sein werden. Dies kann um so weniger irritiren, als es sich hier nur um die Grundpfeiler der christlichen Kirche, nicht aber um Arabesken und andere Ausschmückungen handelt, die ja auch an sich nicht von Wichtigkeit sind, sondern leicht eine Modification ertragen, wenn nur die Säulen und Grundvesten gerettet werden, an denen der unerbittliche Zahn der Kritik nagt, da sie bisher als die unlösbaren Geheimnisse des Christenthums betrachtet wurden, für welche die Orthodoxen einen blinden Glauben, die Rationalisten und Philosophen ein Aufsichberuhen- oder gar Fallenlassen beantragen. Ich will keines von dem Allen. Man soll weder blind an die geheimnißvollen Wahrheiten der christlichen Religionslehre glauben, noch sie ignoriren oder beseitigen, sondern sie *verstehen*, lernen, sie als ewige philophische Wahrheiten fassen, begreifen und Consequenzen daraus ableiten. Dann aber, wenn man den Geist erfaßt hat, soll man den Leib, das Bild, eben nur als ein Bild gelten lassen, das wegen des darin gefaßten Geistes Ehrfurcht, im Uebrigen aber keinen größeren Rang als die sinnliche Fassung jeder anderen Mythe beanspruchen darf.

Ferner habe ich mich dagegen zu verwahren, als ob durch diese meine Auffassung des Christenthums meine Lehre vom Logos durch mich selber widerrufen würde. Im Gegentheil sind das Christenthum und mein Logoismus nur eine verschiedene Fassung für eine und dieselbe Sache, da Christus und Logos — wie Johannes der Evangelist und griechische Gnostiker das schon angedeutet haben — auch nach *meiner* Auffassung identisch sind. Ich will und muß, um aufrichtig zu sein, gestehen: erst durch die Beschäftigung mit meinem Logoswerke, da ich den verborgenen Goldadern religiöser Wahrheiten nachzuspüren gezwungen war, bin ich

zu dem allein wahren Verständniß der christlichen Grundideen gekommen, von denen nur die leichteren und einfacheren von unsern großen Denkern richtig erfaßt wurden, wogegen namentlich das jüngste Werk Schelling's, das eine Versöhnung des Christenthums mit der Philosophie verhieß, auch nicht einmal in die Vorhallen gedrungen ist, sondern mit Hebeln und Schrauben an den Pforten des Mysteriums herumbrach und sein Geklapper für erlauschte Geheimnisse ausgab, wofür ihn die Kritik seiner Zeit verdientermaßen nach Hause leuchtete.

Wahrlich, so schwerfällig ist die Lösung des Siegels nicht; aber nur mit dem allereinfachsten und natürlichsten Denkprozeß ist das zu lösen, was auch mir seit vielen Jahren unlösbar erschienen und nun doch endlich völlig klar geworden ist. Was übrigens die Consequenzen betrifft, so werde ich auf die in meinem Logoismus dargelegten, im Dienst der ewigen Naturwahrheit entdeckten Abweichungen vom Schein-Christenthum, wie uns solches zuletzt von Luther überliefert wurde, bestehen müssen, wogegen ich die christlich-mythische Fassung der ewigen Grundwahrheiten jetzt als etwas nicht zu Ueberbietendes anerkennen muß und Beweise dafür liefern werde.

Um uns im Voraus über das Material der Sinn- und Ideenerfassung, den unvermeidlichen Ausdruck, das Wort zu verständigen, das als Repräsentant der Begriffsgattung das geistige Gebäude dieser räthsellösenden Enthüllung zu tragen hat, nämlich um über den Ausdruck Mythe zu gegenseitigem Verständniß zu gelangen, darf nicht unerklärt bleiben, wie sich Mythe von Märchen, Fabel, Parabel, Bild, Allegorie oder auch Symbol unterscheidet und unter diesen gattungsverwandten Fassungswörtern als das erhabenste, tiefbedeutsamste und in gewissem Sinne heiligste dasteht.

Wenn z. B. das Märchen — als die niedrigste Species dieser Gattung — oft nur eine für die Zeitverkürzung ersonnene, buntbewegte, die Naturgrenze überhüpfende Erzählung ist; die Fabel eine ähnliche, aber mit der Zuthat einer moralischen Tendenz; die Parabel eine einfache, dem bürgerlichen Leben entnommene Begebenheit, aus deren Reflex im erfassenden Gemüth eine umgebildete, parallele Wahrheit einleuchtender als aus erster Hand gegeben, hervorgeht; Bild, eigentlich Sinnbild oder Allegorie, in einfachen, figürlichen oder handelnden Umrissen eine einzelne Seelen- oder Naturkraft, auch den Affekt versinnlicht; und endlich das Symbol als Erinnerungsmalzeichen für etwas verehrtes Dagewesenes und Fortwirkendes zu betrachten ist: — so umfaßt dagegen der Ausdruck Mythe nicht nur dies Alles zusammen, sondern es führt auch ihr reiner Begriff in eine längst entschwundene, dunkele Sagenzeit

zurück, wo in einem längeren, nicht nachweisbaren Entstehungsprozeß der damalige Zeitgeist tiefere, von dem Menschengeschlecht auf die Gottheit zurückführende Wahrheiten in (angeblich auf Erden vorgegangene) Begebenheiten einkleidet, um eben jene Wahrheiten dem Begriffsvermögen der Menschen zugänglich, haltbar und annehmlich zu machen, zugleich aber auch für die bequemere Ueberlieferung auf die Nachwelt zu sorgen, gleich wie man kostbare Kleinodien in gut verwahrte Kästchen eingeschlossen den Erben überliefert, von denen die verständigen das Gehäuse öffnen und die Kleinodien hervornehmen, die einfältigen aber — zumal wenn sie lange und oft vergeblich versucht, das Schloß zu öffnen — die Hülle zuletzt als das Kleinod selbst betrachten und verehren werden, da sie es für eine Sünde halten würden, den Worten des Erblassers, daß ihnen in dem Vermächtniß ein wirkliches Kleinod hinterlassen worden, zu mißtrauen, und viel lieber blindlings glauben. Die Mythe also wird immer eine höhere, transcendentale, zu dem Uebersinnlichen hinausführende Grundidee verkörpert in sich enthalten, die dem Mißverständniß, der Umdeutung und daher Entheiligung leicht ausgesetzt ist, wenn impotente Geister sich zu deren Auslegung herbeilassen, oder sie wohl gar für buchstäbliche Wirklichkeit erklären. Großes Unheil kann durch sie angerichtet werden, wenn diese ihre falschen Verständnisse und apodictischen Behauptungen wohl gar durch Bajonnette und Kanonen sanctionirt werden sollen.

Daß das Christenthum hierzu die traurigsten Belege bietet, bedarf keines Nachweises, eben so wenig, daß die bisherige Auffassung, wie sie auch immer geschah, der Vernunft Unauflösbares zurückließ, weshalb die consequentesten Rationalisten endlich bei dem Satze stehen blieben: die Moral des Christenthums genügt, wozu bedürfen wir der unauflösbaren Geheimnisse? Ich aber kehre den Satz um und sage: die Moral des Christenthums genügt eigentlich nicht, sondern die bisher unauflösbaren Geheimnisse sind, genügend gelöst, das ewige, weil durch die unumstößlichen Naturgesetze bestätigte Wahre; nur weil es so ist, konnte dem Helden des großen Weltgedichtes der Ausspruch in den Mund gelegt werden: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Lehre wird nicht vergehen.“ Diese menschlich in Worten gefaßte Lehre aber ist in der That nicht einmal an die Existenz des Menschengeschlechts gebunden; denn überall im Universum, wo denkende Wesen auf den Schauplatz eines Weltkörpers gerufen werden — und wer könnte zweifeln, daß es geschieht — müssen sich die in der christlichen Mythe niedergelegten göttlichen Wahrheiten wiederholen, da es ja eben absolut universelle Wahrheiten sind, deren Erkenntniß dann die erkennenden, denkenden Wesen

über ihren Standpunkt in der Wesenkette aufklärt und sie belehrt, welche Handlungsweise diesem Standpunkte gemäß ist.

Um jede hierher gehörige Angelegenheit im Voraus zu erledigen, sei noch bemerkt, daß ich mich durchaus nicht auf den Strauß'schen Standpunkt stelle, indem die Erörterung, wieviel von dem Fleisch und Bein der Mythe durch die geschichtliche Existenz der Person Christus in sie hinein gelebt, wieviel hinein gedichtet, mit anderen Worten: wieviel durch den sichtbaren Leib, wieviel durch den unsichtbaren Geist zu dem Material des mythischen Gedichtes herbeigetragen, — für unsern Zweck, weil für die Consequenzen des Christenthums, ganz gleichgültig ist und um so mehr vermieden werden muß, da eine genaue Sonderung, ein genügender Scheidungsprozeß nicht möglich ist.

Ein mit dem außerordentlichsten Genius begabter Mensch, Jesus Christus genannt, hat gelebt, gelehrt, und ist für diese die herrschenden Religionen bekämpfende Lehre eines durch Urtheil und scheinbares Recht veranlaßten gewaltsamen Todes gestorben. Das ist der geschichtliche Kern, der, keimend, wachsend und gedeihend, seine Aeste ausbreitet, so als vollendet mythisches Gewächs dasteht und die eine und alleinige Frucht, das Christenthum, erzeugte die von dem Wurm des Unverstandes vielfach angenagt und deshalb kränkelnd, der Menschheit die erquickende Labung nicht gewähren konnte, wie sie nach dem ordnenden Weltgesetze, das sich auch auf die Geisterwelt erstreckt, der Menschheit zugedacht war.

Der Strauß'sche Standpunkt reicht überhaupt nicht über die Negation des positiv Historischen nebst Nachweis dafür, Affirmation des Mythischen an sich und Quellennachweis hinaus; er construirt somit nur die Mythe an sich, die Sage, den Leib der Mythe; er legt gewissermaßen jede derselben einzeln in unsere Hand, sprechend: fühlt, überzeugt euch, ist das nicht Fleisch und Bein von dieser Gattung? Zweifelt ihr noch, daß es Mythe, Sage, Fabel und keine Historie, keine Geschichte ist? In diesem Geschäft ist er minutiös; aber das ist augenscheinlich nicht genug. Dieser Leib der Mythe, wie er ihn aus den Evangelien hervornimmt, ist im rechten Sinne keine Mythe, wenn er ihr keinen Odem einbläst, wenn er uns nicht den Geist nachweist, um dessentwillen der Leib geschaffen wurde. Warum ist denn diese große evangelische Mythe auf den kleinen historischen Stamm gepfropft? Und da aus dem Irrthum, das Ganze für keine Mythe, sondern für Historie zu nehmen, so bittere Früchte hervorgegangen sind: welche Früchte haben wir nun von der Vermeidung dieses Irrthums zu erwarten? Ferner: da der Leib jeder Mythe in den Hauptmomenten keine Wahrheit, keine Realität ist, wo

liegt die nothwendige Wahrheit, das Wirkliche, die Seele oder der Geist, der uns in alle Wahrheit zu führen berufen ist?

Diese Fragen beantwortet Strauß nicht, mindestens nicht umfassend; er schreitet nicht zu den Consequenzen hinüber, thut nicht den zweiten Schritt, ohne welchen der erste kaum einen Sinn hat, weshalb er denn natürlich nicht befriedigen kann, so unabweisbar nothwendig immerhin auch der erste Schritt zu jedem zweiten ist. Dieser weitere Schritt ist es aber, zu dem wir uns herbeilassen wollen. Um jedoch dem Vorwurf der gewaltsamen Deutelei zu entgehen, werde ich mich nicht auf den gewöhnlichen Standpunkt der Erklärer stellen, welche die Lösung aus dem Räthsel hervorgehen lassen, sondern, umgekehrt verfahrend, der Lösung als dem überall und hier ganz besonders ältern, das Vorrecht einräumen und das Räthsel, wie es im Wirklichen eigentlich immer geschieht, aus der Lösung hervorgehen lassen; denn jeder Räthsel-Schöpfer sucht sich erst die Lösung und schafft danach das Räthsel. Mit andern Worten: ich werde mich auf den Standpunkt des Schöpfers stellen, der auch nicht erst den Körper des Lebendigen schafft und ihm dann eine Seele einbläst, sondern erst die Seele schafft und diese später mit einem Leib umkleidet.

Da wir bei der christlichen Mythe — eben als organisch gegliederte, vollständig ausgebildete Mythe — nicht nur den Sinn, die Seele, den lebendigen Gedanken in ihr zu betrachten haben, der als das Ursprünglich-göttliche, das durch alle Zeiten und alle Räume Vorhandene, auch ohne den später hinzugetretenen Körper: Sage, existirt hätte, selbst wenn hier auf Erden kein Mensch und namentlich kein Christus jemals geboren worden wäre; sondern, da zu diesem urewigen Geist der Mythe auch ein in der Zeit beginnender und deshalb denkbar-möglich endender Körper hinzugetreten ist, d. h. da die hohen, erhabenen, göttlichen Ideen über gegenseitige Existenz-Bedingungen zwischen Gott und Natur, und Menschheit und Natur in eine Sage gefaßt worden sind, damit nach uralter, unvergänglicher Methode das Gewand der Geschichte das der einfachen Lehre vertrete, um also faßlicher, haltbarer, interessanter und dadurch wirksamer zu werden: — da, sage ich, diese Fassung geschehen ist (etwas, das nur vermittelst menschlich-geistiger Kraft, sowohl an Einsicht als an Einkleidung des Eingesehenen beschafft werden konnte); ferner, da eben diese Einsicht in den geheimnißvollen Zusammenhang der Dinge eine ungewöhnliche Begabung voraussetzt, so kann und darf man vernünftiger Weise nur schließen, daß die erhabenste, begabteste Persönlichkeit unter allen denen, die in den Evangelien genannt werden, daß nur Christus selbst der Erfasser und Einkleider dieser göttlichen Haupt-

Grundwahrheiten sein konnte, um so der Schöpfer der erhabensten aller Mythen, der christlichen Mythe zu werden, wobei es völlig gleichgültig ist, wieviel sein Leben, wieviel sein Gedanke an Material hinzugethan, und endlich, wieviel spätere Aufzeichner noch an ausschmückenden Nebendingen, Unwesentlichkeiten hinzugefügt. Völlig gleichgültig auch ist es, wieviel von der sagenhaften Einkleidung den ewigen Naturgesetzen nach möglich, wieviel unmöglich ist, da es sich ja durchaus nicht um den Leib der Mythe, um die Sage, sondern nur um den darin waltenden Urgeist, die ewigen, göttlichen Wahrheiten handelt, was die christliche Mythe selbst ausdrücklich mit den Worten ausspricht: „Der Buchstabe tödtet, aber der Geist ist es, der lebendig macht.“ Der Buchstabe nämlich, das ist eben die Sage, das Buchstäblichnehmen der einkleidenden Geschichte, das an sich genommen und betrachtet, nicht nur keinerlei veredelnde Bildung an der großen Menschenfamilie ausübt, sondern sogar die natürliche Anlage oder auch das etwa auf anderem Wege zu Erlangende in der Erzeugung hemmt, unterdrückt und somit den menschlichen Geist tödtet, wie Christus sich etwas kräftig ausdrückt; wogegen der innere lebendige Odem der christlichen Mythe, auf welchen es eigentlich ankommt, seiner natürlichen Wahrheit und ewigen Gültigkeit halber zu jener lebendigen Thätigkeit anreizt, durch die ein harmonisches Zusammenleben mit Gott allein möglich wird.

So haben wir denn, um uns recht zu verständigen, zu dem uns überlieferten Körper der Mythe, zu dem sogenannten historischen Christus, den die Orthodoxie fälschlich als die Hauptsache erfaßte, den eigentlichen lebendigen, alle Widersprüche lösenden Geist zu suchen, den Christus nur andeutete, in der Hauptsache aber für eine kommende, ausgebildetere Menschheit verschleierte, indem er einsah und es aussprach, daß selbst seine erwähltesten Freunde, seine Jünger, solche großen Ideen, als darin niedergelegt, noch nicht zu fassen vermochten, obgleich er ihnen gern von denselben Mittheilung gemacht hätte.

So viel zur Verständigung, und nun zu dem großen Werke, für welches die Kraft zu denken und ein redlicher Wille, das Rechte zu wollen, herbeizubringen ist.

Philosophischer Grundbau.

Sobald es ein denkendes Wesen auf irgend einem Schauplatz des großen Universums giebt, d. h. sobald ein lebendiges Geschöpf existirt, das nicht bei den Eindrücken, welche die Sinne auf dasselbe machen, stehen bleibt, sondern diesen Eindrücken und dem, was sie veranlaßt,

Namen giebt, d. h. dessen Realität durch bestimmte Laute, Worte, Namen vertreten läßt, andererntheils aber auch andere, nicht sinnlich wahrnehmbare, sondern nur innerlich empfundene Wahrnehmungen (Abstracte) durch solche Laute zusammenfaßt und Andern durch verbindende Hülfslaute mittheilt, endlich auch, von dem sinnlich Wahrgenommenen und innerlich Empfundenen aus, durch auf Erfahrung gestützte Vergleiche zu noch nicht Wahrgenommenem vermittelst einer Gedankenkette fortschreitet und sich durch erzielte Resultate von der Richtigkeit solcher a priori-Schlüsse so oft überzeugt, bis es auch da, wo kein effectives Resultat zur Ueberzeugung führen kann, nichtsdestoweniger von der Richtigkeit des Urtheilsvermögens überzeugt sein darf; mit andern Worten: sobald es irgendwo denkende Wesen, Menschen giebt, deren Körper nicht nur aufrecht steht, sondern deren Seele sich eben so weit erhoben hat, um von einer Erscheinung auf die Ursache derselben zu schließen und allgemein gültige Gesetze über den geistigen Prozeß des Denkens aufzufinden und festzustellen, — mußte dann auch der Lehrsatz Wurzel fassen, daß, wo verschiedene große und kleine Theile eines oder mehrerer Körper in einen derartigen gegenseitigen Verband gebracht worden sind, daß das Resultat dieses Verbandes dem Resultat einer gewissen Zweckfolge entspricht, dann allemal ein drittes Einwirkendes, eine Intelligenz, der Verstand, Gedanke, Wille und die That des Geschehenen in erster oder zweiter Instanz (beim Sclaven z. B. der Herr, beim Lehrling der Meister, beim Vogel, der sein Nest baut, ein Unsichtbarer) dabei thätig gewesen sein müssen, indem jede wahrnehmbare Absicht Jemand voraussetzt, der die Absicht gehabt, jede Ordnung Jemand, der geordnet, jedes Gewordene den Anfang; und dieser äußerste Anfang ist eben die Intelligenz, zu welcher ohne weitere Bedingung Wille und Kraft hinzugedacht werden müssen, weil sie natürliche Mitbedingungen des Werdens sind.

Dieses auf die Welt im großen Ganzen und auf jede einzelne Erscheinung übertragen, ergiebt als nothwendiges Resultat die Voraussetzung einer der erhabenen Erscheinung entsprechenden Intelligenz, oder vielmehr einen Complex von Gedanken, Kraft und Willen, für welchen Verein das denkende Geschöpf sich, der Nothwendigkeit seines Denkens zufolge, einen stellvertretenden Laut erwählen mußte, der für uns in dem Worte Gott gefunden wurde. Dieser Denkprozeß ist ebenso natürlich und deshalb unabweisbar richtig, als wenn wir sagen: zwei mal zwei ist vier; wenn es regnet, giebt es Nässe; wo Licht angezündet wird, erfolgt Helle. Deshalb finden wir auch in keinem, am wenigsten in dem christlichen Religionssystem eine Beweisführung für das Dasein Gottes, da dessen Existenz ein a priori-Satz ist, der ebenso wenig eines Beweises bedarf,

als daß die Sonne leuchtet, oder gar, daß wo Erleuchtung wahrgenommen wird, auch ein Etwas existiren muß, von dem die Erleuchtung ausgeht.

Ueber die Existenz eines Gottes an sich bedarf es also keiner weitern Erörterung; alle Religionen und alle wirklichen Philosophen sind darüber einverstanden: es ist ein Gott. Mit diesem ersten und grundbegrifflichen Satze aber hört sofort alle Einigkeit auf; Irrthum, Mißverständniß und Zwietracht treten an die Stelle, indem man den menschlich-irdischen Standpunkt verläßt und, ohne die naturgesetzliche Berechtigung dazu vorweisen zu können, sich gewissermaßen im Traum auf ein außerirdisches Gebiet begiebt und von dorther Vorstellungen mitbringt und für Realitäten ausgiebt, die ihrer Natur nach nur Träumereien, höchstens Metapher, mythische Leiber, Einkleidungen für sonst nicht faßbare göttliche Wahrheiten sein können.

Der Satz „es ist ein Gott" scheint, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nach, durchaus auf eine Person und hiermit auf eine Figur, auf eine von Umrissen begrenzte Gestalt hinzudeuten. Deshalb konnten sich alle in kindlicher Einfachheit lebenden Menschen, ja ganze Völker der ältesten und aller Zeiten, bis auf die Gegenwart herab, von dieser ideellen Annahme nicht frei machen; ja Viele gingen hierin so weit, die Figur Gott in baarem Ernst oder betrügerischem Spott wirklich auf Erden erscheinen zu lassen, wofür ich als Beleg in jenem Sinne nur an die alttestamentarischen Juden, in diesem Sinne beispielsweise an Ignaz von Loyola erinnern will. Christus dagegen hat in seiner mythisch-religiösen Darstellung göttlicher Wahrheiten den Begriff des höchsten Wesens nie so entweiht, daß er eine Figur desselben in seinen Bilderkreis sollte aufgenommen und in den irdischen Naturverband heruntergezogen haben; wie aus dem Verfolg seiner Lehre hervorgehen wird, harmonirte eine gestaltliche Person Gottes mit seiner Anschauungsweise nicht im Entferntesten, indem dieselbe der heutigen geläuterten, pantheistisch-philosophischen Wahrheitslehre völlig identisch war.

Obiger Satz „es ist ein Gott," obgleich das Zahlwort ein in sich enthaltend, kann in Beziehung zu einem höchsten Wesen vernünftiger Weise nur Einheit bedeuten, weshalb es viel richtiger wäre, zu sagen: es ist eine Gottheit vorhanden, was dem Begriffe viel näher liegt, den wir mit dem Worte Gott zu verbinden haben.

Eben so wenig, wie wir z. B. bei dem Ausdruck: das Leben, die Welt, die Kraft, uns etwas Vereinzeltes, Persönliches, Figürliches denken können, was auch Niemandem je eingefallen ist, eben so wenig können und dürfen wir uns bei dem, was der Wortlaut Gott vertritt, etwas Persönliches, in figürlichen Umrissen Vereinzeltes denken; sondern alles

nicht Wahrnehmbare und wahrnehmbar Vorhandene (nach christlich-mythischem Ausdrucke: Alles, was im Himmel und auf Erden ist) zusammen-genommen, im Gedanken vereinigt, ist Gott, und zwar kann das Wahr-nehmbare, auch Natur genannt, deshalb absolut nicht davon getrennt werden, weil mit solcher Trennung in allen, selbst außergöttlichen Be-ziehungen die Begriffsfähigkeit verschwindet, so daß behauptet werden darf, es giebt keine absolut reine Abstracta innerhalb des beweisfähigen Lehrkreises. Ein reines Abstractum liegt außerhalb der Beweisfähigkeit und kann nur jenseits unseres ordentlichen Naturkreises gesucht werden. Ein solches Abstractum ist z. B. die individuelle Unsterblichkeit der Seele, die nie Anspruch auf absolute Beweisfähigkeit machen kann, sondern nur auf einer Stufe, z. B. mit der Annahme steht, daß auch andere Welt-körper von lebendigen und wohl auch vernünftigen Geschöpfen bewohnt seien. Dieser Annahme, durch Vernunftschlüsse entstanden, widerspricht nichts, aber jede wissenschaftliche Naturlehre hütet sich wohl, positiv zu behaupten, daß es so sei, und gewiß ist, daß alle Existenzen, für die uns die Gesetzlichkeit unseres Naturkreises die Erweislichkeit vorenthalten, für die Heilszwecke der Menschheit von keiner Bedeutung sind, da wir Zweck und Mittel überall auf das Sorgfältigste abgewogen finden. Daß diese Wahrheit auch auf die Unsterblichkeit anzuwenden und mit dem reinen christlichen Lehrbegriff harmonirt, wird die spätere Berührung dieses sehr schwierigen Lehrsatzes darthun.

Wir haben also Gott oder vielmehr die Gottheit als ein All in Eins zu fassen: zunächst das All des Wahrnehmbaren und deshalb Er-weislichen, über das wir uns aber, als Theil des Theils, deshalb kein absprechendes Urtheil anmaßen dürfen, weil wir das Ganze, zu welchem das Einzelne in Harmonie steht, in Zeit und Raum nicht überschauen und eben deshalb auch nicht von Disharmonie oder Widersprüchen reden können, weil obsolute Harmonie ein Ganzes bedingt, woran uns Theil-hören, Theilwahrnehmen schon die Menge harmonischer Accorde in dem großen Welt-Tongemälde die Ueberzeugung liefern könnte, wenn wir überall ächte, denkende Lauscher wären.

Wie nun diese Gottheit, dieses All- in-Eins-Wesen, seine tausend-, ja millionenfache vor unsern Augen sich begebende Wirksamkeit, d. h. die systematisch und zweckfordernd-geordnete Bewegung, vorzüglich Gestalt-bildung und Zerstörung ins Werk richtet; ja noch mehr: wie und wodurch es die Neubildung von vorher nicht dagewesenen Geschlechtern, durch Einschiebung von Ur-Eltern in den Naturkreis, bewerkstelligt, — das zu beweisen, ist uns ausdrücklich vorenthalten. Daß dem so ist, beweist wieder, daß der Begriff dafür in dem Complex unserer Lebenszwecke keine Be-

deutung hat, daß er unnütz ist, Unnützes aber hat der Schöpfer allen Beobachtungen nach nie gethan, wofür u. a. das Beispiel gelten möge, daß er in jener Erdleben-Periode, als es noch keine Menschen, keine Vögel und keine fliegenden Insekten gab, also in der sogenannten Uebergangs-Periode, den Pflanzen, von denen die ungeheuersten Ueberreste als Fossilien auf uns gekommen, keine Blumen erblühen ließ, weil deren Pracht, ihr Duft und Nektar keinem lebenden Wesen zu Gute gekommen sein würden, deshalb existirten damals nur die sogenannten Cryptogamen, die geheim-blühenden, die unsern Farren und Exquisetaen entsprachen.

Es ist uns naturgesetzlich versagt, die schöpferischen Vorgänge am Anfangspunkte wahrzunehmen und zu begreifen; dagegen gestatten die End- und Mittel-Resultate, oder vielmehr richtiger, die zum End-Resultate führende Gliederung der vermittelnden, Ursache und Wirkung zugleich darstellenden Momente eine Anschauung, um aus derselben Urtheile über die hohe Intelligenz des allgemeinen und höchsten Ordners zu ziehen und dadurch Gefühle der Ehrfurcht und Bewunderung für ihn um so mehr in uns zu erwecken, da wir selbst, als Mit-Producte der Natur und als Schauplatz von deren Thätigkeit, eben dadurch schon ein Theil seiner selbst sind, welches zu heiligen und heilig zu halten durch das Eingehen in den hohen Rath seiner Thätigkeit, somit als erste Pflichterfüllung für uns sich darstellt.

Jenen uns unbegreiflichen Anfangspunct nennt man auch wohl den l e t z t e n G r u n d, vom Ausgangs-Resultate an gerechnet, (sollte eigentlich heißen: der e r s t e Grund) oder auch den Zusammenhang der Dinge, weil die Idee eines e r s t e n Grundes ein Fortschreiten zur Entwicklung in sich begreift, welcher Ausdruck demnach für obige fortschreitend-gegliederte Thätigkeit wie auch, ganz materiell genommen, für den wirklichen Zusammenhang der einzelnen Theile eines Körpers (Cohäsionskraft) sehr richtig bezeichnend ist, da unsere Begriffe nicht ausreichen (weil es unnöthig ist) zu sagen, wie es zugeht, daß alle die einzelnen Theile, aus denen jeder Körper besteht, so lange zusammenhalten und nicht auseinander-fallen, bis eine chemische Zersetzung oder eine gewöhnliche dynamische Stoß-, Schlag- oder Schneidekraft den Zusammenhang aufhebt, der dann erst wieder durch andere chemische, vorzüglich Feuereinwirkung, oder durch den Lebensproceß, wahrscheinlich immer durch electro-galvanische Thätigkeit wiederhergestellt werden kann.

In wie weit es auch gelingen mag, zu dem Thätigkeits-Urpunkte, zu dem letzten Grunde vorzudringen, und wo immer wir umkehren müssen, E i n e s steht fest und würde fest stehen, wenn wir auch nur an der äußersten Rinde der Endresultate herumtappten: das jenes höchste All-in-

Eins-Wesen — das wir der Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit im Verständniß halber Gott nennen, — daß also Gott durch die uns klar und deutlich wahrnehmbare Verknüpfung von Ursache und Wirkung, von Handlung und Zweck, von Umwandlung der Körper zu allerlei Gestalten, in denen wir die Urgesetze der Schönheit und Regelmäßigkeit wahrnehmen, ferner von Bewegungen, in denen sich uns die Gesetze der Arithmetik in den ungeheuersten Gruppen darstellen oder anderseits der Prototyp einer nach Regeln geordneten Hydraulik, Dynamik, Akustik und alle andern von uns adoptirten Wissenschaften, gefunden werden: daß ein solcher Vorordner aller der Wissenschaften, an den wir unsern Verstand üben und dessen unbedingte Meisterschaft wir freudig anerkennen, daß Gott unwidersprechlich nicht nur ein unserer Intelligenz analoges Wesen, sondern der Ur- und Universalquell alles Dessen sein muß, was wir unter dem Begriff Verstand oder, in noch höherer moralischer Beziehung Vernunft nur irgend zusammenzufassen vermögen. Das steht fest, und auf diesem Fels wollen wir weiter bauen.

2.

Die Mysterien des Christenthums, zunächst die Erlösung.

Jene höchste und allumfassende Vernunft, die ihren Aeußerungen, ihren Manifestationen — in einem Bilde zu reden — gerade so gegenüber steht, wie die Sonne der Ausstrahlung ihres Lichts, das von ihrem Dasein auch dann zeugt, wenn Wolken und Nebel den Mutterquell, den leuchtenden Sonnenkörper verhüllen; jene uns nur sehr unvollkommen, weil nur durch die Erfahrungen an unserer Erde und dem gestirnten Himmel bekannte Intelligenz kann durch Niemand in Abrede gestellt werden, der nicht zu beweisen vermöchte, es herrsche in der Lebensthätigkeit organischer Geschöpfe, in der chemischen Umwandlung der Stoffe und in dem Wandel der Gestirne keine weise Gesetzlichkeit. Und eben weil dies Niemand vermag, so war der Glaube an einen Gott oder die Gewißheit seines Daseins stets und überall das Eigenthum derjenigen Völker, die sich von dem ursprünglichen Zustande der Kindheit auch nur eben zu dem Stande des gereifteren Menschseins herausgebildet hatten.

Schreiten wir, unterstützt durch die Kraft der Phantasie, bis zu dem letzten Tage vor dem jüngsten Schöpfungsakte zurück, in dessen Gruppe neu auftretender Geschöpfe auch der Mensch gehört, so suchen wir unter der Zahl bis daher lebender, organischer, jetzt Urwelt-Geschöpfe genannter

Wesen dieser Erde vergebens ein einziges, dem man nach allen regelrechten Schlüssen der Logik die Fähigkeit zugestehen könnte, die Existenz eines Gottes gewußt und irgend etwas erfunden zu haben; vielmehr bewegte sich die Thätigkeit ihrer Seele nur in dem beschränkten nächsten Kreise der sinnlichen Anschauung, und die Thätigkeit ihrer Gliedmaßen in dem Kreise der Triebe oder des Instinkts für Ernährung, Fortpflanzung und Abwendung von Gefahr. Kürzer gesagt: es gab noch keine der Vernunft-Bildung fähige Menschen, sondern nur Pflanzen und Thiere.

So wie nun gleichzeitig mit dem letzten Schöpfungsakte der Mensch in mehreren Urpaaren unter der Gesellschaft organischer Wesen auftrat, so geschah etwas, was bei allen aufeinander folgenden Schöpfungsakten bisher noch nicht geschehen war: es trat als organisches Wesen in die Erscheinungswelt, ein in noch nicht dagewesener Gestalt gebautes Geschöpf, in dessen Seele ein bis jetzt noch unbegrenzt bildungsfähiger Keim niedergelegt worden, der schon in den ersten Stadien seiner Bildung Eigenschaften erwies, die mit den zur Bildung der organischen Natur und der Welt überhaupt unabweislich erforderlichen in gewissem Betracht identisch waren. Die Grundgesetze des Schaffens, die Verbindung von Urstoffen zu neuen Gestalten, vermittelst Anordnung, kamen nämlich von beiden, dem Urwesen und dem neugeschaffenen Wesen, Mensch genannt, gleicher Weise zur Ausübung, und zwar bei letzterem auf eine der Gottheit ähnliche Weise und nicht wie beim Thiere (wenn es z. B. Honig, ein Nest oder ein Gespinnst bereitet), weil sein Schaffen das Produkt des Nachdenkens, der Erfindung, oft sogar der Nachahmung des Urwesens war, dessen Existenz es sogar zu denken, nachzuweisen, zu wissen vermochte zugleich auch solche Umbildung nach freiem Entschlusse thun oder lassen konnte, was bei der thierischen Triebthätigkeit nicht der Fall ist.

Nennt man die Erzeugnisse des Urwesens Natur, und des nachgeborenen Wesens Kunst, und weist man jedem sein abgegrenztes Feld an, so ergiebt sich Folgendes:

Verstehen wir unter Wunder eine periodische Aufhebung der bestehenden Naturgesetze, so trat mit der Kunst eine Reihe zahlreicher und mannigfaltiger, noch immer nicht abgeschlossener (bedingungsweise gesagt) Wunder ein, indem die Natur in ihrem ordentlichen Verlauf und unmittelbar Das nicht hervorzubringen vermag, was die Kunst erzeugt. So läßt z. B. die Natur unmittelbar auf keinem Pflaumenstamm Kirschen wachsen, während es die Kunst geschehen macht. Die Natur erlaubt keinem Menschen durch die Luft zu fliegen oder auf dem Wasser zu gehen; wohl aber die Kunst. Die Natur gestattet keiner Kugel eine schräge Fläche hinauf zu rollen; aber die Kunst vermag es. Die Natur gestattet

keinem vierhändigem Säugethier, gleich dem Menschen, unter dem Wasser zu leben; die Kunst verhilft dazu ꝛc. Der Sprachgebrauch benennt es ähnlich, jedoch in der Erwägung, daß dergleichen nur vermittelst Ueberwindung eines Naturgesetzes durch ein zweites, also immer nur innerhalb des ordentlichen Gesetzkreises geschehen kann, mit dem Worte wunderbar; ein vortreffliches Wort, da es sowohl „dem Wunder ähnlich" als: „des Wunders bar (ledig)" ausdrückt. Wollen wir vollends nicht von momentaner Aufhebung der ordentlichen Naturgesetze, sondern nur von Umleitung, Neu-Erweckung und Unterjochung zu neuen Zwecken, zu unmittelbar nie auftretenden Neubildungen reden, so erweist sich, daß der Mensch, in zweiter Instanz und den organischen Bildungen gegenüber — wozu Stoff und Gesetz ebensowohl wie bei den Gebilden der Kunst vorausgesetzt sein wollen — mit einer der Urvernunft, dem Urlogos gleichartigen Intelligenz auftritt, die nur aus jener hervorgegangen, gleichsam abgelegt, herausgeboren sein kann.

Dieser Actus, wo die Ur-Vernunft, die bisherige directe Ordnerin aller vorhandenen Dinge, sich, durch Entäußerung, einem der Gattung nach gleichen, selbstständigen Vernunftwesen gegenüberstellt und demselben sogar ein ganz eigenthümliches Gebiet der Wirksamkeit für das Geschenk der Vernunft anwies — nämlich die Kunst — ist, wie wir ihn aufgefaßt, schon von den ältesten Denkern in der Art erkannt und in den verschiedensten Formen dargestellt und wiedergegeben worden. Da wir uns jedoch nur mit dem Biblischen zu befassen haben, so wollen wir auch nur die dort vorkommenden Formen erwähnen, nämlich jene von dem Verfasser der Genesis: „Gott schuf den Menschen sich zum Bilde," und dann besonders für unsern Zweck die ersten Worte des Evangelisten Johannis: „Im Anfange (ursprünglich) war das Wort (logos, Vernunft, Verstand) und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort; und das Wort ward Fleisch."*)

In dieser Formel, die Manchem so außerordentlich geheimnißvoll klingt, ist eine ewige und unvergängliche Natur-Wahrheit einfach, klar und verständlich ausgesprochen. Sie bedeutet mit andern Worten: ursprünglich, über alle Zeiten und Räume hinaus, war die Universal-Vernunft, nämlich Gott; und dieses denkende Sein Gottes erschien, was noch nie vorher geschehen, auf Erden, eingelebt in Fleisch, nämlich in den Leib: Mensch. Fühlt man sich etwa bewogen, gegen diese einfache Auffassung einzuwenden, daß der Evangelist schon im nächsten Verfolge

*) Ich mußte hier nothwendig einen Lehrsatz aus dem ersten Bande wiederholen, um eine Basis für die weitere Ausführung zu haben.

seiner Darstellung darthue, daß er unter der Bezeichnung „Wort" nur Christus verstände, so werden wir uns später hierüber genügend auslassen; hier sei vorläufig bemerkt, daß eben der reine Begriff Vernunft (oder Wort), der sich in dem Geschlecht Mensch, aber nur sehr verkümmert darstellt, in der Person Christi als lauteres Ideal des Begriffs Vernunft dargestellt werden sollte, um so der ganzen, tiefbedeutsamen Mythe als eigentliche Stammwurzel zu dienen, wofür wir Belege in Menge bei den Evangelisten finden werden. Eben als solches lauteres Ideal kann Christus auch nur als Repräsentant der göttlichen Uridee Mensch, bestehen und in solcher Eigenschaft, als von Gott (dem Erzeuger, Vater) ausgegangen und erzeugt, bildlich ein Sohn desselben genannt werden, und zwar, nach Johannes, der eingeborne Sohn, indem in unserm Naturkreise (und andere kennen wir nicht) nur ein einziges, der göttlichen Urvernunft ebenbürtiges Wesen (der Mensch) existirt. Wenn er ihn nun aber gleicher Weise auch „des Menschen Sohn" nennt, so ist auch diese Bezeichnung aus ähnlichen Gründen philosophisch richtig, indem die Menschheit bei seinem Eintreten in den irdischen Erscheinungskreis schon viele tausend Jahre existirte, ehe sie sozusagen diese ideale Blüthe und Frucht angesetzt hatte, die dem Urbilde der Menschheitsidee entsprach und als solche wohl in ganz besonderer Beziehung nicht eines Einzelnen, sondern bildlich der ganzen Menschheit Sohn genannt werden konnte.

Deutlich genug als Zeugniß für die Richtigkeit dieser Auffassung sagt Johannes weiter: „Dasselbige (das Wort, die Vernunft) war im Anfang, (bis zur Erschaffung des Menschen) bei Gott (nur in Gott). „Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist." Hier ist also die einfache reine Naturanschauung, wie wir sie vorhin als Beziehung zwischen Gott und Natur, oder Urvernunft und Schöpfung dargestellt. Weiter spricht er: „In ihm (dem Wort) war das Leben (die Bedingung der irdischen Erscheinung) und das Leben war das Licht der Menschen." Leben und Licht stehen sich aber hier gegenüber wie Keim und Entwickelung, deutlicher wie Seele und Geist, wie schlummernde und erweckte Vernunft, oder wie Kind und Mann. Also Johannes Worte heißen, anders gestellt: In ihr, der Urvernunft, lag der Keim zur menschlichen Vernunft, die Seele, das ungeborne Kind, verhüllt, und dieser Keim &c. war der leise Anfang zu der später entwickelten Vernunft, oder wie diese in der christlichen Mythe fast immer genannt wird, zum Licht, das überhaupt eine bedeutsame Rolle in allen orientalischen Religionen spielt. Johannes schließt: „Und das Licht scheinet in die Finsterniß, und die Finsterniß habens nicht begriffen." Dieser

letztere Satz, mit welchem Johannes seine Einleitung beschließt, führt uns eigentlich schon zu weit, nämlich zu früh auf das Gebiet der Moral, wohin wir erst später gelangen werden; doch möge vorläufig erläuternd gesagt werden, daß die unter Wort verstandene Ideal-Vernunft, die reine Idee (wie solche im Menschen als Möglichkeit vorliegen muß, durch die Person Christus versinnlicht und von Johannes Licht genannt wird) im Menschengeschlechte sich nicht ausgebildet vorfindet, was Johannes durch die Formel ausdrückt: „und die Finsterniß habens nicht begriffen.“ Und so begreift es die Finsterniß, die Unvernunft, noch heute nicht, und zwar um so weniger, da sie zur Bequemlichkeit behauptet: es giebt keine reine Vernunft, der Mensch ist ursprünglich zur Unvernunft bestimmt.

Wollten wir diesem frevelhaften Satz ein Beispiel aus der gewöhnlichen Welt an die Seite stellen, so möchte es etwa folgendes sein: Der Erfahrung zufolge giebt es kein Buch ohne Druckfehler, folglich ist jedes Buch ursprünglich dazu bestimmt, Druckfehler zu haben: ein Satz, den wir ebenso absolut bestreiten, wie jenen. Da vielmehr alle vorhandenen, ursprünglich aus dem All oder der Gottheit hervorgegangenen Dinge augenscheinlich mit der Anlage zur vollkommenen Ausbildung begabt wurden, so wäre das Höchste und Erhabenste der göttlichen Schöpfungen, die menschliche Vernunft, das einzige zur Unvollkommenheit bestimmte Kraft-Wesen hier auf Erden: ein Gedanke, der schon an sich völlig unvernünftig, ja frevelhaft genannt werden muß, zugleich aber auch unchristlich ist, da einer der Evangelisten seinen Christus ausdrücklich die Worte reden läßt: „Seid vollkommen, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist,“ (d. h. vollkommen der individuellen Art und Anlage nach). Der Evangelist hätte ebenso gut sagen können: Seid vollkommen, wie das Thier im Walde, der Vogel in der Luft vollkommen ist. Diese Stelle ist aber um so mehr vernünftig, da die Annahme der Unmöglichkeit, vollkommen vernünftig zu werden, eine Faulbank für träge, eine Entschuldigung für dumme und schlechte Menschen enthält und stark nach Pfaffenlehre und Jesuitismus riecht. Das Eingehen in diese Ansicht, d. h. der Glaube, die Annahme, es müsse vom Schöpfer ein für alle Menschen erreichbares Ziel der Vernunftausbildung ursprünglich gesteckt worden sein, das ist der Glaube, von dem gesagt ist, er mache selig, er tilge die Sünden; und wenn wir berechtigt sind, Christus, das Wort, den Logos, als mit der Ideal-Vernunft identisch zu betrachten, so liegt es am Tage, daß der Glaube an Christus (oder mit andern Worten die Annahme, Jeder könne das urschöpferische Ideal der reinen Vernunft in sich verwirklichen) selig, das heißt glücklich, weil sittlich rein, tugendhaft und weise macht. Doch steht, so meine ich, oft genug ausgesprochen, daß der Glaube allein,

nämlich die Annahme, daß es so sei, nicht ausreiche, sondern auch die Werke, d. h. das Erstreben des Ideals, die Erkenntniß und die That (was eigentlich die Vernunft ausmacht) erforderlich seien, um selig zu machen. Wenn aber wieder anderwärts steht: der Glaube, ohne des Gesetzes Werke, mache selig, so habe ich nie begreifen können, wie man nicht eingesehen, daß unter des Gesetzes Werke einzig nur das jüdische Ceremonial-Gesetz verstanden war.

Doch gehen wir weiter. — Wenn wir die oberste oder Urvernunft und die aus ihr hervorgegangene menschliche als ebenbürtig einander gegenüberstellten, so sind es nur einzelne Merkmale, welche diese Ebenbürtigkeit bezeugen; viele andere aber erweisen zugleich, daß die größte Verschiedenheit zwischen der göttlichen und menschlichen Vernunft obwaltet, wofür — wie ich schon an andern Orten angedeutet — kein zutreffenderes Bild zu finden, als die leuchtende und wärmende Sonne am Himmel gegenüber dem leuchtenden und wärmenden Feuer auf Erden, dessen Urquell man ebenfalls ohne Zweifel in der Muttersonne zu suchen hat. Die erste und für unsern Zweck wichtigste Verschiedenheit ist die, daß die menschliche Vernunft durchaus und in jedem Individuum immer neu, nur als Anlage, als Möglichkeit einer Vernunft auftritt, ihre wirkliche Existenz aber von Bedingungen abhängt, ohne deren Erfüllung die menschliche Seele in dem anfänglichen Zustande der Thierheit verweilt, und weil nicht zur Sprache, so auch nicht zur Vernunft gelangt. So liegt — um in einem Bilde zu reden — in Leinwand, Farben, Pinsel und Palette die Möglichkeit eines Gemäldes; aber es muß doch erst gemacht, gemalt werden, und es kommt viel darauf an, was der Meister daraus schafft.

Aus solchem Zustande der gebundenen Vernunft bedarf der Mensch, dem ordentlichen Naturgesetze nach, einer Erlösung, die bei dem Individuum den Eltern oder der Obrigkeit obliegt, und die deshalb begreiflicher Weise nur nach dem Maße der eigenen Erlösung jener vollbracht werden kann. Hier stoßen wir auf ein Naturgesetz, das in der christlichen Mythe unter einer andern falschen Auffassung die bedeutsamste Rolle spielt. Bleiben wir bei der einfachen, natürlichen Wurzel jenes Naturgesetzes stehen, so ergiebt sich, daß sich dieselbe unfern ihres Ursprunges in zwei natürliche Aeste theilt, die genau zutreffend in einem Verhältniß gegen einander stehen, wie der Mensch als Individuum zu der Menschheit als Gesellschaft. Sofern nun von Anbeginn der Existenz der Menschheit bei jedem einzelnen Individuum die individuelle Erlösung vollständig geschehen wäre, so würde die andere, die gesellschaftliche oder universelle Erlösung — dieselbe, welche der christliche Mythos als Christi

Werk einkleidet — nicht nothwendig gewesen sein. Um hier von vorn herein festen Boden zu gewinnen, müssen wir zu der Philosophie der Geschichte zurückkehren.

Bekanntlich reicht die Geschichte nicht bis in die ersten Tage der Menschheit-Existenz hinauf, und es läßt sich deshalb Positiv-Wissenschaftliches über den damaligen Zustand derselben nicht in die Discussion verweben. Merkwürdig aber bleibt es, daß Sagen von einem goldenen Zeitalter, vom Leben im Paradiese, vom Stande der liebevollen frommen Unschuld und des kindlichen, allgemeinen Friedens sowohl der Menschen unter sich, als auch abwärts mit allen Thieren und Pflanzen und allen Kräften und Prozessen des Urlebens auf Erden nicht nur einseitig und unvollkommen in der jüdischen Genesis, sondern viel ausführlicher bei Völkern vorkommen, welche anerkannt die ältesten der Erde sind; hervorragend z. B. in den uralten Schriften der Hindu, in der Vedam und in Menus Gesetzgebung. In der Vedam lehren alte Bramanen, die vor mehreren Jahrtausenden gelebt haben sollen, daß sie ihre Wissenschaft und Geschichtskunde von noch älteren Schulen empfangen haben, welche ihre Erkenntniß ursprünglich aus dem Stande der Unschuld herübergebracht, indem, wie dort behauptet wird, die Menschen damals hellsehend gewesen und mit den Kreisen der Natur, mit dem Geisterreiche, ja selbst mit der Gottheit in individuellem Wechselwirken gestanden haben, was neuere Philosophen mit dem noch jetzt vorkommenden Zustande des Hellsehens (Somnambulismus) in Parallele bringen wollen.

Wir auf unserm Standpunkte haben, ohne den alten Weisen ihre Verdienste abzusprechen, alle solche Vorstellungen lediglich als Mythe zu betrachten, deren verborgener Sinn auch heute noch eine Wahrheit ist, deren sinnlicher Leib aber uns nicht in die Versuchung, dem Irrthum zu verfallen, bringen darf; doch sei beiläufig bemerkt, daß jene älteren Urmythen mit der späteren christlichen Mythe in dem genausten Rapport stehen.

Der christliche, d. h. der vernünftige, stets mit den unwandelbaren Gesetzen der Schöpfung identische Standpunkt gebietet uns, die Menschen immer nur ihrem nie verlöschenden Urtypus nach zu betrachten; und die unabweisbare Theorie der urgesetzlichen Erlösung giebt uns Anleitung, von dem sich immer neu regenerirenden Individuum auf die (möglicher Weise) unsterbliche Gattung, auf das Geschlecht Vernunft-Schlüsse zu bauen, wobei festzustellen, daß, eben wie das Individuum zu der Natur und dem anerkannten Sittlichkeitsprincip steht, sich auch die Gattung, die Menschheit durchschnittlich zu demselben verhält. Das Individuum aber tritt als reine, unverkümmerte Unschuld rein und lauter aus Gottes

Hand, oder was Dasselbe ist, aus dem Schooße der Natur hervor. So wenig es sich seiner körperlichen Nacktheit bewußt ist, eben so wenig ist es sich auch irgend einer seelischen Nacktheit bewußt: es steht in einem reinen, ungetrübten Verhältniß zur Natur und nimmt die Gaben der Mutter, die Nahrung und Pflege, als Pflichttheil entgegen ohne Dankbarkeit, überhaupt ohne Reflexion. Von Sünde, von Recht oder Unrecht ist bei dem jungen Erdenbürger keine Rede, und eben so wenig von Pflichterfüllung oder Verletzung. Erst mit dem Verlauf der Zeit, mit der Fähigkeit zu begreifen und die Begriffe in Worte zu kleiden, mit der von außen kommenden Lehre, mit dem Verweisen oder Loben und mit dem Wahrnehmen gewisser natürlicher oder gesellschaftskünstlicher Folgen auf gewisse Handlungen, kurz mit der Erkenntniß der irdischen Verhältnisse und daraus abzuleitenden Stellung zu denselben, mit dem Bewußtsein der Gegensätze in der sinnlichen und moralischen Welt, tritt die Verantwortlichkeit oder das, was man Tugend oder Sünde nennt, in dem Individuum als Möglichkeit auf, und hiermit die Nothwendigkeit, diejenige Kraft, welche allein zu einem harmonischen Einleben in die göttlichen Natur- und Daseinszwecke führen kann: die Vernunftfähigkeit auszubilden, mit andern Worten: das Individuum aus dem Zustande der Unsicherheit und des unfehlbar eintretenden Zwiespaltes mit jener Absicht zu erlösen, zu befreien, oder auch, wie sich die Mythe ausdrückt, den Menschen mit Gott zu versöhnen, d. i. das Geschöpf mit der Urabsicht des Schöpfers in Harmonie, in Einklang zu bringen. Daher der Ausdruck Christus (identisch mit Vernunft) den Versöhner zu nennen.

Dieses Entwickelungs-Bild jedes Individuums können und dürfen wir nun, mit völliger Ueberzeugung des Zutreffens auf die Gattung, auf die Menschheit um so gewisser übertragen, da uns die Geschichte unabweisbare Belege liefert, daß die Menschheit einen allmählichen Entwickelungsprozeß eben so durchläuft, wie ihn das Individuum zu durchlaufen hat, um endlich alt und lebensmüde in's Grab zu steigen; und sicher ist, daß der urtypische Lebenszweck beim Individuum und bei der Gattung um so eher, umfassender und sicherer erreicht werden wird, je klarer man das Naturgesetz der Erlösung erkennt und im Sinne desselben dem eigentlichen legitimen Erlöser, der Vernunft, sein angeborenes Recht gestattet.

Jener Zustand der einfachen, kindlichen Unschuld des Individuums in den ersten Lebensjahren, übertragen auf die Menschheit, auf das Geschlecht, wie solcher uranfänglich ohne Zweifel stattgefunden, ist uns von der geschäftigen, gern ausschmückenden Sage in dem Bilderrahmen des Paradieses gefaßt überliefert worden, und die einzelnen Züge der

mosaischen Mythe treffen in leicht verständlicher, ja oft buchstäblich harmonirender Allegorie mit der vorhin gegebenen Auffassung des individuellen Kindheitslebens zusammen.

Eine erste Zeit vergeht in dem unbewußten Zustande des vegetativen, ersten Erdendaseins. Dann treten die irdischen Verhältnisse, die lockende Sinnlichkeit von außen in Gestalt einer Schlange — Sinnbild der Erde, weil sie auf derselben kriecht — noch unbefeindet von einem inneren Gegensatze auf; und an dem ersten Genuß einer übele Folgen erzeugenden Frucht — Genuß oder That — bildet sich die Erkenntniß und mit dieser allmählich das ganze Heer von Gegensätzen und daran sich kettenden Pflichten. Das Paradies der Unschuld, die kindliche Unzurechnungsfähigkeit, ist nun dahin; Pflicht an Pflicht, Arbeit an Arbeit, Mühe an Mühe und Schmerz an Schmerz sich kettend, beginnt nun erst der eigentliche Mensch, denn die höhere, göttliche Kraft, der Logos, die Vernunft oder Christus, tritt in seine Rechte, in seine Function, das Feindliche des irdischen Naturkreises zu überwinden, nachdem es zuerst erkannt und dann bekämpft wird — was die christliche Mythe sehr treffend mit den Worten ausdrückt: Christus ist berufen, der Schlange den Kopf zu zertreten. Mit andern Worten: die Vernunft allein ist befähigt, das Feindliche, was dem Erdensohne hienieden entgegentritt, abzuwehren und das Beglückende zu seinem Eigenthum zu machen.

Sobald der Schöpfer einem seiner lebendigen Wesen denjenigen Standpunkt angewiesen, welchen wir von der Menschheit eingenommen sehen, nämlich, obgleich körperlich dem Thiergeschlecht angehörig, dennoch vermöge einer besonderen Seelenkraft nicht wie das Thier in einem engbegrenzten Gesetzkreise der Thätigkeit sich zu bewegen und unmittelbar, ohne seelischen Fortschritt, von Generation zu Generation, dasselbe Angeborene immer zu wiederholen, — sondern vielmehr durch Beherrschung der Naturgesetze das Gebiet der Kunst, und durch Ueberwindung ungeregelter Triebe Gegensätze des harmonischen In-Gott-Lebens, das Gebiet der Moral oder Sittlichkeit zu beschreiten: — sobald der Schöpfer ein solches Wesen in's Dasein rief, mußte er auch darauf bedacht sein, Maßregeln zu treffen, daß ein gesegnetes Hinüberführen von dem unbewußten, natürlichen Zustande der Unschuld zu dem bewußten, verdienstlichen, man könnte sagen: künstlichen, vermittelt werde. Dem klar blickenden Auge kann es nicht verborgen bleiben, daß die Gottheit, der Schöpfer aller Dinge (die eigentlich nur Modificationen von ihm sind), an eine solche Vermittlung oder solchen Mittler, wie man sie nach der Schrift nennen könnte, allerdings von Anbeginn gedacht, indem er für das Werk der naturgesetzlichen Erlösung aller Zeit und in allen Völkern besonders begabte,

weise Männer erweckte, die ihren Mitmenschen durch ihr Leben und ihre Lehre vorleuchteten auf dem Wege zu einem mit der Urabsicht Gottes harmonirenden Gesellschaftsleben, dessen Ideal auch wohl Seligkeit genannt wird, während jene Lehrer und Führer von den Alten Propheten, von uns Genien (Genius), von der Gnosis, einer altgriechischen Schule Aeonen genannt werden. Auf diese urgesetzliche Veranstaltung deutet auch Christus viele Male im Tone des Vorwurfs und der Betrübniß hin, indem er beklagt, daß die Menschen nicht auf die Propheten gehört, ja, daß man sie verhöhnt, beschimpft, getödtet, gesteinigt hätte.

Fragt man etwa, warum der Schöpfer nicht alle Menschen so gut und weise wie die Propheten erschaffen habe, da doch dann alle jene Disharmonien, die wir seit so vielen Tausenden von Jahren in den gesellschaftlichen Zuständen der Menschen beklagen, gar nicht vorgekommen wären, so ist die eigentliche Antwort darauf, daß der untergeordnete, subalterne Mensch durchaus keine Berechtigung habe, einen so unermeßlich weisen Oberherrn zu fragen, warum Dieses oder Jenes so und nicht lieber anders sei, denn Alles, was aus erster Hand kam, ist vernünftig. Uneigentlich aber ließe sich indeß antworten, daß die Tendenz der Mittelbarkeit und des eigenen Verdienstes durch Erschwerung sich beim Menschheits-Sein eben als solches vorzugsweise herausstellt; aber auch bei schon niedern Geschöpfen könnte man ähnliche Fragen aufstellen, z. B. warum der Vogel erst ein Ei legen und so manche Tage darüber brüten müsse, ehe es Frucht ansetzt, da es doch viel einfacher wäre, die Frucht unmittelbar wie einen Pilz aus der Erde oder dem Aste hervorzurufen. Das sind indeß sinnlose Fragen. Es ist, und darum ist es recht. Die Menschheit bedarf des Lehrers, des Lernens und des Fleißes, um aus dem thierischen Zustande zu einem echtmenschlichen erlöst zu werden, und weil es so ist, so ist es vernünftig; es liegt uns nur ob, nachzusehen, wie Solches gelungen, wie sich Absicht und Vermittelung erfüllt.

Fassen wir den Begriff Sünde als alle diejenigen Handlungen und Unterlassungen zusammen, die gegen die Urabsicht der Schöpfung streiten: beglücktes Dasein aller empfindenden Wesen zu erzielen, was man die Gebote der Moral nennen könnte — oder wollen wir den Begriff ausdehnen auf Handlungen und Unterlassungen, welche gegen die Gesetze der Landesobrigkeit verstoßen — wo dann Gesetz und Gebot oft in Widerspruch gerathen, den man längst durch die Sentenz auszugleichen suchte: „man muß Gott mehr gehorchen denn dem Menschen;“ — oder wollen wir, nach anderweitiger Auffassung, Sünde nur das nennen, was durch den Ausspruch des Gewissens als verboten gerügt wird: — wie wir den Begriff auch immer erfassen, so zeigte sich seit jeher in dem

Leben selbst der civilisirtesten Völker, daß ein völlig harmonisches Einleben in die Absicht Gottes nicht stattfand, daß vielmehr durch ungenügende Erlösung aus dem traumähnlichen Zustande des ersten Kindheitslebens zu dem bewußten, eigentlichen gottwürdigen Menschheitsleben mehr oder weniger ein ungelöster Rest von Disharmonie zurückblieb, der sich bei einigen Völkern bis zu den grauenhaftesten Verirrungen verlor. Selbst die zu einem klaren Anschauen dieses gottwidrigen Zustandes gekommenen, nur unvollkommen erlösten Propheten können nicht Worte genug finden, diesen Zustand ihres Volkes zu beklagen, zu ermahnen, zu drohen, zu fürchten und zu hoffen auf irgend ein besonderes Eingreifen der Gottheit vermittelst eines außerordentlichen, größten aller Propheten oder Lehrer, dem man den Namen Messias (d. h. König, Oberster der Propheten, Befreier) gab oder auch Erlöser nannte, welcher die Menschen aus dem gottwidrigen Zustande, aus der Disharmonie, in welcher sie zu der Urabsicht ihres Daseins augenscheinlich standen, erlösen — mit biblischen Worten: der sie von der Sünde erlösen — und einen Zustand des Glückes, der Seligkeit schon hier auf Erden herbeiführen werde.

Die moderne Bildung hat einen anderen Namen für dieselbe Sache gefunden. Auch sie erwartet einen Zustand der Erlösung, der Seligkeit für die Menschheit, doch ist ihre Hoffnung nicht auf eine Person, nicht auf das Individuum, sondern auf die Gattung gerichtet, in welcher sich das menschliche Urbild Gottes von innen herausbilden soll, ohne den Werth und die Wichtigkeit vorzüglich begabter Geister, Genien, Dichter (Propheten), Philosophen oder auch Entdecker (wie z. B. Guttenberg) bei diesem Erlösungsprozesse zu verkennen. Das göttlich-menschliche Princip aber, das geistige Wesen, das in der menschlichen Brust urbildlich niedergelegte und im wirklichen Entwickelungsprozeß begriffene Samenkorn nennt man, wie schon erwähnt, Humanität: ein Stichwort unserer Zeit, aber so bedeutungsreich, wie es nur je in der Vorzeit das Wort „Messias“ gewesen sein kann. Interessant ist der Gedanke, daß das Erfassen der Wahrheit, daß Humanität (nämlich das ideale Menschenthum, die Menschenwürde, Menschenfreundlichkeit, Menschenliebe, Leutseligkeit, Milde, das Menschengefühl) identisch ist mit Messias oder Christus, da alle Ausdrücke ein und dieselbe Sache bezeichnen: Herausbildung des rein-menschlichen Urseins nach dem Ideale Gottes durch die reine, geläuterte Vernunft. Denn wenn Messias ein Gesalbter oder König bedeutet, der zur Befreiung, zur Erlösung kommen soll, und Christus sich diese Messianität, geistig aufgefaßt, zuschrieb, so kann er es nur als Repräsentant des reinen Menschheitsadels, als verkörperte

reine Vernunft gethan haben, da es keine andere Kraft der Seele giebt durch welche eine moralische Befreiung, Erlösung des Menschen aus dem anfänglich Thierischen als möglich gedacht werden kann. Christus aber, als Wort oder Name etymologisch betrachtet, stammt in der ersten Wurzelsilbe von dem indischen Chris — eigentlich Erhalter, Bewacher, Bezeichnung für die Sonne, das Himmelslicht — ab (wie denn die Indier einen Gott Chrisna oder Chrisen haben). Daß diese Bedeutung in den Ideenkreis Christi übergegangen sein muß, bezeugt er selbst zu vielen Malen, indem er sagt: Ich bin das Licht. Daß aber das Licht eine der bezeichnendsten und gewöhnlichsten Versinnlichungen für die Vernunft, als geistiges Licht, ist, bedarf keiner Erwähnung. So denn fließen alle verschiedenen Bezeichnungen in einen und denselben Begriff zusammen: Versinnlichung der reinen idealen Vernunft zur Herausbildung der Menschheit aus dem Zustande der Unvernunft (auch Finsterniß genannt) und damit natürlich verbundenen Disharmonie zu der übrigen Schöpfung Gottes, welcher Zustand in der Bibelsprache uneigentlich ein sündhafter, die Befreiung daraus aber Erlösung genannt wird.

3.

Die unbefleckte Empfängniß und Geburt.

Die Verwirklichung einer solchen, wie oben erwiesen, nothwendiger Weise möglichen Erlösung (möglich, weil sie nicht nur nicht gegen die Naturgesetze streitet, sondern nach dem Schema aller erschaffenen Dinge möglich sein muß, da ein solcher Schöpfer, wie wir ihn in den vorhandenen Werken erkennen, ganz unmöglich Etwas erschaffen haben kann, von dem man zu sagen berechtigt wäre, die Bestimmung desselben sei Unvollkommenheit) schwebte auch den ältesten Propheten immer als möglich vor Augen und spricht sich in den mannichfaltigsten, freilich stark jüdisch gefärbten Wendungen vorzüglich bei Jesaias und Jeremias aus, indem sie das Volk ermuntern, es nur einmal zu versuchen, von seinem schändlichen Lebenswandel, seinen unnatürlichen sinnlichen Lüsten, von Götzendienst und Ungerechtigkeiten abzulassen, es werde dann schon Beistand von außen kommen, von Gott, den die alten Ur-Dichter in ihrer dichterischen Ueberschwänglichkeit meist persönlich auftreten und ermunternd reden lassen. Wie aber die Dinge auf Erden standen, so war das Ende der menschlichen Schandthaten zu jener Zeit gar nicht abzusehen, und zwar um so weniger, als die Erzieher des Menschengeschlechts, die Priester, eben wie zu unsern Tagen vieler Orten, in Habsucht,

Hochmuth, Unduldsamkeit und dogmischer Verdummung tief versunken, alle Menschen von moralischem Aussatz inficirt und so tief in Unvernunft verkommen waren, daß augenscheinlich mehr ein Rückwärts- als Vorwärtsschreiten wahrzunehmen war. Um eine Radicalcur an dem jämmerlich versunkenen Menschengeschlecht vorzunehmen, wäre eigentlich nothwendig gewesen, das alte verdorbene Geschlecht gänzlich zu vertilgen und ein neues zu schaffen, oder biblisch zu reden: eine Wiedergeburt mit demselben vorzunehmen, damit der alte Glaubenswust, die Satzungen und das Ceremoniel nebst allen lasterhaften Gewohnheiten aus dem Gedächtniß getilgt würden: ein Ideengang, den wir auch bei Christus in mannichfachen Bildern ausgesprochen wiederfinden, am bekanntesten in dem Ausspruch: „Werdet wie die Kinder 2c." (Weh' Dir, daß Du ein Enkel bist, sagt Goethe). Auch das Symbol der Taufe, die Waschung, damals an Erwachsenen vorgenommen, wurzelt in derselben Idee, den Schmutz der Angewöhnung und Anererbung zu tilgen, zu welchem Zwecke aber der Jordan ein Lethe hätte sein müssen.

Auch heute noch thäte es Noth, daß die Menschheit nur aus Kindern und Weisen bestände, um ein der göttlichen Idee entsprechendes, würdiges Menschengeschlecht zu erziehen. Da aber die unwandelbar göttliche Gesetzlichkeit niemals von ihrem Wege abweicht, sondern Alles, was zu vollbringen noth, nur in ihrem einmal sanctionirten Gesetzkreise vollbringt, so konnte auch die Verwirklichung einer solchen nothwendigen Purification der Menschheit in dem Kreise, wo die Jämmerlichkeit in höchster Blüthe stand, nicht anders als auf dem gesetzlichen Wege des Lehr- oder Prophetenamts vollbracht werden. Jedoch, da es endlich ein Radicalmittel galt, so mußte ein ganz anderer Geist, als bisher in seiner Gattung dagewesen, erstehen; ein Geist, der Kraft genug hatte, „den alten Sauerteig einmal rein auszukehren." Das Gesetz der Genien-Erweckung sollte oder m u ß t e vielmehr in höchster Potenz wirksam werden. Die hohe Begabung, die wir vor- und seitdem in den mannichfachsten Bezügen, vorzüglich in den Künsten auftreten sahen, und deren Erscheinung deshalb nichts Auffälliges hat, mußte hier einmal als moralisches, oder was Dasselbe ist, als Vernunft-Wunder-Geschöpf auftreten. Ein außerordentlicher Ausdruck jenes Gesetzes sollte so zu sagen die reine, ideale, irdische Vernunftidee Gottes in einem Menschenexemplar verkörpert auf den Schauplatz rufen, um der in ihrer Freiheit verkümmerten Gattung einen Impuls zum Bessern, zum Gottheitsideale zu geben. Die späteren Aufzeichner, Ausschmücker und Verbreiter der christlichen Historie und Lehre, wie sie gelebt und gelehrt worden, fanden nun für die Darstellung dieser als verwirklicht anzunehmenden Grund-Idee eine

in dem orientalischen Mythenkreise wohl bekannte, oft dagewesene und für religiöse Zwecke vielfach verwendete Metapher. Als Stellvertreter des nicht zum andern Male inmitten des Verlaufs einer Ewigkeit mit Urkraft schaffenden Schöpferwillens konnte nur das schönste, reinste und erhabenste Geschöpf der Natur, das Meisterstück der göttlichen Bildungskraft: eine reine, unentweihte Jungfrau gedacht werden und wurde gedacht, weil dieser Gedanke in der Vorstellungsweise der Orientalen heimisch war und seit Jahrtausenden bei entsprechenden Veranlassungen, je nach den verschiedenen Phantasiefarben, von den großen Dichtern der Religions-Mythen in ihren Wundergemälden in den Vordergrund gestellt worden war. Wir dürfen, außer an die griechischen Mythen, nur an die Geburt des Fo oder Buddha in Caschmir, 2800 Jahre vor Christus denken, der ebenfalls von einer unentweiht gebliebenen Jungfrau, jedoch vermittelst des Kaiserschnitts geboren sein soll. Bewahrt aber hatten die alten jüdischen Propheten diese Idee, und Jesaias 7 Vers 14 ist wohl nicht die einzige Stelle, wo die poesiereiche Metapher ihren Ruhepunkt für spätere Zeiten fand.

Also der Schooß einer unentweihten Jungfrau war — herüber genommen aus älteren Mythen — der einzig würdige Schöpfungsplatz, wo die reine, urgeborene Vernunft ihre für die Bildungszwecke der Menschheit nothwendige Incarnation feiern konnte, wenn man der großen Idee der Erlösung der Menschheit aus dem Zustande der Verdummung und damit verknüpfter Laster ein versinnlichendes Kleid anlegen wollte; und mit diesem Moment der Anknüpfung setzt die christliche Lehre den ersten Fuß auf das Gebiet der Naturreligion, indem sie die Königin der Natur, eine unentweihte, anmuthige Jungfrau, als Geburtsstätte derselben betrachtet.

Es ist früher schon bemerkt, daß die reine, göttliche Menschheits-Idee, das Ideal der geistigen Schöpfung, die alle Möglichkeiten zu erfüllende Vernunft, bei solcher Verkümmerung des Menschengeschlechts, wie sie die Geschichte gab und giebt, nur noch in Gott ruhen konnte, und daß nur ein höchst-potenzirtes Inanwendungkommen des ewigen Naturgesetzes: die Genien-Erzeugung, unter solchen Verhältnissen im Stande war, die schöne, erhabene Ur-Absicht der Menschenschöpfung, sei es auch nur in einem einzigen Individuum, zu verwirklichen, da die in Freiheit Raum empfangende Möglichkeit einer allgemeinen Vernunftbildung nicht erfüllt worden.

Dieses tausendfältig in Anwendung kommende Naturgesetz, die Darstellung eines Genius, und zwar diesmal als Moralvorbild, als Lehrer und Prophet (Dichter), führt den denkenden Geist, wie überall

bei ähnlichem Anlaß, unmittelbar zu dem Urquell aller Weisheit, aller Schönheit und aller Gerechtigkeit zurück, indem der Gedanke nahe liegt, eine so seltene und überschwängliche Begebenheit müsse, nach menschlichen Begriffen, aus einer besonderen Liebe, einer näheren und direkten Verknüpfung von Ursach und Wirkung hervorgehen; mit anderen Worten: Gott müsse bei dem Akte dieser Darstellung auf nicht gewöhnliche Weise thätig gewesen sein. Eine derartige menschlich-kindliche Auffassung ist aber so natürlich, daß sie uns auch noch jetzt bei ähnlichem Anlasse zu Gedanken kommt, denn z. B. der Genius eines Mozart oder Schiller weicht schon in der frühesten Jugend so ganz von der natürlichen Begabung anderer Sterblichen ab, daß die Betrachtung über den äußersten Anknüpfungspunkt endlich an dem Urquell aller Intelligenz still steht und hinter den grünbelaubten Zweigen der traulichen Natur den Vater erblickt, der den Lieblingen unter seinen Kindern auf eine außerordentliche Weise der Gaben herrlichste austheilt. Wie nun die erste Stufe menschlicher Intelligenz auf dem Gebiete höherer Wahrheitsforschung sowohl, als auch die naive Anschauungsweise unabhängiger Geister überall und zu allen Zeiten dieselbe ist, vermöge welcher man außerordentlich bevorzugte Geister als besondere Lieblinge Gottes, als außerordentliche Ausströmungen seines Geistes betrachtete; ja, da die reine Ideal-Vernunft bei dem wirklich verkümmerten Zustande der geistigen Menschheitsschöpfung als nur noch in Gott ruhend betrachtet werden konnte, nun aber (nach Annahme der Mythe) incarnirt, d. i. Fleisch geworden auf Erden erschien, so war diese und wird eine ähnliche Erscheinung leicht als eine der Urmenschenschöpfung verwandte unmittelbare Ausströmung des Urgeistes in die Hülle eines endlichen Wesens von kindlichen Geistern betrachtet werden können, wenngleich die vorgeschrittene Bildung nur ein höchst potenzirtes Inanwendungkommen des ewigen Naturgesetzes, der Genien-Berufung, darin erblickt: eine Erscheinung, die wir in dem ganzen Naturgesetzkreise wiederfinden, möge es sich um geistige oder materielle Schöpfung handeln. Der Gärtner darf nur ein Blumenbeet, oder ein reich gesegnetes Elternpaar den Kreis seiner Kinder betrachten, so wird ein Individuum als das vollkommnere aus dem Kreise hervorragen; wieviel mehr nicht in einer ganzen Menschenfamilie, wenn man vollends Jahrtausende zusammenfaßt. Bemerkt aber sei beiläufig, daß es auch einzig und allein dieses Naturgesetz ist, aus dem die Idee des Königthums, das in seiner jetzigen, erbrechtlichen Verkümmerung auf die Premierminister übertragen ist, hervorging.

Die christliche Mythe, indem sie sich nach einem Kleide für jene Idee der außerordentlichsten von allen je zur Erscheinung gekommenen

Bevorzugungen oder Begabungen eines menschlichen Individuums umsah, fand kein entsprechenderes Bild, als die Annahme einer unmittelbaren Einwirkung Gottes durch seinen aus dem außerirdischen All zu dem irdischen Schauplatz herabschwebenden (heiligen) Geist, der dann, einmal in den irdisch bedingten Gesetzkreis eingetreten, (nach bildlicher Fassung) zugleich das Geschäft der unmittelbaren Befruchtung übernahm, anstatt sich sonst der Schöpfer in der Regeneration seiner Geschöpfe durch den Mann vertreten läßt und ihn hierfür mit einem momentanen Gefühl der denkbar höchsten Seligkeit belohnt. Der mythische Ausdruck für die Fassung dieses Gedankens heißt Ueberschattung; und die Idee der Menschwerdung Christi, d. i. ein Inerscheinungtreten der Ideal-Vernunft, wie sie der Menschenschöpfung ursprünglich zum Grunde liegt, ist hiermit so rund abgeschlossen, daß wir der weiteren, theils judenthümlichen, theils willkürlichen, immer aber unwesentlichen Ausschmückungen der Ueberlieferer nicht bedürfen, um den Sinn dieser Mythe als einen tiefbedeutsamen und für höhere Menschheitsinteressen höchst wichtigen zu erkennen und festzuhalten.

Wir fassen also den Gedanken noch einmal zusammen. Die Erscheinung des außerordentlichsten Genius, des höchsten und größten aller je auf Erden dagewesenen, wurde in mythischer Auffassung dargestellt als ein erneutes, unmittelbares Ingemeinschafttreten zwischen Gott und seiner Menschenschöpfung, repräsentirt durch den Geist als Befruchter und eine unberührte Jungfrau als Empfängerin, entsprechend dem ursprünglichen Schöpfungsakte, da der Gedanke Gottes die (insofern sie noch keine Menschen gezeugt hatte) jungfräuliche Erde zur Darstellung des Menschengeschlechts befruchtete und somit das höchste und vollkommenste, d. h. zur Vernunft geborene Geschöpf auf den Schauplatz rief.

Den Gedanken, daß ein solcher Genius nicht plötzlich und unvorbereitet zur Darstellung kommt, wie wir es bei allen ähnlichen Ereignissen noch jetzt beobachten, vielmehr erst nach einer allmählichen Steigerung der Potenzen in dem Geschlechte der Genien zur Blüthe hervortritt, diese ewige naturgesetzliche Wahrheit stellt die christliche Mythe in zwei anschaulichen Bildern dar: einmal indem sie mit ängstlicher Sorgfalt ihren Messias von dem königlichen Propheten David abstammen läßt, und dann wieder, da sie den Täufer Johannes als Verkündiger vor ihm her sendet. Es dürfte aber nicht schwer werden, jedem außerordentlichen, wenn auch minder großen Genius einen solchen Ahnherrn und gleichfalls Vorläufer im Geiste nachzuweisen. So hatte, um nur ein Beispiel anzuführen, Luther in Huß einen Vorläufer, der im Sterben den kommenden Schwan ankündigte, den man wohl ungebraten lassen solle; der

Tod ist Poesie, und die Poesie ist prophetisch. Nie aber drängt sich dem beschaulichen Geiste der Gedanke an ein unsichtbares, Himmel und Erde, Gott und Menschheit verknüpfendes Band lebhafter auf, als wenn er im Anschauen eines Fleisch gewordenen Genius versunken ist, der augenscheinlich aus dem schauerlich tief verhüllten göttlichen Schatze, aus dem Urquell der Vollkommenheit eine reichere Gabe als Millionen seiner Mitlebenden empfing. Für den Weisen, der den Tummelplatz seiner Gedanken nicht mit den engen Grenzen dieser Erde, dieses Sandkorns im Universum, abschließt, sondern auf den Flügeln seines gottverwandten Geistes zu den leuchtenden Welten des Jenseits hinausschifft und die größeren und schöneren Schaustätten der göttlichen Schöpfung mit dem Auge des Gedankens ermißt, ist es mehr als Glaube (wenngleich viel weniger als positives Wissen), daß das Geschlecht der zum Licht geborenen Vernünftigen nicht abgeschlossen sei. Für ihn ist es eine bejahte Frage, ob nicht auf den großen Geschwisterwelten, oder noch mehr, auf der **Mutterwelt**, an der wir noch mit der ursprünglichen Nabelschnur zum Einsaugen von Licht und Wärme hängen, und durch deren Zerreißen wir lediglich verkümmern müßten, ob nicht z. B. auf den Sonnenfluren höher bevorzugte Geschlechtsgenossen leben, an deren normales Geistgebilde der normale Genius der Menschheit, z. B. ein Christus, hinanreicht, damit die Wesenkette des letzten verknüpfenden Ringes nicht entbehre.

Nicht so bejaht ist die kühne, aber vernünftige Frage, ob diese höheren Bürger des Weltalls nicht sollten mit Sinneswerkzeugen begabt seiu, die unsere herrlichste Bewaffnung des Auges aus Crystall hundertfältig überragen, so daß wir ein Gegenstand ihrer Beobachtung zu werden uns nicht entziehen könnten? Denn, der Schöpfer, der dem Adler in einem kaum erbsengroßen Auge die Kraft gewähren konnte, aus Wolkenhöhe eine Maus tief unten auf der braunen Scholle wahrzunehmen, vermag das Ungemessene bei jedem neuen Schöpfungsacte; und gewiß ist, daß wir nicht so einsam und unbeachtet im Universum leben, als unsere sehr beschränkten Sinne es glaublich machen. Dieser Gedanke ist grau vor Alter und wurde von den ältesten Weisen und Dichtern unter dem Bilde der leichtbeschwingten Engel aufgefaßt, die gleichsam als Boten aus fernen, schöneren Gebieten des Weltalls zu uns Einsamen bei außerordentlichen Gelegenheiten herniederschwebten, um die besondere Gabe des Allvaters zu treuen Händen zu überliefern. Dieser kindlich schöne, poetische Gedanke steht, wie jeder höheren Dichtung, so auch der Mythe hold und konnte in dem Bilde der jungfräulichen Messias-Empfängniß nicht wohl fehlen. Dem außerordentlichen Resultat

reiht man gern außerordentliche illustrirte Ursachen an, und so ließ einer der Dichter der episch-mythischen Messiade Boten aus dem fernen, befreundeten Familienkreise des Vernunftgeschlechtes zu der irdischen Mutter des Christus herniedersteigen und ihr verkünden, daß sie das Werkzeug der Incarnation eines von Gott besonders bevorzugten Erdgeborenen sein werde, der als ein König unter den Geistern, ein von Gott nach dem Urbilde Erzeugter (ein Sohn) und als solcher geheiligt unter seinem Volk auftreten würde. „Und seines Königreichs — spricht Lukas durch den Mund des Engels — wird kein Ende sein." Diese nie endende Oberherrschaft des Christus (als Repräsentant der menschlichen Grundbedingung, der Vernunft) wird hier zum ersten Male, später aber oft ausgesprochen und zieht sich als rother Faden durch den ganzen christlichen Mythos hin, welches Bild und Realität sinnig verknüpft. Der Gedanke aber, nicht einsam und unbewacht auf diesem Schauplatz der Natur zu stehen, sondern von Gott durch das — freilich irregulär activirende — Gesetz der Genienerweckung in besonderen Schutz genommen zu sein, ist ein so erhebender, tröstender, daß wir das einverwebte Bild der Engelerscheinung als hochpoetischen Ausdruck eines kühn aufstrebenden Gedankens stets freudig im höheren und heiligen Gedicht begrüßen werden, ohne ihm indeß eine andere Berechtigung als die der poetischen Fiction zuzugestehen.

Die ausführlichere Darlegung der unbefleckten Empfängniß findet der Leser am Schluß des ersten Bandes.

4.

Die Erscheinung des Sterns.

Wie groß und herrlich auch ein solcher Genius zum Zeugniß seiner besonderen göttlichen Abkunft über die Erde schreitet, dennoch entzieht sich auch ein bevorzugter Sterblicher dem allgemeinen Gesetze der Bildung, der Erlösung aus dem dunklen Zustande des Traumlebens nicht, und nie wird die Incarnation (Fleischwerdung) eines Genius mit Uebergehung dieses Naturgesetzes auf den Schauplatz treten. Das Licht, zu dem er geboren, schlummert wie ein unscheinbarer Funken in seiner Seele, und erst allmählich tritt aus dem nächtlichen Dunkel seines Kindheitslebens ein Stern hervor, ein Stern der Begnadigung, der sich in dem Wechsel der Zeiten und mit der naturgesetzlichen Entwickelung der Seelenkräfte zu einer Sonnenfackel entfaltet, deren Strahl dann über die weite Erde und über alle Zeiten hinausleuchtet, und vor dem dann sowohl die

Weisen und Mächtigen der Erde, wie die niedrigste Einfalt huldigend das Knie beugen. Auch diese Wahrheit ist den Bildnern der christlichen Mythe nicht entgangen, und dieselbe zur Verherrlichung ihres auf die außerordentlichste Weise von Gott begabten, ja man könnte sagen berufenen Helden anschaulich erfassend, ließen sie drei weise Könige aus dem Morgenlande einem Stern folgen, der endlich über der Geburtsstätte des Heilandes stillstand, worauf sie eintraten und die kindliche Gestalt verehrten, in welcher die Geistessonne der Menschheit noch wie ein Sternfunken schlummerte. Und ebenso ließen sie die Hirten des Feldes, die Träger der Einfalt, hinzutreten, um dem neugeborenen Lichte zu huldigen, das gekommen, Allen, den Weisen wie den Einfältigen, vorzuleuchten und überhaupt die Nacht der Geister zu erhellen mit dem Strahle der reinen, idealen Vernunft; denn nimmer wollen und dürfen wir vergessen, daß alle die schönen, poesiereichen Mythen der Messiade einzig nur mittelst Festhaltens dieses Grundgedankens zu fassen, zu begreifen, zu verstehen sind, um die Menschheit allmählich der Erlösung entgegenzuführen, was denn der poesiereiche Mythist durch den Mund eines Engels mit den Worten ausdrücken läßt: „Siehe, ich verkünde euch große Freude, die allem Volk widerfahren, denn euch ist heute der Heiland geboren" rc. „Und die himmlischen Heerschaaren — fährt der Dichter fort — waren bei ihm und riefen: Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen." Die Erscheinung des Sterns ist also nichts anders als eine nachträgliche Verherrlichung Christi, nach dem Grundgedanken: auch das größte Geisteslicht entzog sich im Werden dem Naturgesetze der Entwickelung nicht. Es erscheint als ein leuchtender Funken, dessen Bestimmung jedoch ist, der Einfalt wie den Weisen, Königen und Hüttenbewohnern vorzuleuchten auf dem Lebenswege, und gesegnet Derjenige, der solchem Lichte folgt. Wie schon erwähnt, hat die verherrlichende Sage sich erst später solcher Ursprungsmomente poetisch bemächtigt und Gedanken der Apotheose in prachtvollen Bildern der Nachwelt überliefert. Auch in den dargebrachten Geschenken liegt eine schöne und eindringliche allegorische Mahnung, die bevorzugten Genien in der Menschenfamilie der irdischen Sorgen zu entheben durch Gaben der Liebe und der Verehrung.

5.

Christus in der Krippe.

Eine dem Sehenden besonders auffällige Erscheinung der göttlichen, in erkennbaren Gesetzkreisen daherschreitenden Weltregierung — unter welcher näher die Anknüpfungspunkte großartiger Umgestaltung der menschlichen Gesellschaftszustände zu verstehen — ist der von der Erfahrung an die Hand gegebene Umstand, daß die Träger der mehrerwähnten Gesetzerfüllung, die sichtbare Darstellung des Genius als Impuls der menschlich-socialen Fortbildung, in höherer Potenz stets aus den dunkelsten und niedrigsten Gesellschaftskreisen hervorgingen. Hiermit soll natürlich nicht behauptet werden, daß der Wohlstand oder gar Rang und Reichthum naturgesetzlich ausgeschlossen seien von der Berechtigung, reformatorisch in das Verhältniß bestehender Dinge einzugreifen — denn nur aus dem Umstande, daß Mittelstand und Armuth die Majorität der Menschheit bilden, kann diese Erscheinung vernunftgemäß abgeleitet werden — aber das soll gesagt sein, daß derjenige, welcher dieser Classe von Weltbürgern angehört, nicht der verderblichen Lehre Gehör schenken soll, als sei er von den Bildungsberechtigten ausgeschlossen und berufen, in Einfalt oder gar Dummheit zu verweilen, da doch eben durch die Erfahrung, diese Mutter des Wissens, erwiesen sei, daß alle großartigen Epochen menschlicher Bildung ursprünglich aus dem dunklen Schooße des Mittelstandes oder gar der Armuth hervorgingen, aus unscheinbaren, von Niemand beachteten Kreisen an das Licht hervortraten, und am Schlusse der Laufbahn ihres sichtbaren Trägers hatte dann der verachtete Stand die Genugthuung, die Götter der Erde vor dem Gottbegabten sich beugen zu sehen. Diese Erscheinung beobachtet man z. B. an Moses, dem Findling und späteren Hirten; an David, dem früheren Hirten; an Christus, dem Sohn des armen Zimmermanns, nebst seinen Aposteln, welche Fischer, Zöllner, Teppichweber, Maler und sonstige geringe Arbeiter waren; an Socrates, dem armen Bildhauer; an Mahomed, dem Tabuletkrämer; an Luther, dem Bergmannssohn; an Guttenberg, Kopernikus, Ganganelli, Franklin dem Buchdrucker, ja an Napoleon dem kleinen Koporal; und wenn je etwas geeignet war, die Gleichheit der Menschheit vor dem göttlichen Gesetz in einem ergreifenden, beruhigenden und ermuthigenden Bilde darzustellen, so ist es die Geburtsstätte des Weisesten der Menschheit in einer Krippe und in einem Stalle. Gleichviel, ob dieser Moment in der christlichen Mythe gelebt oder später hinzugedichtet worden, immer gehört er zu den schönsten und naturharmonischsten Partien der Messiade, indem sich hier die Extreme des geistig Höchsten und irdisch Tiefsten berühren,

und die erhebende Lehre darin ausgesprochen liegt: Niemand, wie tief er auch gesellschaftlich stehe, halte sich und vor Allem, die ihm geboren werden, unwerth, an dem großen Bau der Menschheitsheiligung theilzunehmen. Niemand weiß, was in der Wiege schlummert, die vor seinem Lager steht; eine jede menschliche Gottespflanze werde geheiligt durch die Liebe und die Hoffnung, sie sei in dem großen Naturgesetzkreise zu irgend einem Werkzeug der Menschheits-Erhebung auserlesen. Der einfältige, aber schöne Mutter-Gedanke, es verkehre der Säugling mit Engeln, wenn er im Schlafe lächelt, ist voll poetischer Wahrheit; denn noch ist das Kind ein unentweihtes Eigenthum Gottes; noch ist es unberührt von den legitimen Unwahrheiten der Lehre und den Erbgewohnheiten, ja (in diesem Sinne) von den Erbsünden der Gesellschaft, in deren Dunstkreis es erzeugt worden. Die ihres Daseins unbewußte Seele nimmt lächelnd Abschied von ihrem ersten Vaterlande und erwidert die Scheidegrüße der Engel, die am Ufer stehen, nachschauend, wie jene sich langsam zu dem neuen Mutterlande hinüber schaukelt. So umschlingen sich Ahnung und Wirklichkeit, von duftenden Blüthen der Poesie gefahrlos umwunden; denn bis auf die Mitte der Brücke zwischen Diesseits und Jenseits darf sich der irdische Gedanke wagen, wenn er den schimmernden Blüthenzweig am Gewande, d. h. wenn er die Farbe der Dichtung trägt, auf daß man sein Geschlecht erkenne, eben wie solches auch die Messiade nicht verabsäumt.

6.

Der Bethlehemitische Kindermord.

Wie es in Sachen der gottgeheiligten Vernunft auf Erden stand und leider noch zu dieser Stunde steht, so gehört dieselbe in den trostlosen Wahnbegriffen ganzer Völker und vor Allem der gewalthabenden Oberhäupter zu derjenigen Klasse irdischer Erscheinungen, denen man Feindschaft geschworen. Man setzt sie in eine Klasse mit giftigen Reptilien, reißenden Raubthieren oder ekelhaftem Gewürm und Ungeziefer; man verfolgt ihre Spuren mit dem Eifer, wie ein Jäger die Fährte seines Wildprets aufsucht, sobald sie mannbar geworden und ihren göttlichen Beruf erfüllt, und kennt keine heiligere Pflicht als die, eine neuregenerirte Gotteskraft, den ersten und höchsten Vermittler der eigentlichen Menschenwürde, schon im ersten zarten Keime zu ersticken, zu tödten, ja, man darf sagen: zu morden. Auch diese fürchterliche Verblendung ist so alt wie die Welt seit ihrem letzten Schöpfungstage, doch scheint die Heilung von

dem fanatischen Wahnsinn die Aufgabe kommender Zeiten zu sein. Diese unverzeihliche Sünde gegen das erhabenste Gottgebilde in dem ersten Stadium seiner Erscheinung und Entwickelung glaubte die christliche Mythe nicht abschreckend genug versinnlichen zu können, um die Strafbarkeit solcher schauerlichen Verirrung den Gemüthern anschaulich darzustellen.

Die Fassung entspricht der Verruchtheit des Factums, denn sie läßt den König Herodes als Repräsentant der Vernunft-Feinde auftreten und legt ihm den Befehl in den Mund, alle Kinder unter zwei Jahren zu tödten, damit er das rechte, den göttlichen Befreier, den zukünftigen König der Geisteswelt, nicht verfehlen möge. Aber auch das vergebliche Mühen, ein göttliches Natur-Grundgesetz zu tilgen, die heilige Vernunft durch die Macht des Schwertes auszurotten, wird von der sinnreichen Mythe leicht erfaßbar schon jetzt am Eingange der Begebenheiten, wie später am Ausgange auf eine noch viel ergreifendere Weise dargestellt. Die ewige Wahrheit, daß eine göttliche, der Schöpfung einverwebte Grundidee, menschlich gedacht das göttliche Wollen, durch menschliche Eingriffe nie ganz aufgehoben, vertilgt, unwirksam gemacht werden könne, stellt die Mythe in dem häufig wiederkehrenden Bilde dar, daß sie den göttlichen Schutz in der Gestalt eines außerordentlichen Wesens, eines Engels, verkörpert und die irdischen Eltern des Christus auf dessen Befehl veranlaßt, mit ihrem Kinde nach Egypten zu entweichen und nach beseitigter Gefahr zurückzukehren. Hätten die sinnreichen Mythisten hier nicht die betrübende Wirklichkeit menschlicher Zustände veranschaulichen und dem menschlichen Gemüthe warnend einprägen wollen, so hätten sie ja den Engel nur zu Herodes senden dürfen, um eine Sinnesänderung bei ihm zu erwirken, und die Gefahr wäre viel einfacher beseitigt worden. Das Christenthum aber sollte, recht verstanden, praktisch eingreifen, die Wirklichkeit in ihrer abschreckenden Wahrheit schildern, und man wollte die ideale Vernunft auf die Gefahren, die sie von der verwahrlosten Menschheit, und auf den Schutz, den sie von der göttlichen Weltregierung zu erwarten hätte, aufmerksam machen. Das ist die wahrhaftige Fassung, die wir diesem Theil der Messiade als Lehrbegriff zu unterbreiten haben, und betrübend ist das unvermeidliche Eingeständniß, daß die Herodesse auch in unsern Tagen noch nicht ausgestorben sind, nur mit dem Unterschiede, daß man nicht nur die jungen Keime der Vernunft von zwei Jahren und darunter, wenn sie Wurzel zu schlagen beginnen, mit dem Schwerte auszurotten trachtet, sondern ohne Unterschied der Jahre auf religiösem Gebiete die Vernunft zu ertödten trachtet und das Gelingen als ein verdienstliches Werk ansieht.

7.

Die Prophetie des Simon und der Hanna.

Daß indeß dieser Zustand der Dinge, diese Verachtung und peinliche Anfeindung einer durch den Ausdruck des göttlichen Willens factisch, und zwar als ausdrückliche Bedingung seines Wesens in dem Menschengeschlecht niedergelegten höchsten und heiligsten Kraft nicht ewig währen könne; daß eine Zeit der Anerkennung und mit ihr einer reinern Darstellung des Menschheitsbildes eintreffen müsse, eintreffen werde, — diese Ansicht, diese Hoffnung, dieser Glaube zieht sich bei aller Verworfenheit und geistiger Verkrüppelung der Menschheit als rother Faden Jahrhunderte lang durch die Geschichte des jüdischen Volkes, in welchem sich eine Beschäftigung mit göttlichen Dingen vorzugsweise bemerklich machte, als Messias-Idee hin. Der ächte Philosoph aller Zeiten, bis auf die neueste, wird und muß diese Ansicht theilen, wenn er die geistige Perfectibilität und mit ihr die Resultate der Erfahrung nicht leugnen will. Um den Anbruch dieser geistigen Morgenröthe, das Erscheinen des Messias in seinem ersten Erkeimen in der Gesammtmenschheit wahrzunehmen, mußte diese sehr alt werden und mit göttlichen Dingen viel verkehrt haben, wodurch sich das Auge erschließt für die Erkenntniß der wahrhaftigen Erscheinung, die so ziemlich in unser jetziges Zeitalter fällt, wo man endlich nach schweren Kämpfen anhebt, der Vernunft und, als schönste Blüthe derselben, der Humanität angeborene Rechte anzuerkennen und einzuräumen.

Diese tröstende, philosophische Wahrheit faßte der sichere Fernblick der christlichen Mythe in einem ganz eigenthümlichen, aber frappant zutreffenden Doppelbilde auf. Sie führt nämlich einen Greis und eine Greisin, Simon und Hanna, ein, die sich einander nicht kennen, Beide aber angeblich voll Geistes sind; von Ersterem wird noch ausdrücklich gesagt (was doch eigentlich ungesagt vom ganzen jüdischen Volke gilt), daß er auf den Trost Israels, d. h. mit unsern Worten und unserm Verständniß: auf den geistigen Befreier der Menschheit wartete, eben wie wir noch zu diesen Tagen, und auch mit derselben Freude, mit der wir heute ausrufen: die geistige Nacht ist dahin, es tagt unter den Völkern, Vernunft und Humanität gewinnen immer größere Ausbreitung! Mit gleicher Freude nahm der hochbetagte Simon, der schon lange Harrende, das Kind Jesus auf seine Arme, lobte Gott und sprach: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesaget hast, denn meine Augen haben den Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern (richtiger für alle Völker), ein Licht, zu erleuchten die Heiden,

und zum Preise deines Volkes Israel." Das Volk Israel aber hat sich heute, im geistigen Sinne, zu der Bevölkerung Europa's ausgedehnt, oder bezeichnender noch, zu den Völkern christlich- und jüdischer Civilisation. „Die Heiden" bezeichnet den übrigen Theil der Menschheit, der von den Segnungen der Messiade nicht ausgeschlossen sein wird, noch sein kann. Hanna macht nicht so viele Worte. Lucas erzählt sehr naiv, daß sie achtzig Jahre alt und sieben Jahre eines Mannes Weib gewesen nach ihrer Jungfrauschaft, und daß sie als eine außerordentliche Beterin ꝛc. den Tempel nie verlassen. Sie trat ebenfalls zu dem Kinde heran und preisete den Herrn. Die Mythe scheint anzudeuten: weil sie es von Simon also gehört: ein lebendiges Abbild auch unserer jetzigen Frauen, die von dem denkenden Manne etwa für einen Augenblick von ihren altfrommen Gewohnheiten aufgerüttelt werden und seinen philosophischen Wahrheiten Recht geben, dann aber wieder zu ihrer liebgewonnenen Frömmigkeit zurückkehren. So finden wir nun den Ausdruck ewiger Typen und später naturnothwendiger Ereignisse in dem christlichen Mythos mit außerordentlicher und überraschender Schärfe an- und vorgedeutet.

8.

Christus' Auftreten in der Schule.

Betrachten wir den allmählichen Bildungsgang der menschlichen Vernunft und gestehen wir ein, daß die eigentliche höhere Entwickelungs-Periode erst in die jüngstvergangene und jetzige Zeit fällt, so drängt sich dem frei und unbefangen Forschenden die unabweisbare Frage auf: welches Medium war es, das nach so vielen vergangenen Jahrhunderten der Menschheit erst so spät den eigentlicheu höheren Entwickelungsprozeß vermittelte? Auf eine besondere Vermittelung müssen wir nothwendig schließen, da die innere, urgeborene Triebkraft seit Jahrtausenden zu wirken Zeit hatte und selbst das mehrfach angedeutete ewige Naturgesetz der Genienerweckung, obgleich niemals für längere Zeiten suspendirt, sich dennoch eines so allgemeinen Aufschwungs, wie die Vernunft ihn in den neuesten Zeiten gethan und wofür der Fortschritt der Humanität als Gradmesser dienen mag, niemals zu erfreuen hatte. Ist nun diese von uns angenommene Vermittelung allerdings der Hauptsache nach auf das Gesetz der Genien-Erweckung zurückzuführen, so hat dasselbe doch für die neueste Zeit in ein Gebiet hinübergegriffen, das in den ersten Jahr-

tausenden der Menschheit mit ihm nicht in genügende Berührung kam, nämlich in das tiefere Sein und Wesen der Natur.

So sehr die äußere, ich möchte sagen thierische, Berührung mit der Natur, ohne geistiges Eindringen in die wunderbare und mannichfaltige Gesetzlichkeit derselben, ohne Erkenntniß und Beherrschung ihrer Kräfte, die menschliche Seele in Befriedigung der ersten und nächsten sinnlichen Bedürfnisse gewissermaßen verthiert, ebenso sehr führt ein tieferes geistiges Ergreifen derselben, ein Verfolgen, Erforschen und Begreifen der göttlichen Ur- oder Muttervernunft, die menschliche oder Tochter-Vernunft auf die Höhe der Vollendung, indem sie durch Vermittelung solches tieferen Erfassens das urabsichtliche Verhältniß des eigenen Seins, als besonderer, bevorzugter Theil des Ganzen zu dem Ganzen, überschaut und begreift und durch den Begriff zu der Kräftigung gelangt, gemäß dieser angewiesenen Stellung zu denken und zu handeln, zugleich aber auch mit diesem Denkprozeß die in der Natur verborgen liegenden materiellen Mittel, an ergreifbarem Material und zu unterjochenden Kräften, für eine mit der Würde des Denkenden harmonische Situirung sich anzueignen. Kürzer gesagt: der intimere und tiefer eindringende Umgang mit der Natur, als sichtbarer Ausdruck der göttlichen Urvernunft, hat den Fortschritt der menschlichen Vernunft, die Entwickelung des Messias der Menschheit, so gefördert, daß ein Entfernen aus dem dunklen Gebiete der Vorzeit wahrzunehmen und nicht zu leugnen ist.

Die mythische Messiade hat solche naturgesetzliche Vermittelung als Nothwendigkeit zur Entwickelung und Herausbildung des Erlösers in einem, den thatsächlichen Momenten nach etwas dunklen, dem rhetorischen Moment nach aber desto klareren Bilde aufgefaßt und vor uns ausgebreitet. Sie erzählt, daß die Eltern des Christus (unserer vorherigen Fassung nach der irdische Wohnplatz gegenüber dem Geschlecht der Vernunftbegabten) alle Jahre gen Jerusalem auf das Osterfest (nämlich zur Frühlingsfeier) gingen. Ihr Sohn, damals zwölf Jahre alt, verlor sich unter die Menge, und heimgekehrt, fanden sie sich schon veranlaßt, wieder zurückzureisen, um ihn aufzusuchen, wo sie ihn dann unter den Priestern fanden, denen er Fragen vorlegte, deren Scharfsinn die außerordentlichste Geistesbegabung verrieth. Auf die Vorwürfe seiner Mutter, daß er sich von seinen Eltern verloren, gab er die denkwürdige, den Sinn der Mythe deutlich entschleiernde Antwort: „Was ist's, daß Ihr mich gesuchet habt? Wisset Ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?“ „Und — fügt der Mythist hinzu — sie verstunden das Wort nicht, das er mit ihnen redete.“ Dies klingt sehr glaublich, denn es ist möglich, daß der tiefe und herrliche Sinn solcher Worte von den Tausenden von

Auslegern bis heute noch nicht verstanden worden, wie viel weniger von schlichten Zimmermannsleuten, als welche uns die Eltern des Christus vorgeführt werden. Denken wir die äußere, unenträthselte, unzerlegte und auf keinen anknüpfenden Gesetzkreis zurückgeführte Erscheinungswelt, wie sie sich dem gedankenlosen Menschen und dem Thiere in aller Einfältigkeit darstellt, personificirt, so ist und bleibt dieselbe auch dem höchsten und erhabensten Genius auf Erden unentbehrlich, weil er eines sichtbaren, irdischen Trägers seines tiefer dringenden Geistes benöthigt ist; und so darf man diese äußere Erscheinungswelt, personificirt, als seine irdischen Eltern auffassen, die — wie die Natur überhaupt — wegen möglicher körperlicher Verletzung und für die Ernährung ihres Kindes besorgt ist und es vor äußerem Schaden zu bewahren sucht. Der im Innern eines so außerordentlichen Kindes waltende Geist aber (vorliegend die Ideal-Vernunft, personificirt, im Stadium der Entwickelung, durch den jugendlichen Sohn der Maria, durch Christus), ein wahrhaftiger Genius, hat Anderes zu thun, als sich nur um materielle Bedürfnisse zu kümmern; er hat andere, tiefer gehende, geistige Interessen, hat die wahrhaftigen Spuren seines Gottes zu verfolgen, sich in die Tiefen seiner Gedanken zu versenken und in dem großen Gebäude, dem Denkmal göttlicher Macht und Weisheit, umzuschauen, um Antwort zu finden auf Fragen, die sich der begabtere Mensch, der nach Weisheit Dürstende, schon früh im Leben vorlegt. Deshalb spricht der auserwählte Knabe zu seinen Eltern: „Wisset Ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?“ Das aber ist Gottes des Vaters näheres und ganz besonderes Eigenthum, wo die Schleier seiner Schöpfung gelüftet werden und man seine Offenbarungen liest, wie er sie selber eigenhändig niedergeschrieben. Da soll die Vernunft (der Christus der Menschheit) walten, lernen, sammeln und die Geister befreien.

9.

Johannes der Täufer.

Wer mit mir den einzig zulässigen und wahrhaftigen Glauben hat, daß urschöpferisch von Gott die zu erfüllende Möglichkeit gesetzt worden ist, die oberste und allein seligmachende Kraft des menschlichen Geistes, die Vernunft, bis zu einem nur ihm allein bekannten Grade der Vollkommenheit herauszubilden, der gesteht damit zugleich auch für dieses Höchste und Heiligste die Nothwendigkeit ein, dem irdischen Gesetzkreise unterthänig zu sein und den Bildungsprozeß durchmachen zu müssen,

dem sich nichts Erdgeborenes, mithin der höchste Genius selbst nicht entzieht; und die oben gegebene mythische Auffassung des Tempelbesuches Christi hat diese Wahrheit an einer höchst potenzirten Specialität dargethan. Wie Solches nun an dem Individuum gesetzlich sich erweist, also auch erweist es sich an der Gesammtheit, und die verschiedenen Entwickelungsgrade werden in gewissen Intervallen oder Stadien, welche mehr oder minder große Zeitabschnitte bezeichnen, bemerkbar hervortreten. Es werden sich, wie überall bei großen Ereignissen in der Natur und im Leben, Vorandeutungen bemerkbar machen, die das Kommende einleiten und auf den Empfang vorbereiten, wie früher schon erwähnt, wo auf Huß und Luther hingewiesen wurde; ebenso wie der jetzigen neuesten Reformation — eigentlich nur Negation — der Jansenismus und der Hermesianismus voransgingen, und wie, um auf die eigentliche Frage zurückzugehen, Johannes dem Christus, die Morgenröthe dem Tage, die Anerkennung der Vernunftrechte jetzt der wirklichen dereinstigen Herrschaft derselben vorausgeht. Schiller drückt dasselbe mit den schönen Worten aus: „Denn in dem Heute wandelt schon das Morgen.

Um dahin zu gelangen, daß die Ur-Idee Gottes in seiner Menschheit zur Erfüllung komme, muß naturgemäß zweierlei vorausgehen: erstens die Erkenntniß, daß der bisherige Zustand der menschlich-socialen und geistigen Dinge ein getrübter sei, daß man nicht blindlings annehme, es sei Alles gut und wohl, wie es z. B. die Conservativen thun, die die christliche Demuth auf den Lippen und den geistlichen Hochmuth der Unverbesserlichkeit im Herzen haben; und zweitens ein ernstliches Ablassen von der bisherigen Verblendung, den falschen Glaubenssätzen und daraus naturgemäß entspringenden falschen Lehren, schmachvollen Grundsätzen und mit der Idee Gottes disharmonirenden Handlungen, so daß zuvor gewissermaßen eine tabula rasa gemacht werde, um auf dem gereinigten Platze das neue, reine Vernunftlehrgebäude mit seinen Consequenzen aufzutragen.

Diese nicht zu verkennende Nothwendigkeit faßt die christliche Mythe in der eigentlichen Mission des Johannes in einem klaren und poetischen Doppelbilde auf: zunächst in der geforderten (wie es dort genannt wird) Buße, specieller Sündenbekenntniß. Dieses Wort „Buße" spielt in der christlichen Mythe und mehr noch in der mißverstandenen christlichen Lehre eine sehr bedeutende, bis zur betrübendsten Verwirrung entstellte Rolle. Buße soll nämlich dem reinen Vernunftbegriff nach kein todtes Lippenbekenntniß sein, durch dessen Ablegung die bekannten Vergehen getilgt werden; es soll vielmehr eine Erklärung sein, daß man sich der

unvollkommenen Herausbildung der göttlichen Vernunftkraft in sich bewußt geworden, denn erst mit dieser Erkenntniß kann die Umkehr und das Streben nach aufwärts verbunden sein, und wird es um so mehr, wenn Alles verkündet, daß ein Reich der Vernunft, der Humanität auf Erden, der Verwirklichung nahe steht. In diesem Sinn, und nur in diesem läßt der Mythist — in der natürlichen Voraussetzung, daß es einst so kommen müsse — seinen Johannes den Täufer ausrufen: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“ Dieser Worte wahrhaftiger Sinn ist: Erkennt, daß eine erhabene Gotteskraft in euch liegt, die der Vollendung harrt; die schöne, beglückende Zeit nahet heran, wo das Reich der reinen Vernunft seine Begründung finden wird; darum macht euch gefaßt, bereitet euch vor und versäumt die Zeit nicht.

Zu den Theologen, den anscheinend unausrottbaren Pharisäern und Sadducäern, spricht der Johannes unserer Mythe: „Ihr Otterngezüchte, wer hat euch geweiset, daß ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet? Sehet zu, thut rechtschaffene Früchte der Buße!“ mit andern Worten: Ihr vorzüglich solltet erkennen, daß ihr euch an der Vernunft versündigt habt, ihr Otterngezüchte, ihr Vergifter der geistigen Menschheit!

Bildet euch auch nichts darauf ein, fährt Johannes mit andern Worten fort, daß ihr die Ablömmlinge eines zur Vernunft zurückgekehrten Heiden, nämlich des Abraham seid; die natürliche Gesetzeskraft Gottes, wie sie in der Gesammtmenschheit thätig ist, wird euch umgehen, und aus dem scheinbar Geistestodten (aus diesen Steinen, wie er sich ausdrückt), also aus der Mitte des rohen Volkes, kann und wird sie dem Abraham würdige Kinder hervorrufen, die, eben wie jener Stammvater, sich von den vernunftwidrigen Thorheiten eines Ceremonial-Gesetzes, so wie auch von euren Lastern und Gebrechen lossagen werden. Alles Unvernünftige soll und wird ausgerottet werden („es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt“) und alle diejenigen Gesetze und Gebote, von deren Befolgung nicht erweisbar gesegnete Früchte für die Menschheit hervorgehen, sollen vertilgt werden („welcher Baum nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen und ins Feuer geworfen“). So viel zur Erklärung des ersten Theils, der Buße. Nun tritt aber noch ein zweites Symbol für die Nothwendigkeit, den alten anerlernten Schlamm abzuwaschen, ein. Es ist die Taufe, die in ihrer reingeistigen Auffassung wirklich etwas Heiliges in sich begreift.

Der Trank aus Lethe und der Schlaf des Epimenides drücken etwas Aehnliches, nämlich das Vergessen, Auslöschen, Auswaschen des anerlernten, anerzogenen und angewöhnten Vernunftwidrigen, Irrthümlichen, Sündhaften aus, wo dann an einem so gereinigten Orte eine

neue, reine Vernunfterziehung hergerichtet werden kann. „Ich — sagt Johannes — taufe euch nur mit Wasser zur Buße (mit andern Worten: ich erweiche nur euren verhärteten Sinn; ich will euch nur zum Bewußtsein eures unvollkommenen Zustandes bringen, daß ihr erkennen möget, es müsse das alte Lügenwesen von euch abgewaschen werden); der aber nach mir kommt, ist stärker denn ich, dem ich auch nicht genugsam bin, seine Schuhriemen zu lösen, der wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen; er hat die Wurfschaufel in der Hand; er wird seine Tenne fegen und den Weizen in seine Scheuern sammeln; aber die Spreu wird er verbrennen mit dem ewigen Feuer."

Die Buße also, das Wissen und Eingestehen der geistigen Verwahrlosung, des Verkommenseins, der Verkümmerung, der Nichtausbildung der göttlichen Urabsicht in seinem Menschengeschlechte, ist nicht genug, ist erst die Vorbereitung zu einem besseren, gesegneteren Zustande der Menschheit, zu dem Himmelreich auf Erden, wie das erreichbare, glücklichere Menschendasein im Evangelium genannt wird, das wirklich in dem Plan des Schöpfers liegt; dieses Reich selber aber kann und wird erst durch einen Andern kommen, der mehr ist als ich, der nicht nur das alte Verwerfliche verneint, sondern an die Stelle des durch Verneinung Beseitigten etwas Neues, das Rechte, das Wahrhaftige, das von Gott Gewollte, die ewige Wahrheit bringen wird, wozu ich nicht die Kraft in mir besitze. Dieser nach mir Kommende wird euch mit Feuer taufen, d. h. eurem Geiste das Licht bringen, euch lehren, was das Rechte ist, euch die Wissenschaft der Wahrheit geben; dann aber auch wird er eure Herzen erwärmen, auf daß ihr das Rechte lieben und somit erfüllen lernt (denn Licht und Wärme sind die heilsamen Resultate des Feuers). „Er wird euch — sagt Johannes weiter — mit dem heiligen Geiste taufen;" und hier wollen wir den Begriff dieses tiefsinnreichen, oft wiederkehrenden mythischen Ausdruckes ein- für alle Mal feststellen. Geist an sich ist, dem ersten und einfachsten Begriffe nach, nur an den Resultaten wahrnehmbare, verschleiert und geheimnißvoll wirkende göttliche Urkraft, aus welcher alle die mannichfaltigen Metamorphosen der irdischen Grundstoffe zu Gestalten, namentlich zu den organischen Gestaltungen vor unsern Augen sich begeben; folglich ist die ganze Natur vom Geist durchwebt, und der Weltgeist der Alten, der Demiurgos, ist also keine Fabel. Dieser Geist webt und waltet mithin auch in uns als Körper, wie ihm denn überhaupt in seiner Fassung als einfacher Geist das Prädikat der gesetzlichen Nothwendigkeit angehört: Heiligkeit, das Geheiligtsein, ist eine bis zur höchsten Potenz gesteigerte Werthbeilegung einer Sache und eine Bezeichnung, die, abgesehen von der bürgerlich-

willkürlichen, oft mißverstandenen Anwendung, im eigentlichen Sinne nicht nur mit der Idee des Gottgeweihtseins nach menschlicher Willkür zusammenhängt, sondern, rein und lauter aufgefaßt, nur von Gott selbst urschöpferisch ausgehen kann; mit andern Worten: nur was Gott selber geheiligt hat, das ist heilig. Nach dieser wahrhaftigen Darstellung ist der heilige Geist nichts Anderes als eine berufene göttliche Urkraft, die — setze ich noch hinzu — auf Erden im großen Ganzen durch die allwaltende Naturkraft, speciell aber und vor Allem durch das Medium Mensch zur Darstellung kommt, wenn sich die Urabsicht Gottes ebenso in seiner Schöpfung: Mensch, erfüllt, als solche sich in allen andern Bildungen durch den einfachen Geist wirklich immer noch erfüllt hat.

Die Darstellung dieses heiligen Geistes in seiner höchstmöglichen Incarnation — Mensch — geschieht auf zwei verschiedenen Wegen, für die ich kein erläuternderes Bild aufzustellen weiß, als die Darstellung des Goldes als gediegen, wie es urschöpferisch die Natur liefert, und als Erz, aus welchem es erst die Kunst läuternd zu Tage fördern muß. Der Genius, wie er sich in wenigen bevorzugten Menschen darstellt, ist urschöpferisch gediegenes Gold; alle Uebrigen aber sind Erz, das mehr oder minder geläutert werden muß. In Christus, wie ihn die Mythe darstellt, schuf die Natur das lauterste, gediegenste Gold, das je auf Erden gesehen worden. Johannes durfte mit seinem Taufwasser nur den irdischen Staub abwaschen, und die gediegene Goldstufe lag zu Tage. Doch ich greife vor.

Johannes sagt: „Der nach mir kommt, wird mit dem heiligen Geiste taufen." War dem so, so mußte Christus, diese irdische Erscheinung, auch den heiligen Geist besitzen; nach unserer Darstellung: in ihm mußte die zur höchsten und edelsten irdischen Thätigkeit berufene göttliche Urkraft vorhanden sein, und eben als höchster aller je erweckten Genien war diese höchste irdische Urkraft, die reine ideale Vernunft, in ihm thätig, durch welche allein es möglich werden sollte und konnte, das Erz von der Schlacke zu säubern und so mittelbar den heiligen Geist im Menschen darzustellen, wo er bisher nur getrübt vorhanden war.

Die Mythe läßt Johannes ein anderes, analoges Bild gebrauchen. Was ich als Gold darstellte, nennt sie Weizen, und die Schlacke Spreu, die der Kommende im ewigen Feuer verbrennen wird; mit andern Worten: er wird die Unvernunft für ewige Zeiten beseitigen, sei es auch nur, so weit es die Religion betrifft, und hätte man sie recht verstanden, so würde dann die Verkündigung des Johannes eine Wahrheit geworden sein.

Diese Auffassung des Begriffs: heiliger Geist, wie ich sie soeben

hingestellt, muß rein und lauter aufgenommen und festgehalten werden, da dessen Einfluß zu dem wahrhaftigen Verständniß der christlichen Mythe von größter Bedeutung ist. Ich wiederhole deshalb noch einmal: heiliger Geist ist zunächst die in der irdischen Erscheinung von Gott ausgegangene Naturkraft, und dann in höherer Potenz die als Spitze derselben auftretende selbstbewußte Erscheinung Mensch, vorzugsweise die in ihr wirksam gewordene Vernunft, die entweder durch außerordentliche Begabung eines einzelnen Individuums (Genius) oder eben durch allmähliche Erziehung und Herausbildung ganzer Nationen, impulsirt durch den Einen, möglich wird; es ist deshalb die Idee einer besonderen göttlichen Einwirkung, unbeschadet der menschlichen Willensfreiheit, damit zu verbinden, da diese Einwirkung nur innerhalb des natürlichen Gesetzkreises als Darbietung geschieht, welche folgerichtig das Verwerfen nicht ausschließt, wie wir es gerade an dem Beispiele Christi im Verlauf dieser Darstellung bis zum Exceß wahrnehmen werden.

10.

Christi Taufe.

Ich habe schon früher dargethan, daß die Bevorzugung eines menschlichen Individuums durch die Geniusbegabung innerhalb des natürlichen Gesetzkreises die Bedingung der allmählichen Herausbildung nicht ausschließt, und füge hinzu, daß die Anwesenheit eines solchen Genius sich nur dadurch bemerklich macht, daß alle die der Vollendung störend entgegenstehenden Gegensätze leichter als bei andern überwunden werden, und so das schon Vorhandene, Aufzunehmende leichter angeeignet wird; vornehmlich aber auch — und dies ist das unerläßliche Merkmal — daß der Träger des Genius alles dargebotene Irrthümliche entweder zurückweist oder, wenn er es schon aufgenommen bei fortgeschrittener Reife abschüttelt und etwas Neues, noch nicht Dagewesenes, Ursprüngliches (Originelles) an dessen Stelle setzt, mit andern Worten: daß er schöpferisch auftritt.

Wenngleich bei einer so sublimen Erscheinung die Momente nicht so genau abgegrenzt werden können, daß es möglich wäre, Zeit und Stunde der Vollendung anzugeben, so hat die christliche Mythe doch geglaubt, bei ihrem göttlich-bevorzugten Helden einen solchen Moment zur Erscheinung hervortreten lassen zu müssen, wo diese Vollendung eingetreten, oder — nach unserer und auch nach Auffassung der Mythe — der in Christus wirksam gewordene Geist geheiligt worden. Dieser Moment

aber ist die Taufe Christi durch Johannes am Jordan. Ob die Taufhandlung, das symbolische Abwaschen des durch Abkunft und Erziehung (von und unter einer in Irrthum und Unmoral verkommenen Nation) in seinem Ursein getrübten Christus nothwendig war, finden wir schon in der eben dargelegten Gesetzlichkeit der Läuterung und Herausbildung auch des höchsten irdischen Genius bejaht, und nur eine vollendet falsche Auffassung von Christi Sein und Wesen konnte, wie es geschehen, hierin einen unlösbaren Widerspruch finden.

Mußte Christus in seiner Jugend lernen, z. B. die heiligen Bücher der Juden studiren — und Niemand wird so vermessen sein, zu behaupten, er habe Alles das, was er wußte, kraft seiner Allwissenheit gewußt und nicht studirt — mußte er also sich wissenschaftlich ausbilden, so setzt das voraus, daß er sich auch moralisch auszubilden hatte, daß er Irrthümer und Fehler — wenn gleichwohl nur anerlernte, wie z. B. die später von ihm verworfenen Ceremonial-Gesetze — abzulegen hatte; und diese Vollendung der Läuterung wurde durch das Symbol der Waschung, Taufe genannt, besiegelt, welches Symbol vielleicht in Christus allein seine vollendet höchste Bedeutung erlangte. Daß diese Auffassung der Taufe die allein richtige sei, gesteht man theoretisch, wenn auch unbewußt, noch heute zu, indem man dieselbe bei erwachsenen Convertiten erst nach vorangegangener und vollendeter Lehre unternimmt (wenn sie gleichwohl bei dem gegenwärtigen, trostlosen Zustande der Dinge leider etwas Mechanisches, Todtes in sich begreift), bei den jungen, kaum geborenen Täuflingen aber in Gestalt der Confirmation nach derselben Theorie wiederholt wird.

Um dieses Symbols würdig zu sein, ist dem idealen Begriffe nach erforderlich, daß der Täufling dem dunklen, traumartigen Zustande seines naturgesetzlichen Entwickelungs-Moments im Erdenleben durch Belehrung und Anreizung zum Denken entführt, und er zum Bewußtsein gekommen sei: erstens über die Existenz einer sich durch das ganze Weltall offenbarenden höchsten Vernunft oder Gott; zweitens über die specielle Darlegung einer aus derselben hervorgegangenen, durch Freiheit des Willens im Gebiete der Moral und Kunst gottähnlich dargestellten, aber in irdische Grenzen gebannten Separat- oder Menschheits-Vernunft; endlich drittens über die naturgesetzliche, dennoch außerordentliche, dargebotene Hilfsthätigkeit der obersten oder höchsten Vernunft zur naturgesetzlich nothwendigen Herausbildung der menschlichen Separat-Vernunft bis zu einem von Gott gewollten und allein gewußten Ideal-Zustande, und diesem zufolge über ein dankbares und williges Entgegenkommen und Annehmen solcher dargebotenen Hilfe durch den von Gott als Genius dargebotenen

geheiligten Geist, wozu namentlich das Studium der Gesetze der sichtbaren Natur als ein nicht irrender, unfehlbarer Ausdruck des Willens Gottes die beste Handhabe bietet, zumal die Grundgesetze der Natur auch die der Moral sind.

Diese drei naturgesetzlichen Bedingungen faßt die christliche Mythe in Kürze in der Formel zusammen: im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, — drei Potenzen, die auch vom menschlichen Standpunkte aus nicht anders als in ewiger Vereinigung gedacht werden können, da ich mir nicht Gott denken kann ohne den Menschen, weil ich selbst zu dessen Geschlecht zähle, und den Menschen wieder nicht ohne den heiligen Geist, wie er sichtbar durch die Natur daher schreitet und in uns selbst seinen Ausdruck findet, indem nur durch die Heiligung des Geistes — sei es im Einzelnen oder in der Gesammtheit — durch die Herausbildung die eigentliche Idee: Menschheit dargestellt werden kann. Daher entstand in dunkler Ahnung die mythisch-christliche Idee der Dreieinigkeit, die nur dahin falsch verstanden wurde, als sei der Sohn (oder nach der richtigen Fassung: die Menschheit an sich) und auch der heilige Geist, d. i. die in den Naturerscheinungen sichtbar gewordene Allkraft des Urgeistes, jedes ebenso Gott an sich, als es der Vater oder die Allvernunft, die Alles umfassende Gottheit ist. Diese falsche Auffassung fällt mit dem vulgären Pantheismus zusammen, wo man den eigentlichen Gott nur im Menschen findet, in uns selbst, und nichts Höheres als das Ich anerkennt. Der geläuterte Pantheismus aber sagt ächt christlich: ich bin und lebe in Gott, und Gott ist und lebt in mir; oder wie Christus: ich und der Vater sind Eins. Unserer Auffassung nach konnte er so sagen, da die göttliche Idee der menschlichen Ideal-Vernunft in ihm realisirt war, also ein ungetrübtes Verhältniß zwischen ihm, als besondere irdische Darstellung der göttlichen Urvernunft, und dieser selbst bestand. Uebrigens komme ich am Schluß dieses Werkes noch einmal auf dieses Thema zurück.

Unsere Auffassung, daß, dem reinen Begriffe nach, zwischen dem anfänglich getrübten und später geläuterten Zustande die Taufe als Scheidewand, oder richtiger, als scheidendes Symbolement stehen sollte, indem nach dorthin die Waschung eine Beseitigung und Vergessenheit des irdisch-getrübten Zustandes andeutet, nach diesseits aber der Geist nunmehr seine Heiligung, seine Vollendung gefunden (man könnte dasselbe auch durch die Formel ausdrücken: daß die Seele zum Geist geworden) — diese Auffassung, deren erstes Moment wir schon in der mythischen Darstellung zutreffend an Christus nachgewiesen, wird nun auch in dem andern, in der Heiligung des Geistes, von der Mythe in buchstäblicher

Uebereinstimmung mit unserer philosophischen Auffassung symbolisirt, indem sie über den würdigsten aller Täuflinge, über Christus, sich den Himmel öffnen und den Geist Gottes in Gestalt einer Taube auf ihn herabschweben läßt, wobei eine Stimme ausruft: „Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.“ Es versteht sich von selbst, daß hier von einer wirklichen Thatsache, wie es die theologische Unvernunft annimmt, nicht entfernt die Rede sein kann. Es ist eben eine Allegorie, deren Sinn, menschlich gesprochen, besagt: Von allen lebenden Menschen ist dieser jetzt, an diesem Tage seiner Vollendung, der einzige, der meiner Menschheits-Idee entspricht. Er ist der bevorzugteste von allen bevorzugten Genien, die ich naturgesetzlich unter den Menschen zu ihrer Vollendung erweckte. Er entspricht meinem Bilde; ihn sollt ihr hören, auf ihn sehen; er ist das Musterbild, das Schema; werdet wie er, auf daß ich Wohlgefallen auch an euch Allen finden möge. Dies allein ist der wahrhaftige Sinn der mythischen Darstellung. So verstanden und aufgefaßt, liegt denn auch der Keim zu einem wahrhaft christlichen Vollendungsleben in der evangelisch-mythischen Geschichte; jene Stimme von oben ist die Stimme der Erkenntniß der wahrhaftigen Dinge und danach sollte Jeder streben: ein Christus in dem ihm angewiesenen Kreise zu werden.

Nachdem ich die Vernunft, diesen Abglanz des göttlichen Lichtes und selbst eine leuchtende und erwärmende Flamme, diesen hüpfenden Punkt im Menschheitsgebilde, so oft schon genannt und Christus als die Incarnation derselben dargestellt, ist es wohl an der Zeit, den Begriff derselben festzustellen. Vorweg muß ich gestehen (eine ausführliche Definition folgt am Schlusse) daß ich nach fortgesetztem, reiflichstem Nachdenken von meiner früheren Darstellung, wonach die Vernunft ein naturgemäßes, harmonisches Zusammenwirken von Verstand und Gefühl, oder von Erkennen und Empfinden sei, auch jetzt nicht abgehen kann, wenn gleichwohl anderweitig der Wille als eine dritte geistige Funktion zu jenen beiden herbeigezogen, und folglich die Vernunft als dreieinige Seelenkraft zu betrachten wäre, indem der Wille, abgesehen von seiner genauen Connexion mit den sinnlichen Trieben, folglich als thierischer Wille, allmählich mit der Entwickelung der Intelligenz unter die Oberherrschaft der beiden eigentlichen menschlichen Seelenkräfte, Verstand und Gefühl, gebracht wird und nun erst als eigentlich menschlicher oder moralischer Wille auftritt. Als solcher zeigt er sich als ein verknüpfendes Band zwischen Geist und Gliedern, zwischen Gebieter und Vollstrecker, ist also kein Impuls, sondern Vermittler des Impulses, durch welchen das Gedachte und Empfundene in erster Instanz *gewollt*, in zweiter *vollzogen* wird.

Somit kann ich ihn, den Willen, nicht als integrirenden Theil der Vernunft anerkennen, welcher allein das Prädicat der Herrschaft gebührt, eine Auffassung der menschlichen Geistesthätigkeit, welche selbst die die Psychologie unterstützende Physiologie nicht umstoßen kann, wenn sie in der Kranioscopie (Schädellehre) ein deutlich wahrnehmbares Dreikammer-System im Schädel für die drei Seelenkräfte Verstand, Gefühl und Wille als so viele Abtheilungen des Gehirns, correspondirend mit den drei Hauptsinnen, Gehör, Gesicht und Geruch, nachweist. Da indeß bei einer für unsere fortgeschrittene Zeit nothwendig gewordenen rationellen Auffassung der Moralwissenschaft (zutreffender Teleogie) die materielle Erscheinung des Menschen als Träger und Vermittler des Geistigen nicht aus den Augen gesetzt werden darf, weil wir gelernt haben, den Gott, an den wir glauben, ebenso sehr aus der sichtbaren Schöpfung als aus den Denkprozessen des Geistes zu demonstriren, so will ich bei dieser hochwichtigen Darstellung der ersten Menschheitsbedingung auf das sinnlich wahrnehmbare Substrat derselben näher eingehen.

Nachdem Gall zuerst dargethan hatte, daß das Gehirn als ein höher entwickelter, veredelter Theil des Rückenmarks anzusehen sei, war es dem Forschungsgeiste Goethe's vorbehalten, den Gedanken auszusprechen, daß der Schädel ein Stück Wirbelsäule und aus den Wirbeln nahe verwandten Knochengebilden zusammengesetzt sei, eine Entdeckung, die durch die Forschungen anderer Gelehrten ihre Bestätigung fand. Es kam nun Alles darauf an, die Anzahl der zur Bildung des Schädels unter einander verschmolzenen Urwirbel zu bestimmen und dabei diejenigen Knochen aufzufinden, welche jene den Wirbeln wesentliche Theile besäßen. Die betreffenden Untersuchungen, hauptsächlich auf die Anschauung und Vergleichung verschiedener Thierschädel mit dem menschlichen gestützt, führten bei den im Einzelnen von einander sehr abweichenden Betrachtungsweisen zu dem übereinstimmenden Resultate, daß es drei Elementarwirbel seien, welche zur Bildung des Schädels zusammenträten; dieses Resultat wurde später durch die Entwickelungsgeschichte auf das Vollständigste bestätigt. Nach dem unzweifelhaften Ausspruche derselben wird der erste oder hinterste Schädelwirbel von dem Hinterhauptbein dargestellt. Der Körper des zweiten oder mittlern Schädelwirbels ist der hintere Theil des Keilbeins. Der dritte oder vorderste Schädelwirbel endlich wird durch das vordere Keilbein als Körper, und die sogenannten kleinen Flügel desselben mit Hinzutreten des Stirnbeins werden als Wirbelbogen zusammengesetzt. In den übrigen Knochen des Kopfes läßt sich, auf den Ort und die Art ihres Enstehens gesehen, keine Analogie mit Wirbelbeinen oder Theilen derselben wahrnehmen.

Harmonirend mit dieser Entstehung des Schädels aus drei Urwirbeln ist auch das Gehirn — nicht nur im ausgebildeten Zustande, sondern auch in seiner ursprünglichen Entwickelung schon bei einem dreimonatlichen Embryo sichtbar — in drei wesentlich von einander verschiedene Haupttheile gesondert, nämlich: die vordere Zelle, aus welcher sich später der Geruchsnerv hervorbildet; eine mittlere, die später mit dem Auge correspondirt, und endlich eine hintere, aus welcher sich das Ohrlabyrinth mit den Hörnerven hervorbildet. Von diesen drei Hirnzellen tritt anfangs die mittlere am stärksten hervor, bleibt später aber in ihrem Wachsthum gegen die andern zurück, und es tritt überhaupt gewissermaßen eine Verschleierung der ursprünglichen Dreitheilung ein, während sie bei den niedern Wirbelthieren, ungeachtet der quantitativ geringen Entwickelung, zeitlebens erkennbar bleibt. Die nähere anatomische Entwickelung der Gehirn- und Nerven-Verhältnisse gehört nicht hierher und würde zu weit führen, da es sich bei uns um nichts weiter handelt, als nur eine möglichst sichere Brücke von der Physiologie zur Psychologie, von der Materie zum Geist zu schlagen und so den Spuren der Schöpfung in ihr Allerheiligstes nachzulauschen.

An dem ausgebildeten Menschenkopfe bemerken wir auf den ersten Blick, daß Hinter-, Mittel- und Vorderhaupt, oder mit andern Worten: die drei ursprünglichen Schädelwirbel eine sehr verschiedene Ausdehnung zeigen, und daß sie es sind, welche durch ihre, bei verschiedenen Individuen durchaus abweichende Bildung den Grundtypus der verschiedenen geistigen Anlagen ausmachen, wobei es also nur noch darauf ankommt, zu bestimmen, welcher Hauptseelenfunction jeder von den drei Haupttheilen des Gehirns als Organ dient, um dann auch einen Schluß aus der eigenthümlichen Schädelbildung auf die ursprünglichen seelischen Anlagen des Individuums zu ziehen. Hierüber sagt der als tiefsinniger Forscher allgemein anerkannte Gelehrte Carus Folgendes:

„Unser eigenes Bewußtsein und die Geschichte unserer Entwickelung sagen uns, die göttliche Idee, welcher der Kern und der hüpfende Punkt (punctum saliens) unserer gesammten Existenz ist, stellt sich zuvörderst psychisch nur als dunkles Gemeingefühl dar, und was wir als Bewußtsein bezeichnen, geht hervor und beruht fortwährend auf jenem bewußtlosen physischen Dasein, durch welches zunächst Alles, was wir Bildungsprozeß nennen, bedingt ist. Das bewußtlose Sein der Psyche haben wir also als das niedere, das bewußte als das höhere Dasein anzuerkennen, und letzteres theilt sich in zwei Strahlen oder zwei im Gegensatz (besser Gegenrichtung) stehende Vermögen: das Aufnehmen (Erkennen) und Gegenwirken (Produciren oder Wollen), während zwischen beiden immer-

fort die Abspiegelung der Sphäre des bewußtlosen physischen Daseins im Bewußtsein als Gefühl oder Gemüthsstimmung wirksam ist. Alles was wir in unserm Seelenleben sich regend empfinden, können wir demnach in die drei großen Vermögen des Erkennens, Fühlens und Wollens eintheilen, und in diese drei Strahlen bricht sich fortwährend das geheimnißvolle Erscheinen der ihrer bewußt gewordenen Psyche während ihres sich Darlebens im Körper; der Kreislauf unserer Vorstellungen und Begehrungen, die Schärfe des Gedankens, die Schönheit oder Heftigkeit des Gefühls, die Bestimmung unserer Reaction gegen die Außenwelt durch Trieb oder freie Willensbestimmung, gehen alle aus jener auf die verschiedenartigste und merkwürdigste Weise zusammenwirkenden Dreiheit hervor."

Hiernach nimmt Carus an, daß man in der vorderen Hirnmasse das Centrum des erkennenden, Vorstellungen aufnehmenden, vergleichenden und urtheilenden Seelenlebens, mit andern Worten: die Region der Intelligenz zu suchen habe; die mittlere Hirnmasse, das Organ des unbewußten geistigen Empfindens, das Gefühl vom Zustande des eigenen Bildungslebens, des Gemeingefühls, mithin der Sitz des Gemüths sei, und daß endlich in der hinteren Hirnmasse das Wollen, Begehren und zugleich der Fortpflanzungstrieb ihr Centrum finden: eine Idee, die schon früher von Huschke ausgesprochen wurde und keineswegs willkürlich als Hypothese aufgestellt, sondern aus verschiedenen Zuständen und Arten der Menschen, so wie aus psychischen Krankheiten wissenschaftlich nachgewiesen worden ist.

Sofern wir über uns selber nachdenken und die Thätigkeiten unseres Geistes, vor Allem in moralischer Beziehung, sorgfältig überwachen, wird sich als Ergebniß herausstellen, daß das Mechanische des Denkprozesses, das Erkennen, Zergliedern und Combiniren dem Verstande, die mittelbar durch die Empfindung des Schönen oder unmittelbar durch unerklärte Aufwallung einwirkende Anregung dem Gemüth oder Gefühl angehört, und daß durch beide, in harmonischem Zusammenwirken, d. h. in gegenseitigem treuen Ueberwachen und Ergänzen, erst dem Wollen und der Ausführung des Gewollten der gehörige Impuls und die Kraft zur Ausdauer gegeben werden kann, woraus hervorgeht, daß eine Handlung sehr verständig sein kann, ohne daß man sie vernünftig zu nennen berechtigt wäre; ja eine verständige Handlung, so behaupte ich, kann sogar höchst unvernünftig sein. So war z. B. die Anfertigung der Höllenmaschine von Fieschi in Paris, als Attentat auf das Leben eines Königs, höchst verständig, indem Zweck und Mittel sehr richtig gegen einander abgewogen worden; aber die That war in noch

viel höherem Grade unvernünftig, weil eine böse That niemals vernünftig sein kann und jener Bösewicht, näher bezeichnet, die Empfindung für die Häßlichkeit des Lasters, für die Heiligkeit des Menschenlebens und für Mitleid mit dem Individuum und dessen Familie, folglich das sittliche Element (das jede verständige That erst zur vernünftigen erhebt und selbst ein unverständig genanntes Handeln vernünftig machen kann) gänzlich in sich zurückgedrängt und den Willen gezwungen hatte, nur der kalten Berechnung des Verstandes Gehör zu schenken, der von der Vorstellung zum Schluß und vom Schluß zum Urtheil gestiegen, zu erkennen glaubte, der Tod des Staatsoberhauptes sei eine Nothwendigkeit. Der Denkprozeß hatte noch obenein, wie es bei verwahrlosten Menschen naturgesetzlich fast immer der Fall ist, ein durchaus falsches Resultat erzielt.

Daß zu jener harmonischen Zweieinigkeit, oder (wenn wir auch den Willen herbeiziehen) Dreinigkeit eine ursprüngliche, ich möchte sagen embryonische Begabung, Großes bewirken kann, beweist schon das mehrfach erwähnte Naturgesetz der Genienerweckung. Die reichste und vollkommenste, harmonischste Schädelbildung kann als die höchste Berufung oder auch Begnadigung Gottes angesehen werden, wenn man anders nicht den unwiderstehlichen Drang zum Schaffen von innen und die uralte Anfeindung der Geistesminorennen von außen — so lange ein Reich der Vernunft nur noch zu den schönen Erwartungen gehört — als Trübungen des göttlichen Angebindes in Rechnung bringen will.

Wir dürfen nun aber, um die Vernunft-Idee in ihrer Klarheit festzuhalten, von einer mittelbaren Einwirkung Gottes bei allen, selbst den höchsten und erhabensten Erscheinungen auch in der Geisterwelt nicht abgehen, denn gerade im Sinne des allein wahren pantheistischen Lehrbegriffs, daß Gott überall in seiner Welt allgegenwärtig ist, können und dürfen wir die Erde als Vermittelung, als erste Instanz nicht abweisen, weil eben dieser Theil Gottes, diese Ausdehnung, Incarnation oder wie man es nennen will, diese lebendige von Gott durchgeistigte Materie die Trägerin alles dessen ist, was selbst in der sublimsten Darstellung zur Erscheinung kommen soll. Wenn gleichwohl die incompetente, vorwitzige (wenn ungezügelte) Phantasie und selbst das von ihr leicht verleitete Gefühl sich dieser Instanz gern entschlagen möchte und mit dem Popanz Materialismus in der Fahne zu übersinnlichen Regionen hinüberschifft und im eigentlichsten Sinne Schlösser in die Luft baut, so ist doch der Verstand als andere Seite der Vernunft autorisirt, zur Ordnung zu rufen und das göttliche Gesetzbuch der Mittelbarkeit in Kraft und Anerkennung zu erhalten, wenn auch der Verrath einer

Welt an dessen Untergang arbeiten sollte. Eben dieses Gesetzbuch aber, weil es keine Worte, sondern lebendiges Handeln enthält, ist von den pygmäischen Verirrungen eines trotzigen Menschengeschlechts nicht zu vernichten, und ebenso wenig die Aussprüche der reinen Vernunft, weil sie ans jenem Gesetzbuche hervorgenommen sind, was Christus z. B. (eben als irdisch höchste, ideale Vernunft) in der Formel ausspricht: „Erde und Himmel mögen vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen." Und so kann und darf man denn fest überzeugt sein, daß dieses Gesetz der Mittelbarkeit überall auf seinen Rechten besteht und sie ausübt, wenn gleichwohl die materiellen Hilfsmittel sich unserer speciellen Wahrnehmung entziehen sollten, wie denn schon manches Derartige durch Beihilfe der Naturlehre an das Licht gebracht ist und gebeichtet hat, wo man früher keinen mittelbaren Zusammenhang wahrzunehmen vermochte. Nach dieser Anschauungsweise ist ein Genius, wie wir ihn in Christus anerkennen, wirklich ein von Gott gesandter Mensch, das heißt ein durch die göttlichen Naturgesetze in ihrer höchstmöglichen Bildung dargestelltes Vernunftwesen, das unter dem glücklichsten harmonischen Zusammentreffen der ursprünglichen antropologischen (menschheitsschöpferischen) Bildungs-Prozesse in die Reihe vernunftbefähigter Wesen eintrat und dann in gesetzlicher Freiheit die nothwendigen Bildungsprozesse durchlebte bis zu dem Zeitpuncte, wo sich das menschliche Gottheitsideal in ihm erfüllt hatte und die Mythe ihm das öffentliche Confirmations-Zeugniß, die Beglaubigung der irdisch-möglichsten Vollendung vom Himmel zurufen ließ, in dessen Bereich, in dem Außerirdischen, allerdings nach vernünftigem Schließen, die Suprematie (das Allerhöchste) der Vernunft anwesend sein muß, da unsere Erde gegen ihre Mitwelten ein zu unbedeutendes Stäubchen ist; was indeß uns, als bescheidene Religions-Philosophen, nicht bekümmern, aber doch verhüten soll, unserm kleinen Wohnplatz, dem Planeten Erde, die Ehre eines persönlichen Gottbesuchs zuzueignen.

11.

Christi Aufenthalt in der Wüste und die Versuchungs-Geschichte.

Nach reiflicher Würdigung dieser wahrhaftigen Darstellung der Vernunft, als höchstes und heiligstes Moment in der verkörperten Gott-Idee, die wir Mensch nennen — worüber am Ende dieses Werkes ein noch specielleres Eingehen stattfinden wird — kann es nicht länger unentschieden bleiben, daß Dasjenige, was wir in eigentlichster Bedeutung

Geist und in höchster Potenz, wo es dem göttlichen Ideale enspricht und in der lebenvollen Natur verkörpert zu Tage tritt, heiliger Geist nennen, mit der im Entwickelungs-Prozeß begriffenen und irdisch-möglich vollendeten Vernunft identisch ist, und daß der Mythist mit dem Herabschweben des heiligen Geistes in Gestalt einer (in der religiösen Sagenbildung von jeher oft verwendeten) Taube auf Christus nichts Anderes als ein Zeichen, als ein Symbol des ersten Stadiums seines Vollendetseins zu dem Erlösungswerke andeuten wollte; wogegen eine plötzliche Ueberlieferung der höchsten Vernunftgaben mit der unverletzbaren göttlichen Gesetzlichkeit durchaus im Widerspruch gestanden haben würde.

Die Vernunft an sich kann eben in ihrer höchsten göttlichen Potenz, so auch in der Beschränktheit des menschlich-irdischen Seins, nicht zur erfaßbaren Begriffs-Bildung ohne Gegenständlichkeit kommen, und das Dasein der sogenannten Welten im Universum, nebst allen Organismen 2c., als Gegenstand der göttlichen Vernunftthätigkeit, ist sowohl in dem höchsten, als es die divergirenden Geistesschöpfungen der auf Erden erschienenen Genien, mit Anlehnung an die Erscheinungswelt, in dem niedern menschlichen Kreise sind, ein Beweis hierfür. Wie aber in den edlern, erhabeneren Bezügen der Menschheits-Erscheinung immer das Urbild der Gottähnlichkeit festgehalten werden muß und kann, so wird die Anwesenheit eines Genius in irgend einer menschlichen Erscheinung sich ebenfalls dadurch dokumentiren, daß er in seiner irdischen Sphäre sowohl schöpferisch auftritt, als es die höchste Potenz, von welcher man ihn einen Abglanz nennt, in der außerirdischen oder (christlich-mythisch gesprochen) himmlischen Sphäre thut. Mit andern Worten: so wie Gott aus dem relativen Nichts (ein absolutes giebt es nicht) Welten und Dinge ursprünglich erschafft, ebenso wird und muß auch jeder legitime Genius aus einem relativen Nichts etwas erschaffen, das vorher nicht da war, wozu er sich aus göttlichem Beruf erst selbst die Regeln und Gesetze erschafft und in dem Um- und Neubilden etwas ins Dasein ruft, das vorher nicht nur nicht da war, sondern wovon auch die Mitgenossen noch keine Ahnung hatten.

Dieser Moment aber, wo sich der Genius also verkündet, fällt nicht in die Periode des nothwendigen Bildungsprozesses, dem sich auch die höchste Begabung nicht entzieht, sondern ein je nach dem Individuum divergirender Grad der Vollendung ist naturgesetzlich und erfahrungsgemäß dazu nothwendig, bevor diese schöpferische Potenz zur Erscheinung hervortritt. Der zum vollen Bewußtsein seiner Kraft und seines Willens gekommene Genius oder die zur reinen Idealität herausgebildete Vernunft wird sich zuerst sagen: Du willst über das vorhandene Menschenwerk

hinausgehen; du willst mehr und Anderes und Höheres schaffen, als bisher da war; so darfst du nur bei dir selber einkehren, die Außenwelt ist für dich wüst und leer, du mußt nach dem Vorbilde Gottes aus dem Nichts, aus der Weltwüste, aus dem Chaos schaffen. Und daß er's könne, daß es geschehe, ist ein Beweis, daß der Geist in ihm walte, der die Bevorzugten heiligt.

Dieses dem Genienkreise allgemein angehörige Merkmal in der eigentlichsten Vernunft-Bedeutung auf das sittliche Gebiet übertragen (denn außerhalb desselben reicht meist der Verstand aus), muß das vollendete Selbstbewußtsein sich über fernere, höhere, naturgesetzliche Bedingungen klar werden. Ein Geniusbegabter, wie Jesus, mußte sodann das Gebiet überschauen und, bis zu dem gegenwärtigen Standpunkte, sich sagen: der Acker ist wüst, wie wirst du den dürren Sand fruchtbar machen? Mit andern Worten: die Menschheit hat die Vernunft in sich getödtet, wie, was soll ich beginnen, sie wieder lebendig zu machen, wie soll ich sie erlösen aus diesem unheilvollen Zustande? Ferner wird er sich nicht verhehlen, daß das Werk, zu dem er berufen worden durch den Geist, den Genius, der in ihm waltet, ihm nicht nur Entbehrungen, vielfache Entsagung dessen auferlegt, was dem irdischen Dasein Freude, Genuß, ja dem Träger des Genius selbst, dem Körper, Nothwendigkeit ist; sondern daß bei der Gesunkenheit des sittlichen Moments in der Menschheitsfamilie ihm auch Angriff, Leiden, ja selbst das Aeußerste bevorstehen kann. Bei diesem Bewußtwerden nun, bei dem nothwendigen Ueberschauen der irdischen Gegensätze, kann es der Erdgeborene, und sei er auch der Höchste, nicht wehren, daß eben diese Gegensätze, diese Gestalten des Kommenden, die Bilder der Zukunft vor sein geistiges Auge treten, und eben die Menschbedingung, der sittliche Kampf zwischen Geist und Fleisch, zwischen geistigem und sinnlichem Behagen, zwischen Kampf und Ruhe, Beruf und Lossagung in ihm auftritt, damit er nicht ein willenloses Werkzeug, sondern ein freier Mensch sei, außerdem ihm die Würde, das Verdienst abgeht, abgesehen davon, daß ein Anderssein auch außerhalb des Naturgesetzkreises läge und der Gedanke eines solchen nur als Ausgeburt einer regellosen Phantasie, als Wahnsinn in den Kreis der Discussion oder gar des Glaubens gezogen werden könnte. In diesem Conflikt der nicht zu beseitigenden irdischen Gegensätze wird sich das Gebiet der intelligenten Thätigkeit vor dem Blicke des selbstbewußten Geistes in zwei Strahlen ausbreiten: zwar nicht, wie es sich in der Mythe vom Herkules am Scheidewege darstellt, denn der gekräftigte Geist, die zur Freiheit herausgebildete Vernunft, hat den Kampf mit der eigentlichen Sünde überwunden; aber auch der Vernunft stehen zwei

Wege für ihre der Menschheit angehörige Thätigkeit offen: die Unterjochung der Naturgesetze zur Darlebung eigner und fremder Behaglichkeit, also Beherrschung der Materie und deren inwohnenden Kräfte; anderseits aber Unterjochung und Ausrottung eingewurzelter und legitim erklärter Irrthümer durch Lehre und Leben, eine Aufgabe, der nur eine außerordentliche Begabung, ein höchster Genius gewachsen sein kann und, der dennoch nicht Mensch sein müßte, um nicht das Verlockende zuvor gegen das Abschreckende dieser Aufgabe bei sich selbst zu erwägen und einen Kampf der Wahl in sich zu bestehen zu haben. Dieses ist der Stand der Dinge, der sich mehr als einmal in dem Leben Geniusbegabter Männer wiederholte und sich auch bei geringer Begabten, bei der einfachsten Rechtlichkeit immer wiederholen wird, wo es gilt, sich eingefleischtem Irrthum und Ungerechtigkeiten Machthabender zu widersetzen und dem Rechte und der Wahrheit den Sieg zu verschaffen.

In keinem Erdgeborenen aber dürfte sich diese betrübende Erscheinung des klaren Bewußtseins gegenüber der Verkommenheit menschlicher Zustände markirter ausgeprägt haben, als eben in Jesus, gegenüber seiner in Gott und die Natur verhöhnenden Dogmen und in todten Ceremonial-Gesetzen verkommenen Nation; ein Zustand, der dem Blicke des außerordentlichen Erdgeborenen, gegenüber seinem erkannten Berufe, nicht entgehen konnte.

Dieser, (ganz abgesehen von der historischen Veranlassung, wie solche im ersten Bande geschildert) in ganz naturgesetzlicher Folge eintretende Moment in seinem reinen Geistesleben ist nun von der Mythe in einer ganz eigenthümlichen Form mit bewunderungswürdigem Phantasiereichthum aufgefaßt und höchst poetisch dargestellt. Sie beginnt, im vollen Einklange mit unserer Darstellung, mit den Worten: „Da ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, auf daß er vom Teufel versuchet würde.“ Was unter diesem Geist zu verstehen ist, haben wir eben berührt. Das klare Selbstbewußtsein, vermöge dessen die Verhältnisse richtig gewürdigt werden: der Fernblick, das Ueberschauen der Gegensätze, an denen sich der Beruf des Genius zu üben hat, der klare Ueberblick, das Licht, alles das wird sehr richtig in dem einem Worte Geist zusammengefaßt. Der Geist, die Klarheit der Vernunft, ließ ihn das wüst liegende Feld überschauen, die dürren Steppen jüdisch-rabbinischer Volksbildung, den unfruchtbaren Acker, den er nun anzubauen unternehmen wollte und der erst jetzt, nach mehr als 1800 Jahren, anfängt, einzelne gesunde grüne Keime zu treiben, da die viel gepriesene, üppig aufgeschossene Saat der ersten Christenheit nur als Treibhausfrucht, als künstlich von der einseitigen Vernunft, nämlich vom Gemüth getriebene,

den Keim des Untergangs in sich tragende Saat zu betrachten, die denn auch nur zu bald in sich verfiel.

Als Gegensatz zu der höheren Mission, nämlich das Volk von Irrthümern uud deren Consequenz-Sünden mit vorherzusehender Aufopferung des eigenen irdischen Wohlseins, des Wohlbehagens, der Ruhe und Anfechtungslosigkeit zu erlösen, stellte sich dem freigewordenen Geiste die einfach bürgerliche Thätigkeit des Broterwerbs, in höherer Potenz die Beherrschung der Naturgesetze, die Unterjochung der Materie, und noch höher wohl gar die Erringung einer irdischen Herrschaft und die in der Lokalität begründete Möglichkeit einer Befreiung seines Volkes vom Joch der Fremdherrschaft durch revolutionaire Gewalt dar. Diesen Gegensatz, als das vom heiligen Berufe Abziehende, bezeichnet die Mythe mit rem Namen Teufel, gegen dessen Existenz als nothwendigen Hintergrund der Vernunftthätigkeit die echte Philosophie überall nichts einzuwenden hat und haben kann, da eine irdisch-menschliche Vernunft ohne mögliche Abirrung eben so wenig gedacht werden kann, wie Licht ohne Finsterniß, rechts ohne links, Leben ohne Tod u. s. w., hier: irdisch bevorzugter Beruf, entgegengesetzt dem höheren, heiligeren der Menschheits-Bildung, welcher Denkprozeß denn von dorther Versuchung genannt wird und identisch ist mit dem, was wir heute Verlockung nennen würden. Irrthümlich hat man dies irdisch oder auch fleischlich genannt, weil die Verlockung dahin als Abziehen vom höheren geistigen Beruf in dieser Zusammenstellung irrthümlich als böslich erscheint, als Sünde aufgefaßt und mit ihr identifizirt wird. Gewiß ist, daß Erscheinungen vorkommen können, wo gerade der umgekehrte Fall eintritt. Wenn z. B. der einzige Sohn einer Familie durch Ergreifung eines irdischen Gewerbes, wozu er angeborenen Beruf hat, seine Familie glücklich machen kann und es nicht thut, sondern den Stand der Wissenschaft und Lehre ergreift, wozu er keinen angeborenen Beruf hat, so steht dann (figürlich) der Teufel auf der andern Seite, und das Irdische ist hier das Heilige. Eben jene Darstellung eines entscheidenden Moments in dem Geistesleben Christi, wo über die Zukunft seines Berufs entschieden werden sollte, zeigt uns nun aber die Person des Nazareners deutlich in dem Lichte eines irdischen Genius, allen Influenzen der prosaisch-bürgerlichen Verhältnisse ausgesetzt.

Ein von armen Eltern geborener Mensch muß irgend etwas ergreifen, um sich zu ernähren, und alle wissenschaftlich gebildeten Juden mußten in jener Zeit ein Gewerbe treiben. Auch die Wissenschaft darf hier in diesem Volke nur als Milchkuh betrachtet werden. So lange noch Hoffnung zur dereinstigen Erlangung eines Nähramtes da ist, opfern

sich arme Eltern gern für ihre begabten Söhne auf; sind nun aber etwa dreißig Jahre darüber vergangen und die Hoffnungen noch nicht erfüllt, dann sinkt der Muth, und immer dringender wird die Mahnung, nun endlich die brotlose Wissenschaft aufzugeben und irgend etwas zu ergreifen, das seinen Mann nährt. Wer aber kann den Funken löschen, der in der Brust eines so hoch Berufenen glimmt, wie es Christus war? Er wird lieber darben, als seine Wissenschaft, seinen Beruf aufopfern; die Momente dieser Crisis faßt die Mythe mit kurzen und markirten Zügen auf. Sie sagt: „Und da er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn.“ Strauß meint: die Zahl vierzig spielte in der alten jüdischen Historie eine bedeutende Rolle, und es lag dem Mythisten nahe, eben sie für diesen Zweck zu wählen; für uns ist die Zahl indeß sehr gleichgültig. Wir sehen darin nur ein Moment der Entbehrung, den Christus nicht allein und zuerst für sein Ideal durchlebte; jedes Zeitalter stellt neue Beispiele zu den Märtyrern der Wissenschaft auf.

Kaum nur noch bildlich verschleiert stellt uns die Mythe die einzelnen Momente dieser Crisis vor Augen, denn sie fährt in ihrer, die deutlichste Absichtlichkeit verrathenden Erzählung fort: „Und der Versucher trat zu ihm und sprach: bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden;“ und wir kennen die Antwort, die Christus ihm darauf ertheilt haben soll. In der gewöhnlichen Auffassung liegt gar keine Versuchung in dieser Forderung, denn später erzählt ja die Mythe, daß er aus Wasser Wein machte, folglich an einer andern Substanz gerade dasselbe that. Der Sinn aber ist unserer vernünftigen Fassung nach dieser: Bist du wirklich der von Gott so außerordentlich Begnadigte, der Inbegriff aller Vernunft, so füge dich der irdischen Nothwendigkeit und wende deine hohen Gaben dazu an, die kalten, starren Verhältnisse zu besiegen und Brot zu erwerben, wie es jeder gewöhnliche, vernünftige Mensch thut. Es liegt hierin also ein durch inneres Ueberlegen lebendig gewordenes Abziehen von dem einmal erkannten höheren Beruf, dem Christus durch die Bemerkung begegnet: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Worte, das durch den Mund Gottes geht.“ Der Mund Gottes auf Erden aber ist nichts Anderes, als der Mund des Weisen, namentlich des Religions-Weisen, des Lehrers, Bildners, des Propheten, wie man es damals, des Genius, wie man es jetzt nennen würde. Es ist nicht genug, sagt Christus, mit andern, den Sinn verdeutlichenden Worten, daß man nur ißt und trinkt und so seinen Leib thierisch zusammenhält, sondern um ein Mensch zu sein nach der Ur-Idee des Schöpfers, ist auch die wahrhaftige Lehre von Gott und göttlichen Dingen nothwendig; und diese zu geben, das

ist mein Beruf, dem ich nachzugehen entschlossen bin. Wer denkt hierbei nicht an Goethe's: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust, die eine will sich von der andern trennen; die eine hält in derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen, die andere hebt gewaltsam sich vom Dust zu den Gefilden hoher Ahnen." Oder auch, denselben Sinn in anderer Form findend, an Schiller's Worte: „Zwei Blumen blühen für den weisen Finder, sie heißen Hoffnung und Genuß. Wer dieser Blumen eine brach, begehre die andere Schwester nicht. Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre ist ewig, wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre." Da haben wir die Worte von drei Weisen, die sich wahrlich einander nicht nachbeteten, sondern alle drei ihre Becher aus dem ewig quellenden Born der unvergänglichen Wahrheit füllten, um ihre nach Weisheit dürstenden Lippen damit zu netzen. Es ist die Darstellung des rein menschlichen geistigen Urtypus: der Moment der Klarheit, des freien Bewußtseins der irdischen Gegensätze und daher freie Wahl zwischen ihnen mit Ergreifung des Rechten. Dieser innere, geistige Actus ist aber bekanntlich mit diesem ersten Siege über die Bedenklichkeiten des Gegners seines hohen aber gefahrvollen Lebensplanes noch nicht beseitigt. Die Ueberlegung eines scharfen Denkers erwägt seinen Gegenstand von allen Seiten und verfällt nach Verwerfung des ersten Vorschlages auf einen zweiten u. s. w. Nichts ist natürlicher, als das Sträuben der, jedem Menschen angeborenen Lebens- und Wohlseins-Lust, gegen den Beschluß eines Unternehmens, von dem eben der Klarsehende das sichere Unheil zum Voraus wahrnimmt. Diesem auszuweichen, treten immer neue Vorschläge, neue Auskunftsmittel auf. So ist's im Allgemeinen, so im Besonderen, und unsere politischen Märtyrer würden — lägen ihre offenen Bekenntnisse vor uns — vielfach bestätigende Beweise dafür liefern. Die menschlichen Verhältnisse sind seit Jahrtausenden in diesen Stücken dieselben geblieben und werden es so lange bleiben, bis die geistige Freiheit einmal die politische geboren hat.

Dieses in dem speciellen Fall zu Christus erwogen, wollen wir den Mythisten weiter hören. Er fährt fort: „Da führte ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Zinne des Tempels, und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so laß dich hinab; denn es stehet geschrieben: Er wird seinen Engeln über dir Befehl thun und sie werden dich auf den Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest. Da sprach Jesus zu ihm: wiederum stehet geschrieben, Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen."

Dem tiefdenkenden Forscher enthüllen sich hier auf das Deutlichste die geheimen Gemüths-Vorgänge des außerordentlichen Weisen, deren

Fassung in dem mythischen Körper von ihm selbst ausgegangen sein dürfte, da Niemandem eine sinnliche Anschauung von dieser geheimen Gedanken-Prozedur möglich war. Nach Anleitung dieser seiner Fassung aber liegt uns folgender Ideengang klar vor Augen: was hält dich ab, dich der herrschenden Priesterpartei in Jerusalem anzuschließen und deine hohe Begabung, deine rabbinische Gelehrsamkeit vorläufig auf den einen Punkt zu richten: das Hohepriesteramt zu erlangen (also die höchste Zinne der geistlichen Würde zu erstreben, und daher die Allegorie: der Teufel führte ihn auf die Zinne des Tempels); diese Würde einmal erlangt, könntest du schon eher gefahrlos eine Reform des Judenthums allmählich einleiten, dich zu dem Volke herablassen und das Werk der Befreiung, der Erlösung aus Irrthum und Nacht, beginnen und ausführen, denn dein Stand, die Heiligkeit des Priesters, würde dir wie ein schützender Engel zur Seite stehen, „damit sich dein Fuß nicht an einen Stein stoße," wie sich die Mythe ausdrückt. Hierauf aber warf das bessere Theil ein: wer bürgt dir dafür, daß du auf so weitem Umwege jemals zum Ziele gelangst? Möchtest du den Gott, der die hohe Begabung in deine Brust legte — nicht etwa um ein Anfangs heuchelnder Hoherpriester zu werden, sondern geradezu den Irrthum der Priester zu verneinen — so versuchen, daß er dir gestatten solle, den guten Zweck durch ein schlechtes Mittel zu heiligen? Das sei fern! (Der Historie nach war es das ihm dargebotene Königthum und die Auflehnung gegen Rom, was sich ihm verlockend darbot. Die Sache bleibt aber dieselbe.)

So ungefähr lautet die philosophische Auffassung dieses Moments der rein menschlichen Ueberlegung Christi im Beginn seiner zu eröffnenden Laufbahn, wo eine natürliche Anwandlung von Furcht den Weisen vom vorherzusehenden Märtyrerthum abzuschrecken versuchte; und wie er, so ist gewiß jeder Mensch aufgelegt, bei verschiedenen Wegen zu einem Ziele den gefahrlosesten zu wählen, wenn nicht eine innere Stimme, namentlich die der Ehre und Pflicht, je nach Umständen dennoch den gefahrvollsten zu ergreifen veranlaßt. Also auch aus dieser Versuchung siegreich hervorgegangen, den geistlichen Köder verwerfend, blieb noch der weltliche übrig, und die Mythe fährt fort zu berichten: „Wiederum führte ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg (die Gegensätze: Tempelzinne und hoher Berg bezeichnen deutlich den kühnen Aufschwung der Phantasie zu dem geistlichen oder weltlichen Herrscherthum) und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten, und sprach: Dieses Alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest (verehrst). Da sprach Jesus zu ihm: „Hebe dich weg von mir, Satan, denn es stehet geschrieben: Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen."

Mir sind der verschiedenartigen Anschauungen der Hetereorthodoxie, zum Verständniß der Versuchungsgeschichte, manche bekannt, jedoch fasse ich die Sache menschlich einfach und gestatte den speciellen Verhältnissen nur, wo sie unabweisbar mitsprechen, ihre Rechte, wie z. B. „auf des Tempels Zinne," die nur allzu deutlich das persönliche Verhältniß Christi als Rabbi berührt, als daß man die poetische Fiction auf das Allgemeine übertragen könnte. Perspectivisch betrachtet, gewinnt das Bild dennoch eine allgemein menschliche Färbung, und eben der letzte Versuchungsmoment ist hierbei, namentlich für unsere Zeit, von großer Bedeutung, denn der innerste Kern dieser dritten Versuchungs-Fiction ist eben der starre Materialismus, die gewaltige Dampf-Rechenmaschine, diese schnurrende Spindel, vor welcher die halbe Welt niederfällt und, wenn in ihr auch nicht den Teufel, doch einen Götzen anbetet, danach aber das Höhere, Erhabenere, das eigentlich Göttlich-Schöne des Gedankens und der That, als Bagatelle betrachtet und verwirft. Dieser starre Materialismus ist nicht ganz so modern, als Manche glauben; überhaupt ändert sich wohl das Muster des socialen Zeitgewebes, aber die Fäden bleiben immer von demselben Stoffe. Eigentlich ist der letzte Versuchungs-Moment nur ein potenzirter erster. Versinnlicht der erste das einfache, bescheidene Auskommen, das tägliche Brot, mit fleißiger Hand der Erde abgewonnen, das Leben idyllisch genommen; so steigert der letztere Moment den irdischen Besitz, und folgerecht mit ihm den G e n u ß bis zur möglichsten Spitze hinauf. Hier ist ausdrücklich vom Sinnengenuß die Rede, denn es heißt: „und z e i g t e ihm alle Reiche der Welt." Ich enthalte mich, nach dem Vorbilde Anderer an dem Ausdruck: „alle Reiche der Welt" umherzudeuteln, denn es handelt sich nicht um Palästina, Egypten, Sicilien, Griechenland &c., sondern um Verständniß; und wenn z. B. heute Jemand sagt: „Ich habe alles Mögliche versucht, ihn zu bewegen," wer wird sich die Mühe geben, an a l l e Möglichkeiten in der Welt zu denken und sie durchzuarbeiten? Nein, man versteht, was gemeint ist, und das genügt. Damals kannte man ja noch nicht einmal alle Reiche der Welt, oder sollte der Teufel vielleicht damals schon Amerika entdeckt haben, und was müßte er für Augen gehabt haben! Der Mythist macht sich uns verständlich, und das ist genug. Möglicher Weise sind dieser und die Person Christi identisch, und um so verständlicher tritt dann die innere geistige Selbstprüfung des großen Weisen zu uns heran. Speciell betrachtet standen die Verhältnisse so, daß ein w e l t l i c h e r Erlöser viel mehr als ein moralischer erwartet wurde. Dieselbe Energie, die an diese lange genug vergebens verwendet wurde, an j e n e gesetzt: wer weiß, welche andere Gestalt die

Welt dann bekommen hätte! Einen Fuß aber in den Steigbügel eines Fürstenrosses gesetzt, und Niemand weiß, wo er ihn wieder auf die Erde stellt und in die Erde niederlegt. Wieviel Reiche ein Fürst erobern kann, weiß man bis jetzt noch nicht; wie nun aber Christi geistiges Reich noch immer auf Eroberungen ausgeht und Niemand weiß, ob es nicht dennoch alle Reiche der Welt sich unterthänig machen wird, zumal wenn der eigentliche Sinn des Christenthums, als Vernunft-Religion, erst einmal überall wird anerkannt sein; ebenso wenig läßt sich vorhersagen, ob nicht die weltliche Messianität sich viel schneller und früher alle Reiche der Erde hätte unterthänig machen können. So viel geht unstreitig aus dem letzten Versuchungs-Moment hervor, daß Christus diese Ansicht der Dinge nicht fremd war und daß er sich der Menschheits-Bedingung: weise Ueberlegung, nicht entzog. Das störende Princip des Abziehens von seinem Lebensplan, der nothwendige Gegensatz jeder Vernunftthätigkeit, zeigte ihm die Möglichkeit, diesen viel größeren und glänzenderen Plan durchzuführen, wenn er mit Liebe und Begeisterung ergriffen würde; mythisch ausgedrückt: wenn du niederfällst und mich (eben als Gegensatz zu dem hohen Lebensplan) anbetest. Daß hier eine materialistische Idee zum Grunde liegt, wird kein Verständiger in Abrede stellen, und noch deutlicher stellt dies die von der Mythe erzählte Antwort des Christus in's Licht, indem sie ihn sagen läßt: du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen. Hier stehen sich also die sichtbare Natur: die Materie, und der unsichtbare Gott: der Geist, als gegenseitig verneinend gegenüber, was uns an der Identität des Christus mit der reinen Vernunft irre machen könnte, da diese ja doch Gott und Natur als sich gegenseitig durchdringender Geist und Fleisch zu fassen gemüssigt sieht. Jedoch ist hier von keiner Verneinung unter sich die Rede, da zwischen Geist und Fleisch, als nothwendige Gegenseitigkeit, jede Feindschaft unvernünftig und also in Beziehung zu Gott undenkbar ist. In dem Verlangen: so du niederfällst und mich anbetest, liegt die Aufforderung zu einer Idolatrie, die man eben jetzt vielfach im Volke mit den irdischen Genüssen, zum großen Nachtheil der geistigen Veredelung, treiben sieht. Es ist nicht die lebendige Natur, der sichtbare Leib Gottes, den wir in seiner Gesammtheit allerdings verehren dürfen, d. h. durch Erkenntniß, nicht durch Anbetung (ein Ausdruck, der freilich sehr relativ ist), sondern Materialismus ist eigentlich das künstliche Raffinement, die Essenzen der Natur, wozu auch der Mammon gehört, welche dann zur Schwelgerei und Ueppigkeit, oder auch im Extrem zum Geiz verführen. Dieser Gedanke, der allerdings einem so klaren Ueberblick der Dinge unserer Welt in den Weg treten mußte, ist es, den Christus in der Mythe mit den

Worten abweist: weiche von mir, Satan, denn u. s. w., d. h. du sollst Gott, den Geist, den Gedanken, den Urquell aller Materie und deren Combinationen, verehren, nicht aber die sinnlichen Essenzen derselben; ähnlich wie es die reine Erkenntniß verwirft, an einem weisen Manne etwa das Kleid, seine Equipage, sein Haus oder auch seine äußere Gestalt zu verehren, da es vielmehr die ihm innewohnende hohe Intelligenz ist, die ihm Werth verleiht und ihn der Verehrung würdig macht.

Das Resumé dieser, des reichen Inhalts halber etwas weit ausgesponnenen Auslegung der Versuchungsgeschichte läßt sich, der wahrhaftigen Fassung nach, dem modernen Verständniß in folgenden Worten geben: Die drei gleich verwerflichen Thätigkeits-Richtungen, die dem genialsten aller Weisen verlockend entgegenkamen, wären nach heutiger Mundart kurz charakterisirt als: Philisterthum, Pfaffenthum und Materialismus; oder, wie unsere Historie des Nazareners es näher darlegt, das Königthum, wozu ihn eine geheime politische Intrigue gegen die römische Herrschaft, zu erheben wünschte, das er aber, als seinem hohen Berufe zuwider, anzunehmen verwarf. Alle drei Richtungen sind gleich unwürdig eines Genius wie Christus, und werden besiegt durch den klar erkannten und fest beschlossenen Beruf des freien, unabhängigen und dem Bestehenden durchaus oppositionellen Lehr- und Reformamtes, zum Heile, ja zur Erlösung der Menschen von Irrthum und Laster. Dieses ist die klare, von aller Spitzfindigkeit entfernte Fassung und Darstellung der Versuchungsgeschichte, nach deren Beseitigung Christi Prophetenamt unmittelbar seinen Anfang nahm.

12.

Christus als öffentlicher Lehrer.

Nachdem wir somit die verschiedenen Stadien der nothwendigen, urbedinglichen Entwickelungs-Epoche der menschlichen Vernunft durchwandelt sind und das Verständniß ewiger und unwandelbarer Wahrheiten aus dem großen Zusammenhange der geistigen Schöpfungsordnung an sich, als auch in Versinnlichung derselben durch das Medium der christlichen Mythe, in specieller Fassung nachgewiesen haben, führt uns die nächste Entwickelungsstufe unabweisbar auf das praktische Gebiet, in die Mitte der gesellschaftlichen Zustände hinüber, denn das contemplative, das beschauliche Leben ist nach augenscheinlicher Schöpfungsordnung nicht der Kreis, für welchen die Urabsicht des Schöpfers eine so außerordentliche Geisteskraft aus sich hervor und in einen organischen Gliedbau ein-

lebte. Gewiß ist, daß, je außerordentlicher, je intensiv bedeutender die Uranlage in einem Individuum zur Erscheinung hervortritt, um so weniger hat sie die Bestimmung sich zu isoliren; denn alles Große und Schöne, was auf dem Schauplatz des lebendigen Daseins seine Entstehung feiert, ist eine Gabe für das Allgemeine, für Gesammtzwecke. Und wenn auch — wie einer unsrer großen Genien sagt — ein Talent sich in der Stille bildet, so ist doch die vollendete Bildung berufen, auf den Schauplatz der lebendigen Begegnung zu treten, und ein unverkennbares Naturgesetz spricht eben in allen hierher gehörigen Erscheinungen: es ist der Ehrgeiz, der unwiderstehliche Trieb nach Anerkennung, der alle bevorzugten Geister treibt, das Produkt der Begabung und des Fleißes vor der Menge auszubreiten, und durch die Mittheilung nach Anerkennung zu ringen, sei es auch — wie bei einigen capriciösen Köpfen — erst nach dem Tode. Bei der Mehrzahl aber gilt der Ruhm vor der Nachwelt geringer, als der Beifall der Gegenwart: eine angeborene Leidenschaft, in welcher der Urplan Gottes seine Absicht verhüllte, der Menge durch den einzelnen zu nützen und auch hier das große Weltgesetz der Mittelbarkeit geltend zu machen. Halten wir diesen Gedanken als die Stammwurzel der Menschheitsbildung fest, so werden wir mit unserer Betrachtung alsbald auf ein Gebiet gelangen, wo sich ältere und neueste Zeit auf die merkwürdigste Weise begegnen.

Ich sehe mich hier genöthigt, an eine meiner frühern Behauptungen wieder anzuknüpfen, indem ich, als ewig in die menschlichen Bildungsinteressen verwebt, ein göttliches Urgesetz nachwies, welches mit dem einfachen Worte „Genien-Erweckung" bezeichnet wurde. Es ist seinerseits, recht verstanden, wiederum ein Filial-Gesetz von dem göttlichen Universal-Gesetz der Mittelbarkeit, ein Ausdruck, der mit der Sache im schönsten Einklange steht, und gerade in diesem Sinne (von den Theologen wohl ungeahnt) auch in der Mission Christi auftritt, indem man ihn den Mittler (eigentlich Vermittler) nennt. Nach dieser allein richtigen Auffassung sind alle wahrhaften Genien die von dem göttlichen Universal-Gesetz erkorenen, zur Erscheinung in die Welt geborenen und unter die Menschheit ausgesendeten Erlöser, von denen jeder sein Theil zur Veredelung und Fortbildung der Menschheit beizutragen hat. Diese von Gott selbst schon durch die Geburt autorisirten Missionaire sind nun aber keineswegs auf das Gebiet der Lehre allein beschränkt; es sind nicht allein jene gottbegeisterten Sänger, Dichter, Philosophen oder Propheten, wie sie das Alterthum nannte, sondern das Gebiet ihrer Begabung und ihrer Thätigkeit umfaßt alle Classen der schönen Künste und Wissenschaften, namentlich Dichtkunst, Musik, Malerei, Plastik, dann Philosophie, Physik,

Botanik, Mechanik, Astronomie, Rhetorik, Dramatik u. s. w. Alle diese Künste und Wissenschaften, obgleich sie sich vor dem Prädikat der Erlernbarkeit nicht sträuben, und eine Legion Schüler mit der Milch der Schulweisheit ernähren, sind dennoch nicht im Stande, einen einzigen Genius hervorzurufen, sondern diese Erscheinung hat sich die Gottheit selbst vorbehalten. Das Zeugniß der Legitimität aber in dem Individuum liegt ausgesprochen in dem einen Worte Poesie, denn eben Poesie ist der göttliche Hauch, der die todte Mechanik zu der warmblütigen Lebendigkeit des freien Selbstschaffens, unabhängig von der Schule, sich selber unbewußt herausstellt, und der Welt Bewunderung und das Zeugniß der Größe abnöthigt. Diese Darstellung einer göttlichen Anordnung ist das Resultat der reinen Erfahrung und ein Axiom, von dem sich nichts abdingen läßt. Ein göttliches Gesetz ist aber nicht nur deshalb da, daß es einfach in die Erscheinungswelt trete, seine Wirklichkeit erweise; sondern jeder Erfüllung eines solchen liegt eine weitere Idee, eine Fortwirkung absichtlich zum Grunde, und diese Wirkung soll sich vom Ausgange ab strahlenförmig ausbreiten. So hat — um ein Beispiel anzuführen — die Sonne nicht nur einfach an sich den Beruf, zu leuchten und zu wärmen, sondern Licht und Wärme sollen lebendige Organismen erzeugen, fortbilden und sie ihres Daseins froh werden lassen, wobei sich überall, wo es sich um eine Wohlthat handelt, eine Universalität geltend macht, ein Beziehungnehmen für die Empfänglichkeit der ganzen großen Wesenkette, für die eben das Gesetz berechnet ist. Diese große und schöne Wahrheit zu erkennen, zu begreifen und Vorkehrungen zur Ausübung oder Anwendung zu treffen, hat die Menschheit leider, leider (!) viele tausend Jahre alt werden müssen; denn selbst das schöne Griechenland, Egypten und Rom in ihrer Blüthe wollten sich des Schandflecks der Sclaverei nicht entäußern. Ja selbst unsere Zeit, die Morgenröthe der Völkerfreiheit, wo die schöonste der Sonnen, die Humanität, sich langsam aus der tausendjährigen Nacht über den Horizont emporhebt, auch unser Zeitalter fängt erst jetzt an, jenes ewige Vernunftgesetz der Gleichbetheiligung an den Früchten der göttlichen Genienerweckung im Princip anzuerkennen, und sehr vereinzelt erst folgt die That, ohne welche das Princip ein todtgeborenes Kind ist. So sei hier noch einmal ausgesprochen, daß alle Menschen nach göttlichem Gesetz berechtigt sind, nicht nur an dem gesetzlichem Schutz und religiösem Ceremonial-Dienst Antheil zu nehmen, sondern an Allem, was nach dem augenscheinlichsten Universal-Gesetz und mit dem Zeichen der besonderen Absicht auf das Gebiet des nothwendigen Bildungsprozesses hervortritt; was, mit andern Worten, die vorhin dargelegte naturgesetzliche Erlösung aus den Banden der Ver-

thierung zu vermitteln in die Welt gesandt wird. An diesen We[...] hat nicht nur der durch Rang und Vermögen Begünstigte, sondern besonders der Nichtbegünstigte ein Recht zu participiren, weil er [...] Atmosphäre seiner Erwerbsthätigkeit viel mehr der Verthierung [ausge-]setzt ist, als der vom irdischen Glücke Begünstigte, und wo die Em[pfäng-]lichkeit dafür mangelt, und eben weil sie mangelt, soll die erste [...] sein, diese nothwendige Empfänglichkeit früh zu wecken und dann [...] Befriedigung Sorge zu tragen, damit vor Allem der Mensch über [...] Schauplatz seines Daseins, sein eigenes Wesen und den Zusam[men-]hang beider mit dem höchsten Allineins-Wesen, das wir Gott n[ennen,] zur richtigen Erkenntniß komme und durch das Medium des S[...] der Poesie, zu der Kräftigung gelange, die nothwendigen Gesin[nungen] ins Dasein zu rufen, mit andern Worten: ein vernünftiges, ge[...] selbstbewußtes und sich selbst bestimmendes Wesen zu werden. [...] bürgerliche Geschäft kann und soll hierbei keinen Unterschied machen. [...] ist vor Gott jedes redliche, dem Gemeinwohl nützende Geschäft [...] so soll es dies auch vor den Menschen sein, deren Aufgabe es [...] die göttlichen Ideen anzueignen, in gewissem Sinne selbst Gott zu [...] Die zu jener Theilnahme an allen außerordentlichen geistigen [...]nungen nothwendige Zeit wird gefunden werden, wenn erst [...] Staat, die Gesellschaft und mithin auch die socialen Verh[ältnisse ver-]nünftig geordnet sein werden; es wird dann nichts geschehen [...] man die Zeit, die der Unsitte, der Zerstreuung, [...] dem [...] Kartenspiel geopfert wird, nun auf die [...] die [...] Menschenveredelung verwendet. Bedauert ich — [illegible]

[illegible]

[illegible]

möge bei sich ausmachen, daß er das Mögliche als gelebt, die unmöglichen Partien als gedichtet betrachte, den Geist aber als ewige, nothwendige Wahrheit zu fassen und sich anzueignen trachte.

Ferner sei hier bemerkt, daß eine Auslegung und Deutung der Reden und Lehren Christi nicht in diese Abtheilung des vorliegenden Werkes aufgenommen, sondern solche nur gelegentlich berührt werden sollen. Wir haben uns hier nur mit den sogenannten Mysterien zu beschäftigen, die unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und die Gedanken zu sehr beschäftigen, als daß nicht eine Zerstreuung durch Auslegung der Reden der richtigen Auffassung sollte nachtheilig werden können.

Vergegenwärtigen wir uns die oben gegebene Darstellung eines aus der rein vernünftigen Fassung der göttlichen Urabsicht dargelegten Gesetzes der allgemeinen Menschenrechte auf das Produkt der Genienerweckung, so haben wir uns nunmehr umzusehen, wie die christliche Mythe dieses Universal-Vernunftgesetz nach ihrer Weise begriffen und in ihrem Helden Jesus Christus dargestellt hat. Derselbe kündigt nun keinesweges nach Art unserer Gelehrten, Vorlesungen für so und so viele Goldstücke Honorar an, sondern wendet sich mit seinem Wissen, seiner Lehre und Ermahnung sofort an das Volk, den großen Haufen, der der Belehrung, der Aufklärung über seinen verwahrlosten Zustand und der Erkenntniß der wahrhaftigen Dinge am ersten bedarf, und der Kern seiner ersten Mittheilung ist der Zuruf: „Thut Buße und glaubet an das Evangelium, denn das Himmelreich ist nahe herbei kommen." Ueber den Begriff dieses in der christlichen Mythe eine große Rolle spielenden Ausdrucks **Buße** habe ich mich schon im Eingange dieses Werkes verbreitet. Es ist aber nicht zu verkennen, daß mit demselben ein aus Mißverständniß hervorgegangener großer Mißbrauch getrieben worden. Die Kirche nämlich, auf welcher eben dieser Mißbrauch lastet, hat den Begriff der Strafe, von Büßen oder Verbüßen, damit verwebt, im gelindesten Sinne aber dem Bekenntniß der Sünden in diesem Worte einen Ausdruck gegeben und die todte Lippenbeichte damit verknüpft. Das ist falsch, und aus diesem Falschsein sind die verderblichsten Folgen hervorgegangen. Ich habe nicht erst nöthig, den Vorhang vor den in der Wildniß der phantastischsten Unvernunft verlaufenen Buß-Interessen der sogenannten alleinseligmachenden Kirche zu lüften, um die Consequenzen einer falschen Auffassung in ihrer grauenhaften Verderblichkeit darzustellen, da eben unsere Zeit aller Enden fleißig am Werke ist, diese Krebsschäden der menschlichen Gesellschaft blos zu legen. Unter dem Zuruf: thut Buße! ist nichts Anderes zu verstehen, als: erkennet an, gestehet ein, daß die Menschheit in einem ihrer Bestimmung gänzlich unangemessenen sittlichen Zustande

thierung zu vermitteln in die Welt gesandt wird. An diesen Wohlthaten hat nicht nur der durch Rang und Vermögen Begünstigte, sondern ganz besonders der Nichtbegünstigte ein Recht zu participiren, weil er in der Atmosphäre seiner Erwerbsthätigkeit viel mehr der Verthierung ausgesetzt ist, als der vom irdischen Glücke Begünstigte, und wo die Empfänglichkeit dafür mangelt, und eben weil sie mangelt, soll die erste Sorge sein, diese nothwendige Empfänglichkeit früh zu wecken und dann für die Befriedigung Sorge zu tragen, damit vor Allem der Mensch über den Schauplatz seines Daseins, sein eigenes Wesen und den Zusammenhang beider mit dem höchsten Allineins-Wesen, das wir Gott nennen, zur richtigen Erkenntniß komme und durch das Medium des Schönen, der Poesie, zu der Kräftigung gelange, die nothwendigen Consequenzen ins Dasein zu rufen, mit andern Worten: ein vernünftiges, geistfreies, selbstbewußtes und sich selbst bestimmendes Wesen zu werden. Das bürgerliche Geschäft kann und soll hierbei keinen Unterschied machen, denn ist vor Gott jedes redliche, dem Gemeinwohl nützende Geschäft gleich, so soll es dies auch vor den Menschen sein, deren Aufgabe es ist, sich die göttlichen Ideen anzueignen, in gewissem Sinne selbst Gott zu werden. Die zu jener Theilnahme an allen außerordentlichen geistigen Erscheinungen nothwendige Zeit wird gefunden werden, wenn erst einmal der Staat, die Gesellschaft und mithin auch die socialen Verhältnisse vernünftig geordnet sein werden; es wird dann nichts geschehen, als daß man die Zeit, die der Unsitte, der Zeittödtung, z. B. dem verdummenden Kartenspiel geopfert wird, nun auf die Gesittung, die Theilnahme an Menschenveredelung verwendet. Behaupte ich — und es geschieht hiermit ausdrücklich — daß diese Anforderung an die Menschheit rein vernünftig ist und mit dem Ur-Plan Gottes harmonirt, so geht für unseren Zweck die Aufgabe daraus hervor, daß sich erweise, diese Forderung sei auch in der christlichen Mythe vorhanden, sofern die Identität des Christenthums mit der reinen Vernunft eine Wahrheit ist. Und in der That führt uns dieselbe gleich nach der Versuchungs-Geschichte auf das Gebiet der freien und uneingeschränkten Volksbildung.

Ich habe schon am Eingang dieses Werkes gesagt, daß die äußere Form einer Mythe sowohl gelebt als gedichtet sein kann; welche Partie so oder so entstand, ist für die Menschheitszwecke völlig gleichgültig, denn das Wirkliche darin ist der Sinn, der Geist, nicht die äußere Fassung oder der Buchstabe. Jenes muß ein Faktum, eine Wahrheit sein; dieses ist willkürlich, und ob historisch, ob nicht, entscheidet nichts. Darum werde ich die verschiedenen Momente der nothwendig als Begebenheit gefaßten Mythe nicht kritisch sondern; wem aber daran gelegen ist, der

möge bei sich ausmachen, daß er das Mögliche als gelebt, die unmöglichen Partien als gedichtet betrachte, den Geist aber als ewige, nothwendige Wahrheit zu fassen und sich anzueignen trachte.

Ferner sei hier bemerkt, daß eine Auslegung und Deutung der Reden und Lehren Christi nicht in diese Abtheilung des vorliegenden Werkes aufgenommen, sondern solche nur gelegentlich berührt werden sollen. Wir haben uns hier nur mit den sogenannten Mysterien zu beschäftigen, die unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und die Gedanken zu sehr beschäftigen, als daß nicht eine Zerstreuung durch Auslegung der Reden der richtigen Auffassung sollte nachtheilig werden können.

Vergegenwärtigen wir uns die oben gegebene Darstellung eines aus der rein vernünftigen Fassung der göttlichen Urabsicht dargelegten Gesetzes der allgemeinen Menschenrechte auf das Produkt der Genienerweckung, so haben wir uns nunmehr umzusehen, wie die christliche Mythe dieses Universal-Vernunftgesetz nach ihrer Weise begriffen und in ihrem Helden Jesus Christus dargestellt hat. Derselbe kündigt nun keinesweges nach Art unserer Gelehrten, Vorlesungen für so und so viele Goldstücke Honorar an, sondern wendet sich mit seinem Wissen, seiner Lehre und Ermahnung sofort an das Volk, den großen Haufen, der der Belehrung, der Aufklärung über seinen verwahrlosten Zustand und der Erkenntniß der wahrhaftigen Dinge am ersten bedarf, und der Kern seiner ersten Mittheilung ist der Zuruf: „Thut Buße und glaubet an das Evangelium, denn das Himmelreich ist nahe herbei kommen.“ Ueber den Begriff dieses in der christlichen Mythe eine große Rolle spielenden Ausdrucks Buße habe ich mich schon im Eingange dieses Werkes verbreitet. Es ist aber nicht zu verkennen, daß mit demselben ein aus Mißverständniß hervorgegangener großer Mißbrauch getrieben worden. Die Kirche nämlich, auf welcher eben dieser Mißbrauch lastet, hat den Begriff der Strafe, von Büßen oder Verbüßen, damit verwebt, im gelindesten Sinne aber dem Bekenntniß der Sünden in diesem Worte einen Ausdruck gegeben und die todte Lippenbeichte damit verknüpft. Das ist falsch, und aus diesem Falschsein sind die verderblichsten Folgen hervorgegangen. Ich habe nicht erst nöthig, den Vorhang vor den in der Wildniß der phantastischsten Unvernunft verlaufenen Buß-Interessen der sogenannten alleinseligmachenden Kirche zu lüften, um die Consequenzen einer falschen Auffassung in ihrer grauenhaften Verderblichkeit darzustellen, da eben unsere Zeit aller Enden fleißig am Werke ist, diese Krebsschäden der menschlichen Gesellschaft blos zu legen. Unter dem Zuruf: thut Buße! ist nichts Anderes zu verstehen, als: erkennet an, gestehet ein, daß die Menschheit in einem ihrer Bestimmung gänzlich unangemessenen sittlichen Zustande

befangen ist; daß alle staatlichen und kirchlichen oder religiösen und bürgerlichen Gesetz- und That-Zustände durchaus im Widerspruch mit der gesunden Vernunft stehen, und „glaubet an das Evangelium," glaubet an die frohe Verkündigung, daß ein anderer, vernunftgemäßer, sittlicher Zustand denkbar, daß er möglich ist und durch mich, den Lehrer der reinen Vernunft, in die Welt eingeführt werden wird, um sodann einen glücklicheren Zustand, einen Zustand der Seligkeit, ein Himmelreich auf Erden herbeizuführen. Dieses ist also die Exposition. Um aber ein anderes Lebensverhältniß herbeizuführen oder auf eine Herbeiführung von fremder Hand einzugehen, muß man erst von dem Schlechtsein des bisherigen sich überzeugt haben, und diese Ueberzeugung zu gewinnen, bedurfte es in jenen Tagen freilich keiner großen Ueberredung. Wir dürfen z. B. nur im Josephus nachlesen, wie unter Herodes, dem Vater der von ihm gerichteten Söhne Alexander, Aristobul und Antipater, dem Mörder der Mariana und Vorgänger des Königs Archelaus, die Gerechtigkeit gehandhabt wurde und wie alle Zucht und Sitte unter der pharisäischen Geistes-Gewaltherrschaft in Verfall gekommen, um es begreiflich zu finden, daß ein Genius wie Christus, von Kummer über das entartete Menschengeschlecht niedergebeugt, den Plan fassen konnte, das Urbild Gottes in demselben wieder herzustellen.

Daß ein des Anfachens harrender edler Funken unverlöschbar in der Menschheit schlummert, kann Niemand leugnen, der sich mit der Geschichte vertraut gemacht und wahrgenommen hat, was alles seit ihrer Existenz, selbst von den obersten Gewalten geschehen ist, um Unvernunft und die Tochter derselben, die Sünde, zu cultiviren, ja selbst zum Gesetz zu erheben. Und dennoch, unter allen Gräueln entmenschter, gesetzgebender und gewaltübender Barbaren, sehen wir den Sinn für das Edlere und Bessere, gleichsam wie Oelkügelchen unter aufgeregtem Sumpfwasser, immer wieder auftauchen, in einander fließen und der Vernichtung spotten, wenn gleichwohl die Reinheit getrübt, die Lauterkeit unter solchen Umständen eine Unmöglichkeit ist. Auch die Zeit, in welcher die christliche Mythe entstand, eine Zeit der civilisirten Barbarei, der nur das christliche Mittelalter an die Seite gestellt werden kann — eine Vorzeit, wo z. B. der durch Arminius berühmt gewordene Römer Varus auf einmal zweitausend Juden kreuzigen ließ, und alle, selbst die viehischsten Laster im Schwange gingen — auch jene Zeit war dennoch fähig, Beispiele großer Sittenreinheit, wenngleich durch unvernünftiges Ceremoniell getrübt, in überraschendem Umfange in das Dasein zu rufen. Ich rede hier nämlich von den schon im ersten Bande näher besprochenen Essäern, die mit den Pharisäern und Saducäern die damaligen drei

philosophischen Schulen bildeten. Niemals lesen wir in den mythischen Evangelien, daß sich Christus gegen jene Schule der Essäer in solchem Zorn erging, wie gegen die andern beiden, namentlich gegen die heuchlerischen Pharisäer.

Ich lasse hier zu der eben bemerkten Charakteristik dieser Classe noch einige nähere Data aus einer andern Quelle folgen.

Jene Essäer bestanden nur aus geborenen Juden, die unter sich einen festen Liebesbund geschlossen hatten. Die Wollust gehörte bei ihnen zu den verabscheuungswürdigsten Lastern, und als der Ausdruck der höchsten Tugend galt ihnen die Selbstbeherrschung, namentlich der Leidenschaften. Die Ehe war verachtet, dagegen nahmen sie fremder Leute Kinder auf, so lange dieselben noch jung und unverdorben und somit empfänglich für die gewünschten Sitten waren. Wer denkt hierbei nicht an Christi auffallende Zuneigung für die Kinder? Solche Pfleglinge behandelten sie als ihre eigene Frucht und prägten ihnen die sittlichen Grundsätze ein, denen sie selber anhingen. Dennoch wollten sie keineswegs die Ehe aufgehoben wissen, sondern suchten nur eine Sicherheit gegen die geschlechtlichen Ausschweifungen der Frauen, indem sie der Ueberzeugung huldigten, daß kein Weib ihrem Manne auf die Dauer treu bleibe. Sie verwarfen ferner den Reichthum, hatten eine unbedingte Gütergemeinschaft unter sich eingeführt, und es mußte daher Jeder, der in die Gemeinschaft der Essäer eintrat, sein Vermögen der Gesellschaft übergeben. Daher fand man bei ihnen weder Arme, die in gedrückter Lage lebten, noch Reiche, die etwa bevorzugt wären, sondern eine gemeinschaftliche Kasse bestritt die Bedürfnisse Aller. Eine besondere Eigenheit bei ihnen war die Vermeidung des Oels, das sonst bei den Bedürfnissen der Juden eine große Rolle spielte. Gleichsam als würden sie durch Oel verunreinigt, rieben sie jeden Tropfen, der etwa zufällig ihren Leib berührte, sorgfältig ab, obgleich eigentliche Reinlichkeit nicht zu ihren Tugenden gehörte. Diese Feindschaft gegen das Oel beruhte wahrscheinlich in dem augenscheinlichen Luxus, den die Orientalen mit solchem trieben und große Summen dafür verschwendeten. Auch im Leben Jesu finden wir dergleichen Andeutungen und bemerken, seltsam genug, daß der sonst so einfach lebende Nazarener keinen Widerwillen gegen köstliche „Narden“ bezeigte.

Die Mitglieder jenes Ordens waren, ähnlich den heutigen Freimaurern, über alle Städte des Reichs verbreitet, und es fanden die reisenden Brüder überall gastfreie Aufnahme, traten aber auch bei den ihrem Orden nicht Angehörigen ungenirt, wie zu alten Bekannten ein, weshalb sie auch auf ihren Reisen nichts mit sich trugen, als nur Waffen

gegen etwaige Raubanfälle. Zugleich fanden sie in jeder Stadt einen Ordensbeamten, der ihnen nicht nur Lebensmittel, sondern auch etwa nothwendig gewordene Kleider austheilte. Uebrigens glichen sie in der Aufmerksamkeit auf ihre körperliche Haltung ganz und gar vernachlässigten oder unartigen Knaben, wie sie denn auch nie ein Gewand oder die Schuhe wechselten, bis solche ihnen in Stücken vom Leibe fielen. Kauf und Verkauf fand unter ihnen nicht statt, sondern Jeder gab was er eben hatte, dem, der es eben brauchte, und empfing dagegen was er selber bedurfte; es war jedoch durchaus nicht nothwendig, für das Erhaltene Ersatz zu leisten.

Die Essäer waren eifrige Verehrer der Gottheit. Ehe die Sonne aufging, kam kein unheiliges Wort über ihre Lippen; sie richteten an dieselbe einige von den Vätern überlieferte Gebete, gleichsam als wollten sie das Erscheinen des Lichts erflehen. Hierauf wurde jeder zu dem ihm zustehenden Geschäft durch die Vorsteher abgeschickt, und es wurde bis zur fünften Stunde unablässig gearbeitet, um sich sodann an einem andern Orte wiederum zu versammeln. Umgürtet mit einem Leintuche, badeten sie sich zuvor in kaltem Wasser und begaben sich sodann in einen besonderen Saal, zu welchem Niemandem außer ihrem Orden der Zutritt gestattet war. Mit einer Feier, als sei es im Tempel, betraten sie ihr Speisezimmer. Nachdem sich alle schweigend niedergesetzt, legte der Bäcker jedem sein Brot vor, der Koch brachte jedem ein Gefäß mit einem Gerichte, und der beauftragte Priester sprach ein Tischgebet, vor welchem einen Bissen zu genießen für eine Sünde galt. Nach dem Mahle wurde abermals gebetet. In beiden Gebeten sprach sich eine Verehrung Gottes als des Gebers der Nahrung aus. Hierauf legten sie die während der Mahlzeit getragenen, als geheiligt geltenden Kleider ab und gingen wieder an die Arbeit bis zum Abend; dann folgte unter demselben Ceremoniell eine zweite und letzte Mahlzeit, an welcher etwa ankommende fremde Ordensbrüder Theil nehmen durften. Kein Geschrei oder Lärm entweihte jemals ihre Unterhaltung, sondern Einer überließ immer dem Andern, je nach der Reihe, das Wort, was für die draußen stehenden Uneingeweihten immer einen mysteriösen Eindruck machte. Nüchternheit und überhaupt größte Mäßigung war die Ursache dieser Ruhe und Gesittung. Uebrigens hatten sie sich auch des freien Willens begeben, und nur zwei Dinge standen ihnen aus eigenem Entschließen zu thun frei, nämlich dem Bruder Hilfe zu leisten und Barmherzigkeit zu üben; doch hatten sie nicht das Recht, ihren Verwandten ohne Erlaubniß der Vorsteher etwas zu schenken. Zum Zorn konnten sie nur durch außerordentliche Umstände gereizt werden, wie denn überhaupt Beherrschung der

Leidenschaften eine ihrer vorzüglichsten Aufgaben war. Treue und Glauben, Selbstbeherrschung und Gehorsam zeichneten sie vor Allem aus; ein Wort galt ihnen mehr als Schwur, ja Schwören überhaupt hielten sie dem Meineid gleich. Wem man ohne Anrufung des Namens Gottes nicht glauben dürfe, so sagten sie, der sei schon gerichtet; doch war hierunter nur das alltägliche Schwören verstanden, denn sie selbst verbanden sich unter einander durch Eide. Den Schriften der Alten widmeten sie das eifrigste Studium, um daraus weise Lehren für Leib und Seele zu schöpfen; auch nach Kenntniß heilsamer Kräuter und Wurzeln wie nach den Eigenschaften der Steine zu forschen, war ihnen eine eifrige Beschäftigung. Es scheint mithin die Natur-Religion bei ihnen von Einfluß gewesen zu sein.

Wer sich zur Aufnahme in den Orden meldete, mußte zwar noch ein Jahr außerhalb desselben bleiben, sich jedoch derselben Lebensweise wie ein aufgenommener unterwerfen. Er erhielt eine Hacke, eine Schürze und ein weißes Kleid. Hatte er sich in dieser Zeit den Anforderungen entsprechend bewährt, so trat er nun der Gesellschaft um einen Grad näher und wurde mit reinem Wasser geweiht, doch noch nicht zu dem gemeinsamen Mahle zugelassen; vielmehr mußte er sich noch einer zweijährigen Prüfung unterziehen, und bewährte er sich auch hier, so erfolgte die förmliche Aufnahme. Er mußte nun mit furchtbaren Eiden schwören, daß er die Gottheit verehren, gegen Menschen Gerechtigkeit üben, Niemand, weder aus eigenem Antriebe noch auf fremden Befehl verletzen, die Ungerechten stets hassen, den Gerechten aber beistehen und Treue gegen Jedermann, sonderlich aber gegen die Obrigkeit üben wolle, denn Niemand habe Gewalt, sie sei ihm denn von Gott gegeben. Ferner mußte der Aufzunehmende geloben, falls er je zur Herrschaft gelange, seine Macht nie zu mißbrauchen, seine Untergebenen in Kleidung oder anderen Schmuck nie überglänzen zu wollen, stets die Wahrheit zu lieben, Lügner rücksichtslos zu entlarven, die Hände vom Diebstahl, das Gewissen von unrechtem Erwerb rein zu halten, vor den Brüdern nichts zu verheimlichen, Andern aber nichts zu verrathen, und wenn es selbst das Leben kosten sollte, auch Niemandem die Lehre der Gesellschaft anders mitzutheilen, als man sie selber empfangen habe, sich aller Laster zu enthalten und endlich die Ordensbücher und Namen der Engel zu heiligen.

Wer grober Sünden zu überführen war, wurde aus der Gesellschaft gestoßen und starb oft des elendesten Todes, da er, durch Eid und Gelübde gebunden, von Ungeweihten keine Speise annehmen durfte, sich also von Kräutern ernährte und so allmählich verkümmerte. Aus Er-

barmen nahm man daher oftmals solche, die schon in den letzten Zügen lagen, wieder auf, da man die erduldete Qual als ausreichend für die verdiente Strafe ansah.

Die Gerechtigkeit der Essäer war äußerst streng. Hundert Mitglieder waren zu einer Gerichtssitzung erforderlich und der Spruch galt als unumstößlich. Nächst Gott war ihnen der Name des Gesetzgebers Moses das Heiligste, und wer ihn lästerte, wurde am Leben bestraft. Dem Alter und der Mehrzahl sich unterwerfen, galt ihnen für löblich. Saßen ihrer z. B. zehn zusammen, so sprach keiner, wenn nicht die übrigen neun ihre Einwilligung gegeben hatten. Sie hüteten sich, vor Andern oder auch nach der rechten Seite auszuspeien. Aengstlicher noch als andere Juden, enthielten sie sich am Sabbath der Arbeit und bereiteten nicht nur die für diesen Tag nöthigen Speisen am Tage zuvor, sondern wagten nicht einmal ein Gefäß von der Stelle zu rühren oder ihre Nothdurft zu verrichten. An den Arbeitstagen gruben sie daher zu letzterem Behuf an einsamen Orten mit der jedem Neueingetretenen gegebenen Hacke ein fußtiefes Loch und bedeckten es mit ihrem Mantel, um Gottes Licht nicht zu beleidigen, gebrauchten die Grube als Abtritt und warfen dann die ausgegrabene Erde wieder über das Loch; danach wuschen sie sich, gleich als wären sie durch die Befriedigung dieses natürlichsten aller Bedürfnisse verunreinigt.

Nach der Zeit des Eintritts war der Orden in vier Classen getheilt. Die Novizen standen so tief unter den ältern Ordensgliedern, daß diese, wenn einer von jenen sie zufällig berührt hatte, sich abwuschen, als wären sie von einem Fremden verunreinigt worden. Die Meisten brachten es in Folge ihrer mäßigen Lebensweise zu einem hohen, manche zu einem hundertjährigen Alter. Sie verachteten den Schmerz, überwanden ihn durch Geistesstärke und hielten einen ruhmvollen Tod höher als das Leben, was sich in den damaligen blutigen Kriegen mit den Römern, trotz ihrer Friedfertigkeit, vielfach bewährte. Man schraubte und dehnte ihrer Manche auf der Folterbank; man verrenkte und sengte ihre Glieder, und war doch nie vermögend, ihnen eine Lästerung oder Uebertretung der Gesetze abzunöthigen, eine Schmeichelei gegen die Feinde zu erzwingen oder auch nur Thränen zu entlocken. Sie lächelten unter den furchtbarsten Qualen, spotteten ihrer Peiniger und ließen heitern Muthes das Leben als ein Gut, das ihnen schöner ersetzt werden würde; denn es galt bei ihnen der Glaube, nur der Leib sei der Zerstörung unterworfen, die Seele aber unsterblich, welche nur als ein kreatürlicher Reiz aus der Region des reinsten Aethers herabgestiegen wäre, um in den Leib gleich wie in einen Kerker eingeschlossen zu werden; sobald

aber die Bande des Fleisches zerfallen, freue sie sich der Erlösung aus langer Knechtschaft und steige zu ihrer Heimath empor. Die guten Seelen, lehrten sie, leben an einem Orte jenseits des Meeres, der, weder vom Regen, noch Schnee, noch Sonnenbrand belästigt, stets von sanften, kühlenden Winden durchfächelt sei; den Bösen erwarte eine finstere, kalte Höhle, voll unaufhörlicher Qualen. Es gab besonders bevorzugte Weise unter ihnen, die, mit den heiligen Büchern auf das Innigste vertraut und durch Scharfsinn ausgezeichnet, kommende Dinge vorhersagten, und um so mehr für Propheten galten, da ihre Angaben meist eintrafen. Ein Zweigorden der Essäer verwarf die Ehe nicht, doch prüften die Mitglieder ihre Bräute drei Jahre und erfüllten den Trieb der Natur nur zur Fortpflanzung des Geschlechts, weshalb besondere Enthaltsamkeitsregeln bei ihnen streng beobachtet wurden. Die Frauen unterwarfen sich den Waschungen, gleich wie die Männer.

Diese dem Flavius Josephus entnommene Darstellung des Essäer-Ordens liefert uns den überraschenden Beweis, daß mitten unter den Gräueln civilisirter Barbarei, wohin z. B. die martervolle, vielfach angewendete Todesart des Kreuzigens gehört, unter den Erscheinungen der viehischsten Wollust, der Ueppigkeit, des Hochmuths, der Räuberei, Empörung und hundert anderer Laster, dennoch eine in der Hauptsache so rein sittliche Gesellschaft von Menschen auftreten konnte, die manche Tugenden bis zum Extrem trieben, von welchem Standpunkte aus sie dann zu einem der menschlichen Vernunft unwürdigen Satzungsdienste übergingen, wohin wir vorzüglich die Ehelosigkeit zählen. Denn jede sociale Einrichtung, die gegen die ersten Anforderungen der Natur streitet und somit nicht für die Gesammtmenschheit durchgeführt werden kann, sondern nur auf Separatismus berechnet ist, ist verwerflich und stellt die edlen und guten Einrichtungen und Gewohnheiten in den Schatten.

Es liegt nicht in unserer Aufgabe, nachzuweisen, welche Merkmale für eine Gemeinschaft des Charakters und der Lehre Christi mit den Essäern sprachen; das Bessere derselben scheint allerdings in dem Weisen von Nazareth veredelt aufgetreten zu sein. Das Thörichte hat er verworfen und einen neuen Orden errichtet, der nicht für wenige Separatisten, sondern für die ganze Menschheit berechnet war, sofern man die Fassung recht versteht und die Hülle nicht für den Geist nimmt. Den Geist aber zur allgemeinen Anerkennung, den Sinn, die innere Meinung der auch ihm überlieferten Gesetze zur Erfüllung zu bringen, das war der Grundgedanke seiner Lehre, und er sprach diesen Entschluß in der Formel aus: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern

es zu erfüllen." Abermals ist hier die Rede von dem jüdischen Ceremonial-Gesetz, diesem Wust von Aeußerlichkeiten, Symbolen und allegorischen Handlungen, in die die Gesetzgeber, namentlich Moses, ihre Weisheit und Sorge für das Wohl der ihnen angehörigen Völker eingeschachtelt, ohne daß man seit Jahrtausenden sich bemüht hätte, diese äußere wurmstichige Hülle abzulösen und nach dem Inhalt, dem Kern, dem darin verborgenen Geist zu schauen, sondern das äußere Unwesentliche für das Heilige und Echte nehmend, jenem bekannten Bauern glich, der seines Arztes Recept verschluckte, in der Meinung, das beschriebene Papier sei schon das Heilmittel. Und hat es denn, unbefangen betrachtet, Strauß anders gemacht, wenn er uns die christliche Mythe als äußeres, unwesentliches Ding in die Hände giebt und von dem Geiste, dem Sinn derselben nichts wissen läßt? Das wollte Christus nicht. Das Gesetz, mit dem die Juden sich das Leben sauer machten, die Form desselben, die äußere Wahrnehmung, das ist nicht das eigentliche Gesetz, eben so wenig wie eine Perrücke der eigentliche Kopf ist; sondern die allegorische Idee, die von äußeren gleichgiltigen Handlungen umkleidet worden, und in hundertfach andere Umkleidung hätte gefaßt werden können: das ist das eigentliche Gesetz (mehrfach auch nur Gebot), und dieses wollte Christus nicht aufheben, sondern erfüllen. So z. B. wird jeder Vernünftige eingestehen, daß es höchst gleichgiltig ist, ob die zehn Gebote an dem Thürpfosten festgenagelt sind oder nicht; das Lebendigsein derselben im Herzen, die Erfüllung derselben ist das rechte Gesetz. Dennoch gilt ohne Zweifel Unzähligen das Annageln des Gesetzes an den Thürpfosten mehr als die Erfüllung dessen, was die Gebote erheischen.

Oder in einem andern Beispiele. Die Sabbathruhe ist nur die äußere Fassung des Gebotes, sein Herz von Zeit zu Zeit mit besonderer Inbrunst zu Gott zu erheben, über sein Wesen und die eigenen Pflichten nachzudenken und die Sorge für das leibliche Wohl während dessen ruhen zu lassen. Da aber diese Erhebung nur dann Sinn hat, wenn der Geist dadurch zu edlen Thaten gekräftigt wird, so kann und darf das Mittel zu solcher Kräftigung, die Sabbathruhe, eine Gelegenheit zu edlen Thaten, die etwa eben am Sabbath eintritt, nicht abweisen, weil nicht das Mittel den Zweck heiligt, sondern umgekehrt, und folglich nicht der Sabbath das Heilige ist, sondern das, was durch seine Vermittelung erstrebt werden soll: ein In-Gott-Leben. Dies ist gerade, was man als Tugend, Edelmuth, Biedersinn oder ähnlich bezeichnet, was uns denn auch die Mythe als Christi Auffassung in dem Gleichniß darstellt, wo er von einem Ochsen oder Esel spricht, der an einem Sabbath in den Brunnen gefallen. Die Fassung ist rein Nebensache und es thäte wohl

noch heute mancher Gesellschaft Noth, daß sie den Sinn ihrer Symbole aus der verknöcherten Hülle an den Tag hervorschälte und in Erfüllung brächte, die Symbole selbst aber zu den Antiquitäten legte (z. B. die Freimaurer).

Wir kehren nach dieser zum Verständniß nothwendigen Abschweifung zu dem Moment der christlichen Mythe zurück, wo die verkörperte Idee, das fleischgewordene Vernunftideal, dessen Verherrlichung ihre Aufgabe ist, zu seiner lebenden Mitwelt in nähere Berührung tritt und die nothwendigen Gegensätze der realen Welt als nothwendige Bedingung an sich herantreten läßt. Die Wirksamkeit der rein göttlichen Ur- oder Universal-Vernunft in erster Instanz manifestirt sich nur auf eine Weise, nämlich durch die That, und nur eine ausschweifende Phantasie konnte sich erlauben, dieselbe in ihrer vorchristlichen Mythenbildung auch redend aufzuführen. Die abgeleitete oder menschliche Vernunft (nebst ihren Gegensätzen) tritt zwiefach, durch Rede und That, in die Erscheinung, indem die Ur- oder Mutter-Vernunft auch hier das irdische Universalgesetz der Bedingung, deutlicher: der Zeugung, nicht zu umgehen für gut fand. Noch schärfer analysirt könnte man auch die über- oder vielmehr unsinnliche Idee zu diesem Bedingungskreis herbeiziehen, und dann wäre das Wesen der Ur-Vernunft zwei-, das der abgeleiteten Vernunft dreifach, nämlich dort Idee und That, hier Idee, Rede und That, wobei denn auch bei menschlicher Vernunftäußerung das Mittelglied allenfalls ausfallen darf, da die Rede keine absolute Bedingung zum Handeln ist. Genau betrachtet sind Idee und Rede identisch, da Idee nur eine nicht laut gewordene Rede ist, die der articulirten, wenn auch nicht ausgesprochenen Wortreihe zu ihrer Existenz nicht entbehren kann, weshalb ja von den Alten Wort und Vernunft als identisch betrachtet und in dem Wortlaut logos gefaßt wurden. Nach subtilster Analyse kann diese Fassung nur als auf den Verstand bezüglich richtig genannt werden, da nach meiner Definition der Vernunft, als harmonische Durchdringung von Verstand und Gefühl, eben dieses letztere, die heiligste und ihrem Wesen nach unerklärlichste menschlich-seelische Potenz, sich nicht absolut in Worte fassen läßt, auch keine Idee ist, sondern als Organ für Mittheilung die Poesie, das Schöne bedingt, als zur individuellen That drängend aber, von innen heraus in keine irdische Form sich fassen läßt, ja zur Verdeutlichung kaum dem Begriff Neigung, Affekt, Begeisterung entspricht. Dieses Allerheiligste der Vernunft mußte nothwendiger Weise auch, sofern unsere Anschauung eine richtige ist, in dem Ideal aller reinen Vernunft, in Christus wirkend sein, und daß es so war, haben wir schon in der geistig-chemischen Auflösung der Versuchungs-

Mythe gesehen, wo der irdisch-kluge, kalt berechnende Verstand Christus als menschliches Individuum von dem Gegenstande seiner Begeisterung, der Erlösung des Menschengeschlechts, abirren und in den Kreis des Philistrismus, des Pfaffenthums oder endlich auch des Materialismus hinüberzuführen trachtete, wogegen sich die göttliche Natur, das bessere Selbst, das Gemüth, das Gefühl, der heiligere Theil der Vernunft auflehnte und den individuellen Träger des Menschheits-Ideals in seinem Plane verharren machte.

Wir sind nach dieser umkreisenden Betrachtung des außerordentlichen Rüstzeuges wieder an den Eingang zurückgekehrt, um die christliche Mythe in ihrer Auffassung der ewigen Nothwendigkeit, der Erlösungsbedingung, zu verfolgen.

13.

Christi Wahl seiner Jünger.

Die Mythe überliefert uns alle Merkmale einer fertigen Idee in Christus, wie sie bei jedem tüchtigen Manne gefunden werden muß und gefunden wird, der ein großartiges Werk zu begründen oder vielmehr zu beginnen im Begriff steht. Da ist kein Suchen, kein Schwanken, kein Irren; da sind alle Merkmale einer vollendeten Ordnung, und die Wahl der Hilfswerkzeuge ist schon im Voraus so bestimmt, wie es dem Tüchtigen eigen ist, der da weiß, daß ein jedes menschliche Werk des Werkzeuges bedarf, daß der irdische Naturkreis seinen Geschöpfen zu ihrem Wirken Bedingungen stellt, die erfüllt werden sollen und sich in den Grenzen der irdischen Gesetzlichkeit halten müssen, wie groß auch die Kraft des Meisters sein möge. Er kann sich nur in der Wahl und Bewältigung der Mittel des Materials bewähren; ihrer entrathen kann er nicht und die Mythe hat diese ewige Wahrheit zu erfassen nicht versäumt. Ich deutete schon einmal auf die Grundwahrheit hin, daß es, um ein reines Menschheitsbild zu erzeugen, räthlicher sei, reine, unverdorbene, ungetrübte Individuen, kindliche Seelen für diese Zwecke zu erlesen, als entweihte, in Irrthümern der Ueberbildung eingesponnene, vom Unkraut falscher Lehre überwucherte; und die Mythe läßt Christus diesen Gedanken, diese Wahrheit, in dem Ausspruch bekräftigen: „werdet wie die Kinder, denn solchen ist das Reich Gottes." In diesem Sinn — die absolute Ausführung lag nicht im Bereich der Möglichkeit — läßt die Mythe ihren Helden sich zunächst an Menschen wenden, deren gewerbliche Beschäftigung sie zu einem Umgange mit der freien Natur

nöthigte; sie waren meist Fischer und blieben es auch, und sicher längst zu dem neuen Berufe, Träger einer großen Lehr-Idee zu werden, auserlesen und vorbereitet, denn es bedurfte (der Mythe nach) nur eines Winkes, so verließen sie ihre bisherige Beschäftigung und folgten dem neuen Lehrer, um durch Umgang, Anhören der neuen Lehren, und Anschauung des praktischen Verlaufs in die Idee eingeweiht und je nach Kräften Träger derselben zu werden. Mit andern Worten: sie verließen, als Ergebniß einer reinen Anlage, zusammentreffend mit äußerm Anlasse, die angestammten, anerlernten Irrthümer und folgten den viel natürlicheren, ungekünstelten Wahrheiten der ewigen Vernunft, in denen von nun an, nach der Idee ihres genialen Lehrers, die Menschheit erzogen werden sollte. Dieser ganze Hergang, als mythische Darstellung, ist an sich so vernünftig als möglich und hat — möge es hier gleichwohl das Ergebniß einer Ueberlegung sein — wie schon erwähnt die Erfahrung aus der Geschichte für sich, da eben aus dem unbegünstigten Volke die Elemente der Reform hervorzugehen pflegten, sofern dieselben von geistigen Potenzen und nicht von Waffen aus Eisen oder Gold abhängig waren. Auch die weiter erlesenen Schüler gehörten den einfach bürgerlichen, einige sogar nach jüdischen Gesetzen verrufenen Beschäftigungen an und die Mythe läßt sogleich die erste That des Christus ein factisches Zeugniß ablegen, daß Reinheit der Sitten, Biederkeit und Tüchtigkeit an keinen Stand gebunden und daß es (in consequenter Auslegung) ein Frevel heißt, das sogenannte Volk von der Bildungsbedürftigkeit und Bildungsfähigkeit auszuschließen und höhere Intelligenz nur durch Geburt und Vermögen bevorzugten Ständen ausschließlich zuzueignen. Diese schöne und große Wahrheit war wohl werth, von der Mythe in der Vorhalle des erhabenen Vernunfttempels, den man das Christenthum nennt, ausgestellt zu werden; und wohl uns, daß sich auch unsere Zeit dahin neigt, die allgemeinen Menschenrechte anzuerkennen und den Geist des bisher hintangesetzten Volkes seiner Bestimmung gemäß an dem naturgemäßen Bildungsproceß Theil nehmen zu lassen und lehrend mit ihm zu verkehren. Das aber ist der unwiderleglichste Beweis, daß *unsere* Zeit erst recht anhebt, christlich zu werden, indem sie den todten, sinnlichen Götzen stürzt und dem lebendigmachenden Geist das Scepter in die Hand giebt. Und, offen gestanden, wendete auch ich, selbst Einer aus dem Volk, mich gerade deshalb vertrauensvoll an meine Standesgenossen, da die Schriftgelehrten und Pharisäer auch *unserer* Tage, in ihrer großen Mehrheit, vom Kastengeist durchsättigt, mit bettelstolzen Vorurtheilen auf den Autodidakten herabsehen.

14.

Der Fischzug, die Besänftigung des Windes und der Wogen 2c.

Sofern wir dem unabweisbaren Ausspruch der Vernunft Gehör geben, daß alle Menschen ursprünglich zu einer und derselben höheren Bestimmung auf diesen Wohnplatz im Universum ausgesetzt wurden, und daß diese Bestimmung — ein freundliches, beglücktes Dasein hier und ein Reifen zur Keimkräftigkeit für etwa weitere, im Speciellen unenthüllte Pläne des Schöpfers nach dem Abschluß des zweiten Lebensstadiums im irdischen Naturkreise — für alle eine und dieselbe ist, die indeß ohne gegenseitigen Austausch der durch Anlagen entschieden begünstigten Potenzen nicht erfüllt werden kann, stellt sich auch die heilige Verpflichtung heraus, daß das vorgeschrittene Bewußtsein, die höhere Kraft, die geringere nicht ignoriren darf, vielmehr mit ihr verkehren, ihre Bedürfnisse erwägen, ihre Mängel berathen, sie belehren, ihr helfen, sie unterstützen, ihre Kräfte und ihren Ehrgeiz erwecken, sie von ihrer Menschenwürde und ihrem Menschenrechte in Kenntniß setzen, auf ihre Fehler aufmerksam machen und selbst in ihre Gewerbthätigkeit fördernd eingreifen müsse, da eine äußere behagliche Existenz ein erstes Mittel zur Bildung des Geistes und Veredelung der Sitte ist. Diese Verpflichtung ist so unabweisbar mit den Vorrechten eines vernünftigen Wesens verknüpft, daß, wer sich derselben unter irgend einem Vorwande zu entziehen sucht, keinen Anspruch auf das Prädicat „vernünftig" zu machen hat, sondern dadurch eingesteht, daß er der Absicht Gottes zu widerstreben sich unterfange, gegen seine Plane frevle und auf die Ehre, ein vernünftiges Wesen zu sein, keinen Anspruch mache, sondern sich außerhalb des Kreises der göttlichen Lieblinge, des Menschseins, und auf einen Standpunkt stelle, der zwischen Mensch und Thier mitten inne liegt.

Diese unabweisbare, allgemein gültige Grundwahrheit des urgesetzlichen Seins und Wesens der Menschheit wird nun von der christlichen Mythe in Thaten und Worten ihres Helden, gleich von Anbeginn deutlich und unabläugbar in verschiedenen nach einander folgenden Zügen dargestellt. Er ruft, wie erwähnt, zuerst einige einfache Fischerleute zu seinen Schülern und Begleitern auf; später setzt er sich im Hause eines wegen seines Standes verrufenen Zöllners zu Tische, nimmt Theil an den Geschäften seiner zuerst berufenen Freunde und erfüllt eine der ersten und nothwendigsten Forderungen der Vernunft in den irdischen Lebenskreisen vermöge ihrer Verstandesseite, nämlich die Förderung der menschlichen Gewerbsthätigkeit durch Enthüllung und Anwendung bisher unbekannter Naturgesetze und Unterweisung in den technischen

Kunstgriffen, um dadurch einen leichteren und reicheren Gewinn in kürzerer Zeit zu erzielen. Abermals erweist sich unsere Zeit auch von dieser Seite als eine das Christenthum zu seiner wahrhaften, eigentlichen Entwickelung bringende, da sie, die mit dem Christenthum identische Vernunft in ihre lange vorenthaltenen Rechte einsetzend, dieselbe zugleich veranlaßt, ihre Mission nach dem Vorbilde des in der christlichen Mythe dargestellten Ideals auch in diesem der Menschheit gleich wichtigen Theile zu erfüllen, nämlich die immer dankbare Natur der menschlichen Intelligenz unterthänig zu machen und eine ursprünglich von Gott eingeborene Fähigkeit zu künstlichen Beschäftigungen mehr und mehr herauszubilden. Denn, wie schon früher dargelegt worden, ist es vor allen Dingen die Kunst, die dem Menschen das Zeugniß seiner irdischen Bevorzugung erweist, den Vorzug, ein vernunftbegabtes Geschöpf zu sein, die Naturgesetze zu entschleiern und im Bunde mit ihnen und der Bildsamkeit (Perfectibilität) der Hände den Gedanken zu befähigen, Gott ähnlich zu schaffen oder vielmehr eigentlich umzubilden. Besteht nun hierin, als zweiter, der freien Moral und Sittlichkeit gegenüberstehender Theil der menschlichen Thätigkeit, eine hauptsächliche Funktion der Vernunft und ist Christus wirklich als das Ideal derselben in ihrem ganzen Umfange zu betrachten, so konnte und durfte die christliche Mythe, um ihre Aufgabe zu erfüllen, diese Partie ihrer Manifestation unmöglich ignoriren; auch thut sie es wirklich nicht, sondern es zieht sich durch den ganzen Sagenkreis die Beschäftigung mit den irdischen Bedürfnissen der Menschheit wie ein rother Faden hin, dessen Textur sich freilich, nach orientalischer Weise, oft der sinnlichen Anschauung und Entwirrung entzieht. Oder mit andern Worten: der Körper dieser Mythe, der Buchstabe, ist über das Gebiet der extremsten Möglichkeit hinaus in den Wunderkreis gestellt; aber der Geist, der uns allein gilt, ist um so einfacher und faßlicher und fällt mit den ewig gültigen Vernunftwahrheiten, nach unserer Darlegung, durchaus zusammen. Die Momente der christlichen Mythenbildung für diesen Theil der Vernunftforderungen sind ihrer Fassung nach mannigfach, doch fast immer ist Beherrschung der Naturkräfte, zum Dienste der Menschheit in Abwendung von Noth oder Vermehrung der Mittel zu einer behaglichen Existenz, das Ergebniß einer richtig erfaßten Deutung und deshalb nichts unbesonnener, als wenn man dem Christenthum eine Verachtung und Verwerfung der sichtbaren Werke Gottes, der Natur, die ich an andern Orten mit großer Berechtigung den lebendigen Leib Gottes, die wirkenden Kräfte derselben den heiligen Geist nannte, vorwirft. Die christliche Mythe stellt nun aber die gesetzliche Nothwendigkeit der reinen Vernunftthätigkeit nach dieser praktischen

Seite hin zuerst in dem Bilde eines Fischzuges dar. Christus befahl — so berichtet die Mythe — seinen Freunden, die Netze ins Meer zu werfen, und sie zogen dieselben schwer beladen mit Fischen hervor. In jeder andern Fassung hätte dasselbe ausgedrückt werden können, nur nicht so kurz und bündig und zu so schnellem Resultate, als in dem Bilde eines Fischzuges. Die Anwendung des Dampfes, z. B. zu Fabrikarbeiten, ein Ergebniß menschlicher Intelligenz neuerer Zeit, ist nichts Anderes, als die christliche Lehre von der Anwendung der Vernunft auch zu materiellen Zwecken; specieller gesprochen: die Vervollkommnung der menschlichen Hilfsmittel bei bürgerlichen Berufsgeschäften, eine Lehre, die z. B. das nichtchristliche Volk der Chinesen verwirft und deshalb auch auf einer niederen Stufe der Civilisation stehen geblieben ist.

Das Vernunftgebot: die göttliche Gabe des Gedankens zur Beherrschung der Naturkräfte anzuwenden, spricht die Mythe an anderer Stelle klar und verständlich in der Erzählung aus, daß Christus Wind und Wogen besänftigt habe, als seine Freunde dem Ertrinken nahe waren; ein anderes Mal, daß er trocknen Fußes über die Wasserfläche daher geschritten sei. Wäre die Mythe z. B. auf die Idee gekommen, den Blitz von einem bedrohten Gebäude abzulenken und unschädlich an einer Stange herabfahren zu lassen, so würde diese Fassung, die für jene Zeit den anderweitigen Allegorien ganz gleich gestanden hätte, für unsere, in der Intelligenz fortgeschrittene Zeit zu einem speciellen Factum geworden sein.

Ohne die Verallgemeinerung vermittelst einer solchen mytisch allegorischen Darlegung für den Universal-Lebenskreis der Menschheit in Zeit und Zahl hätten auch die Erzählungen durchaus keinen Sinn, es sei denn, daß man sie einer Gattung zeitverkürzender Märchen anreihen wollte, die man unterhaltender in „Tausend und eine Nacht" finden kann. Wer sich also in seinem Unverstande herbeiläßt, die an sich unbedeutende Schale, den Buchstaben, statt des geistigen Kerns zu erfassen und festzuhalten, bedenkt nicht, wie sehr die große, welterlösende Idee des Christenthums dadurch herabgewürdigt wird, indem man sie zu einem gedankenlosen Spielzeug zu machen sich bemüht und — wie ich schon im ersten Bande bemerkte — in maßloser Vermessenheit wagt, an den Fundamenten der Schöpfung zu rütteln und durch die Annahme von Wundern den Schöpfer einen Lügner zu heißen.

15.

Die Hochzeit zu Cana und die Speisung der Fünftausend.

Die menschliche Vernunft in ihrer idealen Reinheit oder in dem Bestreben, die höchste Stufe ihrer möglichen Ausbildung zu erlangen, durchschreitet das Feld der sinnlichen Erscheinung nach allen Richtungen, um sich überall mit den ihr entgegenkommenden lebendigen Kräften, als sichtbare Zeichen der eigentlichen Ur- oder Mutter-Vernunft, kürzer gesagt: mit der Gottheit in Correspondenz, in Wechselwirkung zu setzen, gewissermaßen die dargebotene Hand des höchsten Wesens zu ergreifen, und so in einem Bunde der allgemeinen und speziellen Intelligenz, oder deutlicher: der Natur und der Kunst, gleichsam durch eine Begattung von zwei verschiedenen Geschlechtern von Ursache, ein drittes — die Wirkung — zu erzielen, deren Grundcharakter die Metamorphose oder Umbildung von Stoffen ist, deren überraschende Resultate meist an das Fabelhafte grenzen und dennoch so deutlich vor den gesunden Augen von Zeugen vor sich gehen, daß eine Ableugnung etwa der Behauptung, es sei die Sonne kein Licht, gleichkäme. Ist es nun z. B. nicht wunderbar, daß das ekelhafteste, der Fäulniß anheimgegebene Blut sich fast plötzlich in eine schöne blaue Farbe verwandelt, daß aus Schwefel und Quecksilber das köstlichste Roth, aus Gold Purpur und ein eben so köstliches Blau, aus Silber eine Knallmasse entsteht, der galvanische Strom vor unsern Augen aus Vitriol Kupfer bereitet, aus Holz Essig oder auch Zucker gebildet wird? u. s. w. Gewiß ist, daß die Metamorphose der Stoffe nach unabänderlicher Gesetzlichkeit eine der ersten und schönsten Offenbarungen der Gottheit ist, die kein Religionsstifter zu benutzen vergessen darf, wenn er das ganze Gebiet der menschlichen Gottbedürftigkeit auszumessen sich zum Ziel gesteckt hat. Dieses soll und muß er, wenn er dem Vorwurf der Unvollkommenheit zu entgehen gedenkt.

Die christliche Mythe, überall mehr die Gemüths- als die Verstandesseite der Vernunft für ihre Erlösungszwecke in den Vorgrund stellend, mehr das geistige als das materielle Terrain der Vernunftthätigkeit in's Auge fassend, wendet augenscheinlich der Moral oder Sittenheiligung den größeren Theil ihres Lehrmaterials zu, nämlich die Parabeln, Predigten und Sentenzen, während sie diejenigen Partien, die das materielle Wohl bezwecken, in kurzen aber schlagenden Worten abfertigt, mit denen sich dann die Schriftausleger, namentlich die Rationalisten, um die Wirklichkeit zu retten, außerordentlich viel zu schaffen machten, nicht bedenkend, daß die Facta an sich, so oder so ereignet, für

einen Religionslehrer gänzlich ohne Werth sind und nur als allegorische Hindeutungen, die mit der speciellen Wirklichkeit nichts zu schaffen haben, von Bedeutung sein können, wie sie denn als Facta betrachtet auch nicht einmal die Schönheit der griechischen Mythenbilder für sich aufzuweisen haben.

Was die menschliche Vernunftthätigkeit gegenüber der lebenvollen Natur in den Organismen und Kräften betrifft, so ist der eigentliche Ausdruck, der Grundtypus derselben, die Metamorphose der Stoffe, sowohl durch Vermittelung der freiwilligen als der unfreiwilligen Chemie; abgesehen von jener, die sich in allen Naturerscheinungen freiwillig manifestirt, letztere im Laufe der Jahrhunderte unter dem eigentlichen Namen Chemie für die Civilisation von so unberechenbarer Bedeutung geworden, daß eine umfassende Vernunftthätigkeit dieselbe weder als industrielle, noch als Gott offenbarende Civilisations-Vermittelung ignoriren darf. Eine dem wahrhaften Christen (d. i. Vernunftgläubigen) großes Interesse erregende Wahrnehmung ist es, daß die erhabene, Erde und Himmel umspannende christliche Mythe schon in jenen finstern Zeiten auch nach dieser Seite hin die leitenden Verbindungsfäden zwischen Gott und Welt unverkennbar in's Auge faßte und mit kurzen aber prägnanten Zügen die Grundlinien (freilich allegorisirend) entwarf, nach welchen die mehr und mehr erwachende Intelligenz das Gemälde menschlicher Vollendung auszuführen habe.

Was solche christliche Vermittelung speciell anbelangt, so faßt die Mythe diese Partie zuerst in dem heiteren, freundlichen Bilde einer Hochzeit auf, die sie in einem Flecken, Cana, vor sich gehen und Christus, den Repräsentanten der Vernunft, als Gast dabei gegenwärtig sein läßt. Schon das Bild der Vermählung entspricht allegorisch ganz und gar der hier als Deutung untergelegten Idee einer Vermählung der Stoffe, bei welcher die sogenannte Wahlverwandtschaft eine so große Rolle spielt. Damit aber das erwünschte Verständniß nicht verfehlt werden möge, so läßt sie — an eine ganz einfache und natürliche Begebenheit (siehe den ersten Band) anknüpfend — Christus, den Repräsentanten der Grundidee, Wasser in Wein verwandeln: ein Prozeß, den die Natur unter Beihilfe der menschlichen Intelligenz zu vollbringen vermag und der mit großem Rechte die unendliche Reihe der chemischen Prozesse, wie solche durch die Kunst in's Leben treten, beginnt, die ganze Gattung dieser Art menschlicher Vernunftthätigkeit vertritt und hinlänglich andeutet, daß die materiellen Interessen keineswegs (wie einige Hyper-Christen wollen) von dem Kreise menschlicher Sorglichkeit ausgeschlossen sein sollen.

Jeder vorurtheilsfreie Denker wird mit mir einverstanden sein,

daß dieser Sagen-Moment, als Factum genommen und aus dem Gesichtspunkte geistig religiöser Förderung betrachtet, von durchaus keinem Werthe ist, sondern im Gegentheil oberflächlich urtheilenden Antichristen (siehe den ersten Band) einen willkommenen Anlaß zu feindlichen Angriffen gab, ja selbst wohlwollenden Rationalisten, die sich mit der Schale der göttlichen Frucht zu schaffen machten, immer ein Stein des Anstoßes war. Uns hingegen ist diese Partie der tiefsinnigen Mythe eine inhaltsreiche Hindeutung auf die göttliche Offenbarung und Erlösung fördernde Metamorphose der Stoffe, deren Erforschung und schöpferische Fortbildung in dem Prisma des geistigen Lichts einen unveräußerlichen Farbenkegel bildet. Dieselbe Idee tritt noch einmal in einer anderen Nüance in dem Mythenkreise auf. Der chemischen Thätigkeit der Erzeugung — ein Produkt der Vermählung göttlicher Intelligenz (sich manifestirend durch die gesetzlichen Kräfte) und menschlicher Intelligenz (mittelbar ebenfalls göttlich), zur Erscheinung hervortretend durch thätig werdende Verbindung der Stoffe, in denen die Kräfte schlummern — ist als Resultat nicht nur die Metamorphose, die Verwandlung, sondern besonders noch die Vermehrung als Ziel gesteckt. Daß aus einem Korne hundert Körner werden können, ist ein Ergebniß göttlicher, daß sie es wirklich werden, menschlicher Intelligenz. Es ist aber nicht die rohe Kraft allein, welche die Vermehrung wirklich macht, sondern der denkende Geist, der in dem großen Vorrathshause Gottes diejenigen Mittel erwählt, die zur Steigerung solcher Multiplication erforderlich sind; und daß es dem Volke an dem nothwendigen Material zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nie fehlen dürfe, ist sowohl ein Gegenstand pflichtmäßiger Sorge für den Vater des Volkes im großen Allgemeinen, als für den Hausvater im Kleinen, Besonderen, da beide, jeder in seinem Kreise, als die oberste, sorgende Vernunft für die mindervollendeten Schützlinge zu betrachten sind. Daß diese Sorge wirklich in den Thätigkeits-Bereich der reinen Vernunft gehört, bringt die christliche Mythe allegorisirend in der Erzählung von Christi Speisung der vier- oder fünftausend Menschen mit fünf oder sieben Broten und zween Fischen zur Anschauung. Die Erzählung ist zu bekannt, als daß sie hier einer Wiederholung bedürfte. Deutlich genug aber liegt die echtchristliche Lehre darin ausgesprochen: es ist nicht genug, daß man die Völker durch religiöse Wahrheiten erbaue, wie kräftig und schön solche auch ausgesprochen sein mögen; sondern es sei auch dafür gesorgt, daß der Leib nicht zu darben nöthig habe, denn der Mensch ist nicht nur Geist, sondern, und zwar zunächst, auch Körper, und wo die Noth des Leibes waltet, da ist es schwer, daß die geistige Speise zum Gedeihen gereiche. Ein sorgsamer Hausvater, ein weiser

Regent kann aus wenig viel machen, wenn er Gott um Hülfe anruft, d. h. wenn er dessen waltende Kräfte in der lebendigen Natur weise benutzt. Nie aber ist diese christliche Wahrheit von größerer Dringlichkeit der Beherzigung gewesen, als eben in unserer Zeit, wo die Noth der Handarbeiter oftmals zu einer beängstigenden Höhe steigt, und nichts verschlägt es dagegen, daß man Kirchen baut und die Religiosität zu heben sucht; denn der Hunger zerstört die Empfänglichkeit für höhere und edlere Eindrücke, und der Leib ist ein unerbittlicher Executor, der, um zu seinem Rechte zu kommen, zu allen Verbrechen aufreizt, wogegen meist die schönste Bergpredigt nichts verschlägt. Dies zu erkennen, glaube man, ist echt christlich, und mehr noch: der Erkenntniß gemäß zu handeln. Solches allein ist der wahrhaftige Geist, der in der Mythe von der Speisung des Volkes durch Christus am galiläischen Meere waltet.

16.

Der Stater im Fischmaul.

Wer solche Darlegung ewiger und unvergänglicher Wahrheiten mit klarem Blick verfolgt, der wird mit Betrübniß inne werden, daß, ganz abgesehen von dem tendenziösen Theil der Evangelien, auch das rechte Verständniß der sogenannten Mysterien beweist, wie wenig christlich diejenigen Staaten in Wahrheit sind, die sich mit dem Prädikate christlicher Staat breit machen und dennoch die Rückkehr zur Vernunft, mithin zu dem eigentlichen Kern des Christenthums, für ihr Christenthum als gefährlich erachten. Daß sich die Vernunft als allein von Gott berechtigte Gesetzgeberin zu constituiren und ihre Institutionen als die allein rechtmäßigen zu acceptiren sind, liegt schon jedem, die urgeborene Geistesconstitution der Menschenschöpfung frei erschauenden Denker vor Augen, wenn auch nicht der sichtbar gewesene Repräsentant derselben, Christus, als specieller Gesetzgeber mit apodiktischer Sicherheit aufgetreten wäre und ihren Gerichtshof, den man später die Kirche nannte, mitten unter dem Volke constituirt hätte. Wenn gleichwohl die Diener dieses Gerichtshofes, die Verkünder der göttlichen Gesetze und Sentenzen, die Priester, als besondere Hüter des göttlichen Lichts, der ewigen Lampe im Tempel der Menschheit, als bevorzugte Glieder der bürgerlichen Gesellschaft dastehen und ein Theil von ihnen der Sorge um ihr täglich Brot enthoben sein sollen, so ist damit keineswegs gesagt, daß sie sich von dem thätigen Umgang mit der liebenden Mutter

Natur gänzlich zurückziehen und nur ein beschauliches Schmarotzerleben führen dürfen, viel weniger sich der Sorge für das allgemeine Wohl durch That und Vermögen entziehen sollen, als wären sie nur privilegirte Consumenten, die nur zu nehmen, nie aber etwas zu geben verpflichtet wären. Die letztere Meinung ist eine vielverbreitete und in die Praxis eingeführte, und gewiß hat der Staat keine für seine Casse unergiebigere Classe von Bürgern, als eben die Priester. Die Wahrheit, daß dem nicht so sein solle, faßt die christliche Mythe in einem eigenthümlichen Bilde auf. Man höre:

So sehr auch der Begriff Kirche ausgeartet ist, so bedarf es doch keines Nachweises, daß die Idee, die diesem Ausdruck zu Grunde liegt, abermals auf das Wesen und die Persönlichkeit Christi zurückzuführen ist. Die Vermittelung, die Heilanstalten, deren die erlösungsbedürftige Menschheit nöthig hat, um zu einer Harmonie mit dem göttlichen Urplane eingelebt zu werden, mit andern Worten: die das Ideal der reinen Vernunft in ihr verwirklichen soll, bildete sich allmählich zu dem Simultanbegriff Kirche aus, als deren Grundpfeiler Christus, d. i. die ideal reine Vernunft zu betrachten ist. Die ersten Priester dieser neuen Kirche waren aber die Jünger, welche Christus — vornehmlich nach seinem Abschiede — eben so zu seinem Dienste verwendete, wie die Kirche heute ihre Geistlichkeit. Nach dieser Einleitung möge die entsprechende Mythe folgen, die uns deutlich erklärt, daß auch der Priester wohl thue, der lebendigen Natur unter gegebenen Umständen von ihren Gaben abzuringen und dem Staate das zu geben, was jeder andere fleißige Bürger unter ähnlichen Glücksverhältnissen ihm zu geben angehalten wird. Matthäus hat diesen mythischen Moment folgendermaßen abgefaßt:

„Da sie nun gen Capernaum kamen, gingen sie, die den Zinsgroschen einnahmen, zu Petro, und sprachen: Pflegt euer Meister nicht den Zinsgroschen zu geben? Er sprach: ja, und als er heran kam, kam ihm Jesus zuvor und sprach: was dünket dich, Simon? von wem nehmen die Könige auf Erden den Zoll oder Zins? von ihren Kindern oder von Fremden? Da sprach zu ihm Petrus: von den Fremden. Jesus sprach zu ihm: so sind die Kinder frei. Auf daß wir sie aber nicht ärgern, so gehe hin an das Meer und wirf die Angel, und den ersten Fisch, der anher fähret, den nimm, und wenn du seinen Mund aufthust, wirst du einen Stater finden, denselben nimm und gieb ihn für mich und dich.“

Nach meiner Auffassung ist diese viel angefochtene Erzählung eine der sinnreichsten und praktisch-bedeutsamsten Partien der ganzen christ-

lichen Mythe. Sie greift über Jahrtausende hin in unsere heutigen sociellen Verhältnisse mit überraschender Folgewichtigkeit ein und stellt Christus als die Verhältnisse richtig würdigend dar, wie solches einer lauteren Intelligenz als erste Aufgabe ihrer Wirksamkeit urgesetzlich zugetheilt wurde. Die reine, geläuterte Vernunft ist eine Seherin, die über die nächsten sinnlichen Kreise hinaus Raum und Zeit überfliegt und, was Andern dunkel erscheint, vermöge reiner Urtheilskraft im klarsten Lichte erblickt und danach handelt. Darum ist es, selbst abgesehen von mythischer Freiheit, keine Allwissenheit, daß der Meister das Begegniß seines Jüngers kannte; dergleichen Verwaltungs-Maximen, als sie hier berührt werden, sind als normales Vorkommniß unschwer voraus zu sehen, und es bleibt nur noch die fernere Anknüpfung zu beachten, aus welcher oben vorgedeutete ewige Vernunftwahrheiten zu Tage gelegt werden.

Aus der gestellten Frage und Antwort geht hervor, daß Christus in sich und seinen Schülern, (nämlich in seinem Bewußtsein gesprochen) die leider auch jetzt noch unsichtbare Kirche der Vernunft und deren wahrhafte Priester den Königen am Range gleich achtet, denn er stellt sich und Petrus mit den Kindern derselben auf gleiche Stufe — was z. B. Schiller (in ewigem, naturgesetzlichem Zusammentreffen von Wahrheit und Wahrheit) mit den Worten ausdrückt: „es soll der Dichter mit dem Könige gehen, denn beide wandeln auf der Menschheit Höhen": eine Sentenz, bei welcher er gewiß nicht an die christliche Mythe vom Stater im Fischmaule gedacht hat; und doch ist der Ideengang beider Heroen einer und derselbe und bleibt eine unabläugbare Wahrheit. Ueber die Identität von Dichter und Propheten aber bedarf es keines weiteren Nachweises. Nach dieser Auffassung der echten Priesterwürde, genau ausgedrückt der Urpriesterwürde, zusammen gehalten mit dem Gebrauch, daß die Könige und deren Angehörige keinen Zins zahlen, geht folgerichtig hervor, daß Christus und Petrus eigentlich ebenfalls vom Zins hätten frei sein sollen. Da dies aber hieße, die Zinsfreiheit der Königskinder anerkennen, anderntheils aber auch die weltliche Macht die unsichtbare Kirche der Vernunft noch nicht anerkannt hatte, so — und das liegt in den Worten Christi — „wollen wir der Vernunft die Ehre geben und die Zinseinnehmer nicht ärgern, da sie für Vernunftschlüsse doch keine Begriffe haben." Und nun erst tritt der rechte Moment der mythischen Allegorie ein; nämlich wie der Fischfang in der christlichen Mythe überhaupt vielfach als Symbol für bürgerliches Gewerbe oder für Erwerb überhaupt gilt, so auch hier. Auf die vorherige Darstellung verweisend, sei kurz wiederholt, daß die Mythe hier ausspricht, es

solle auch der Priesterstand, gleich jedem andern fleißigen Bürger von seinem Erwerbe einen Zinstheil dem Staate opfern, der ihn schützt und dessen Diener er ist: eine Fassung, die dem Priesterstande unbequem sein mag, aber einfach den christlichen oder reinen Vernunftschluß darlegt: Jeder, dem der Staat Schutz verleiht, ist auch verpflichtet seinen Theil zum Staatshaushalt beizutragen, wie vielmehr (folgerichtig weiter schließend) diejenigen, die ihren Erwerb unmittelbar dem Staate verdanken, wonach denn auch, echt christlich, alle Beamte zur Staatsabgabe herbeizuziehen sind. Und nun läugne man noch, daß die christliche Lehre praktisch sei.

17.

Die Verfluchung des Feigenbaums.

Diese praktische Seite der menschlichen Vernunftthätigkeit nach allen Seiten hin zu beleuchten und keinen der ihr urschöpferisch angewiesenen Wirkungskreise unbeachtet zu lassen, ist eine Aufgabe, jedes umfassenden religiösen Lehrsystems würdig, von welchem es anerkannt worden, daß die menschliche Glückseligkeit nicht ausschließlich in abstracten Speculationen wurzelt, vielmehr eine gründliche Bearbeitung des ganzen Materials, das wir die Welt nennen, mithin auch die Materie, die wir unter den Begriff Natur zusammenfassen, zu dem großen und erhabenen Zweck der Menschenbeglückung nicht außer Acht gelassen werden darf, wenn nicht Thorheit und Wahnsinn, Mangel und Elend da Platz greifen sollen, wo der Schöpfer Freude und Wonne urabsichtlich einen Tummelplatz angewiesen hat. Es giebt keine Sentenz, die von dem Ordner der organischen Schöpfung bestimmter und universeller ausgesprochen wäre, als die: jedes Individuum der organischen Schöpfung, vom unbedeutendsten Moose bis zum König der Schöpfung, zum Menschen hinauf, soll die ihm urschöpferisch eingeborene Bestimmung erfüllen. Dieses in der Ur-Vernunft, in dem Gott-Logos wurzelnde Grundgesetz ist naturgemäß von der subalternen menschlichen Vernunft in seinem ganzen Umfange zu adoptiren, und als sichtbarer Vertreter jener hat diese solchem Gesetz überall da in der Erfüllung nachzuhelfen, wo die wirkenden Naturgesetze sich störend begegnen, und dasjenige etwa unterliegt, aus welchem die Erfüllung jenes Urgesetzes der Erfüllung resultirt.

Dieser philosophische Satz oder diese praktische Seite der Religion

ist von so großer und universeller Wichtigkeit, daß ein Verkennen desselben die Menschheit in unabsehbares Elend stürzen muß, zumal wenn man den Begriff: organische Natur noch auf die Mutter derselben, die erzeugende Erde ausdehnt, die schon an sich der Hülfe ihrer vernunftbegabten Kinder bedarf, damit deren Fleiß und eine verständige Behandlung die schlummernden Kräfte erwecke, die dann, zur Thätigkeit erwachend, im Bunde mit den übrigen drei Doppelelementen die Bestimmung: Production, dankbar erfüllt und den Fleiß und die gute Behandlung mit nährenden Früchten belohnt.

Wo also die reine Vernunft, die stets in aufmerksamer Liebe und Besorgniß mit der Mutter Natur verkehrt und deren Thätigkeit überwacht, das große Gesetz der Erfüllung unerfüllt sieht oder auch die Erfüllung im Wandel der Zeiten und nach Ablauf der gesetzlichen Frist als beendet anzusehen sich berufen fühlt, da steht es ihr zu — außer dem Kreise des eigenen Geschlechts — ja, da wird es ihr meist zur Pflicht werden, entweder vor abgelaufener Frist fördernd, oder nach derselben zerstörend einzugreifen, damit eine noch wachsende Generation Raum gewinne, Dasjenige mit frischer Lebenskraft neu zu schaffen, zu fördern, was das Abgelebte nicht mehr vermag und darum wieder zu seinem Urstoff zurückkehren muß. Dieses große und schöne Gesetz, diese Verpflichtung der stets nach Harmonie mit dem Urwesen strebenden reinen Vernunft, faßt die christliche Mythe in dem sehr einfachen Bilde eines Feigenbaums auf, den sie als Repräsentant der lebendig organischen Natur in den Vordergrund ihres Bildes und demselben die personificirte reine Vernunft in der Person Christi gegenüber stellt. Die Erzählung bedarf keiner Wiederholung, denn sie ist bekannt genug und wird, mit geringer Abweichung von (die Zeit betreffenden) Nebenumständen, in Matth. 21, V. 18—22 und Mark. 11, V. 12—14 und 20—23 erzählt. Bemerkenswerth aber, weil zeugend für den mythischen Charakter und deshalb der Erwähnung werth sind die erzählten Nebenumstände, daß der Feigenbaum noch keine Früchte habe tragen können, indem die Zeit nicht gewesen, und dann die Versicherung Christi, daß wer nur glaube, noch viel größere Dinge vermöge, als einen Feigenbaum durch ein bloßes Wort verdorren zu machen; auf ein gleiches Wort würden sich Berge erheben und in's Meer sinken.

Daß hier weder bei der scheinbar als Factum gegebenen, noch bei der als Möglichkeit gesetzten That an buchstäbliche Wirklichkeit gedacht werden kann, bedarf keiner Erwähnung, indem hierdurch der schöne lehrreiche Sinn plötzlich zu dem größten Widersinn würde, der jeder Berechtigung, seiner zu gedenken entbehrte. Schon am Eingange dieses

Werkes sagte ich, daß die Annahme, es müsse und könne die menschliche Vernunft eine für uns noch nicht abzusehende Stufe der Vollkommenheit erreichen, der einzige selig=, d. i. geistig befriedigt, beruhigt, innerlich glücklich machende Glaube sei, weil in diesem lebendigen Glauben der Sporn und der Antrieb zu einer immer fortschreitenden Ausbildung zur Gottähnlichkeit, mithin die Erfüllung unserer irdischen Bestimmung liege. Ein besonderer hoher Moment dieses Glaubens an die Perfectibilität der menschlichen Vernunft wird in obiger christlichen Mythe anschaulich gemacht, nämlich die Herrschaft der menschlichen Vernunft über die sichtbare Natur, nach dem unableugbaren Willen des Schöpfers beider. Wir wollen mit dem Orientalen und dem Uebersetzer der Evangelien über das Wort „Fluch" nicht rechten. Die reine Vernunft flucht nie; sie vernichtet einzelne Theile der Schöpfung, aber empört sich nicht gegen den Schöpfer, den man selbst im Vernichten heiligen muß. Die menschliche Vernunft ist der organischen Schöpfung gegenüber absolut; erfüllt irgend ein Theil derselben seine Bestimmung nicht in der Art oder Zeit, wie es das Bedürfniß eben erfordert, so steht ihr die Vernichtung frei. Dieser Absolutismus des Geistes über die Materie ist eines der größten und einflußreichsten Vorrechte (Prärogative) der Menschheit, wie solches erst eigentlich in unserer Zeit der zum Schauen gekommene Glaube an die Wunderkraft der Intelligenz unabweislich darthut. Und ist denn nicht Christi allegorischer Zusatz, daß dieser Glaube Berge versetzen könne, buchstäblich in Erfüllung gegangen? Hat man nicht z. B. unlängst an der Küste von England den ungeheuersten Felsen durch die Kraft des Glicerin in einem Augenblick ins Meer gestürzt? Wodurch aber ist anders diese Macht entstanden, als durch den Glauben an die von Entdeckung zu Entdeckung fortschreitende Vernunft, durch die eine Eroberung des ganzen weiten Naturgebiets erstrebt werden kann? Buchstäblicher ist sicher keine der Vorhersagungen Christi in Erfüllung gegangen, wörtlicher keine Allegorie mit der Wirklichkeit zusammengetroffen. Das aber ist die Eigenthümlichkeit der reinen geläuterten Vernunft und des angeborenen Genius, daß sie mit überraschenden Schlüssen über die tausendgliedrige Kette von Folgen und Folgen in die fernste Zukunft hinauseilen und Worte bringen, die den Zurückgebliebenen wie Prophezeihungen klingen und doch weiter nichts als die natürliche Sehergabe des reinen lauteren Menschheitsgeistes sind, wie wir ihn in der Person Christi verehren. In der Mythe vom Feigenbaum liegt also, mit einfachen Worten ausgedrückt, nichts Anders, als die Superiorität des menschlichen Geistes, oder näher: der reinen Vernunft über die Natur, die ihm dienstbar zu sein von dem

Schöpfer angewiesen ist, wie denn auch von späteren Weisen anerkannt wurde, daß von allen Erscheinungen in der Welt — selbst die Gestirne in ihrem Sein an sich und den Gesetzen ihrer Bewegung nicht ausgenommen — nichts höher und bewunderungswürdiger existirt, als der zur Vernunftthätigkeit herausgebildete menschliche Geist. Das Durchdrungensein von diesem Gedanken, das Bewußtsein der hohen Würde eines freien Geistes, gegenüber der mechanisch fortwirkenden Natur, wird zwar nicht die Verehrung gegen diesen ungetrübten Ausdruck eines göttlichen Willens schwächen, aber zugleich den Sporn eines edeln Stolzes in uns erwecken, jener hohen Würde gemäß sich auszubilden, zu denken und zu handeln.

10.

Die Heilung der Kranken.

Ueberdenken wir mit freier, durch die Naturwissenschaft und Philosophie gestärkter Geisteskraft den erhabenen Schöpfungsplan Gottes, wie solcher sich in den unzähligen Organismen vor jedem sehenden Auge ausspricht, so ist es unmöglich, die erste und umfassendste Grundidee der göttlichen Urkraft zu verkennen, daß jede Classe und jede Species dieser Classe nicht nur dem ursprünglichen Typus derselben, der Form nach rein und lauter darleben solle, sondern auch, daß der Complex der jedem Individuum zuständigen Organe und Glieder in solcher harmonischen Ausbildung sich darzustellen berufen ist, daß das Gesetz der Zweckmäßigkeit und Schönheit sich in demselben erfülle. Mit andern Worten: jedes Wesen soll der Urabsicht nach einen gesunden, normalen Körper darleben, denn nur in einem solchen stellt sich der reine Ausdruck des göttlichen Willens dar und ist die darin wirkende Seele befähigt, den Kreis ihrer Bestimmung ungehemmt zu durchwandeln.

Uebertragen wir diese Darlebung eines vollkommen harmonischen Leibes als urschöpferische Absicht auch auf die in demselben wohnende und wirkende Seele, und stellen wir dann das Geschlecht der Thiere dem Geschlechte der Menschen vergleichend gegenüber, so ergiebt sich uns folgende höchst merkwürdige Erscheinung:

Während in den, namentlich vom menschlichen Einfluß völlig freigebliebenen Thieren die urtypische Darlebung der Seele in allen Generationen unserer Anschauung als vollkommen gelungen entgegentritt und die Abweichung von einer Normalbildung sich allenfalls nur noch in dem materiellen Theile einzelner Individuen vorfindet, ist das Verhältniß bei

dem Menschengeschlechte gerade umgekehrt; denn während sich die Materie der Menschheitsbildung — zumal wenn sie nicht durch vergiftende Medicincuren corrumpirt wird — noch am leiblichsten, obgleich weit entfernt von dem normalen Typus, darstellt, ist die seelische Urbedingung, die Darlebung der reinen Vernunft, die im Menschen das vertritt, was im Thiere die natürlichen Triebe, als völlig verkrüppelt zu betrachten. Beide anormalen Zustände veranlassen mich zu dem Ausspruch, daß wir einen Begriff von einem reinen Menschheitsbilde aus der Erfahrung durchaus nicht haben und nicht haben können, so lange nicht die Vernunft als urtypisch, legitime Vermittlerin einer solchen Erscheinung mehrere Generationen hindurch in ihre Rechte eingesetzt worden, ihr Wesen erkannt ist und ihre Gesetze erfüllt und somit ihre Herrscherrechte in allen Theilen sanctionirt sind.

Während also unsere Mitgeschöpfe, die Thiere, in ihren seelischen Triebthätigkeiten vollkommen urtypisch auftreten und körperliche Abweichungen (Anomalien) nur vorübergehend bei einzelnen Individuen vorkommen, so daß eine gänzliche Ausartung im ungetrübten Stande der Freiheit nicht vorkommt, entspricht dagegen das Menschengeschlecht, auch seiner materiellen Erscheinung nach, positiv nicht dem urgedachten Bilde des Schöpfers; denn, ohne Gefahr eine Ungerechtigkeit zu begehen, darf man wohl behaupten, daß die Hälfte der Menschheit, selbst derer, die sich die civilisirte nennt, aus Fratzen besteht, ein Viertheil leibliche Formen aufweist und der Rest mehr oder minder eine Ahnung des Menschheitsideals in dem Beschauer erweckt, der sich mit diesem Gedanken nicht beschäftigen könnte, wenn er eitel genug wäre, in seiner eigenen Person den Ausdruck des reinen Menschheits-Ideals wieder zu finden.

Diese Entdeckung ist aber noch nicht die demüthigendste, sondern die völlige Anarchie der Lebensbedingungen und Lebenskräfte, die wir unter dem Namen Krankheit zusammenfassen, diese völlig aufgelöste Harmonie und Entstellung des Menschheitsbildes, dessen Spitze sich meist in die Umkehrung zum Urstoff, zur Auflösung durch den Tod verläuft, bevor noch die dem Individuum urgesetzlich gegebene Frist abgelaufen. Das ist die demüthigendste Erscheinung für den schauenden Geist, der die Wesenhalle der Erdenschöpfung vom nächsten Dasein über dem Nichts, von der Infusorie bis zum Riesen der Wildniß heraufstieg und überall Vollendung, Fülle, Harmonie, Schönheit und Wonne des Daseins fand, bis er endlich bei dem selbstbestimmenden Menschen anlangt, der neben jedem Lustgarten sich ein Lazareth zu bauen genöthigt ist, der in allen Winkeln des großen Gottesgartens und in den Adern der Erde nach Mixturen, Salben und Pillen umherkratzt und die schöne

Gottessäule, seinen Leib, zu einem Pfuhl unzähliger Stinkbrühen machen muß, damit durch solche Opfer die beleidigte Natur sich versöhnen lassen möge. Dennoch möchten die acuten Krankheiten, wo sich die göttliche Urkraft, Natur genannt, gegen die Unbilde feindlicher Gewalten aufrafft und zur Crisis drängt, wo sie den Feind besiegt oder selber untergeht, dennoch möchte diese in einem kurzen, gemessenen Zeitraum verlaufende Reaction noch nicht zu den dunkelsten Partien des Menschheitsseins gezählt werden dürfen. Das chronische Siechthum, das Verkrüppeltsein, diese Spolirung des schöpferischen Ehrentempels, dieser hygeische Scandal, den die Spartaner mit dem Tode bestraften: das ist eine der demüthigendsten Erscheinungen in dem Gemälde menschlichen Daseins, menschlichen Elends, auf dessen Ursprung die Schrift mit Fingern hinweist, wenn sie spricht: „Gott rächt die Sünden der Väter an den Kindern bis in's tausendste Glied". Hier trifft die schöne Sentenz des großen Propheten unserer Zeit mehr noch wie beim einzelnen Individuum buchstäblich ein: „das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären"; und ein merkwürdiger Fingerzeig der naturgesetzlichen Unterscheidung zwischen menschlich-sittlichem und natur-dynamischem Fehl ist dem freien Seher dadurch gegeben, daß jener fortzeugt, dieser aber nicht.

Syphilitische Eltern z. B. vererben ihr Siechthum auf die Frucht; ob aber auch beide Eltern blind oder taub, oder gar mit einem Arm oder Bein geboren wurden, weil die Regenerations-Bedingungen beim Entstehen der Frucht in ihrem Verlauf gestört waren, so erbt die weitere Frucht dennoch den Mangel von den Eltern nicht, sondern tritt als rein erneutes Schöpfungsprodukt vollkommen ausgerüstet in dem Kreise der Geschlechtsgenossen auf. Hier aber, wie selten, spricht man mit vollem Rechte: sehet her, das ist Gottes Finger! Ja, ich sage euch: hier ist seine ganze Hand, die einen bedeutsamen Spruch seiner Offenbarung auf das rothe Blatt der lebendigen Schöpfung niederschrieb, die man das Fleisch nennt.

Obgleich diese Verkrüppelung oder dauernde Kränklichkeit Factum ist, so streitet doch der reine Vernunftbegriff dagegen, daß sie auch Nothwendigkeit sei; denn was Gott nach einem vollendeten Bilde erschuf, muß auch vollendet zur fortzeugenden Erscheinung werden können, so gut es die Gans oder das Murmelthier oder jedes andere Leben werden kann und wird.

Dieser Schluß ist, trotz aller Erfahrung vom Gegentheil, logisch richtig und eben so wahrhaftig, wie der einfachste Schluß, den es geben mag: z. B. alle Menschen sind geboren; ich bin ein Mensch, folglich

bin auch ich einmal geboren. Danach lautet jener Schluß etwa: alles von Gott erschaffene Wesen ist zu einer, seiner Bestimmung entsprechenden vollkommenen Organisation geschaffen; der Mensch ist ein erschaffenes Wesen, folglich ist auch er nicht zu krüppelhafter, kränklicher, sondern ursprünglich zu einer harmonisch-gesunden Organisation geschaffen. Der Unterschied ist dieser: solche harmonische Organisation sowohl des Leibes als des Geistes hängt im Menschen von Bedingungen ab, über die er selbst entscheidet, wogegen sie beim Thiere von Bedingungen abhängen, die schon vom Schöpfer durch das Geschenk der Triebe erfüllt sind.

Jene Selbstentscheidung über die Erfüllung der nothwendigen Bedingungen zur Darlebung eines gottwürdigen Leibes ist abermals der Vernunft zugeschoben, die sich über das, was sie nicht weiß, mit der Mutter Natur zu berathen hat, was freilich nicht möglich ist, wenn man die Vernunft in Banden schlägt und die Natur als Materie oder Fleisch in den Abgrund der Hölle verdammt. Dennoch ist dieser, in Letzterem bezeichnete Wahnsinn legitim, officiell; hernach wundert man sich über die Anarchie in dem ursprünglich rein geschaffenen Gottesreiche der Menschheit. Was ist da zu verwundern? Sobald das weise berechnete Resultat irgend einer Anordnung nicht mit der klar vorliegenden Absicht stimmt, ist nichts logischer als der Schluß: die Bedingungen zur Erzielung des beabsichtigten Resultats sind mangelhaft erfüllt worden. Ich bemerkte schon, daß die Triebe der Thiere der Vernunft des Menschen parallel gegenüber stehen. Man unterbreche nur gewaltsam die Triebthätigkeit des Thiers und es wird verkümmern, z. B. den Trieb der Vögel sich zu baden oder Erde zu fressen, beim Hunde die Befriedigung des Geschlechtstriebes, bei manchen andern Thieren den Gesellschaftstrieb ꝛc. Die Folgen stellen sich nicht so allgemein und frappant heraus, theils weil die Bedingungen zur Erhaltung der Gesundheit der Thiere sehr einfache sind, theils weil die Befriedigung derselben nur selten gestört wird; aber die Richtigkeit des Princips geht schon aus der Erscheinung hervor, daß die im Zustande der Freiheit, also der ungestörten Triebthätigkeit lebenden Thiere fast von keiner Krankheit wissen und entweder durch Alter oder Raub vom Dasein scheiden.

Diese, die Harmonie der Organe unter sich zur Darlebung eines reinen Schöpfungsbildes fördernde Triebthätigkeit bei vernunftlosen Geschöpfen wird in der Menschheit durch die rein erkennende und frei wählende Vernunft vertreten. Es heißt logisch geschlossen, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß eine allgemeine Herausbildung der reinen idealen Vernunft — wohin sich denn wirklich die Tendenzen unserer

jetzigen Zeit neigen — alle diejenigen Störungen der combinirten Organe unter sich beseitigen würden, als deren Resultat wir die Verkrüppelung und chronische Kränklichkeit in der menschlichen Gesellschaft an so unzähligen Personen auftreten sehen, eben so wie die geistigen Verkrüppelungen vor der erlösenden reinen Vernunft verschwinden müßten, wenn anders das höchste und erhabenste Werk Gottes: die Schöpfung des Menschen, irgend einen vernünftigen Sinn haben soll. Das aber wird wohl Niemand, der je zwei Gedanken an einander zu reihen verstand, leugnen wollen.

Diese unabweisbare Wahrheit in geistiger wie in fleischlicher Beziehung genommen, konnte, als auf die urtypische Darlebung des nicht minder gottgeheiligten sichtbaren Menschheitstheils, von der christlichen Mythe als Gepräge einer reinen Vernunftlehre unmöglich ignorirt werden, und ihre Fassung ist, der Größe und Bedeutsamkeit des Gegenstandes entsprechend, in keinem andern Momente ihrer mannigfachen Darstellungen so vielseitig und umfassend dargelegt, als gerade in diesem, der sich dem Tropus: „Gott schuf den Menschen sich zum Bilde" am nächsten anschließt, zumal wenn man hinsichtlich des materiellen Bildes bei dieser Fassung genau stehen bleibt, wogegen man in geistiger Beziehung den Ausdruck gern verändern und sagen kann: Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde.

Die Fassung und Darstellung der oben ausgesprochenen, aus Gottes wohlverstandenem Urplan unabweislich hervorgehenden Grundwahrheit ist von der christlichen Mythe einfach und verständlich in einem Complex von sich vielfältig wiederholenden Heilungen von Kranken und Krüppeln geschehen, wobei stets der Glaube an Christus, d. i. der Glaube an die Universal-Heilkraft der reinen Vernunft, eine bedeutsame Rolle spielt, da ohne den Glauben an die Heiligkeit und Wirksamkeit dieser aus Gott geborenen Urkraft auch keine Entwickelung und Darlebung denkbar und möglich ist. Augenscheinlich läßt die Mythe mit wundersamem Geschick die Allegorie gleichsam als Doppelbild von der Materie auch zu dem Geist hinüber spielen, um damit gleichsam anzudeuten, wie innig beide Theile zur Darlebung eines reinen menschheitlichen Gottgebildes verbunden sind. Vorzüglich aber spielen Auge und Ohr und auch ein gesunder Gebrauch der Gliedmaßen gegenüber den erlahmten eine bedeutsame Rolle. Während Christus in seinen Lehren und Sentenzen von Ohren, die da hören sollen, spricht; während er von Leuten redet, die Augen haben und doch nicht sehen, sondern in der Finsterniß sitzen; und endlich über die Lahmen und Krüppel am Geiste klagt, spielt die ausschmückende Mythe, in ihrer vorzugsweisen Beschäftigung mit der Ma-

terie des menschlichen Doppelwesens, die Allegorie auf das Gebiet der wirklichen, körperlichen Calamität hinüber und läßt den sichtbaren Ausdruck der reinen idealen Vernunft Wunderheilungen an Kranken vollbringen und Resultate eines natur- und vernunftwidrigen Lebens dermaßen vertilgen, daß das verkrüppelt gewesene Gebilde von da an in seiner urggesetzlichen Reinheit dasteht und wie die ganze Menschheit der göttlichen Uridee nach dastehen könnte und dastehen sollte, wenn die lautere Vernunft, wie es der Plan verlangt, im Menschen herausgebildet, als legitim anerkannt wäre und das Primat hätte; ein Verhältniß, wohin, wie gesagt, die Tendenzen unserer Zeit mit unverkennbarem Drange streben, indem die Vernunft sich ihrer ersten und unabweisbarsten Aufgabe unterzieht, die unmittelbar wirkenden Naturkräfte namentlich des Wassers, der Luft und der Elektricität zu enträthseln, die naturgesetzliche, sympathetische Wahlverwandtschaft derselben zu den Organismen des menschlichen Körpers festzustellen und die Wechselwirkungen beider vermittelst Action und Reaction als Heilmittel zu verwenden, abgesehen davon, was diätetisch in Rückkehr zur Natur geschieht, wohin z. B. Turnübungen, Wasserapplicationen, diätetische Maximen, unbeengende Kleidung u. dgl. zu rechnen sind. Ich könnte dieses Thema weiter ausführen, wenn ich nicht befürchten müßte, daß die noch immer viel zu beschränkte und einseitige Ansicht vom Christenthum ein so umfassendes Hinausführen desselben in den ihm so fernliegend scheinenden Naturkreis Manchen als eine verirrende Abschweifung entfesselter Phantasie erscheinen und das Interesse beeinträchtigen möchte.

Daß Christus die durch Krankheit und Siechthum erzeugte Entstellung des göttlichen Ideal-Urbildes im sichtbaren Menschen wirklich nicht als naturgesetzliche Nothwendigkeit betrachtete, sondern vielmehr, identisch mit meiner ausgesprochenen Ueberzeugung, dieselbe als natürliche Folge menschlicher Verirrung von den Vorschriften der beiden Verbündeten: Vernunft und Natur ansah, geht unwidersprechlich aus der Fassung der Mythisten hervor, die dem heilenden Christus öfter die Worte, zu den Patienten gesprochen, in den Mund legen: „deine Sünden sind dir vergeben.“ Christus, als Ausdruck der reinen Vernunft, konnte unmöglich die Ansicht unserer in Wahn befangenen religiösen Obscuranten theilen, nach welcher z. B. Einem der da stiehlt, etwa die Hand verdorrt, oder der falsch redet, stumm wird ꝛc.; sondern hier, gegenüber körperlicher Gebrechen, war nur die Rede von Vergehen gegen die von der Natur gestellten Bedingungen einer normalen Organisation, wie denn überhaupt die Worte „deine Sünden sind dir vergeben“ durchaus in keinem andern Falle einen vernünftigen Sinn

haben, als daß man mit denselben Folgendes ausdrücken will: „Daß du gesündigt, oder vielmehr richtiger gefehlt, gegen die Gesetze der Natur und die Gebote der Vernunft, ist nicht deine Schuld, sondern derer, die die Verpflichtung, dich aus dem geburtlichen Zustande der Thierheit zu erlösen und zu einem selbstbewußten Wesen herauszubilden, nicht erfüllt haben; du bist also nicht vollkommen zurechnungsfähig, und eben weil du dies nicht bist und solches von mir anerkannt wird, bin ich berechtigt, dir zu verkünden, daß deine begangenen Fehler dir nicht angerechnet, mit andern Worten: deine Sünden verziehen, vergeben sein sollen.“ Einen anderen Sinn der Sündenvergebung giebt es nicht, und eben dieser ist mit dem auf den Wolken der Zeit daher fahrenden und auf die Erde zurückkehrenden Christus der Neuzeit, nämlich mit der Humanität zu den Gerichtsstätten christlichweltlicher Obrigkeit vorgedrungen, denn sie erläßt die Strafe oder mildert sie, wo die Verwahrlosung des Angeklagten offen zu Tage liegt, und drückt dadurch wieder den Sinn aus: deine Sünden sind dir vergeben.

Diesen großen Haupt- und Kernmoment in jeder Religion- und Sittenlehre habe ich in meinem Buche der Verkündigung, Cap. 36, V. 23—27 folgendermaßen ausgedrückt: „Zu denen, die da gefallen sind, sage ich dieses an Gottes Statt: es ist kein Mensch auf Erden so mächtig, daß er euch eure Sünden vergeben könne; so trägt auch Niemand weder die Bürde des Geistes noch die Bürde des Leibes, welches beides heißet die Krankheit, an eines andern Statt; wahrlich es ist das eitel Mühen. Gedenket auch nicht, daß Gott gnädig sei, oder barmherzig, oder langmüthig, oder versöhnlich, denn solches Alles ist menschlich Wesen, das man erlernet in seines Herzens Wandelbarkeit. Gott ist unveränderlich, und was sein Wesen ist, kann keines Menschen Wesen sein. Des Sünders Trost, da er erwacht und schaut seine Erbärmlichkeit an, ist Gottes Gerechtigkeit, welche ist eins mit seiner Liebe; es hat derselbe aber keine Lust am Strafen, sondern erkennt der Thaten Herkunft und wäget darnach die Schuld. So getröste sich ein Jeglicher solcher Allkenntniß und strafe sich selber durch die wahrhaftige Besserung. Wisset: es ist Gottes Gerechtigkeit nicht gleich zu achten menschlicher Gerechtigkeit, denn diese ist nicht eins mit der Liebe und siehet nicht in das Verborgene, sondern auf das Nahe; nicht auf die Wurzel, sondern auf die Frucht; nicht auf die Kraft, sondern auf das Unterliegen; nicht auf das Mancherlei, sondern auf das Eine. Dazu ist ihr Wissen geringe und läßt sich trügen vom Schein; es kann dieselbige wohl gnädig sein, barmherzig und langmüthig, der Trost aber wohnet nicht bei ihr, sondern solcher ist allein Gottes. Gottes Gerech-

tigkeit aber ist so eins mit seiner Liebe, daß er nicht richtet nach dem Ende der That, sondern nach derselben Uranfang, dahin kein menschlich Auge schauet. So schreit denn oft die Welt: es geht dem Sünder wohl, wo ist Gott? Doch ist er mitten unter ihnen."

Den Beruf, von diesem Standpunkte aus die Sünden zu vergeben, hat auch der mythische Christus mit hellem Auge wohl erkannt, denn wahrlich, je höher, reiner, idealer die Vernunft herausgebildet wird, je klarer wird ihr die Unzurechnungsfähigkeit des großen verwahrlosten Haufens; mithin je weniger eigentlich sündhaft wird er erscheinen, denn je näher der Mensch dem Thiere steht — und durch Abtödtung der Vernunft kehrt er zum Thierzustand zurück — je weniger ist er fähig zu sündigen, wie denn der Löwe, der einen Menschen würgt, darum noch kein Mörder ist. Die Sündenschuld fällt auf die zurück, die den Menschen im Menschen tödten, die Vernunftverächter, die Prediger von der Gefangennehmung und Abtödtung der Vernunft.

Die christlich-mythischen Erzählungen fassen ihrer Natur nach das allgemein Menschliche in speciell-menschlichen Bildern auf; eine andere Fassung ist als Erzählung unmöglich, da eine jede derselben nothwendig benannte Personen gebraucht. Ein Mensch also, wie z. B. der Gelähmte am Teiche Bethesda, repräsentirt denjenigen Theil der Menschheit, der durch Ausschweifung und andere Laster vielleicht sich, vielleicht erst seine Nachkommen in den naturfeindlichen Zustand der Gliederlähmung versetzt, der unmöglich als urbedinglich nothwendig in den Schöpfungsplan verwebt gewesen sein kann. Ein allgemein naturharmonisches, mithin vernünftiges Leben muß den Urtypus des Menschheitsseins nothwendig wieder zur Erscheinung bringen, denn der Mensch als Körper ist ja durchaus nichts Anderes, als jeder andere organisirte Theil der Schöpfung, der jedesmal bei Erfüllung der normalen Existenz-Bedingungen ein reiner Ausdruck der göttlichen Schöpfungs-Absicht darleben wird. Mögen wir es also jetzt, in unserm entheiligten Zustande der Vernunfttödtung von Jugend auf, gleichwohl nicht erkennen, nicht genau nachweisen können, wie der menschliche Gesellschafts- und Existenz-Zustand geordnet werden müßte, um die Anomalie Krankheit gänzlich zu verbannen, so ist damit keineswegs gesagt, daß wir nicht zu dieser Erkenntniß kommen könnten. Der Blinde, der den rechten Weg nicht finden kann und darüber von seinem boshaften Begleiter etwa verspottet wird, kann allerdings in solchem Zustande nicht sagen, wo der Weg hinausführt; er schließt aber aus tausend Gründen, daß ein solcher vorhanden sei, und verlangt mit Recht: erst mache man mich frei von meiner Augenbinde, damit ich sehen kann, dann soll sich das Weitere

schon ergeben. Ueber allen Zweifel gewiß ist schon jetzt erkannt, daß seit Einführung der Medicin die Menschheit körperlich elender geworden ist und gänzliche Verbannung derselben und allgemeine Einführung der Naturheilweise Krankheiten bis auf ein Geringes verbannen würde.

Jene nothwendige Grundidee also, den eigentlichen göttlichen Nerv im Menschen, die Vernunft frei zu geben und die Bedingungen ihrer Darlebung zu erfüllen, um dadurch nicht allein einen gesunden Geist, sondern auch einen gesunden Leib darzuleben, zusammengefaßt: ein normales Menschheitsbild auf Erden darzustellen, wurde von den Mythisten in dem Bilde einer Berührung des Kranken mit dem Christus, oft auch in dem Ausgehen einer Kraft von ihm dargestellt, ganz so wie wir es, logisch schließend, der Kraft einer reinen idealen Vernunft zu eigen geben, daß von ihr eine Kraft ausgehe, die Gebrechen der Menschheit zu heilen, ihnen die Ursachen derselben, die Fehler, oder biblisch: die Sünden (also auch die Medicin-Sünden) der Verwahrlosung halber nicht zuzurechnen, mit anderen Worten ihnen ihre Sünden zu vergeben (nach der oben gegebenen Definition des Sinnes dieser Phrase).

Diese Heilkraft, die — freilich in der Mythe allegorisch — auf einen kurzen Zeitmoment zusammengedrängt wird, um das Göttliche des Heilprozesses eindringlicher zu versinnlichen, ist wahrhaft göttlich, indem die Kraft nur von dem Allerheiligsten im Menschen, von dem, welches seine Bildähnlichkeit mit Gott darstellt, einzig und allein ausgeht und ausgehen kann, da es das Waltende, Herrschende im Menschheitswesen ist, das alle möglichen Abirrungen überwältigend immer wieder in den Urplan einlenkt und, absehend von dem augenblicklichen Reiz, der in seinen Folgen verderblich wird, auf ein längeres und dauerhafteres Wohlsein abzweckt und das als Ziel verfolgt, was man schon hier als höhere Bedeutung des Glücks Seligkeit nennt und deren erster Keim sich vorzugsweise als ruhiges Bewußtsein kenntlich macht.

Ja, sollte gleichwohl der Mensch im Menschen so ganz ertödtet sein, daß nichts als das Thier zurückgeblieben, so ist es abermals die von außen herzutretende heilige Vernunft, die dem gestorbenen Geiste wieder Leben einzuhauchen vermag. Diese Wahrheit hat sich in unserer Zeit bis zum buchstäblichen Factum bewahrheitet, da man z. B. in Berlin mit Erfolg versucht hat, in gänzlichem Blödsinn verkommene Menschen auf Wegen der Intelligenz aus ihrem geisterstorbenen Zustande zu erwecken, und ihnen Bewußtsein und Denkkraft zurückgegeben.

Auch diese Wahrheit hat die Alles umfassende und allen Zeiten vorauseilende christliche Mythe in einem frappanten Bilde dargestellt, indem sie die uns Allen bekannte Erzählung von der Erweckung des

Lazarus zur Versinnlichung derselben erwählte. Können wir auch diese Fassung weniger auf das leibliche Menschheitswesen beziehen — obgleich es auch Individuen giebt, deren Leib schon der Verwesung anheimgefallen, während die thierische Seele noch nicht abgeschieden — so trifft die Allegorie doch um so präciser auf das geistige Menschheitswesen zu, da es wahrlich nicht Wenige giebt, die schon (wie die Mythe sich ausdrückt) stinken, dennoch durch die Wunderkraft der Vernunft zum Leben zurückgebracht werden können. Hiermit dürfte der, Manchem so schwierig und unlösbar erscheinende Moment der Krankenheilung dem Verständniß genügend dargelegt und als mythische Fassung mit den ewigen Wahrheiten der reinen Natur- und Vernunftanschauung identisch nachgewiesen sein, wie denn auch außer dieser Fassung die Krankenheilung nicht nur gar keinen Sinn hat, sondern als eine, in unserer lichter gewordenen Zeit in gegründeten Verruf gekommene Wunderdocterei die erhabene Christus-Idee profanirt und in den Staub irdischer Gemeinheit herabzieht.

19.

Die Austreibung böser Geister.

Mit dem Gesagten sind die anormalen Erscheinungen im Menschheitswesen keineswegs erledigt, sondern der höchste und fürchterlichste Grad der Entmenschung, zugleich auch die geheimnißvollste und räthselhafteste, nämlich der Wahnsinn, liegt unserer Betrachtung noch aufbehalten vor, und wir dürfen uns nicht enthalten, auf die Forderung der Philosophie, kein Moment im weiten Kreise der Erscheinungen zu ignoriren, einzugehen.

Der Wahnsinn ist eine Auflösung der rhythmischen Seelenthätigkeit des Menschen und unterscheidet sich von der Verdummung und Thierheit bei Verwahrlosten dadurch, daß er stets durch thatsächliche Reaction zur Erscheinung hervortritt, während dort nur das Gesetz der Bildung mangelhaft oder gar nicht erfüllt wurde. Deshalb darf man auch den Wahnsinn theoretisch, wenngleich die Mittel dazu noch lange nicht alle erkannt sind, als **heilbar** bezeichnen, während die thierische Verdummung — deren Sprach- und Handlungsweise mit jenem oft ganz gleich ist — nur eine Ergänzung des Versäumten bedingt und nur mittelst Erfüllung der urgesetzlichen Bildungs-Bedingungen beseitigt werden kann.

Gerade, weil der Wahnsinn Folge einer Reaction ist, die auf noch

nicht enträthselte Weise mit Erkrankung irgend welcher materiellen Gehirn-Organe in Verbindung steht, wird zur Heilung desselben die Pathologie herbeigezogen, während es Niemandem einfällt, thierisch verdummte Menschen, die der nothwendigen Bildung entbehrten, z. B. vermittelst Sturzbäder oder Senfpflaster gescheidt zu machen. Während also ein durch Hunger, Durst und sonstige mangelhafte Pflege verkümmerter Leib dem in thierischer Verdummung verkommenen Geist gleich zu achten, ist Dasselbe bei dem wirklich erkrankten Körper gegenüber dem Wahnsinn der Fall. Bei allen hier erwähnten Momenten einer anormalen Darlebung des Menschheitseins erscheint uns der Urtypus des göttlichen Schöpfungsplans im Menschen erloschen, und es tritt uns das grauenvolle Bild einer körperlich- oder seelisch-organischen Verrenkung entgegen. Bei keinem derselben aber ergreift uns die Erbärmlichkeit menschlicher Abirrung so zermalmend, als bei dem Wahnsinn, selbst wenn er nicht bis zur Tob- und Tollsucht gesteigert ist. Abermals sei hier die in heiligster Ueberzeugung wurzelnde Behauptung aufgestellt, daß, da in dem allweisen Urplan Gottes bei Darlebung seiner Menschen eine so jämmerliche Verrenkung des Geistes nicht als Absicht vorgelegen haben kann, die Ursache in demjenigen Bezirk des Menschheitswesens gesucht werden muß, wo er (der Mensch) selbst als Souverain zu herrschen berufen worden, wo er mit dem Rechte der Freiheit an Gotts Statt in die Naturgesetze gedoppelter Art eingreifen, Zweck und Mittel erwägen, sich letztere zur Glückseligkeit erwählen und Herr aller derjenigen Neigungen werden soll, die ihm als thierisch organisches Leibwesen angeboren wurden, damit er nicht als willenlose Maschine und mithin thierisch instinctiv, ohne Verdienst, die höchste Wesenstufe auf Erden einnehme, sondern als frei erkennendes und frei wählendes Geistwesen, welches Bedingungen zu erfüllen haben sollte, um irgend eines Lohnes würdig zu sein.

Blicken wir auf die bekannten Ursachen des Wahnsinns, so entsteht die Frage: was tritt nns als solche vornehmlich entgegen? Maßloser Kummer über plötzliche oder allmähliche Verluste, Entbehrungen gewohnter oder erwünschter Genüsse, verletzter Ehrgeiz oder Eitelkeit, unglückliche Liebe, unmäßiger Genuß sinnlicher Freuden, maßlose Speculation über unlösbare oder doch die Geisteskraft übersteigende technische oder sonst wissenschaftliche Probleme u. s. w., vor Allem aber falsche Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen, wie solche eine ausschweifende Phantasie und mißverstandene Lehre — da man gleich Pygmalion einem Bilde lebendigen Odem einzublasen vergeblich sich be-

müht — auf dem Gebiete der Religion, namentlich der christlichen, den schwachen Geistern entgegenzuführen vermessen genug sind.

Aller Wahnsinn dürfte seiner Veranlassung nach unter irgend einer der oben benannten Rubriken summirt werden dürfen, wie sehr auch die Symptome von einander abweichen mögen. Dieser nicht abzuleugnenden Erscheinung stelle ich einleitend als Gegensatz die einzige Frage gegenüber: wo ist jemals ein Weltweiser, ein wirklicher gründlicher Philosoph, dessen Name, auf die Nachwelt kommend, seine wirkliche Weisheit documentirte, wahnsinnig geworden, es sei denn, daß etwa eine körperliche Verletzung oder Krankheit die Veranlassung dazu gewesen wäre? Was ist aber, worin besteht die reine Philosophie anders als in einem Streben nach Weisheit, und was ist Weisheit anders als die naturgemäße Herausbildung der reinen Vernunft? Wer also zuerst frevelte gegen dieses Allerheiligste in dem erhabenen Tempel göttlicher Liebe und Weisheit (im Menschen), wer die Vernunft zuerst verachtete, ihre Gesetze und Rechte in den Staub trat und sich vermaß, das einzige Moment der Gottähnlichkeit mit Fesseln des Aberwitzes zu umschlingen, das Panier der Unvernunft zu erheben und das Allerheiligste in den Koth zu ziehen, der lud die fürchterliche Verantwortung auf sich, den Wahnsinn gepredigt zu haben. Er wagte das gefährliche Spiel, die Larve eines scheußlichen Wurmes in die menschliche Seele niederzulegen, zu deren Ausbrütung es nur besonders begünstigender Umstände bedarf, und statt eines Meisterstücks der Schöpfung steht dann ein höhnendes Scheusal da, das weder einem Menschen noch einem Thiere gleicht, sondern gleichsam etwas Drittes, Krankhaftes, sozusagen einen Dämon, einen von Gott und seiner heiligen Ordnung abgefallenen Geist darstellt, dem nur noch die todten Zeichen der Sprache, nicht aber ihr Sinn und ihre folgerechten Gedanken ferner zu Gebote stehen. Trägt nun die Vernunft selbst in ihrer kränklichen Verkümmerung, wie wir es täglich vor Augen haben, immer noch das Maal ihrer göttlichen Abkunft an sich, indem sie auch so die Hauptgesetze des Geisteslebens erfüllt, da nur einzelne Funktionen des Denkvermögens gestört sind, ähnlich wie in einem kränkelnden Körper die analogen Lebensorgane, so ist dagegen der Wahnsinn als ein geistiger, dem normalen Gottheitsbilde entfremdeter und in dem Naturgesetzkreise nicht nothwendiger Tod zu betrachten, wo sich alle Thätigkeiten in völlig anarchischer Auflösung befinden, während der materielle Träger, der Leib, seine thierischen Funktionen noch so lange ungestört fortsetzt, bis der gestorbene Geist durch eine excessive naturwidrige Behandlung das Leibwesen mit sich in's Verderben hinab reißt.

Indem aber der göttlich-weise geordnete Naturgesetzkreis den Wahnsinn als keine Nothwendigkeit, sondern nur als Möglichkeit in sich aufgenommen, gleichsam als Strafe für die Nichterfüllung der reinen Menschheitsbedingungen, die sich immer wieder auf die reinen Vernunftgesetze zurückführen lassen, muß er als etwas außerhalb der ordentlichen, normalen Naturgesetze Liegendes, Feindliches betrachtet werden, zumal er sich immer als Reaction, als Rückschritt von, nicht als Zurückbleiben in der Vernunftbildung ausweist. Die reine ideale Vernunft und der effectiv ausgebildete Wahnsinn stehen sich also als Extreme schroff gegenüber, verhalten sich aber zu einander wie Leben und Tod, Aufbauung und Zerstörung, Gesetzlichkeit und Anarchie, Sein und Nichtsein, oder vielmehr wie Erhaltung und Zerstörung, welche Gegensätze denn die christliche Mythe in ihrer orientalischen Weise (der leichteren Faßlichkeit halber), Alles zu personifiziren, unter den beiden synthetisch-verkörperten Begriffen Christus und dem Teufel (nach unserer Auffassung als Vernunft und Unvernunft) darstellt. Letzteren wieder an sich analytisch behandelt und so zerlegt, daß er in mehreren Personen zugleich auftreten könne, nannten andere Völker Dämonen, d. h. mit anderen Worten, einen prägnant hervortretenden einzelnen Theil des allgemeinen, als Möglichkeit gegebenen Gegensatzes gegen die göttliche Normalität in der Erscheinungswelt, jedoch eigentlich nur in der zur Freiheit geborenen menschlichen, weil Alles, was außer deren Berührungskreisen in die Erscheinung tritt, normal genannt werden muß, da es zu dem Ganzen als Nothwendigkeit und nicht nur als Möglichkeit gehört.

Bei sorgfältiger Prüfung und richtiger Würdigung des Wahnsinns kann man jedoch nicht verkennen, daß die Erscheinung desselben fast präcis mit jenem Zustande eines menschlichen Individuums zusammentrifft, in welchem die menschlichen Bildungsbedingungen gänzlich unerfüllt bleiben, wie man es bei frühzeitig unter Thiere gerathenen und mit ihnen großgewachsenen menschlichen Wesen beobachtet hat. Der Wahnsinn ist also gewissermaßen als ein völliges Zurückspringen von dem menschlichen auf den thierischen Standpunkt und mithin als ein Auslöschen des Menschheitsbildes zu betrachten, mit welchem das Selbstbewußtsein verloren geht, wogegen jedoch, wie bei jedem erloschenen Bilde, noch die matten Conturen (bei dem Wahnsinnigen die Sprache und einzelne verworren anklingende Erinnerungen) zurückbleiben. Ein solches Wesen ist in gewissem Sinne als eine von Gott, d. h. von seiner naturgesetzlichen Ordnung vollends abgefallene Einzelschöpfung zu betrachten; es ist der krasseste Gegensatz gegen das, was Gott mit dem Menschen gewollt hat. Einen solchen directen Gegensatz classificirt die christliche

Mythe unter dem Namen **Teufel**, sowohl was den Gesammtbegriff des Gegensatzes betrifft, wie auch im Einzelnen, weshalb man von einem Wahnsinnigen sagte, er sei vom Teufel besessen, d. h. die belebende Kraft, die in diesem menschlichen Körper wohnt und wirkt, ist nicht das zur Gottähnlichkeit bestimmte Menschenwesen, kein reiner, durch die Vernunft geadelter Geist, sondern ein der göttlichen Idee völlig entfremdetes Etwas, ein schroffer Gegensatz, gleichsam — um in einem Bilde zu reden — wie ein verdorrtes oder verfaultes Glied (z. B. die Hand) den Gegensatz zu einem gesunden und kräftigen bildet.

In dieser Bezeichnung Teufel, insofern sie den Gegensatz gegen das Ideal-Menschliche, das rein Vernünftige, Gesunde, Normale ausdrückt, liegt durchaus nichts der Vernunft Anstößiges, denn nur da ist der Begriff Teufel eine Absurdität, wo man ihn als concrete Persönlichkeit und an Macht mit Gott gleich statuirt, wovon aber auch die christliche Mythe nichts weiß, sondern mit demselben immer nur die einzelnen Gegensätze gegen das vernünftig-normale Menschwesen bezeichnet, wie ich es auch schon in der Versuchungsgeschichte zur Genüge dargelegt habe.

Wie in der ganzen Erscheinungswelt das Anormale, das der Naturgesetzlichkeit Entgegengesetzte nur als vereinzelte Erscheinung auftritt und namentlich die absolut-extremen Gegensätze gegen die göttliche Norm nur sehr selten vorkommen, und wie es ewig gewiß ist, daß diese, identisch mit der reinen Vernunft, immerdar die Suprematie behaupten wird und behaupten muß, wenn die göttliche Schöpfung nicht in Anarchie zusammensinken soll: so auch wird und muß die menschliche Vernunft, namentlich wenn wir uns das Ideal derselben vergegenwärtigen, diejenige Kraft in sich enthalten, deren sie bedarf, die Erscheinung des Wahnsinns, welche nur eine **Möglichkeit**, keine **Nothwendigkeit** ist, aus den menschlichen Daseinskreisen zu verbannen, den fürchterlichen, antigöttlichen Gegensatz auszulöschen, christlich mythisch gesprochen: den Teufel auszutreiben. Und in der That, er wird verschwinden, sobald die Vernunft erst einmal einige Jahrhunderte den Herrscherthron auf Erden bestiegen hat. Bis dahin freilich klammern sich die die Menschheit peinigenden Dämonen der Unvernunft noch mit Angst und Bangen an ihr altes, gewohntes Besitzthum; sie verfallen in Zittern und Zagen, wenn sie die Vernunft nur nennen hören, und schreien Zeter über das Licht, das ihren blöden Augen schmerzt. Ja, einige der neuesten, bis in unsere Zeit hereinragende Dämonen dieser Gattung, die wir als Pfaffenthum zu bezeichnen pflegen, schreien sogar über **Vernunftkoller** und beten den Teufel, d. i. die Unvernunft an, flehend, daß er alle Menschen doch in ihren Banden erhalten möge, deren äußerste Consequenz der Wahnsinn

ist. Als einen besonderen Zweig eines solchen Völkerwahnsinns betrachten und bezeichnen wir auch den Glauben an die Heilkraft der Medicin, wo man durch die naturfeindlichsten Gifte Gesundheit zu schaffen wähnt und dadurch unsägliches Unglück und Elend unter der Menschheit verbreitet. Auch dieser Wahnsinn, der heute leider noch die Sanction der Gewalthaber hat, wird dereinst verschwinden, wenn die Vernunft in ihre legitimen Rechte eingesetzt sein wird.

Jene fürchterliche Empörung gegen Gott und göttliche Gesetze ist freilich leider sehr alt; die christliche Mythe faßt solche betrübende Erscheinung wie deren Verbildlichung unter Anderm in folgender prägnanten Mythe zusammen:

„Und er (Christus) kam jenseit des Meeres in die Gegend der Gergesener. Da liefen ihm entgegen zween Besessene, die kamen aus den Todtengräbern und waren sehr grimmig, also daß Niemand dieselbe Straße wandeln konnte. Und siehe, sie schrien und sprachen: Ach Jesu, du Sohn Gottes, was haben wir mit dir zu thun? Bist du hergekommen uns zu quälen, ehe denn es Zeit ist? — Es war aber ferne von ihnen eine große Heerde Säue an der Weide. Da baten ihn die Teufel und, sprachen: willst du uns austreiben, so erlaube uns, in die Heerde Säue zu fahren. Und er sprach: fahret hin. Da fuhren sie aus und fuhren in die Heerde Säue. Und siehe, die ganze Heerde Säue stürzte sich mit einem Sturm in's Meer und ersoffen im Wasser rc."

Diese Mythe, nicht als Allegorie, sondern als gelebte Wirklichkeit aufgefaßt, wie es theologischer Unverstand zum größten Scandal der Wissenschaft bis in die neueste Zeit herein versucht, hat durchaus keinen Sinn und enthält weder ein philosophisches noch moralisches Moment; wogegen die Erzählung, wie es augenscheinlich geschehen soll, als Allegorie genommen, von tiefster Bedeutung für die Geisteskultur-Interessen, für die nothwendige Fortbildung der Menschheit, ihrem Ideale entgegen, ist. Das Verständniß derselben geht aus der vorhergegangenen Deduction des Wahnsinns größtentheils schon an sich auf das Klarste hervor und nur einzelne Momente der Fassung bedürfen noch einer Definition, um das ganze Bild in seiner vollendeten Klarheit jedem Begriffe zugänglich zu machen.

Mit unserer Auffassung des Wahnsinns als gestorbener Geist, in treffendster Uebereinstimmung und in feinster Allegorie aufgehend, sagt der Mythist: Die Besessenen kamen aus den Gräbern; denn der Wahnsinnige, obgleich fleischlich lebend, gehört dennoch geistig zu den Todten, zu den Gestorbenen. Und um die Contraste: Leben und Tod, reinste Vernunft und Wahnsinn, Göttliches und Teuflisches, Gesetzliches und

Ungesetzliches einander gegenüber zu stellen und an den Extremen eine furchtbar-eindringliche Lehre darzulegen, bringt der Mythist die vom Teufel Besessenen, d. i. die Erscheinung des Anti-Göttlichen in menschlicher Gestalt, mit Christus, dem reinen Urbilde der menschlich-göttlichen Vernunft, ebenfalls in menschlicher Gestalt in Berührung, um das Herrliche, was der Mensch seiner Bestimmung nach werden soll, und das Scheusal-Gleiche, was er werden kann, in den abschreckend-contrastirenden Beispielen zu versinnlichen. Der Mythist (ich wählte die vollständigere Matthäische Version) setzt ohne Weiteres, ganz im Charakter der Allegorie, die Bekanntschaft beider Parteien voraus und läßt die Besessenen, als ob es nur einer wäre oder als hätten sie ihr Pensum auswendig gelernt, ihren natürlichen Gegner „Sohn Gottes" nennen, was anderweitig noch gar nicht vorgekommen; Beweis genug, daß es sich hier nicht um ein Factum, eine Thatsache, sondern einzig nur um die passende Einkleidung einer tiefbedeutsamen Idee handelt, nämlich die Extreme von reinster Vernunft und krassester Unvernunft, von Weisheit und Wahnsinn, oder wörtlich: von Christus und Teufel einander gegenüber zu stellen. Der Mythist personificirt also das gute und das böse Prinzip, das zur Menschheitswürde rein und lauter herausgebildete Irdisch-Göttliche und das zum thierisch-corrumpirten Unwesen zurückgesunkene Menschheitsbild, anders ausgedrückt: das Irdisch-Teuflische, dem urschöpferisch eine gleiche Bestimmung wie jenem zuertheilt war. Er läßt letzterem, was in der Wirklichkeit nie vorkommen wird, dem reinen Gottmenschen, der idealen Vernunft, mit hinzugefügter idealer Bezeichnung: Sohn Gottes, die Suprematie über das bis zum Extrem verderbte Wesen zuerkennen und ihm zurufen: „was haben wir mit dir zu thun? Bist du hergekommen, uns zu quälen, ehe denn es Zeit ist?" Diesem Zuruf liegt ein tief bedeutsamer Sinn zum Grunde. Was haben wir mit dir zu thun? fragen die Teufel, d. i. mit andern Worten: welche Gemeinschaft hat das so gänzlich erloschene Menschheitsbild noch mit dem höchsten, idealsten Menschsein? Und liegt nicht sogar das normale Schöpfungsgebilde, das Thierwesen, zwischen diesen beiden Extremen? Ist eine zum Wahnsinn verkrüppelte Menschenseele nicht tief unter das Thier herabgesunken, das in seinen Trieben einen reinen und ungetrübten Ausdruck des heiligen Willens Gottes des Schöpfers darlebt? Was hat die höchste menschliche, gottähnliche Weisheit noch für Merkmale, für Aehnlichkeiten mit einer so bodenlosen Entartung? Dieses Bewußtsein wird zwar nie in einem Wahnsinnigen solcher Art, wie die Mythe sie vorführt, in der Wirklichkeit auftauchen; aber darum handelt es sich ja auch durchaus nicht, sondern die mythische Poesie schafft sich

willkürlich die Gebilde zur Verkörperung ihrer höchst sinnreichen Idee, und sie allein ist es, die die Frage aufwirft: was haben beide Erscheinungen noch mit einander gemein? was soll es, sie mit einander in Berührung zu bringen? Diese Fragen stehen ganz in dem Sinne da, wie sich die verstockte Unvernunft seit jeher der Vernunft gegenüber betragen hat, von welcher sie nie etwas wissen, nichts mit ihr zu thun haben will, sondern es vorzieht, in ihrer Erbärmlichkeit zu verweilen.

In diesem Sinne führt der Mythist denn auch die Allegorie weiter fort, indem er die Teufel, die Feinde der Vernunft, die sich der Oberherrschaft ihrer Gegnerin indeß recht gut bewußt sind, weiter fragen läßt: „bist du gekommen, uns zu quälen, ehe denn die Zeit gekommen ist?“ Immer deutlicher tritt hiermit die universelle Auffassung des Mythisten hervor, indem er den Standpunkt der damaligen Menschheit versinnlicht, die allerdings in einen partiellen Wahnsinn verfallen, in Unvernunft und consequent in Laster, ja man darf sagen, in viehische Laster tief versunken war, so daß man behaupten darf, zwischen dogmisch-ceremonieller Narrheit und thierisch-menschlichen Lastern und Ausschweifungen, nebst kriegerischen und justitiellen Grausamkeiten war kaum ein irgend leidliches Menschenbild zu finden, da selbst die Essäer, wie wir gesehen, sich in extravaganter Ascese gefielen und für Vernunft ausgaben, was nichts als vernunftwidrige Albernheit war. Aus diesem Zustande die Menschheit zu erlösen, war aber die große erhabene Absicht Christi, wie es überhaupt die Aufgabe der reinen Vernunft ist, solche Erlösung immer weiter zu führen.

Die unvollendete Menschheit, in ihrer Majorität noch immer Vernunftverächterin, vor Allem der wahnsinnige Pöbel, gefällt sich in dem Zustande der Verworfenheit und entzieht sich schimpfend und scheltend der Disciplin der Vernunft, weil ihm dieselbe unbequem ist, weshalb er auch, wie die Sau in der Lache, Denjenigen angrunzt, der sie daraus zu vertreiben sucht. In gleichem Sinne legt der Mythist den Besessenen die Worte in den Mund: „bist du gekommen, uns zu quälen, ehe denn es Zeit ist?“ Und spricht denn nicht selbst im Einzelnen das Laster, die vernunftschändende Thorheit, gewöhnlich: es ist ja noch Zeit genug, vernünftig zu werden, warum soll ich mir jetzt schon Fesseln anlegen? Viel mehr noch reden in socher Weise ganze Völker bis in die neueste Zeit, und die Franzosen haben das Geständniß mit dem bekannten Spruche abgelegt, den sie noch heute oft genug citiren: après nous le déluge. Ja, jenes Wort: „ehe es Zeit ist“ darf man mit Recht eine der fluchwürdigsten Teufeleien nennen, die die Welt nicht aus der Stelle kommen läßt und als die eigentliche Wurzel des jämmerlichen

Conservatismus betrachtet werden darf, an dem wir seit Jahrtausenden laboriren.

Wahrlich, nicht prophetisch-schlagender hätte der Mythist die unsterbliche Teufelei reden lassen können, als eben mit jenen Worten: bist du gekommen, uns zu quälen, ehe denn es Zeit ist? Leider kommt für den Teufel des Conservatismus die Zeit nie, sondern er schiebt die Besserung immer und ewig hinaus, und die Menschheit würde nie von der Stelle kommen, wenn nicht Christus (d. i. die Vernunft) viel mächtiger als seine Feinde und ihm die Kraft gegeben wäre, die Teufel auszutreiben, wie fest sie sich auch eingenistet haben mögen. In der That kann es dem Beobachter nicht entgehen, daß die wahnsinnigen Vernunftfeinde und Vernunftverächter die auf die Dauer unabweisbaren Forderungen der immer neu auf Anerkennung dringenden Lichtfreunde, welche die Natur und Wissenschaft für sich haben, als eine Qual betrachten, der sie sich mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu erwehren suchen; und wenn sie nicht weiter können, so haben sie die Ausrede: es ist noch zu früh, es ist noch nicht an der Zeit, man muß nichts überstürzen u. s. w. So ist es von jeher gewesen und wird es noch lange bleiben. Das wissen wir, das hören wir täglich, und das wußte auch schon der Mythist; und eben deshalb legte er den vom Unvernunftsteufel Besessenen die Phrase in den Mund: „willst du uns quälen, ehe denn es Zeit ist?"

Hierauf führt aber der kecke Mythist seine Allegorie noch einen Schritt weiter. Er stellt dem Doppelbilde, der reinen idealen Menschheit und dem Extrem desselben, dem entartetsten Menschheitsbilde, dem Wahnsinn, ein drittes organisches Wesen aus dem Thierreich gegenüber, und zwar in einer Gattung, die namentlich für die jüdische Nation zu den allerverachtetsten gehörte. Er stellt sich die Aufgabe, in einem Bilde darzuthun, daß ein der Vernunft entkleidetes menschliches Wesen viel mehr Verwandtschaft mit dem niedrigsten verachtetsten Thiere, als mit dem Geschlechte habe, welchem er der Naturordnung nach angehört, um so den Abscheu gegen die fürchterliche Sünde der Vernunftverachtung in einem frappanten Bilde wieder zu geben. Er läßt daher die gefallenen Geister, die er Teufel nennt, das Gesuch an ihren natürlichen Oberherrn, die reine Vernunft, stellen, ihnen zu erlauben, Wohnung in denjenigen Leibern zu nehmen, denen sie viel eher angehörten als dem Menschheitsbilde, das durch solche ihres göttlichen Maalzeichens verlustige Seelen nur entweiht, entwürdigt werde. Und Christus pflichtet dieser Ansicht durch die einfachen Worte bei: „fahret hin!" So kurz und bündig stellt der Mythist eine der größten und warnendsten philo-

sophischen Wahrheiten verkörpert dar, die jedoch abermals einer Steigerung fähig ist. Weil es nämlich gewiß und wahrhaftig ist, daß der durch Vernunfttödtung dem Wahnsinn überlieferte Mensch, indem er sich von Gott und seiner Ordnung lossagt, tief unter dem Thiere steht, das in seiner gesetzlichen Vernunftlosigkeit ein reiner Ausdruck der göttlichen Ordnung ist und bleibt, und durch die Triebe getragen und für das Versagte entschädigt wird, so läßt er die Heerde Säue selbst noch zu gut sein für eine Gemeinschaft mit so entgöttlichten, aller Naturgesetzlichkeit Hohn sprechenden Wesen, als es in Wahnsinn oder Vernunftlosigkeit verfallene Menschengeister sind; und sie sträuben sich vor und entziehen sich der Gemeinschaft mit den Teufeln in Menschengestalt, indem sie sich in das Wasser stürzen und ersaufen.

Diese mythisch-allegorische Fassung ist so eindringlicher und verständlicher Art, daß sie nur von einem tief in das Wesen menschlicher Dinge eingedrungenen Geist ausgegangen sein kann, der die hohe, göttliche Würde der Vernunft mit Begeisterung erfaßt hatte und sie der Menschheit nicht dringend genug an das Herz legen zu können meinte. Eben darum ist diese so vielfach mißverstandene und mißdeutete Partie der christlichen Mythe von der größten und heiligsten Bedeutung und kann ihre Wirkung nicht verfehlen, wenn sie nach obiger Anleitung richtig erfaßt und der zu Tage geförderte Sinn den Gemüthern tief eingeprägt wird zur eindringlichen Warnung gegen Vernunftverachtung und zur Ermunterung und Stärkung im Kampfe gegen die feindliche Schaar, die alle erdenkbare Mittel aufbietet, die Menschheit zu jenem Zustande zurückzuführen, der uns tief unter das verachtetste der Thiere versetzt, indem er das reingöttliche Menschheitsbild zu einer Fratze verstellt.

Dieser Kampf ist rein christlich, und die Menschheit dazu anzureizen, anzuleiten und voranzugehen, das ist die Aufgabe jedes an Geist gesunden, denkenden Menschen. Dazu möge Gott uns Kraft und Stärke verleihen, auf daß wir endlich den Sieg gewinnen und die Welt erkenne, daß christlich sein nichts Anderes heiße, als vernünftig sein.

20.

Christi Verklärung.

Bekanntlich kleidete die tiefsinnige, das ganze geistige Gebiet durchdringende christliche Mythe die einfachsten wie die complicirtesten menschlich-göttlichen Wahrheiten in wundersame Bilder, um sie so der Mit- und Nachwelt, ja dem fernsten Enkel zu gutem Verständniß zu überliefern,

da der damalige orientalische Zeitgeist eine möglichst reelle, anschauliche Fassung für das ätherische Wesen philosophischer Wahrheiten begehrte, um sie also aufzubewahren für Stunden contemplativer Ruhe, in welchen die Stimmung geeignet wäre, das Schatzkästlein der Allegorie zu erschließen und Köstlichkeiten edler Gedanken und Wahrheiten daraus hervorzunehmen und zu beschauen. Diese Kunst des Erschließens erscheint freilich im Laufe der Zeit gerade bei Denen, die dazu durch Stand und Amt berufen und besoldet sind, schmählich verkümmert bis auf diesen Tag. Immer aber ist es auf dem Gebiete der christlichen Mythe die ideale Vernunft nach allen Seiten und Richtungen, welcher die Verherrlichung in ihrem sichtbaren Repräsentanten Christus galt, wofür die Belege mit dem bisher Gesagten noch lange nicht abgeschlossen sind.

Die zunächst liegende und dem Wesen der idealen Vernunft am genügendsten entsprechende Materie ist das Licht, und nächst diesem, was demselben verwandt, das Auge, dem eben nur durch Licht, durch Beleuchtung in der materiellen Welt, die Gegenstände in ihren einzelnen Theilen, Formen und Farben zur Erscheinung hervortreten und der Erkenntniß dargelegt werden, was vorher in der Finsterniß verborgen war. Gerade so ist es mit jener Geisteskraft, die wir Vernunft nennen und der gegenüber als Finsterniß die thierische Verdummung liegt, in welcher ursprünglich auch der geistreichste Mensch dahin brütete. Erst mit der erweckten und erwachenden Vernunft verzieht sich der verhüllende Nebel des Nichtbewußtseins vor dem, was als Gottgedanke das Wesen der Welt und der einzelnen Dinge sowohl im Sein als im Sollen ausmacht und mit dem sich die Gedanken- und Körperthätigkeit in Harmonie zu setzen hat, um sich als freigelassenes Wesen in den allgemeinen Welt- und den besonderen Menschheitsplan einzuleben und so die Absicht Gottes, die er mit seiner Menschenberufung gehabt, zu einer Realität, zu einer Wirklichkeit zu machen.

Wie nun das materielle Licht, die ätherische Substanz, ohne welche die Welt ein undenkbares Chaos, ein Nichts in Etwas wäre, nicht plötzlich hervorbricht, sondern sich allmählich erhebt, klärt und die Schwester-Substanz, die Wärme, entwickelt, um Wesen zu zeugen, zu erwecken, wachsen und gedeihen zu machen, eben so stellt sich das geistige Licht nicht plötzlich in der Menschenseele dar, sondern will allmählich gefördert und dem höchsten Grade der Vollendung, dem Mittag der Geisteshöhe, dem Gemüth entgegengeführt sein.

Diese Erweckung und Darlebung des geistigen Lichts ist urgesetzlich die Aufgabe und Bestimmung jedes einzelnen Menschen wie der ganzen

Menschheit, was daraus zu schließen und als absolute Wahrheit, als Axiom anzuerkennen, weil nirgend in dem ganzen Bereiche der Schöpfung die Möglichkeit einer Ausbildung, eines Fortschritts oder einer Vervollkommnung ursprünglich anerschaffen worden, wo deren Vollzug, deren Realisirung nicht vernünftiger Weise als gesetzlich anerkannt werden müßte, wie denn auch im Reiche der Materie dieses Gesetz nur durch gewaltsame Hemmungen unerfüllt bleibt, im Zustande der ungetrübten Naturfreiheit sich aber stets von selbst erfüllt.

So muß man vernünftiger Weise als positivstes Axiom anerkennen, daß der Zustand tiefer Verdummung, Bewußtlosigkeit und das Verbleiben in Thorheit, eben weil es Verbleiben und nicht gesetzliches Fortschreiten ist, ein ungesetzlicher Zustand sei, der mit der Absicht des Schöpfers im entschiedensten Widerspruch steht. Deshalb ist es auch die erste Sittenpflicht, gegen jede Gewalt, welche sich der Erfüllung jenes Gesetzes entgegenstemmt, zu protestiren und im Dienste der Universal-Gottesmacht jede dahin einschlagende Störung zu bekämpfen, um der Urgesetzlichkeit zu ihrem Rechte zu verhelfen. Um dies zu vermögen, ist es nothwendig, selbst das Joch der geistigen Finsterniß abzuschütteln, dem Ideale der reinen Vernunft nachzustreben und dessen Art und Sein an der Natur der Dinge in ihrem gesetzlichen Wesen abzumessen.

Es ist ein eigenthümlicher, aber leicht erklärlicher Weg, den die, durch Belehrung, Ermahnung und Beispiel im Reiche der Moral und Intelligenz herrschenden Geister von jeher einschlugen, dem nicht sinnlich Wahrnehmbaren, den geistig construirten Lehrsätzen, Sentenzen, philosophischen Wahrheiten und was sonst in das Reich des Uebersinnlichen gehört, dadurch faßlich, begreiflich, eindringlich und annehmbar zu machen, daß man demselben ein seinem Inhalte entsprechendes, sinnliches Object, gleichsam zur Abspiegelung entgegenhielt, damit dem vorwiegend sinnlich geschaffenen Menschen von schwächerer Geisteskraft eine Brücke zum Verständniß gebaut werde, auf welcher er leichten Fußes vom Sinnlichen zum parallelen Uebersinnlichen hin- und herwandeln und so der Wege gewohnt werde, die von dem lichten, traulichen Spielplatze der sinnlich angeschauten Welt in die erhabene, der Sinnlichkeit entfremdete Welt des Geistigen führt, wie ich Solches in höchster Potenz in der christlichen Mythe vorgefunden und am andern Orte dem Verständniß nachgewiesen habe, um die bisherigen Widersprüche in die vollendetste Harmonie aufzulösen.

Ein solches, seiner Wahrheit nach paralleles Bild (die Wissenschaft nennt es terminus medius zwischen dem Abstracten und Concreten)

für den Begriff Vernunft an sich ist, wie schon gesagt, das Licht: ein Körper, der in seiner unendlichen, unwägbaren Feinheit, in seinem ätherischen Wesen, seiner der Gedankenschnelle am nächsten kommenden Bewegung seinem segnenden Einfluß auf Ergänzung und Ausschmückung mittelst Farben, wie seiner Kraft der Enthüllung und Inkenntnißsetzung allerdings dem denkenden und Gedanken spendenden Geiste am nächsten verwandt ist. Dennoch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß mit der Bezeichnung Licht bedeutend Verschiedenes gemeint und z. B. zwischen einem Irrlicht und einer Sonne eine große Stufenleiter befindlich ist. Eben weil diese Differenz besteht, weil der Grad der Erleuchtung dem der Erkenntniß und der Grad der Erwärmung dem der Erzeugung, dem Handeln adäquat ist, giebt es kein dem Wesen der menschlichen Vernunft entsprechenderes Bild, als das Licht; alle die verschiedenen Stufen von der leisesten Dämmerung bis zur höchsten Intensität des Sonnenlichtes, oder, um unserem Zweck näher zu kommen: bis zur höchsten Verklärung, können auch in dem Bestande der menschlichen Vernunft nachgewiesen werden. Beide: Subject und Object, Sinn und Allegorie, geistig Gesetztes und materiell Verbildlichtes, oder wörtlich: Vernunft und Licht unterliegen auch einer und derselben Naturbedingung der stufenweisen Entwickelung, deren Extreme man wohl mit Dämmerung und Verklärung bezeichnen dürfte und zu bezeichnen sich gewöhnt hat.

Der leiseste Keim der Vernunft in seiner Entwickelung ist Dämmerung, die höchstmögliche Vollendung das Ideal derselben Verklärung, nach welcher zu streben die Aufgabe jedes zur Vernunft geborenen, d. i. menschlichen Wesens Aufgabe und Bestimmung, indem in ihm, wie in jedem geschaffenen organischen Wesen mit der Vollendung erst die Absicht des Schöpfers erfüllt, der Kreislauf in dem Gesetzkreise abgeschlossen ist. Zu diesem Abschluß zu kommen, den höchstmöglichen Grad der Vernunft in sich darzustellen, ist die Aufgabe jedes Menschen, weil er wie jedes andere organische, aus Gottes Hand hervorgegangene Wesen zur Erreichung einer Vollendung geboren ist.

Die Möglichkeit dieser Vollendung ist nun in Christus als in einem Bilde, näher bezeichnet, in einem Vorbilde dargestellt, dem wir nach ausdrücklicher Forderung nicht nur des Evangeliums sondern auch der gesunden Logik nachzustreben haben. Der Moment aber, wo in Christus diese Vollendung geschehen ist — denn auch er mußte als Mensch den Weg der Entwickelung nothwendiger Weise durchschreiten — ist von den Mythisten in einer anschaulichen und der Erinnerung haltbaren Allegorie dargestellt, die man unter der Bezeichnung „die Verklärung Christi“ kennt.

Matthäus faßt diesen Moment in folgenden Worten zusammen:

„Und nach sechs Tagen nahm Jesus zu sich Petrum und Jacobum und Johannem, seinen Bruder, und führte sie beiseits auf einen hohen Berg und ward verkläret vor ihnen, und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne und seine Kleider wurden weiß wie ein Licht. Und siehe, da erschienen ihnen Moses und Elias, die redeten mit ihm. Petrus aber antwortete und sprach: Herr, hie ist gut sein; willst du, so wollen wir drei Hütten machen, dir eine, Mosis eine und Elias eine. Da er noch also redete, siehe da überschattete sie eine lichte Wolke. Und eine Stimme aus der Wolke sprach: dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören ꝛc.“

In dieser Erzählung tritt die sinnreiche Allegorie deutlich und tief bedeutsam in der oben bezeichneten Richtung hervor, daß es kaum noch eines weiteren Commentars bedarf. Vor Allem ist es der Contrast, den die Mythe zwischen früheren Propheten und dem letzten neu aufgetretenen hervorzuheben trachtete. Moses und Elias, die Repräsentanten zweier verschiedenen Stadien sittlich religiöser Fortbildung, werden Christus gegenüber gestellt, demselben Christus, der viele Male betheuerte: ich bin das Licht, das geistige Licht, das euch voranleuchten soll, — das aber damals, als er dies sagte, noch nicht bis zur höchstmöglichen Intensität, bis zur Verklärung vollendet war. Erst kurz vor seiner Leidensperiode war dieser Moment der Vollendung eingetreten; nun erst stellte er das Originalbild einer reinen idealen Vernunft, das vollendete reine Menschheitsbild, das geistige Licht, die intelligente Verklärung in seiner Person dar, und gegen ihn erschienen die älteren Propheten, obgleich auch Lichter ihrer Zeit, als dunkle, nicht vollendete Geistespotenzen.

Wie oft ist es nicht schon mit dürren Worten ausgesprochen worden, Christus stehe höher als Moses und die Propheten, er sei die Vollendung dessen, was jene begonnen; aber nach einem ausdrücklichen Zeugniß in der Schrift suchte man nicht. In der Verklärungsmythe ist es jedoch ausgesprochen: der Stifter unserer Religion ist das geistige Licht; das geistige Licht ist die Vernunft, die höchste Potenz des Lichts die Verklärung, welche keinen Theil des Wesens mehr in Finsterniß läßt: ebenso läßt die vollendete ideale Vernunft keinen Theil unseres Menschwesens und sein Verhältniß zu Gott mehr in Finsterniß. Also ist die Mythe von der Verklärung Christi abermals ein gutes Zeugniß, daß die Religion der Christen **nur** die Religion der Vernunft, und identisch ist mit der geheiligten Geisteskraft, des ratio, griechisch des Logos ja des Logos, von dem Johannes sagt: „er wurde Fleisch und lebte unter uns, aber die Finsterniß (ja wohl, die Finsterniß bis zu den Con-

cilien und Synoden der heutigen Tage herab, die tausenderlei Finsternisse mit und ohne Ornat) hat's nicht begriffen." Die Mythe, mit Recht um der Menschen Einfalt willen besorgt, man werde die Metapher nicht verstehen, wiederholt hier noch einmal, damit sie Anfang und Ende verknüpfe, die Scene vom Ufer des Jordans, die Taufscene: eine lichte Wolke senkte sich herab, herab aus der Heimath des Lichts, von dem ewigen Urlicht: Gott, bei dem allein im Anfang „das Wort," die Vernunft, das Geisteslicht war und bei dem es in seiner Allklarheit noch ist, ob es gleichwohl im Sohne, in der Zeugung des Menschen, Fleisch geworden. Und abermals läßt der Mythist eine Stimme ertönen: „dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; auf ihn sollt Ihr hören!"

Habt ihr es vernommen, ihr Vernunftverächter und deshalb größten aller Antichristen, deren Ankunft Christus, die Fleisch gewordene Ideal-Vernunft, schon vor fast zweitausend Jahren voraussah? Habt ihr es vernommen? Auf die Vernunft sollt ihr hören, denn sie allein ist es, an welcher Gott, das Allwesen, der Regent des Himmels und der Erde, Wohlgefallen hat, nicht aber an eurer Finsterniß, an eurer Unvernunft, mit der ihr euch brüstet in eurer bodenlosen Verstocktheit. Hier ist gut sein, spricht die Mythe durch den Mund des Petrus; wenn du es willst, so wollen wir drei Hütten machen, dir eine, Mosis eine und Elias eine. Versteht ihr den Sinn dieser Worte? Nein, gewiß nicht, wie sehr ihr auch an der Erzählung als unsinniges, factisches Wunder umhergeklaubt; ihr habt den Sinn wahrhaftig nicht verstanden. So vernehmt denn dies: wo das Licht des Geistes herrscht, wo Klarheit, Vernunft, reines Menschenthum leben und walten nach Gottes uranfänglicher Absicht — klar wie in den Weisen, die man Propheten nennt, weil sie das Wesen der Menschen und Dinge rein und lauter erkannten und ihre Handlungsweise danach einrichteten — ja, wo die Leuchte Gottes, die er in der Menschen Brust und Schädel angezündet, leuchtet, da ist gut sein, da soll man Wohnplätze wählen und Hütten bauen, drinnen zu wohnen und glücklich zu sein; da ist, mit andern Worten, wie Christus sich schon früher ausdrückte, das Land der Seligen, der Himmel auf Erden, das Reich Gottes. Weise bei Weisen, Vernunft bei Vernunft, Klarheit bei Klarheit; lasset des Geistes Licht das Zepter führen auf Erden, lehret die Menschen schon hier verklärte Geister sein und sie werden wie die Jünger auf jenem Berge auf ihr Antlitz niederfallen und den Geist der Klarheit verehren, ohne den kein Himmel auf Erden, keine Hütte des Glückes, keine Seligkeit denkbar ist.

Dies ist das Verständniß von der Mythe der Verklärung Christi;

nun kommet her und leugnet, daß ich die Wahrheit geredet. Wollt ihr aber Zeugniß aus seinem eigenen Munde, so leset, was der Jünger Johannes im zwölften Capitel seines Evangeliums darüber berichtet. Man setze nur allemal statt Christus das, was er repräsentirt, nämlich die aus Gott geborene reine Vernunft, an die Stelle, und das Verständniß kann nicht fehlen.

So sagt er z. B. Vers 44: „wer am mich (an meine Persönlichkeit) glaubt, der glaubt nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat (also an Gott, das Urprinzip der reinen Vernunft. Glauben heißt hier: das Prinzip als das allein wahre, seligmachende anerkennen und zu seiner Richtschnur machen). — Und wer mich siehet, der siehet den, der mich gesandt hat (die reine menschliche Vernunft ist zugleich ein Theil der reinen göttlichen Vernunft; wer sie erkennt, der erkennt Gott, denn eben im Menschen offenbart sich die göttliche Vernunft, da der Mensch nur ein Medium derselben zur Darstellung der irdischen Objectivität ist). — Ich bin gekommen in die Welt ein Licht (also ausdrücklich das geistige Licht, die Vernunft), auf daß wer an mich glaubet (meine Lehre versteht, in sich aufnimmt und darin lebt), nicht in Finsterniß bleibe. — Ich habe nicht von mir selber geredet, (die Vernunft ist keine phantastische Erfinderin), sondern der Vater, der mich gesandt hat (von dem als Urquell die Vernunft ausgegangen ist), der hat mir ein Gebot gegeben, was ich thun und reden soll."

Und so ist's noch heute. Die lautere Wahrheit, identisch mit der Vernunft, wurzelt unabweisbar in Gott; ein ewiges Gesetz waltet in ihr und gerade deshalb trifft die Wahrheit unter den verschiedensten Personen und Verhältnissen ohne Verabredung zusammen, was bei den Erzeugnissen der Phantasie nicht der Fall ist. Ueber den Schlußmoment seiner geistigen Vollendung sagt Christus im Sinne obiger Mythe aber ausdrücklich, Cap. 10, Vers 31 u. 32: Nun ist des Menschen Sohn verkläret (das geistige Licht ist in mir bis zur äußersten Lauterkeit gediehen) und Gott ist verkläret in ihm (Gottes Plan und Absicht in seiner Menschenschöpfung hat sich als vollendetstes Muster dargestellt, und eben weil es Gottes Plan und Absicht ist, so ist er selbst in diesem Moment verklärt). Ist Gott verkläret in ihm, so wird ihn Gott verklären in ihm selbst, und wird ihn bald verklären. Diese Phrase erscheint dunkel und unverständlich, ist es aber nicht; denn es soll hiermit Folgendes gesagt sein: ist die göttliche Vernunft — so weit solche im Menschen zur Erscheinung kommen sollte und konnte — in Christus wirklich zu der möglichen Vollendung gediehen, so wird sich

solches nunmehr in dem Moment der bevorstehenden Prüfung, wo sich eben das Göttliche im Menschen überhaupt zu bewähren hat, kundthun. Diese Prüfung ist nahe, was mit den Worten ausgedrückt wird: „Und (Gott) wird ihn bald verklären“; der Auserwählte wird sich als Ideal-Mensch, als höchste irdische Vernunft, zu welchen auch und vor allen Dingen die Seelenstärke, die Aufopferungsfähigkeit gehört, in seinem höchsten Glanze, im hellsten (verklärtesten) Lichte zeigen. Vor Allem bezeichnend in diesem Sinne sind auch noch die Worte, die er Cap. 17, V. 5 spricht: „Und nun verkläre mich, du Vater, bei dir selbst mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war.“ Mit einfachen, klaren Worten spricht er hier den Gedanken aus: Und nun, du höchste Vernunft, die wir Gott nennen, bezeuge mir, daß ich den irdischen Kreis vom Unvollkommenen zum Vollkommenen durchlaufen und zu einem so reinen Ideale geläutert wieder bei dir angekommen bin, als ich damals war, da ich noch nicht zu einer irdischen Verkörperung (als Mensch, Sohn Gottes) von dir ausgegangen war, noch in dir ruhte, eins, d. i. ungelöst in dir gebunden war, und wie ich es noch sein würde, wenn die Erschaffung des Menschen unterblieben wäre.“

Wer es verstehen will, dem muß es leicht werden. Ein lauteres Verständniß und ein großer Trost liegt auch noch in den Worten: „Was Ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun, auf daß der Vater geehret werde in dem Sohne“, d. h. die Natur, der lebendig sichtbare Leib Gottes und die wirkende Naturkraft, der Geist — näher: der heilige Geist — hat sich noch nie geweigert, das zu thun, was man im Namen der Vernunft von ihr begehrt. Aber auch die Gewaltigen der Erde, die Gott widerstrebenden, die sich dessen sträuben, werden endlich solchem Beispiel folgen müssen. Die reine Vernunft wird überall endlich zur Herrschaft gelangen, und diese Zeit ist es, von der er als von einem zukünftigen Leben, einer zukünftigen Seligkeit redet, die Zeit, wo er wiederkommen und Gericht halten wird über die Gerechten und Ungerechten: das heißt, wo die lautere Vernunft, die damals allein in seiner Person auf Erden lebte und mit ihm von der Erde wieder schied, zur Herrschaft gelangen und Diejenigen, die nicht an ihn glauben, nicht in seiner Lehre leben und handeln, verwerfen wird. Wahrlich, die Morgenröthe dieses schönen, großen, neuen Tages bricht eben jetzt an; darum lasset uns wach sein und munter, denn das Unerhörte, etwas das nie war: jetzt eben beginnt es seinen Einzug in die Welt, d. h. in die Menschenwelt.

Dies mag genügen. Wer weitere Beweise verlangt, dem ist nicht zu helfen; ich meine, das Gegebene dürfte auch dem Unbescheidensten

genügen. Doch gedenke man stets des Mythisch-Abstracten, vom Concret-Factischen streng gesonderten Charakters der Darstellung.

21.

Das Nachtmahl.

Nachdem wir die völlige Identität des Christenthums mit der reinen, lauteren Vernunft eben in jenen Momenten nachgewiesen haben, die bisher als mit den Gesetzen der höchsten idealen Intelligenz nicht vereinbar erachtet wurden, da man das allegorisch-mythische Gewebe zu durchschauen nicht hellen Blickes genug war, haben wir nun noch den Schlußact, die Solennisation der thatsächlichen Darstellung ewiger Grundwahrheiten in dem Daseinsverhältniß zwischen Gott und Menschheit, oder näher bezeichnet: zwischen Gesetzlichkeit und Freiheit, oder Natur und Geist, wie solche von dem größten aller Genien vor seinem Scheiden theils mythisch gelebt, theils gebildet wurden, zu betrachten, um so die Bestätigung der Wahrhaftigkeit unserer allein genugthuenden und versöhnenden Fassung der tief bedeutsamen christlichen Anschauung göttlicher Dinge im Lichte unserer Zeit und unserer Bedürfnisse darzuthun.

Der colossalste und unbegreiflichste aller Irrthümer, in den die taumelnde Menschheit versunken, ist der Spiritualismus oder die Verneinung und Ignorirung der realen Welt, vulgär gesprochen die Tödtung des Fleisches, die in den indischen Religionen ihren Ursprung nehmend, im schreiendsten Mißverständniß auf das Christenthum übertragen wurde; ein Irrthum, für den man in der Sentenz: „züchtigt euer Fleisch sammt den Lüsten und Begierden" eine genügende Autorität zu finden vermeint. — Die sinnlichen Begierden, das Fleisch, die Lust an dem realen, materiellen Theil unsers Seins aber züchtigen, richtiger züchten, zügeln, mäßigen, regeln, ist gerade das rechte Mittel, den, keineswegs dadurch ausgeschlossenen Genüssen, Dauer und Intensität zu verleihen. Eine entgegengesetzte Lehre, die Anreizung zum unbedingten Sinnengenuß, ist gerade der Weg, das Fleisch zu tödten und die Empfänglichkeit für Genuß abzustumpfen: eine Wahrheit, für die das bekannte Sprichwort „junge Courtisanen, alte Betschwestern" einen schlagenden Beleg abgiebt. Mehr als *einen* Beweis aber legt uns die Lebensgeschichte Christi vor, daß er, in dem Maße wie es einem ehelosen Jüngling die reine Sitte und Moral gestattete, Theil nahm an den sinnlichen Freuden des Lebens nach den Geboten seines Zeitalters und Volkes. So treffen wir ihn verschiedene Male bei den heitersten Tafelfreuden, wo es an

Wein nicht gebrach, und wenn er dieselben durch geistige Reden zu würzen suchte, so ist man ja auch jetzt noch gewöhnt, dies als ein Mittel zur Erhöhung des Genusses zu betrachten. Das Begießen (Salben) mit köstlichen, wohlriechenden Essenzen, eine der luxuriösen Freuden der Orientalen, verschmähte er keineswegs an sich selbst, sondern nahm dieselbe gegen einen seiner geizigen Jünger in Schutz, als ein ihn verehrendes junges Weib die köstliche Spende über ihn ausgegossen. Und wahrlich, er könnte nicht der Repräsentant einer reinen lauteren Vernunft sein, wenn er den anständigen Freuden der Welt verächtlich den Rücken gekehrt hätte. Selbst der freundschaftlich gesittete und belehrende Umgang mit Frauen war ihm lieb und werth, und obgleich er Martha's geschäftige Sorge für eine gute Mahlzeit nicht verachtete, so schätzte er es doch höher, mit der geistreichen Maria im traulichen Gespräche zu verkehren: Alles, wie es heute noch ein gediegener Jüngling thun würde. Keineswegs aber betrug er sich wie ein mönchischer Duckmäuser oder pietistischer Kopfhänger, die uns so gern in den Wahn versetzen möchten, sie wandelten in seinen Fußtapfen. Was war denn, um einen der triftigsten Beweise für unsere Ansicht zu bringen — der festliche Einzug Christi in Jerusalem, wo er reitend, mit Blumen bestreut, mit Palmen umfächelt und vom lautesten Jubel des Volkes unaufhörlich begleitet wurde, ohne daß er auch nur ein einziges Wort des Unwillens fallen ließ, Anderes als eine der sinnlichen Anschauung dargebrachte Huldigung, ein (als Held des Tages) innigstes Theilnehmen an der lautesten und fröhlichsten Huldigung seiner Person, wie sie nur ein Triumphator des alten Roms oder ein allersinnlichster König unserer Zeit über sich ergehen läßt? Ein Karthäuser, Pietist oder Herrenhuter würde sich in seiner verstockten Christlichkeit allerdings dergleichen verbitten; Christus aber hatte keineswegs und bei keiner Gelegenheit mit den Freuden der Erde gebrochen, und wenn er auch der geistigen Freude, der Lust am Lehren öfter als der Erdenlust oblag, so geschah es, weil er hierin seinen eigentlichen Beruf fand. Auch verwarf er, wie jeder Weise, die Schlemmerei, die Unzucht, alles Uebermaß und jede Verirrung zu den Geist und Sinn zerstörenden Freuden. Damit aber ist der realen Welt keineswegs der Stab gebrochen, wie thörichte hyper-christliche Spiritualisten es der Welt gern aufheften möchten; sondern seine Lehre und sein Leben war ein besonnenes Hingeben an die Harmonie der Doppelwelt, Geist und Materie, welche zusammen erst eine dem Wesen des Menschen vollkommen entsprechende und seiner Glückseligkeit zusagende Welt ausmachen.

Wir kommen nun zu einem Actus, der diese thatsächliche Dar-

stellung der wahrhaft christlichen Auffassung der göttlich-menschlichen Gegenseitigkeit vollends bestätigt und ihr sogar mit weiser aber mißverstandener Absichtlichkeit eine rituelle Weihe und ewige Dauer zu geben berufen war.

Die geheimnißvollste, ihrer Ursprünglichkeit nach in eine mysteriöse Unbegreiflichkeit eingehüllte, dennoch offen und klar vor unseren Augen sich begebende Naturthätigkeit ist die Metamorphose, oder religiös ausgedrückt, die Transsubstantion, magisch gesprochen, die Transfiguration (die Umwandlung der Stoffe), bei deren Verfolgung zu den Endursachen wir auf den sogenannten letzten Grund stoßen, der uns gleichsam wie mit einer Mosisdecke das Antlitz Gottes verhüllt. Da wir vernünftiger Weise keine Wirkung ohne Ursache annehmen und anerkennen dürfen und können, so muß man auch nothwendiger Weise die Umwandlung der Stoffe einer Ursache zuschreiben. Diese Ursache aber, da sie sich absolut unsern Blicken, unserer Wahrnehmung sowohl durch die Sinne als durch den abstracten Begriff entzieht, aber vernünftiger Weise vorhanden sein muß, und zwar um so mehr, als wir das Medium einer Gesetzlichkeit dabei wahrnehmen, einer Ordnung hinsichtlich der Zeit, Farbe und Raum oder Form, folglich diejenigen Merkmale dabei concurriren, die wir aus Erfahrung auch der menschlichen Intelligenz beilegen, die in der Kunst nach ähnlichen Gesetzen die Metamorphose zuwege bringt — so haben wir diese letzte über- oder außersinnliche Ursache zu sinnlich vernehmbaren Wirkungen Gott genannt, insofern wir alle die unzähligen Acte der Transfiguration in eben so unzähligen Formen als ein einziges zusammenhängendes Ganze denken, ohne jedoch hiermit irgend den Begriff Gott erschöpft haben zu wollen.

Um diesen Gedanken aus dem Zwielicht der Demonstration an das lebendige Sonnenlicht des Tages, der realen, sinnlichen Wirksamkeit herbeizuführen, wie es zu thun eine echte Philosophie unter keiner Bedingung sich weigern darf, sofern sie Geltung haben will, stelle ich z. B. folgendes Bild auf: Ich habe ein Gefäß mit Erde; sie besteht aus Sand, Kohlenstoff und Wasser. Aeußerlich hinzutretend vereinigen sich noch Luft, Licht und Wärme. In dieses Häuflein Koth lege ich etwa sechs sich ganz gleich sehende Samenkörner, z. B. Stiefmütterchen. Weder die Hülse noch der Kern unterscheiden sich hinsichtlich der Farbe und Form auch nur im Geringsten; aber sie keimen, gehen auf, entwickeln sich, blühen, und siehe da, aus diesen ganz gleich scheinenden Kernen, niedergelegt in ganz gleiche Erde, entwickelt unter ganz gleichen Einflüssen der Luft, des Lichts und der Wärme, stellen sich dar: braune, blaue, rothe, dunkelrothe, gelbe und lila Blüthen. Frage: woher diese

Unterschiede, diese verschiedenen sinnlichen Wirkungen aus gleichen, sinnlich wahrnehmbaren Ursachen oder richtiger Medien, da gleiche Ursachen gleiche Wirkungen hervorbringen müssen, während dies bei gleichen Medien nicht der Fall ist. Folglich liegt die Ursache jenseits der Medien in der unerforschten, weil unerforschlichen Tiefe des Mysteriums der Transfiguration; es ist der letzte Grund, es ist die Gottheit. Dieses Beispiel auf Millionen Fälle übertragen, ergiebt immer dasselbe Resultat, bleibt immer dieselbe Unbegreiflichkeit und ist ein würdiger Gegenstand für den Gedanken des Menschen, für die Vernunft, da es eine geeignete Stelle an dem diesseitigen Ufer bedeutet, von der man eine Brücke in das Unendliche des Jenseits zu schlagen vermag. Das Ergebniß dieser letzten Ursache trägt immer und unter allen Verhältnissen die Merkmale Ordnung und Schönheit an sich; letzteres erweist sich dann selbst an solchen Gegenständen der Natur, die ein befangener Sinn vielleicht unschön oder häßlich nennt, sobald die Kunst hinzutritt und sie durch das Bild darzustellen sucht, da man solcher Darstellung nie das Prädikat „schön" versagen wird, wenn die Natur getreu copirt worden ist.

Diesem Bildungsgesetze der Natur, dieser Transfiguration der Stoffe ist auch der Mensch, als selbst Naturerzeugniß, auf das innigste beigeordnet (affilirt). Unser ganzes sichtbares und, man darf wohl sagen, auch unsichtbares Dasein ist nichts weiter, als eine Transfiguration homogener Stoffe, deren äußerste Spitze der Umbildung sich in das Nervenfluidum verliert, das als letzte Ahnung des Materiellen in den scheinbar unmateriellen Geist hinüberragt. Die Gesetzlichkeit, mit welcher diese Metamorphose vor sich geht, die man auch Ernährung nennt und die dann, durch Licht und Luft unterstützt, befördert, vermittelt wird, ist der eigentliche Berührungspunkt, die Fuge oder das Band, deutlicher bezeichnet die Nabelschnur, vermittelst welcher das materielle Ich mit dem materiellen Nicht-Ich zusammenhängt. Diese Verbindung (Connex) in ihren Folgerungen untersucht und gewürdigt, führt unabweisbar auf das Gebiet der Moral in seiner größten Ausdehnung, und die Geschenke der Natur, die gestern noch Nicht-Ich und heute schon Ich sind, die sich in einen Theil meines Ichs verwandelt haben, erinnern mich unablässig an meine Abhängigkeit von der Mutter Natur, die als Naturkraft (heiliger Geist) sowohl ein sichtbarer Ausdruck der höchsten göttlichen Vernunft ist, als ich in meinem Sein und Handeln der Ausdruck einer besonderen menschlichen Vernunft sein soll.

Dieses Band darf unter keiner Bedingung je zerbrochen, kaum gelockert werden, ohne durch ein Verbrechen gegen die kosmische Gesetzlichkeit, in deren Verband der Mensch ward und ist, die natürliche

Strafe auf sich herabzuziehen, was Jesus mit den Worten ausspricht: Die Sünde gegen den heiligen Geist findet keine Vergebung. Die im Kosmos manifestirten Urideen, gewissermaßen General-Vernunft, geht also durch den Actus der Transfiguration in das menschliche Ich herüber, um so durch das erzielte Product wieder der Träger einer zweiten abstracten Idee, der subalternen Vernunft zu werden; und so schließt sich der Ring, der ohne die vermittelnde Materie auseinanderfiele und seine Form verlöre, die nun einmal von der herrschenden Urvernunft gewollt ist.

Das schönste Bild für diesen Zusammenhang von Gott und Mensch, der beiden seelischen Endpunkte nach, ist der Säugling an der Mutter Brust. Im Vergleich zu der selbstbewußten und selbstbestimmenden Mutter, ist der Säugling, obwohl ebenfalls eine Psyche in sich tragend und entwickelnd, ein schwacher Abglanz ihrer Intelligenz und darf, ohne zu verkümmern, sich nicht abreißen von der nährenden Brust, hinter welcher die Mutterliebe und Mutter-Vernunft über das Heil ihrer keimenden Frucht wacht. Ebenso ist der Kosmos, der sinnliche Ausdruck Gottes, unsere Mutter-Brust, und die Milch der Erde, die durch die feinen Adern ihres Organismus in den Bau unsers Leibes übergeht, ist die Vermittlerin alles dessen, was Großes und Edles in dem Menschengeist werden kann und werden soll. Die Verwerfung (Perhorrescirung) dieser nothwendigen Vermittelung, in welcher sich über dem Allen auch die Wahrnehmung einer weisen Gesetzgebung der höchsten Intelligenz darbietet, ist aus leicht erkennbaren doppelten Gründen ein Frevel, ein Wahnsinn, der den Bestimmungen der reinen Vernunft schnurstracks entgegenläuft, in seinen Consequenzen zum grauenhaftesten Verderben umschlagen muß und folglich als durchaus irreligiös zu betrachten ist; wogegen eine reine ideale Theologie, die Heiligung des, die göttlich-universelle mit der menschlich-gesonderten Vernunft im nothwendigen Connex erhaltenden materiellen Bandes als eines der Hauptstücke jeder Religionslehre betrachten und für dessen Activirung Sorge tragen wird, indem keine Wirksamkeit des Geistes außerhalb der urtypischen Gesetzlichkeit des Vaters und Sohnes, oder vielmehr Gottes und der Menschheit in ihrem Doppelwesen von Intelligenz und Materie gedacht werden kann.

Die Nabelschnur, mit welcher der Mensch, so lange er als Organismus auf diesem Schauplatze der Erde lebt, mit der ihn umgebenden Natur, dem sichtbaren Leibe Gottes, oder prägnanter ausgedrückt: dem materiellen Träger der höchsten Vernunft zusammenhängt, kann zwar selbst von Vernunftfeinden ungestraft nicht fortgeleugnet werden (wie

es doch z. B. von nichtessenden Schwärmerinnen geschehen ist); aber der tägliche, profane, gewohnheitliche Anblick dieses Bandes genügt nicht zu der Heiligung eines solchen gegenseitigen natürlichen Bündnisses, dessen richtige Auffassung uns hinüber leitet auf das große Feld der Offenbarung Gottes in der Natur, von der wir eben wieder ein eigener Theil sind, dessen sich aber die verirrte, Gott lästernde Frömmelei (Ascese) so gern entschlagen und den Menschen ausschließlich zu einem geistigen Wesen und einer Spielpuppe phantastisch ersonnener Gesetze machen möchte, wovon die ewige, sichtbare Gesetzlichkeit Gottes nichts weiß. Jener Act der Transfiguration der außermenschlichen Natur zu der menschlichen, das Ineinswesen (Immanenz) beider also, die innige Vereinigung, die unzerstörbare Verbindung (Synthesis) beider, soll und darf in einem wahrhaftigen Religionssysteme, das darauf bedacht sein muß, die obligaten Momente der Gott-Menschheitslehre durch besondere Symbole festzuhalten und die innere Idee durch einen sinnlichen Actus zu fesseln und jene zu heiligen (sanctioniren), nicht übergangen werden. Wenn Christus mithin als Stifter einer durch Vernunftprinzipien auf Universalität Anspruch machenden Lehre die innere Beglaubigung für sich haben wollte, nach welcher spätere Generationen nach ihm unfehlbar einmal fragen mußten, so konnte er diesen vernunftgemäßen Anspruch des thatsächlichen (Causal-) Verhältnisses zwischen Gott-Natur und Gott-Mensch nicht übergehen, sondern mußte einen der menschlichen Bedürftigkeit entsprechenden rituellen Actus in seine Religions-Symbolik aufnehmen, die den Menschen auch auf dem Gebiete der theologischen Cultur auf seine unmittelbare Abhängigkeit von der göttlichen Naturgesetzlichkeit hinwies und so auch auf diesem sinnlichen Gebiete den Connex zwischen der Universal- und abgeleiteten Vernunft unterhielte, um dadurch der Wirklichkeit die Oberherrschaft (das Dominat) in menschlich-göttlichen Dingen zu bewahren, ohne welche der Geist in das Bodenlose der Phantasterei verfällt.

Dieser christlich-rituale Anhaltspunkt des Geistes an die Materie, an die Natur der Dinge mit allen ihren Consequenzen, wurde von dem genialen Stifter des Christenthums kurz vor seinem schmerzlichen Scheiden, anscheinend ohne vorbereitende Absicht bei einem Freundesmahle gegeben, indem er die Gelegenheit ergriff, durch die Kraft seiner allezeit tief bedeutsamen Rede dem sonst ganz gewöhnlichen Vorgange eine Weihe zu geben, durch die das Profane geheiligt und Geist und Materie zu einem unauflöslichen Bunde innerhalb der religiösen Symbolik verknüpft wurden: ein Actus, den nur die von ihm selbst oft genug beklagte Stupidität seiner Zeitgenossen mißverstand und in ein ganz entgegen-

gesetztes, aller Vernunft Hohn sprechendes Mysterium umwandelte, das die denkfaulen Phantasten mit Freuden ergriffen, um es zu ihrem Vortheil, ja geradezu für ihren Säckel auszubeuten; eine Blasphemie gegen Vernunft und Wahrheit, folglich gegen Gott, als deren metaphorischer Repräsentant schon damals, bei Stiftung des Rituals, die Mythe den Judas Ischariot auftreten ließ, der als Urtypus aller der Millionen späteren Verräther an dem Repräsentanten der hohen Vernunftlehre — der Mythe zufolge — von seinem Herrn und Meister als Verräther an ihn persönlich bezeichnet wurde, wie denn die ewige, unsterbliche Wahrheit dergleichen Verderber noch immer zur Seite hatte. Die Historie hat übrigens, beiläufig bemerkt, mit dieser mythischen Darstellung nichts gemein (siehe darüber auch den ersten Band).

Wir kehren zu dem Uract des Symbols zurück. Christus nahm bekanntlich ein Stück Brot (das jüdische, ungesäuerte Osterbrot), brach es in Stücke, vertheilte es unter seine Jünger und Tischgenossen und sprach: „Nehmet hin und esset, dies ist mein Leib.“ Nach meiner consequent durchgeführten Fassung, nach alle dem, was Christus über sich selbst in den verschiedensten Situationen gesagt hatte, und bei der allezeit allegorischen Fassung und Stellung seiner Ideen und Gedanken kann der Geist dieser Worte nicht weiter in Zweifel gezogen werden. Von einer buchstäblichen Annahme seiner Worte konnte, wie nirgends, so auch hier eben so wenig die Rede sein, als da er einstmals sagte: ich bin die Thür zum Schafstalle. Das bedeutet: das vertheilte Brot sollte und konnte hier eben so wenig sagen: dies Brot, das euch Brot dünkt, ist kein Brot, sondern Menschenfleisch, nämlich das meine, und ich weihe euch deshalb zu Anthropophagen (Menschenfressern, Kannibalen) — als er dort sagen wollte: ich erscheine euch als ein Mensch, ein Rabbi, ein Lehrer; ihr irrt aber, denn in Wahrheit bin ich eine aus Brettern zusammengenagelte Thür, mit Schloß und Hespen, bestimmt, den Eingang eines Schafstalles zu bewahren. Solche Absurditäten gehören allenfalls in's Tollhaus, nicht aber auf die geweihte Stätte der Gottesverehrung.

Was wollte er aber mit der Parallele von Brot und Leib? Hören wir. Was ist Brot? Brot ist der geheiligte Repräsentant der aus dem Naturreich durch Vermittelung der Kunst bereiteten Nahrungsstoffe, die dem Menschen das zu seinem Unterhalt erforderliche Material liefern. Folglich treten in diesem so hochwichtigen, wenn auch einfachen und unscheinbaren Objekte Natur-Product und Kunst-Product zu einer innigen Vereinigung zusammen, um in dieser Vereinigung die Metamorphose zu menschlichem Fleisch und Bein anzugehen und so abermals

zur organischen Natur zurückzukehren und Träger der abgeleiteten, subalternen menschlichen Vernunft zu werden. Christus, der an einer anderen Stelle sagt: ich bin das Licht, spricht hier: dies ist mein Leib. Beide Aussprüche aus einem solchen Munde müssen nothwendig in Harmonie gefunden werden; und so ist es. Licht ist das Symbol des Geistes, der Vernunft; Brot das der Natur und Kunst im Verein, durch Genuß übergehend zum Fleisch, als Träger der Vernunft oder des Lichtes. Dehnt man den Begriff des Symbols auf die ganze Gattung aus, so ist mit dem Ausspruche: „dies ist mein Leib" so viel gesagt als: in diesem unscheinbaren Brot habt ihr das specifische Symbol von dem, worin die reine Vernunft sich offenbart: Kunst und Natur am Ausgange der Metamorphose durch den Genuß; nehmet und esset es, und so oft ihr es wiederholt, gedenket meiner, gedenket, daß ihr zu eurer sittlich-religiösen Heiligung stets beide Seiten der göttlichen Offenbarung: Natur und Kunst, als sichtbare Träger der Vernunft mit euch in Connex bringen, in euer Fleisch und Blut aufnehmen müßt, um auf diesem Wege, der der allein richtige ist, der Erlösung theilhaftig zu werden, für die ich gelebt, gewirkt, gestrebt habe und für die ich jetzt mein Leben einsetzen werde, da die Welt in ihrer Finsterniß meinen Plan und somit meine Menschenwürde nicht erkennt. Ich, der Repräsentant der reinen Vernunft, sage hiermit zugleich allen Menschen, die an mich glauben, Brot — d. i. die ihnen von Gott zugesagte Nahrung, wie sie Natur und Kunst in Vereinigung liefern — zu; esset Alle davon, Alle, Hohe und Geringe. Es sei hinzugefügt: Fluch, wer einen Bruder darben läßt; reichet euch die Hände im Namen der geheiligten Vernunft, die man auch wohl christliche Liebe nennt, und spotte Niemand, der sich Christ heißt, dieses seines Namens durch Hartherzigkeit. Dasselbe Verhältniß tritt mit der Darreichung des Weins ein, nur daß Christus bei diesem gleichbedeutenden Actus die Allegorie wegen der naheliegenden Beziehung noch einen Schritt weiter führt und hinzusetzt: „Dies ist mein Blut, das für Viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden." Diese letzte Wendung hat leider unsägliches Unglück und Elend in der Welt angerichtet, indem der privilegirte Unverstand in seiner täppischen Blindheit die Metapher nicht von dem Sinn trennte, sondern denkfaul, gleich einem zum Thiere niedergedrückten, ungebildeten Arbeiter, bei einer Stellvertretung stehen blieb, die ja doch eben so wenig wie bei einem körperlichen, bei einem geistigen Gebrechen stattfinden kann, sofern noch ein Fünkchen von dem Lichte Geltung haben soll, das der Mensch als ein Document seiner gottverwandten Würde aus seiner unbekannten Heimath mit herüber brachte.

Lösen wir den Satz in seine Bestandtheile auf, so haben wir zuerst zu betrachten, was gemeint sei mit der Phrase: „dies ist mein Blut", und geben zu bedenken, daß Christus sich zu allen Zeiten nicht nur als Repräsentant der menschlichen Vernunft, sondern der Vernunft überhaupt darstellt als der Fleisch gewordene Logos, wie es ja auch, universell betrachtet, nur eine einzige Vernunft giebt, als deren Resultat alles Reine, Gute, Schöne, Vollkommene zu betrachten, welchem sich beizugesellen der Menschheit, vermöge gegebener Anlage freigestellt wurde. Die Darlebung (Manifestation) der göttlichen Vernunft ist für den Erdbewohner zunächst die organische Schöpfung dieser Erde, der sich der Mensch als einverleibt, aber auch abgesondert, als Welt für sich, als Mikrokosmus betrachten kann. Christus, als Repräsentant, Prototyp oder Vorbild der reinen, lauteren Menschheit, insofern sie die allein sichtbare, persönliche Trägerin der Vernunft ist, faßt in dem großen Scheidemomente bei dem Gedächtnißmahle, gegenüber seinen Schülern und Freunden die oft ausgesprochene Idee von der substanziellen Identität der göttlichen und rein menschlichen Vernunft noch einmal in einem ergreifenden, scharf ausgeprägten Bilde zusammen, indem er den eigensten Vermittler des Lebens und somit des Geistes in der organischen Schöpfung überhaupt und in der Menschheit insbesondere gleichstellt (identificirt), wo er den Saft der Rebe, als das Edelste und Geistigste der Art, und den Saft der eigenen Adern indentificirt, indem er, auf den Wein gefüllten Kelch deutend, sagt: „dies ist mein Blut". Was wir unter diesem bedeutungsvollen „mein" zu verstehen haben, wissen wir längst, indem er gesagt: „Ich bin das Licht". Makrokosmus und Mikrokosmus, große und kleine, universelle und besondere Welt verschmelzen hier in Eins, sofern es den Geist betrifft, und nur die Materie wird in ihrer innersten, lebendigen Wesenheit auseinander gehalten. Deshalb ist es kein Raub an dem gesunden Sinne, wenn er vom Wein spricht: dies ist mein Blut; denn dies ist die Beziehung zum Makrokosmus, da der Rebensaft als Repräsentant der Säfte lebendiger Schöpfung betrachtet wird, die ihrerseits wieder der Ausdruck, die Manifestation der göttlichen Vernunft, des Logos, des geistigen Lichtes ist. Christus, als Repräsentant der Universalvernunft betrachtet, spricht als solcher völlig berechtigt: dies ist mein Blut, nämlich der Lebensvermittler der organischen Schöpfung. Unmittelbar daran knüpft er die Idee des Mikrokosmus, indem er hinzufügt: das für Viele vergossen wird; eine Wendung vom Universellen zum Speciellen, eine dem Witze vergleichbare Antithese, indem das ursprünglich Getrennte durch eine Gedankencombination in einander aufgeht.

Der Repräsentant der concentrirten Universal-Vernunft ist zugleich auch ein Specimen der Specialvernunft, und als solcher den bestehenden menschlich-gesellschaftlichen Verhältnissen verantwortlich. Die Allegorie, die Metapher, das Symbol, sonst nur in einem Bilde, in einer Reihe von Geschichts-Phasen oder auch aus nicht-selbstbewußten Organismen bestehend, ist diesmal ein selbstbestimmendes Wesen, das über sich selbst reflectirt und den Verbindungsknoten zwischen dem untadelhaft vollkommenen Makrokosmus und dem bildungsbedürftigen noch unvollkommenen (sündhaften) Mikrokosmus bildet. In jener Antithese also springt die Idee auf das Gebiet der eigenen Persönlichkeit, in Beziehung zu den irrenden Geschlechtsgenossen herüber, denen Christus zu einem gleichartigen Zustande mit der übrigen sichtbaren Schöpfung verhelfen möchte, nicht berechnend, daß eben der zu bekämpfende Irrthum sein eigener Verderber werden müsse. Jetzt aber nähert sich die Katastrophe, die nach den bestehenden menschlichen Verkehrtheiten nicht ausbleiben konnte, und deshalb sagt er: dieses Blut, das, insofern ich makrokosmisch wirklich sagen kann: es ist mein Blut, nun auch mikrokosmisch als das meine betrachtet werden mag (da die chemischen Bestandtheile hier nicht in Betracht kommen), wird für Viele vergossen. Dieses „für" ist der Versucher, der Verderber, an dem die schwache Vernunft schmählich gescheitert ist, indem man das Verhältnißwort in solcher Verbindung als Stellvertretung, als ein Anstatt auffaßte, was doch selbst juridisch in den meisten Fällen, moralisch aber allezeit unmöglich ist. Wohl aber — und das ist hier der Fall — kann und soll in der Phrase „das vergossen wird für Viele" das Wort für in dem Sinne zu Gunsten, zum Segen, (mindestens zum beabsichtigten Segen), zum Vortheile oder zum Heile Vieler verstanden sein. Diese allein zuläßige Deutung wird einleuchten, wenn man das Object in Gedanken verändert und statt der Vielen (Menschen) z. B. das Vaterland an die Stelle setzt. Gesetzt den Fall, die Lebens- und Leidensverhältnisse wären der Art gewesen, daß Christi Opfer, z. B. in Kriegeszeiten, dem Vaterlande gegolten, nnd er gesagt hätte: dies ist mein Blut, das für's Vaterland vergossen wird, hätte man alsdann das verhängnißvolle Für auch noch mit Anstatt übersetzen wollen? Durfte man wagen, ihm die Deutung unterzulegen: eigentlich hätte das Vaterland sterben müssen, ich aber habe die Schuld auf mich genommen und sterbe statt des Vaterlandes? Wer könnte den Mißverstand bis zu dieser Behauptung treiben wollen? Selbst auf Menschen angewendet, können ähnliche Beispiele gefunden werden. Man höre. Angenommen, eine Mutter habe mehrere Kinder, die in eine keineswegs gefährliche Krankheit, z. B. das Scharlach-

fieber verfallen; ihre zärtliche Liebe veranlaßt sie dennoch, unausgesetzt Tage und Nächte die Pflege zu übernehmen, so daß sie selbst endlich, als die Kinder genesen, in eine abzehrende Krankheit verfällt, die sie auf das Sterbelager wirft. Bevor sie scheidet, läßt sie die Kinder sich an ihrem Bette versammeln, nimmt von ihnen zärtlichen Abschied und spricht scheidend: „lebt wohl, ihr Theuren, und nehmt die Erinnerung mit in das reifere Leben, daß eure Mutter aus zärtlicher Liebe für Euch gestorben ist." Darf man hier anzunehmen wagen, daß sie sagen wollte: die anstatt eurer gestorben ist? Keineswegs, denn sie hat sich zum Heile der Kinder, nicht aber anstatt derselben zum Opfer gegeben. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß diese Beispiele genügen, darzuthun, was in Christi Worten: „das vergossen wird für Viele", oder nach eines andern Evangelisten Ueberlieferung: „das für euch vergossen wird" vernünftiger Weise mit dem Worte „für" gemeint und was eben so vernünftiger Weise nicht damit gemeint sein kann, wenn anders die in der Natur der Dinge begründete logische Wahrheit gegenüber der Begriffsfähigkeit der gesunden Vernunft auf ihrem eigensten Gebiete noch Geltung haben soll.

Wir kommen nun zu dem nicht minder verhängnißvoll gewordenen Schlußsatz: „zur Vergebung der Sünden." Obgleich ich schon oben das gegenseitige Verhältniß zwischen Sünde und Vergebung, diese als Aufhebung der Schuld trotz der That betrachtet, genügend berührt, so ist es doch nothwendig, bei einem so leicht zu Irrthümern verlockenden Moment der Christuslehre darauf ernstlich zurückzukommen.

Zunächst müssen wir anerkennen, daß bei einer Vergebung der Sünden in Beziehung von Gott zum Menschen von keiner menschlichen, aus Affektion, aus Gemüthsregung hervorgegangenen Erlassung der Strafe als Vergebung die Rede sein kann, sondern daß es sich bei einem unveränderlichen und dabei allgerechten Gott, der ganz und gar Gesetzlichkeit ist, nur um rechtliche Aufhebung der Schuld handeln kann, wodurch denn die Strafe von selbst wegfällt. Obiger Ausspruch Christi ist, als zu der ganzen Menschheit gesprochen, in zwei Zeitabschnitte zu zerlegen, nämlich in die vergangene und zukünftige Zeit, folglich in Beziehung zu dem, was sie, die Menschheit, schon gethan hat und was sie noch thun wird. Das Blut, von dem er spricht: es werde zum Heil der Menschen vergossen werden, wird in seinem Erguß die Consequenz seines Lebens und seiner Lehre sein, welche zusammen wieder nichts Anderes erstrebten, als die Vernunft auf den Thron zu setzen. Folglich muß mit der Erreichung dieses Zweckes die göttliche Vergebung der Sünden, richtiger die Tilgung der Schuld aus Gerechtigkeit, wenn seine

Worte Wahrheit sein sollen, hervorgehen. Da der eigentliche Begriff Sünde aber nur aus der Zurechnungsfähigkeit hervorgehen kann, zurechnungsfähig aber nur derjenige ist, der in den Lehren der reinen Vernunft, als alleinige Vermittelung des Bewußtseins, erzogen, herangebildet wurde, die bisherige Menschheit aber anerkannter Maßen in einer der Vernunft feindlich gegenüber stehenden Lehre erzogen wurde, — so geht daraus eine Erlassung der Schuld aus göttlicher Gerechtigkeit von selbst hervor, deren Sichbewußtwerden, deren Verkündigung jedoch erst aus dem Leben und der Lehre Christi (als der reinen Vernunft angehörig) der Menschheit zugeht, für die er denn freudig sein Leben läßt, mit andern Worten: sein Blut vergießt.

Erst in dem gründlichen Bewußtwerden, nicht in dem einfachen Erfahren liegt das Activum, die thatsächliche Sündenvergebung; denn nicht in dem Wissen, deine Sünden sind dir vergeben, sondern in dem Bewußtwerden, wie, wodurch, weshalb sind sie mir vergeben, wodurch ist meine Schuld aufgehoben, liegt der eigentliche Lebensnerv der Vergebung. Das Vergießen des Blutes Christi ist also nicht die Ursache, sondern Folge der Sündenvergebung, weil der Tod unter gegebenen Umständen die Folge der Vernunftlehre sein mußte, durch welche die Menschheit über ihre bisherige Unzurechnungsfähigkeit aufgeklärt werden sollte, um dadurch vor dem Forum göttlicher Gerechtigkeit zum Bewußtsein ihrer Schuldlosigkeit zu kommen.

Diese so aufgefaßte Vergebung der Sünden aus Unzurechnungsfähigkeit der Menschen, wegen Heranbildung in einer Anti-Vernunft-Religion, folglich in Unsinn, vermöge welcher die Menschen — wie Christus sich selbst später ausdrückt — „nicht wissen was sie thun“, muß consequent auch auf die kommende Menschheit übertragen werden, insofern auch sie etwa in einer Anti-Vernunft-Religion erzogen wird. Leider ist dies durch das völlige Mißverstehen des Geistes der christlichen Religion bisher der Fall gewesen, und es scheint, als ob der Orthodoxie hiervon eine Ahnung aufgegangen, indem sie sich bemüht, die Menschheit in diesem Zustande der Nichtzurechnungsfähigkeit, in dem Opiumrausch des Nichtbewußtseins zu erhalten, um darauf die Verkündigung der Sündenvergebung zu basiren. Wahrlich, ein schauerliches Verbrechen gegen Gottes erhabenste Schöpfung, ähnlich etwa, als ob man einem Jüngling die Augen blendet, damit er seiner Pflicht, für das Vaterland zu kämpfen, enthoben sein möge.

Mochte aber der Sinn und Geist der Rede Christi beim Scheidemahle, in Beziehung zu der Vergangenheit kein anderer sein, als der von uns vernunftgemäß gegebene; für die kommende Menschheit wollte

er unfehlbar etwas Anderes erstreben. Das Werk der Erlösung, für welches er sein Leben einsetzte, sollte und mußte mit dem Plane Gottes, bezüglich zur Menschheit, in Harmonie stehen, und dieser Plan war wahrhaftig nicht die Unzurechnungsfähigkeit des Thieres, des unmündigen Kindes oder gar des Wahnsinnigen. Nein, eben aus dem Zustande der Unzurechnungsfähigkeit wollte Christus die Menschheit durch seine Vernunftlehre, so zu sagen durch die Emancipation der Vernunft erlösen, indem er sie zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde, ihrer Menschenrechte hinüberführte. Da nun Vernunft nicht das Wissen nur der Pflichten ist — denn dieses ist reine Verstandes- oder Gedächtnißsache — sondern das Wissen und Vollbringen aus innerem, freudigem Antriebe zusammen, so liegt es klar vor Augen, daß die Erlösung aus den Banden der Unvernunft, Antivernunft oder Vernunftverachtung (wie sie Christus als Ideal seines Strebens vorschwebte und vernünftiger Weise als möglich angenommen werden muß) die Sünde und somit die Schuld aufhebt, was denn mit dem Bewußtsein der Schuldlosigkeit völlig gleichbedeutend ist. Dies erklärt indeß noch nicht vollständig den Sinn des Ausspruchs: „das für euch vergossen wird, zur Vergebung der Sünden," sofern es die Zukunft, die kommende Menschheit, lebend und gebildet unter der Einwirkung einer legitimen und emancipirten Vernunft, unter einer ideal-christlichen Religion betrifft, und es ist somit in den Geist der christlichen Fassung, gegenüber der göttlichen Urgesetzlichkeit noch tiefer einzugehen.

Da jene Gesetzlichkeit jedem Individuum einen Bildungsprozeß vom Keimen bis zum Treiben der Frucht vorschreibt, und kein Vernünftiger wie Minerva aus dem Haupte des Zeus, gewappnet gegen Irrthümer, auf den Schauplatz dieser Erde springt, diese Nothwendigkeit des allmählichen Herausbildens aber eine anfängliche mögliche Fehlbarkeit voraussetzt, so soll nach Christi Lehrmeinung dem nach reiner Ideal-Menschlichkeit Ringenden die Fehlbarkeit im Zustande des Nichtgereiftseins, der göttlichen Bildungs-Nothwendigkeit und des menschlichen Strebens zum Rechten halber nicht als strafbare Sünde angerechnet werden, insofern natürliche Schwäche, anfänglicher Irrthum, aus Unbewußtsein die Ursache solches Fehlens ist. Nur das redliche Ringen nach dem Ziele eines ideal-vollendeten Menschheits-Individuums innerhalb der Lehren und Aussprüche der reinen Vernunft hebt die Schuldhaftigkeit auf und versichert also den Betreffenden der Vergebung dessen, was Sünde scheint und unter diesen Verhältnissen nur Fehlbarkeit ist, die dann aber sicher, bei fortgesetzter Uebung der Menschheit, von Generation zu Generation mehr und mehr verschwinden würde, so daß das schon jetzt

als unvertilgbar in der Menschheit erkannte vorhandene Gute endlich, so zu sagen zum Instinkt, zur andern Natur werden würde.

Diesen Zustand der Menschheit herbeizuführen, das war also der hohe Plan Christi, für den er sein Leben zu wagen, sein Blut zu vergießen entschlossen war. Die Einsetzungsworte des Erinnerungsmahles lauten also dem kernhaften Sinne nach in Kürze folgendermaßen: „nehmet hin und esset in diesem Brot (dem Symbol des sichtbaren Ausdrucks und Trägers des allwirkenden Gottesgeistes in der Natur und im Menschen) die Erinnerung an eine innige und unzertrennbare Gemeinschaft beider, und gedenket in allen Stücken, daß die Natur wohl des Menschen, der Mensch aber nie der Natur, d. i. Gottes, entbehren kann. Nehmet auch hin diesen Kelch und trinket alle daraus, denn dieser Wein ist der Saft (das Blut) der Erde, der sichtbare Ausdruck der göttlichen Vernunft, als deren Verkündiger ich zu euch gekommen bin; folglich ist es insbesondere mein Blut, das ich in Wirklichkeit dieser Verkündigung halber zu vergießen entschlossen bin, damit ich die Menschheit zum Bewußtsein der Schuldlosigkeit durch die Erkenntniß der Gerechtigkeit Gottes bringe, oder mit andern Worten: die Vergebung der Sünden verkündige. Nach dieser Fassung also kehrt das höchst vernunftwidrig Scheinende zum reinsten Vernunftbegriff zurück, indem die beiden Zustände menschlich-geistiger Bildungsprozesse zur rechtlichen Entscheidung aufgerufen werden, nämlich: Unzurechnungsfähigkeit wegen Influenz eines andauernden antivernünftigen Lehrsystems und angeborene Fehlbarkeit innerhalb der ersten Stadien des nothwendigen Bildungsganges, selbst unter der Disciplin eines vernunftgemäßen Lehrsystems und daraus resultirende Schuldlosigkeit; endlich aber Vertilgung der Sünde (nach geistesfreier Auffassung des Begriffs derselben) durch die göttliche Kraft der reinen Vernunft, constituirt im Menschen, laut Voranlage, (Prädisposition) durch ein reines vernunft-religiöses Lehrsystem, das unter der metaphorischen Hülle des Christenthums verborgen liegt.

Das heilige Abendmahl ist somit eine symbolische Erinnerung und Erneuerung des urgesetzlichen Bundes zwischen Gott-Natur und Mensch-Natur durch das sinnbildlich verwendete Medium des Brotes und Fleisches, beiden Seiten entsprechend; und anderseits auch zwischen Gott als Geist und Mensch als Geist durch das Medium des Weines und Blutes, abermals als selbst geistig beiden Seiten entsprechend und auf das Gebiet der Sittenlehre (Ethik) hinüberschreitend, um zugleich ein Bewußtwerden der Verantwortlichkeit Gott gegenüber damit zu verbinden.

Hiermit meine ich den tief verborgen erachteten Sinn jenes obersten

christlichen Mysteriums klar und mit den einfachsten Denkgesetzen in Harmonie gebracht zu haben, so daß selbst der Freidenker dem Abendmahl, unbeschadet seines religiösen Standpunktes, als einem Erinnerungsmahl der Rückkehr des Menschen zur Natur, beiwohnen darf.

22.

Christi Auferstehung und Wiederkunft.

Der universelle Standpunkt, von welchem aus wir die große, Menschheit-erlösende Idee des Christenthums überblickten und im schönsten, klarsten Sonnenlichte der Vernunft vor uns ausgebreitet liegen sahen, wird nun auch die letzten dunklen Thäler und Schluchten des großen Weltgemäldes erhellen und somit das erhabene Bild der größten aller Geistesschöpfungen vor unsern Blicken abrunden.

Halten wir die mythisch-symbolische Fassung der Erscheinung Christi als individuelle Verbildlichung der idealen Vernunft fest, die sich, der Ur-Idee Gottes nach, einst in der ganzen Menschheit, wie vorbildlich in einem vereinzelten Individuum darstellen sollte, so lag es in der unwandelbaren Naturgesetzlichkeit, daß dieses Schema, eben weil es als Persönlichkeit auftrat, als solche von dem Schauplatze der Erscheinung wieder abtreten, gleichsam als Samenkorn in die Erde gelegt werden mußte, um im Schooße der Zeit zu keimen, zu wachsen, zu gedeihen und dann seine Aeste über die ganze Erde auszubreiten.

Um die Vernichtung dieser Persönlichkeit vorauszusehen, bedurfte es keines besonderen Scharfsinns, und Christus deutet solche Katastrophe in mannigfachen Wendungen, immer aber im Hinblick auf Plan und Ausführung, auf Entwickelung der von ihm durch sein Leben und Wirken umfassend dargelegten Idee, zum Voraus an. Um sich in dem großen Weltgemälde heimisch zu fühlen und zurecht zu finden, ist es denn auch nothwendig, die Specialitäten immer nur als vereinzelte Strahlen der gigantischen Geistessonne zu betrachten, deren Wirksamkeit, Licht und Wärme, erst dann in Activität tritt, wenn man die dunklen Wolken von dem eigentlichen Lichtkern hinwegthut und diesen als Hauptsache, als Quell aller Erscheinungen betrachtet.

Zu jenem Lichtkern gehört auch die tröstende Wahrheit, daß die der Menschheit urgesetzlich angeborene Vernunft zwar durch äußere Gewalt — durch die Finsterniß, wie Christus sich ausdrückt — in ihren Rechten gekränkt, ihr Sein und ihr Wesen zerstört, ihre Wirksamkeit für einige Zeit aufgehoben werden kann; nimmer aber wird sie vollends getödtet,

vernichtet werden können. Ja, wie fest man sie auch einsargen und welch einen schweren Stein man auf ihr Grab wälzen möge: die ewige Naturkraft, die unerlöschliche und unvertilgbare, wird das Siegel des Grabes sprengen, und schöner und verklärter wird sie aus demselben hervorgehen.

Diese Wahrheit, insofern sie sich auf einzelne Erscheinungen unter dem Menschengeschlechte bezieht, d. h. insofern selbst unter der Gewalt der Finsterniß in der Majorität der Menschen immer einzelne begabte, die Vernunft in sich repräsentirende und ihre Rechte vertretende Individuen vom Scheintode erstehen werden: diese tröstende Gewißheit hat der christliche Mythos unter dem Bilde der Auferstehung dargestellt, welche auf naturgesetzlichem Wege erfolgte thatsächliche Fassung von Christus symbolisch unter dem Bilde dargestellt wurde, da er sagte: „brecht diesen Tempel ab und in dreien Tagen werde ich ihn wieder aufbauen.“ Diese individuelle Fassung aber konnte, die Universalität der christlichen Idee entbehrend, dem großen Propheten nicht genügen. Die Perspective einer allgemeinen Menschheitserlösung in's Auge fassend, wollte er den Trost nicht verschweigen, daß was dereinst kommen werde, kommen müsse: die Zeit der Christus-, d. i. der Vernunftherrschaft auf Erden. Er faßt diesen, der fernen Zukunft angehörigen Moment in dem majestätischen Bilde einer Wiederkunft Christi auf den Wolken des Himmels aus dem Himmel. Er wird kommen (spricht er) zu richten die Lebendigen und die Todten. Ueberhaupt führt er den Gedanken, daß einmal eine Zeit erscheinen werde auf Erden, wo die Vernunft zur Herrschaft gelangen werde, mit großer Begeisterung und reichem Aufwand von Bildern aus; auch ist dieser Moment in seiner Lehre von so außerordentlicher Erheblichkeit und trifft mit der Wirklichkeit und Wahrheit, die uns Nachgebornen nunmehr größtentheils als Thatsache und Geschichte vorliegt, so exact zusammen, daß, sofern man hellen Blickes genug ist, die Schleier der Metapher zu lösen, ich mich nicht enthalten mag, das 24. Kapitel des Matthäus, in welchem die Hauptstücke dieses keineswegs übernatürlich-prophetischen Gemäldes ausgebreitet werden, einzeln durchzugehen.

Die Anknüpfung geschieht bei dem Salomonischen Tempel, den man allerdings als das krystallisirte Judenthum zu betrachten berechtigt war, und eben weil es so war und ein Geist wie Christus vorhersehen konnte, daß dieses alle Natur und Wahrheit verhöhnende Lehrgebäude vor der siegenden Kraft der Vernunft endlich in Trümmer zerfallen müsse, sprach er zu seinen Jüngern, die ihn auf das, wie es schien, für die Ewigkeit gebaute Gebäude aufmerksam machten: „es wird hier nicht ein

Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen würde." Damit meinte er augenscheinlich nicht den Tempelbau, denn welches Menschenwerk könnte auf Ewigkeit Anspruch machen, und wie sollten die Jünger das nicht eben so gut wie er gewußt haben? Er deutete damit auf das jüdische Religionsgesetz, das Lehrgebäude, von dem er in einem Bilde redete; und wahrlich, eben jetzt erst fangen die Bausteine an recht morsch zu werden und aus einander zu fallen. Nun geht er über auf die Zeit und die Zeichen, wo das Reich der Vernunft beginnen wird, das er indeß immer als Christus-Reich bezeichnet. „Es werden Viele kommen," spricht er, „unter meinem Namen und sagen: ich bin Jesus (meine Lehre ist die Vernunft) und werden Viele verführen. Ihr werdet hören Kriege und Geschrei von Kriegen, sehet zu und erschrecket nicht." Ich meine, davon sollten die Philosophen, die Spinocisten, Karthesianer, Leibnitzianer, Kantianer, Fichteianer, Wolfianer, Schellingianer, Heglianer &c. Notiz nehmen; denn wahrlich, es ist Krieg und Kriegsgeschrei zur Genüge unter ihnen gewesen und ist es noch. Christus aber sagt: „erschrecket nicht, das muß zum Ersten geschehen, aber es ist noch nicht das Ende da." Mußte es geschehen, nun so ist es auch geschehen; diese falschen Christus (Vernunftprediger) kündigten also das große Werk, Ankunft des echten Christus, an. Zuvor spricht er noch von den Dingen, die wir unter der geläufigeren Bezeichnung Religionskriege kennen. „Ein Volk," sagt er, „wird sich über das andere empören und ein Königreich wider das andere." Nun, wir kennen das; „Pestilenz und Theuerung" sind keine unbekannten Dinge in dem Schauergemälde der Völkerkriege (man denke z. B. nur an den dreißigjährigen) angeblich „zur größeren Ehre Gottes".

Das Gemälde wird nun immer klarer und auf unser Zeitalter besser passend, denn er sagt: die Noth werde hernach erst recht anheben. Die Bekenner einer reinen Vernunftlehre (die wirklichen Bekenner Christi) würden der Trübsal überantwortet, ja sogar getödtet werden; alle Völker würden sie hassen; man werde sich um sie ärgern, sie verrathen, und diese würden sich wieder unter einander hassen (die christlichen Secten). Dann spricht er wieder von falschen Propheten, die Viele verführen würden (ich denke, wir brauchen sie nicht weit zu suchen, die im Namen Christi predigenden Halbvernünftigen). „Und weil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe erkalten." Wer sieht und kennt nicht den Sectenhaß, die Duldungslosigkeit, kurz die Ungerechtigkeit der herrschenden Kirchen, und möchte da noch nach christlicher Liebe fragen? Christus fährt fort: „wer aber beharret bis an's Ende, der wird selig." So scheinbar hier auch von der Zeit ge-

sprochen wird, so kann davon keine Rede sein. Wer mag sagen, daß er so lange lebe, bis alles jenes Scheinchristenthum von der Erde verschwunden und die reine Vernunft zur Herrscherin proclamirt ist? Nein, es liegt in den Worten der Ausspruch: wer so lange an sich selbst baut, daß er alle Lüge und Irrthum von sich abgethan, und am Ende durch beharrliches Ringen zu einem Bekenner des reinen Christus (d. i. der Vernunftlehre) geworden ist, der wird selig werden und die höchste Stufe geistiger Glückseligkeit erringen. „Es wird aber eine Zeit kommen", sagt der Weise, „wo gepredigt werden wird das Evangelium vom Reich (vom Himmelreich, reines Vernunftreich) in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker; und dann wird das Ende kommen." Was für ein Ende wird kommen? Antwort: das Ende des Lügenreichs in göttlichen Dingen. Diese Katastrophe, wo endlich das viel-tausendjährige Lügenreich zusammenstürzen und die reine Vernunft den Thron besteigen wird, scheint dem, die Menschen und Dinge wohl durchschauenden Weisen nicht ohne die größten Gräuel zum Abschluß kommen zu können; er beschreibt in prägnanten Bildern die Vorgänge, die bei dergleichen Umwälzungen sich zu ereignen pflegen.

Im 22. Verse aber wird er plötzlich etwas dunkel, denn er spricht: „wo diese Tage nicht würden verkürzet, so würde kein Mensch selig; aber um der Auserwählten willen werden die Tage verkürzet." Er will damit sagen: würde diese unglückliche mörderische Zeit lange anhalten, so möchte die reine Vernunftlehre durch die Vernichtung aller ihrer Bekenner und Verbreiter wohl gar ganz unterdrückt und vernichtet werden; aber zur Rettung dieser Auserwählten und der reinen Lehre wird der Sieg früher eintreten, als bis sich Alles gegenseitig erwürgt hat; kurz ausgedrückt: „die Tage (des Kampfes) werden verkürzet." Es ist hierbei wohl zu beachten, daß er die reine Vernunft- oder Christus-Lehre und die Seligkeit immer als identisch neben einander stellt. In den folgenden Versen warnt er denn abermals und recht eindringlich vor den Verführern durch ein Scheinchristenthum, wie wir es ja auch zur Genüge vor Augen haben. „Wenn sie zu euch sagen werden, er (Christus, die reine Vernunft) ist in der Wüste, so gehet nicht hinaus, oder: siehe, er ist in der Kammer, so glaubet's nicht." Und nun weist er darauf, daß die reine lautere Christuslehre, die ideale Vernunftlehre, ein reines, lauteres, lebendig leuchtendes Naturlicht sei, in folgendem Bilde hin: „denn gleichwie der Blitz ausgehet vom Aufgang und scheinet bis zum Niedergang, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohns." Da steht es also klar: die zu erwartende reine Christuslehre oder wie die Mythe sich ausdrückt, die Zukunft des Menschensohns

wird nichts übergehen, nichts Dunkeles, Ungelöstes überspringen, sondern ein helles Licht sein „vom Aufgang bis zum Niedergang“. Es stellt sich plötzlich noch ein recht frappantes Bild in den Weg, denn Vers 28 heißt es: „wo aber ein Aas ist, da sammeln sich die Adler;“ mit andern Worten: wo ein socialer Zustand, wie z. B. der afterchristliche, die sogenannte alte Mutterkirche, sich überlebt hat und der Verwesung, der Auflösung verfallen ist, da finden sich auch die gewaltigen, starken Geister (die Adler) ein, sie vollends zu beseitigen und das aufgelöste Alte zu einem frischen, lebendigen, neuen Organismus zu übertragen, gleich wie das Aas in dem Magen des Adlers zu einem frischen, lebendigen Organismus übergeht. Desgleichen geschah theilweise unter denselben dort angedeuteten Verhältnissen zu Luther's Zeiten wie auch zur Zeit der französischen Revolution, wo die socialen Zustände so verrottet waren, daß sich die Adler einfanden, das Stinkende zu beseitigen. Man denke nur an den obersten dieser Adler: Napoleon.

Gleich nach dieser Metapher, mit welcher das Evangelium am 25. Sonntage nach Trinitatis abschließt, tritt eine neue, buchstäblich genommen völlig unlösbare Prophetie ein, indem Christus sagt: „bald aber nach der Trübsal jener Zeit werden Sonne und Mond den Schein verlieren, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte der Himmel werden sich bewegen. Und alsdann wird erscheinen das Zeichen des Menschen Sohn im Himmel, und alsdann werden heulen alle Geschlechter auf Erden und werden sehen kommen des Menschen Sohn in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird senden seine Engel mit hellen Posaunen; und sie werden sammeln seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels zu dem andern. An dem Feigenbaum lernet ein Gleichniß rc.“ Alsdann schließt er dieses gewaltige Bild mit den Worten: „wahrlich ich sage euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß dies Alles geschehen. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“ Nach der gewöhnlichen Fassung der Theologen ist diese Darstellung wörtlich, und zwar als sogenannter jüngster Tag aufzufassen, wo die Welt in ein Chaos zusammenbrechen, die Menschheit verwandelt werden und das Weltgericht beginnen wird. — Das rein geistige Wesen des Christenthums wird also hier dem Buchstaben zu Liebe plötzlich rein materiell genommen und eine Zertrümmerung des Weltenbaues als möglich angenommen, da es den Geistesarmen an Verständniß gebricht, die moralische Idee Christi, wie er sie durchgängig vertritt, auch hier weiter zu verfolgen. Von einer Umwälzung der Erde, wie sie die fortgeschrittene Wissenschaft in der Geologie und Geo-

gnostik unserer Tage aus der Erfahrung nachweist, wußte man damals noch nichts, und gesetzt den Fall — was gar nicht denkbar — Christus hätte davon gewußt, so konnte er um so viel weniger von einem Herunterfallen der Sterne vom Himmel reden, da dergleichen durchaus (er möchte denn etwa die neue kühne Hypothese von dem Kometensturze im Sinne gehabt haben) mit den ewigen Naturgesetzen streitet, was hier keiner weiteren Erörterung bedarf, da heute jedes Kind weiß, daß die Stern keine Oellampen sind, die man um- oder herunterwirft, sondern Welten, die außer dem Schimmer in keiner materiellen Verbindung mit unserer Erde stehen.

Wir haben also nichts weiter zu thun, als die in dem Gemälde angeknüpfte Grundidee weiter auf dieses metaphorisch-cosmische Gebiet zu verfolgen und rein geistig und sinnbildlich aufzufassen. Daß die Zeit, von welcher Christus redete, durch ein Zur-Herrschaft-Gelangen der Vernunft, einen dieser Herrschaft entsprechenden Charakter aufgeprägt erhalten werde, habe ich bereits dargethan, und von der Trübsal geredet, die nach Christus durch den Kampf zwischen Licht und Finsterniß über die Zeitgenossen hereinbrechen werde. Ob überhaupt und wie alle diese gefürchteten Uebel eintreten werden, das sind Dinge, welche die Grundidee, die Tendenz des reinen Christenthums nicht weiter berühren, da es nur Nebenumstände sind. Es genügt, daß Christus mit uns die Nothwendigkeit anerkennt, ein vom Schöpfer ausgegangener Urtypus, wie hier die menschliche Vernunft, müsse einmal ihren Bildungsgang durchlaufen und am Ziele angelangt zur Herrschaft kommen, zu welcher sie in unabweislicher Legitimität geboren. Wenn nun der irdische Kampf ausgekämpft, die Trübsal und die Gräuel des Haders beendet sind und der Vernunft zum Siege verholfen worden, so werden Diejenigen, die bisher als die größten Lichter gegolten, z. B. die weltlichen und geistlichen Fürsten (Christus vergleicht sie mit Sonne und Mond) ihren Schein, ihren bisherigen wirklichen oder erborgten Glanz verlieren. Alle kleineren und geringeren Sterne, welche jene größeren umgeben, werden alsdann aus ihrem Himmel fallen, denn von Stunde an ist es mit ihrer Herrlichkeit aus, indem die Urkraft Gottes in der Menschheit (recht verstanden ebenfalls zur wirklichen Naturkraft gehörig, insofern der Geist nicht ausgeschlossen ist von dem großen Bunde) sich regen und der große Läuterungsprozeß seinen Anfang nehmen wird; denn es wird nunmehr „das Zeichen des Menschen Sohn erscheinen im Himmel." Wir wissen aber, daß des Menschen Sohn Christus der Verkündiger, dieser aber die sinnliche Erscheinung der reinen Vernunft, das Licht, ist.

Diese Vernunft in ihrer idealen Lauterkeit wird sich durch das bisherige düstere Geistesgewölk auf den Schauplatz drängen „mit großer Kraft und Herrlichkeit", und alsdann werden heulen alle Geschlechter auf Erden; d. h. sie werden theils jauchzen vor Freude am Tage der Erscheinung dessen, das allein fähig ist die Menschheit ihrer Bestimmung entgegenzuführen, theils werden sie widerbellen, wie wir es schon jetzt vernehmen. Diese Urkraft (Christus) „wird senden seine Engel (Boten, Verkündiger, Prediger, Propheten, Redner, Dichter oder wie man die Werkzeuge der Erlösung nennen will) mit hellen Posaunen (Schriften, Reden, Gedichten, Gesängen) und sie werden sammeln seine Auserwählten (die Geistesfreien, Starken) von den vier Winden, von einem Ende des Himmels zu dem andern." Nun folgt in Christi prophetischer Rede die Metapher von dem Feigenbaum, dessen Zweige saftig werden und Blätter gewinnen, wenn es Sommer werden will; also auch wird dieses große Werk beginnen und vollendet werden, wenn solche Voranzeichen sich kundgeben, als oben angedeutet, und ich meine, wir sähen bereits schon jetzt Knospen an dem Feigenbaum der neuen Zeit, die da beginnen soll. Vor allen Dingen hat der Schlußsatz: „wahrlich ich sage euch, dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß dieses Alles geschehen" zu dem größten Mißverständniß Anlaß gegeben, indem die Zweifler den Ausdruck „dieses Geschlecht" auf das zu Christi Zeiten lebende Geschlecht bezogen, so daß also noch zu Lebzeiten der Jünger die große Begebenheit hätte in's Leben treten müssen. Wirklich harreten auch, wie wir wissen, die Jünger und ersten Bekenner so lange darauf, bis sie alt und des Wartens müde in's Grab stiegen.

Dieses Nichteintreffen der Prophezeihung wurde vorzüglich als Waffe gegen Christus benutzt; die stupiden Theologen wußten sich kaum gegen den Angriff zu decken, und doch ist es völlig klar, daß nichts Anderes in jenen Worten liegt, als der vernunftgemäße Ausspruch: das Menschengeschlecht wird nicht vergehen, nicht von diesem Schauplatze abtreten, bevor nicht der ihm einverleibte Urplan, die reine Vernunft, zur Erfüllung gediehen ist. Dabei sagt Christus nirgends ausdrücklich zu den Jüngern, daß die Katastrophe bei deren Lebzeiten eintreffen werde, sondern nur andeutungsweise, z. B. wenn ihr Dieses oder Jenes sehen werdet, so habt denn Acht. Dabei ist sein Ideengang und seine Lehrweise so universell, daß er stets die ganze vorhandene und kommende Gemeinde im Sinn hat, wenn er lehrend und ermahnend zu seinen Jüngern redet.

Hierbei ist zu bemerken, daß wir Strauß' Angabe, er (Christus) habe ausdrücklich gesagt: „das jetzt lebende Menschengeschlecht" werde

es erleben, und zu den Jüngern: „ihr werdet dieses Alles erleben", in den Evangelien nicht gefunden haben, sondern nur die allgemeine Hindeutung: „wenn ihr dieses Alles sehen werdet, dann u. s. w." Dieses wenn aber ist eine bedeutungsreiche Einschränkung, in welcher ungesagt der Gegensatz liegt: wenn ihr es nicht sehen werdet, dann wird die Katastrophe später eintreffen, und nun gilt das „Ihr" für die nachgeborenen Jünger; dies, so sollte man meinen, wäre nicht mißzuverstehen.

Wenn er nun weiter spricht: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen", so ist auch diese Sentenz viel zu buchstäblich und befangen aufgenommen. Eben weil Christus sich als die Personification, als der Ausdruck der reinen Vernunft, als „das geistige Licht" betrachtete, meint er augenscheinlich nicht diese oder jene von ihm gesprochenen, so oder so gefaßten Worte, sondern das, was sich durch die Worte, durch die Sprache kundgiebt: das Wesen der Vernunft (des Logos), von dem er, als identisch mit sich betrachtet, ja auch schon in einer anderen Fassung sagt: „ehe denn die Welt war, war ich." Ebenso hält er dafür und ist gewiß, daß das eigentliche Sein und Wesen der Vernunft nicht an die uns sichtbare Welt, auch nicht an das Menschengeschlecht allein gebunden ist, sondern sich über unsern Gesichtskreis hinaus in die Unermeßlichkeit des Universums verliert. Somit will seine Sentenz „Himmel und Erde werden vergehen &c." recht verstanden nur sagen: die sichtbare Natur, eigentlich wohl nur die Erde, mag einer Umwandlung unterworfen werden (denn vergehen, d. i. verschwinden kann ja nichts), aber die Wahrheit, welche identisch mit der Vernunft, das ganze Weltall durchdringt und zusammenhält, kann und wird niemals vergehen; denn es ist das Prinzip, das alle Erscheinungen in der Welt und im Leben ordnet und schafft, ohne das nichts ist noch sein kann. Er setzt noch hinzu: „daß Niemand Tag und Stunde dieser Katastrophe kenne, weder ein Mensch auf Erden, noch vorgezogene Geister, Bewohner anderer Welten (Engel), sondern nur allein Gott."

Christus führt das Gemälde noch in mancherlei allegorischen Zügen und kühnen Bildern weiter, deren Sinn und Meinung sämmtlich darauf hinauslaufen, daß die thörichten und verstockten Feinde der reinen Vernunft unterliegen und diese ihrer von Gott eingeborenen Bestimmung gemäß zur Herrschaft der Welt gelangen wird, was er in der Formel ausdrückt: „wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stuhl der Herrlichkeit. Und werden vor ihm alle Völker der Erde versammelt werden und er wird sie von einander scheiden, gleich

als ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet." Abermals also: die Vernunft wird zur Herrschaft gelangen, und vor ihrem Richterstuhle wird sich die Lüge von der Wahrheit scheiden.

So ergiebt sich die allein vernunftgemäße, mit den Gesetzen der Natur und den Erscheinungen in der Geschichte völlig harmonirende Fassung der augenscheinlich metaphorisch dargestellten Prophetie, die kein übernatürliches Wesen, sondern einzig die reine Erkenntniß der göttlichen Ordnung der Dinge voraussetzt und deren Erfüllung wir schon jetzt in ihren Anfängen vor uns sehen. Ein verständiges Hingeben an die Idee, daß dem so sei, daß es naturgesetzlich so kommen müsse, würde ohne Zweifel die Gewaltigen der Erde vor entsetzlichen Mißgriffen bewahren, wenn es denkbar wäre, daß sie jemals Augen bekämen. Gesetzt den Fall, es geschähe und die Katastrophe würde dadurch abgewendet, so wird der Darstellung derselben aus Christi Munde, als Warnung betrachtet, von ihrem hohen Werthe nichts genommen, sondern dieselbe nur noch um Vieles höher gestellt. Leider aber ist von der Verblendung der Menschen zu erwarten, daß sie der Warnung unzugänglich sind und die Menschheit wie immer, so auch hier nur auf blutbespritzten Wegen zu dem letzten und höchsten Ziele gelangen werde.

23.

Kreuzestod und Natur-Ereignisse bei demselben.

Diese blutige Katastrophe zum Heile der Gesammtmenschheit ist auch individuell vorbildlich in dem Prototyp der reinen Vernunft, in Christus selbst, warnend auf den Schauplatz gestellt und in die Tafeln der Geschichte mit unverlöschlichen Zügen, jedoch abermals mit mythischer Zuthat eingegraben. Wir kennen zur Genüge das beabsichtigte blutige Ende des erhabenen Weisen, der in der damaligen Nacht der Geister der Unvernunft unwiderruflich zum Opfer fallen sollte. Sein gesetzlich ausgesprochener, schmachvoller Tod eines Verbrechers am Kreuze hatte der damaligen Sitte gemäß nichts Ungewöhnliches, aber in der Figur seiner Todesart konnte wohl nur die impotente Speculation eines Schelling, der die unverdaulichsten Beziehungen in der „Spannung" von Christi realen Gliedern auf das Gebiet der Allegorie herüber zu zerren sich abmühte, eine Verbindung übernatürlicher Bezüge zwischen Geistigem und Körperlichem (Idealität und Realität) voraussetzen. Eine klare und faßliche Philosophie weiß aus der, das Gemüth schmerzlich afficirenden Begebenheit für die lebendige Realität der Geschlechtsgenossen nur

die vorbildliche Anmuthung zu gewinnen, daß die reine Vernunft, die nie den Weg von dem Idealen in das Reale zurück verliert, sondern sich erst auf dem Gebiete der lichten lebendigen Wirklichkeit bewährt, sich auch ganz vorzüglich darin bethätigt, daß sie das Gebilde ihrer Wirklichkeit, ihren sichtbaren Träger, den Körper, unter die Botmäßigkeit des selbstbewußten Geistes stellt und das Unabwendbare mit einer Seelengröße und Resignation trägt, die eines freien selbstbestimmenden Wesens würdig ist und die Feinde in ihrer jämmerlichen Bosheit beschämt. Nur von diesem Gesichtspunkte aus ist der gekreuzigte Christus ein erhabenes Vorbild, das übrigens nicht vereinsamt dasteht, sondern leider auf tausendfältigem Golgatha seine unzähligen Seitenstücke gefunden hat. Wenn aber irgend eine Allegorie in der Kreuzigung, oder davon abgeleitet: in dem Kreuz vor sich liegt oder liegen soll, so ist es einzig und allein die, daß der Mensch in seiner natürlichen Körperstellung, mit ausgebreiteten Armen, die Figur eines Kreuzes bildet, was z. B. bei auch nicht einem bekannten Thiere der Fall ist. Da der Mensch der einzige sichtbare Träger der geheiligten Vernunft auf Erden zu nennen, so ist das Zeichen des Kreuzes das natürliche Symbol der Anthropologie, der Menschlichkeit, näher und spirituell bezeichnet, der Vernunft. Das Zeichen des Kreuzes drückt also in reinster Symbolik nicht etwa eine übernatürliche Zauberformel, sondern gerade das Gegentheil: Natur und Vernunft, im reinen klaren Bündniß als sichtbare Verkünder der göttlichen Influenz auf die sichtbare Schöpfung, und die Consequenz desselben ein rein-sittliches, moralisches und künstlerisch schaffendes Thatverhältniß dessen aus, der selbst in der Figur des Kreuzes geboren wurde, nämlich des Menschen.

Daß eine so gewaltig erhabene und eindringliche Personification der reinen Vernunft in Leben und Lehre auf ihrem eigensten Gebiete, in der Religion, gegenüber dem verkrüppelten Gebilde des Moses und der Rabbiner — die sich vermaßen, ihr steifes, verschrobenes, automatisch-todtes Machwerk für das himmlische Wesen auszugeben, das sich die reine Erkenntniß nur als eine lebenswarme, rosigglühende Tochter des Himmels vorzustellen vermag, — nicht ohne siegenden Einfluß bleiben konnte; daß die Nacht vor dem Lichte ersterben, der Schleier von dem Antlitz der Wahrheit schwinden und der lebendigen Realität das erträumte Geistwesen, (Abstractum) wahnsinniger Speculationen unterliegen werde; — diese schon früh erkannte Nothwendigkeit kleidete die Mythe in dem Momente des anscheinend tödtlichen Abscheidens ihres Helden in die nicht zu mißdeutende Metapher, daß der Vorhang vor dem Allerheiligsten des jüdischen Tempels, ohne sichtbare Einwirkung

irdischer Macht, in zwei Stücke zerrissen sei. Ein solcher Riß in das jüdische Religionswesen stellte sich auch bald genug als unabwendliche Spaltung heraus, indem sich eben durch Christus ein Neujudenthum bildete, immer zahlreichere Juden zu dem reformirten Israelitismus, als welcher Anfangs das Christenthum galt, übertraten, und somit (was eigentlich noch nie geschehen war) ein unheilbarer Riß in dem für unantastbar gehaltenen Gewebe ihres Offenbarungsglaubens entstand.

Wie nun aber Christus sich selbst und nach ihm die Mythisten seine Person nicht nur als den sichtbar personificirten Ausdruck der menschlichen Vernunft, sondern der Vernunft überhaupt betrachteten, so sollte dieser Begriff auch in dem Momente der Auflösung dieser Metapher über die Kreise menschlicher Vernunftthätigkeit hinaus seinen Ausdruck finden; d. h. die Schöpfung, an welcher Christus thätigen Antheil genommen, ja die von ihm ausgegangen sein sollte, mußte an der Auflösung des sichtbaren Trägers der Vernunft-Idee ihren Antheil bezeugen, oder die Immanenz der Vernunft überhaupt in beiderlei Gestalt, Natur und Mensch, vielmehr Menschen-Geist sollte hier noch einmal metaphorisch angedeutet werden. Um Eingang und Ausgang symmetrisch entsprechend zu verknüpfen, fand die Mythe gegründeten Anlaß, dem lichten Stern bei der Geburt den Gegensatz: rabenschwarze Nacht zur Mittagszeit gegenüberzustellen; und so wurde denn von dieser Seite die an sich als Wunderthat undenkbare Begebenheit der Verfinsterung als mythisch-metaphorischer Moment in das Gemälde des Todes Christi aufgenommen, was mit dem Entstehen und Verlöschen des Lichtes (hier des geistigen Lichtes) in richtigem und leichtverständlichem Zusammenhange steht. Hinausgeführt zu noch klarerem Verständniß finden wir schließlich diese Metapher noch in einem eng verschlungenen Doppelbilde, indem die Mythe berichtet, die Erde habe gebebt, die Gräber hätten sich davon aufgethan und viele längst begrabene Heiligen wären daraus hervorgegangen. Hier sind also beide Seiten der Vernunftthätigkeit zusammen repräsentirt: die Natur durch das Erdbeben und die menschliche Intelligenz durch das Auferstehen der Heiligen, nämlich der Propheten, oder wie wir jetzt sagen würden: der Lehrer, Philosophen, Dichter, deren Wirksamkeit mit jener unsers Christus in genauer Verwandtschaft stand und deren Gedanken und Lehren gleichsam in das Leben übergehen sollten.

Die Kühnheit dieser poetischen Darstellung macht erstaunen, aber Christus selbst lehrte seine Schüler, in der Zeit seines Umgangs mit ihnen, die erhabensten und kühnsten Bilder in hyper-orientalischer Weise zu gebrauchen. Es darf uns wohl überraschen, aber nicht auf Abwege

leiten, solche bei einer so wichtigen Angelegenheit von den Mythisten verwendet zu sehen. Man rechnete freilich nicht auf eine so denkfaule Theologie wie die nachgeborene, die es bequemer findet, an der Schale zu nagen, als sich die Mühe zu geben, den Kern zu Tage zu schälen, und das zu einer Zeit, wo die Wissenschaft ihr täglich mit den schärfsten Instrumenten die Augen zu öffnen bemüht ist. So sehen wir denn, daß überall eine Heiligung und Verherrlichung der Vernunft des geistigen Lichts die Endabsicht Christi und seiner ersten Verkündiger in Leben und Lehre war, sofern man kräftigen Geistes und guten Willens genug ist, die Schleier der Metapher zu lüften und den Geist der Wahrheit froh und freundlich an das Licht hervorzuziehen.

Die Mythe wollte also das Empörende der menschlich verruchten That, des legitimen, officiellen Wahnsinns darstellen, da man nicht nur den unschuldigsten, sondern auch den genialsten, die ganze Menschheit mit Liebe umfassenden und mit der erhabensten Sittenlehre beschenkenden Weisen den schmachvollen und schmerzlichen Tod eines Verbrechers sterben ließ. Andeuten aber wollte sie auch, daß alles wahrhaftig Große, Erhabene und darum Heilige, das die Zeit in ihren Gräbern aufgenommen, durch die Lehre des Getödteten neu belebt an das Licht hervor- und über die Erde gehen werde. Darum redet sie nur von Heiligen, die erstanden seien; ferner aber auch, daß sich die Erde bewege und die Felsen sich gespaltet hätten, um anzudeuten, daß von nun an die Natur selbst ihre verborgenen Tiefen erschließen und die Menschheit in die Geheimnisse ihres Zusammenhanges blicken lassen, mit einem Wort, daß eine neue Epoche der menschlichen Vernunftthätigkeit beginnen und sich über die Erde verbreiten werde.

Ueberhaupt beginnt die Kühnheit und Großartigkeit der orientalischen Bildersprache nun erst den höchsten Aufschwung zu nehmen und sich mit einer Sicherheit hinzustellen, die wohl geeignet war, schwache Geister zu bethören und das als buchstäbliche Facta zu nehmen, was nur als allegorische Einkleidung sich erwiesen, in jener materiellen Bedeutung genommen auch durchaus keinen Werth hat, sondern nur die Begriffe in die Irre des Aberglaubens zu führen geeignet ist. Es dürfte hier vielleicht am Orte sein, die Ueberzeugung auszusprechen, daß in einer so heiligen und erhabenen Sache, als es die Religion ist, billigerweise nichts gelehrt werden sollte, was nicht mit der ewigen und unwandelbaren Offenbarung Gottes in der Natur und deren Vermittler — die Wissenschaft — in völliger Harmonie steht, da das Gegentheil den unfehlbaren Keim zum Mißtrauen und Widerspruch in sich enthält. Unmöglichkeiten zu erzählen hat die Poesie, und zwar in

Märchenform, das Recht, die Wissenschaft aber die Pflicht, den Kern zu enthülsen, der allein Nahrungskraft in sich enthält. Wer jedoch, wie die orthodoxe Theologie, das Volk mit den Hülsen füttert und den Kern als unnütz wegwirft, der muß auch erwarten, daß die Pflegebefohlenen am Geiste verkümmern und ihnen eine endliche Erkenntniß ihres Unterschleifs das Volk über die Thür schickt und sie zur Verantwortung zieht, wie Solches eben wieder in unsern Tagen vielfältig geschieht, so daß zur Stunde noch nicht abzusehen, wo die Begebenheiten hinaus wollen.

24.

Christi Auferstehung, Himmelfahrt und Ausgießung des heiligen Geistes.

Wir kehren zu unserer eigentlichen Aufgabe zurück und haben jetzt nur noch einige, aber die bedeutungsreichsten Momente der christlichen Mythe zur Beschauung vor uns. Es ergiebt sich hier für den tief eindringenden Gedanken die frappante Bemerkung, daß die Mythe wirklichen Thatsachen durch ein gewagtes Weiterführen um wenige Schritte, und zwar über die factisch unüberschreitbare Grenze der Naturgesetzlichkeit hinaus, ihr metaphorisches Merkmal aufdrückt. Insofern es Christi irdische, menschlich-leibliche Existenz betrifft, beginnt nämlich jetzt ein verdecktes, nie völlig zu entschleierndes Spiel, da die Begebenheit unter den Händen, mehr noch als zuvor, auf das Gebiet der allegorischen Lehrart (Didactik) hinüber gespielt wird, während scheinbar in vollem Ernst von Thatsachen die Rede ist, welche doch die unumstößliche Wissenschaft, die wahrhaftig von Gott ist, verneint. Während es sich bisher nur um übernatürliche Einwirkung auf zweite Personen handelte, tritt von nun an er selbst als Object der sogenannten Wunder auf; und während sich vorhin die Mythe erlaubte, Christus als einen Vermittler der direkt göttlichen Einwirkung darzustellen, sehen wir uns nunmehr vergebens nach irgend einer Vermittelung um, und es tritt somit der mythisch-allegorische Charakter der Darstellung um so mehr hervor, da für das als geschehen Angegebene jede äußere Einwirkung fehlt und nur die unsichtbare Hand Gottes, im Widerspruche mit sich selbst, Erscheinungen zu Wege gebracht haben könnte, die in allen Theilen, factisch zugegeben, eben so naturgesetzwidrig als zwecklos genannt werden müßten. Denn da bei dem, von der Theologie angegebenen Zweck — die Versöhnung durch das Blut eines gemordeten Unschuldigen — eben

der Anstifter Gott, das rückwirkende Object der Versöhnte gewesen wäre, so hätte er also, um seine Rachsucht zu stillen, zwei Verbrechen begehen müssen: erstens indem er zur Ausführung seines Racheplanes die Juden, oder vielmehr zunächst den römischen Landpfleger unabwendbar gezwungen, das Todesurtheil über einen Unschuldigen zu sprechen und diesem die Todesqualen zu bereiten, und zweitens ihn hernach wieder lebendig zu machen, als ob nichts vorgefallen wäre. Alles Dinge, die, wenn selbst die Macht dazu vorhanden gewesen wäre, viel eher einem Wahnsinnigen, als einem Wesen der höchsten Liebe, Gerechtigkeit und Allweisheit ähnlich sähen. Diese ganze supernaturalistische Fassung sieht förmlich einer menschlichen, so zu sagen einer Hofintrigue ähnlich, bei welcher ein Fürst seinen Günstling scheinbar fallen läßt, ihn verbannt, ja vielleicht gar dem Volke weismacht, er lasse ihn hinrichten, indeß er doch heimlich gerettet, entführt und fürstlich belohnt wird, während das düpirte Volk sich vor Freuden die Hände reibt, Fürst und Günstling sich aber in's Fäustchen lachen. Es thut Einem weh, die bornirte Fassung der Theologen in ihren Consequenzen weiter zu verfolgen, sonst würden noch andere, und zwar die ungeheuerlichsten Resultate vor unsern Augen hervorgehen, die indeß einzig nur der starrköpfigen Theologie ins Schuldbuch geschrieben werden müßten, während des Christenthums mythischer Kern in seiner Reinheit und Lauterkeit unangetastet bleibt.

Eine große, tröstende und über die Jämmerlichkeiten obscuranter Machthaber den Geist erhebende und beseligende Wahrheit ist es, daß alle Gewalt der Erde, d. h. menschlicher Despotismus, mag er activ, durch die unmittelbare That, oder passiv, durch die Verschleppung und Unterlassung wirken, nie und nimmer auch nur eine einzige von Gott als Urheber aller Dinge ausgegangene Potenz auslöschen, zerstören, geistig beseitigen kann. Vielmehr tragen alle Kräfte, die je auf Erden zur Erscheinung gekommen sind, die Berechtigung ihres Daseins und die Garantie ihrer Dauer in sich selbst, in ihrer göttlichen Natur, insofern sie dem Leben und Wohlsein der Lebendigen förderlich sind. Anders verhält es sich mit den das Gute, Wahre, die Beglückung verneinenden und störenden Potenzen in der moralischen Welt, die nicht als Positivum geschaffen, daß sie *wirklich*, sondern nur als Passivum, daß sie *möglich* sein sollten, das Maß des Positiven daran zu messen, seine Kraft und Würde daran zu stählen. Jede positive Kraft ist zwar zu moderiren, zu zügeln, zu leiten, selbst zu unterdrücken, scheinbar sogar zu tödten; sowie aber der Druck nachläßt, springt sie mit verstärkter Federkraft empor, nimmt ihren früheren Raum, ihre Form und Wirksamkeit

wieder ein und gelangt wohl gar durch die Zeit, wo sie gefesselt war, zu erneuter Kraft und danach zu größerem Fortschritt.

Diese Wahrheit auf die Vernunft angewendet, auf diese Fürstin aller Gebieter im Reiche des Geistigen, so liegt die Grundidee, die Grundbasis des Christenthums einzig und allein in dem Folgenden: Das Messiasreich, das Himmelreich auf Erden, die eine große Heerde mit dem einen Hirten, die Auferstehung der Todten, das Wiederfinden und die Wiederaufnahme des verlorenen Sohnes und vieles Andere, sind nur verschiedene bildliche Fassungen (Metapher) für eine und dieselbe Wahrheit, nämlich: die ursprünglich vom Schöpfer zur Regentschaft geschaffene und berufene höchste und erhabenste Geisteskraft wird und muß endlich einmal zur Herrschaft gelangen, wie lange und wie sehr sie auch mißhandelt, unterdrückt, getödtet und im Grabe zurückgehalten wurde. Eine solche Prinzipal-Wahrheit sollte nun auch an dem eigenen Leben und Dasein dessen, der sich selbst als die personificirte Vernunft auf den Schauplatz stellte, von Christus, dargelebt und dem tiefbedeutsamen, mythisch metaphorischen Bilder-Complex einverleibt werden. Es ist aber nicht das erste Zeichen in der Geschichte, daß die Wirklichkeit, das Leben, Begebenheiten darbietet, die als Metapher eine viel höhere Bedeutung verdienen denn als ein wirkliches Factum; man denke z. B. in in der neueren Geschichte an Napoleon's Exil auf der Felseninsel St. Helena, eine Thatsache, die der Mythe von Prometheus auf ein Haar ähnelt; und wie oft hat sich unter Andern nicht schon die Mythe von Dädalus verwirklicht.

Christus wurde verurtheilt und getödtet; ob physisch getödtet, ob nicht, hat uns als Historiker im ersten Bande beschäftigt und interessirt. Der Wissenschaft steht es frei, den Tod oder die Auferstehung wegzuleugnen; zu Einem muß sie sich bequemen. Die Mythe kommt nicht in diese Verlegenheit; für sie ist Christus der sichtbare Ausdruck der reinen Vernunft, des Lichts, und ihre Aufgabe ist es, der verstockten Welt eine unvertilgbare, göttliche Wahrheit in einem lebendigen, anschaulichen Bilde darzustellen. In solcher Eigenschaft, als Vernunft, als das Licht der Welt, als ein geistiges Wesen, kann Christus nicht wirklich sterben, sondern nur für die Welt todt sein, und vermöge der inneren, göttlichen Lebenskraft ersteht er wieder zum Lichte. Derselbe Gedanke war auch schon längst bei den Egyptern unter dem Bilde des Phönix mythologisirt, eines Vogels, der sich periodisch ein Nest von köstlich duftenden Kräutern bereitet, sich auf dasselbe setzt, es anzündet und, obgleich verbrannt, sich neu verjüngt aus seiner Asche wieder hervorhebt. Fast ebenso erzählt die Mythe von Christus, daß er neu ver-

jüngt, verklärt aus seinem Grabe wieder hervorging; und in der That lehrt die Erfahrung, daß die schönsten Resultate der Vernunft veralten und absterben, daß sie selber aber im ewigen Kreislauf immer neu verjüngt, wieder aus ihrem noch so fest verschlossenen Grabe hervorsteigt, um einen neuen und schöneren Thatenlauf zu beginnen. Andeutungen über diese Grundidee gingen in mannigfachen Varianten aus Christi Munde selber hervor, wie z. B. wenn er sagt: brecht diesen Tempel ab und in dreien Tagen werde ich ihn wieder aufbauen;" oder: „über ein Kleines werdet ihr mich nicht sehen, und abermals über ein Kleines werdet ihr mich wieder sehen." Der eigentliche Inhalt, der Kern dieser Metapher — die unvertilgbaren Rechte der Vernunft am Dasein und der Gewalt; die Zersprengung der Grabesdecke, unter welcher ihre Feinde sie sicher begraben zu haben vermeinen; das Verscheuchen der Wächter, welche die bornirte Gewalt an der Grabeshöhle aufgestellt hat, damit das Licht, das die Menschheit aus ihrem anti-menschlichen Zustande zu erlösen berufen ist, nicht unter die Leute komme; das Durchschlüpfen derselben durch Mauern und verschlossene Thüren und das plötzliche Erscheinen da und dort, wo man es nicht vermuthet: lauter Dinge, welche die Mythe von Christus erzählt und die so genau auch auf die Erscheinungen des geistigen Lichts in unsern Tagen, gegenüber den Verrummungsfreunden, passen — alle diese in christliche Bilder eingekleidete Wahrheiten haben, da sie das Merkmal der Ewigkeit und Unwiderruflichkeit an sich tragen, einen tröstenden und erhebenden Inhalt für den denkenden Menschen, indem er den Geist des echten, wahrhaftigen Christenthums daraus zu entnehmen und sich anzueignen vermag, zugleich auch erfährt, welche Hoffnungen er auf die Zukunft zu bauen hat, deren Andeutungen, nach dem Leitfaden der christlichen Mythe, schon jetzt klar und offen vor ihm ausgebreitet liegen.

Alle minutiösen Nebenumstände der Passionsgeschichte, wie sie die Mythe in vielfachen Versionen aufgezeichnet, hat für den eigentlichen Kern der christlichen Lehre keinerlei Bedeutung, insofern keine besondere Idee dadurch ihre Verkörperung findet. Somit sind auch die von einander abweichenden Versionen der Erzähler an sich höchst gleichgültig, da alle in dem, was den eigentlichen Kern der Metapher betrifft, auf das Genaueste übereinstimmen. Nämlich: die Vernunft ist die einzig legitime Lenkerin menschlicher Gedanken und Handlungen; sie ist zwar seit jeher der Mißhandlung feindlicher Mächte ausgesetzt gewesen, immer aber zuletzt siegreich aus den härtesten Kämpfen hervorgegangen; sie ist ihrer göttlichen Rechte halber unvertilgbar und bestimmt, sich im Laufe der Zeiten immer mehr abzuklären, immer lauterer, reiner und dadurch

wirksamer und allgemeiner zu werden, bis sie endlich den Sieg erlangen und die Beherrscherin der Welt werden wird.

Die Metapher der Personification in Christus, in welchem sie vorbildlich für alle Menschen und alle Zeiten ideal, gleichsam aus ihrer Heimath (die die christliche Mythe den Himmel nennt) zur Erde herabgestiegen, zur Erscheinung kam, mußte, um sich der menschlichen Begriffsform anzupassen, auch ihren Abschluß finden, d. h. vorläufig zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren, da ihre Zeit der Herrschaft auf Erden, die Christus als „Himmelreich" bezeichnet, noch nicht gekommen war. Diesen Abschluß kleidete die Mythe in den Moment der Himmelfahrt ein.

Christus, die Personification der idealen Vernunft, wurde dem Evangelium zufolge sichtbar wieder in den Himmel aufgenommen, nachdem, wie schon erwähnt, die Verheißung von ihm ausgegangen, er werde dereinst von dorther wieder auf Erden herab kommen und Gericht halten über die Lebendigen und die Todten, d. i. über die, welche die Herrschaft der Vernunft anerkennen und ihren Gesetzen sich unterwerfen, und die, welche noch immer der Unvernunft, dem Aberglauben, der geistigen Finsterniß das Wort reden und gegen die Vernunft ankämpfen. Christus bezeichnet diese beiden Parteien auch als Schafe und Böcke und deutet in sehr ausdrucksvollen Bildern das Unterliegen der letzteren und ihre Bestrafung an.

In dieser Galerie mythischer Bilder, sinnreicher Metapher liegen also die tief bedeutsamsten philosophischen Wahrheiten, die ermuthigendsten Aussichten in die Zukunft und die heiligsten Lehren von unserer Menschenwürde und unsern Verpflichtungen eingekleidet, gegenüber dem Urgeiste: Gott, als Vater, Schöpfer; den Mitmenschen als Ausstrahl der Gottheit, oder christlich-mythisch gesagt, dem Sohne; und der in den Erscheinungen der Natur und der Geschichte geheimnißvoll wirkenden Kraft: dem Geiste. Diese dreifache Zerlegung des absoluten Allwesens, nach den Raum- und Zeitbedingungen unserer endlichen Fassungskraft dargestellt, wurde schon von Christus seinen Schülern zur leichteren Auffassung in dieser Form, als Grundlage der von nun an durch sie zu verbreitenden Lehre, aufgegeben, damit der alte irrthümliche mosaische Lehrbegriff der Juden zerstört werden möchte, nach welchem die Gottheit als eine von der Welt überhaupt und der Menschheit insbesondere getrennte Persönlichkeit zu betrachten sei, die in der Weise eines leidenschaftlichen, fast nur zürnenden Herrschers über den Erscheinungen stehe und dieselbe wie Marionetten lenke und leite.

Nach dem christlich-philosophischen Lehrbegriff der Dreieinigkeit aber ist Gott den sichtbaren Erscheinungen in der Welt immanent, oder mit anderen Worten, der Ur- oder Universalgeist; ferner die menschliche Vernunft in ihrer typischen Anlage und endlich die wirkende Kraft in der Natur und den Völkerschicksalen sind, sich gegenseitig durchdringend, durchaus Eins und Dasselbe, nur verschiedene Modificationen des Absoluten nach den Bedingungen irdischer Gesetzlichkeit, und lassen sich, auf ihren Urquell zurückgeführt, isolirt oder getrennt gar nicht denken, ohne in die absurdesten und widersprechendsten Lehrsätze zu gerathen, die durch unabweisbare Resultate widerlegt und abgewiesen werden. Aus dieser einzig richtigen Auffassung der viel angefochtenen Dreieinigkeit geht nun aber als Consequenz einfach und natürlich hervor, daß das Christenthum seiner innersten, lautersten Wahrheit nach, mit dem Pantheismus identisch und die Dreieinigkeit der speciellste Ausdruck dieser Doctrin ist, zu welcher die Philosophie indeß auf einer dem Christenthum entgegengesetzten Bahn gelangte, weshalb man auch bisher beide Lehrweisen — Christenthum und Pantheismus — als absolut feindlich sich gegenüberstehend betrachtete, nicht bedenkend, daß beide Wege nur einer Reise um die Erde gleichen, wo die eine nach Westen, die andere nach Osten ausläuft, um endlich auf halbem Wege genau zusammenzutreffen.

Diese Definition wird vielleicht Manchen überraschen, und doch liegt in Wahrheit nichts Ueberraschendes darin, als der Gedanke, wie es möglich war, solche einfache Wahrheit so lange zu übersehen und die Dreieinigkeit als vernunftwidrig zu betrachten, da die Erscheinungen des Daseins unwiderleglich auf die drei Modificationen der Urkraft: schöpferischer Universalgeist (Vater), Menschheitsgeist (Sohn) und treibende Naturkraft (heiliger Geist) hinweisen, die vereint für uns den Begriff Gott ausmachen, da sich unsere Begriffe durchaus nicht von der Erscheinung trennen lassen und wir sowohl in dem ersten geordneten Ursprung (Schöpfer oder Vater), wie in der menschlichen Vernunft (als freie Bildnerin durch Kunst und Moral bezeichnet durch den Sohn) und endlich als Erhalter (geheim fortwirkende Naturkraft in den Organismen und dem Verlauf der Geschichte, christlich ausgedrückt: als heiliger Geist) die Macht, Weisheit und Liebe eines höheren Wesens zu entdecken nicht umhin können.

Der schwierigste und am wenigsten leicht zu fassende Punkt ist wohl die Einwirkung des heiligen Geistes in seiner scheinbar gedoppelten Influenz, aber die tief verschleierten und von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr an das Licht gezogenen Naturkräfte sind es ja

eben, die mit unleugbarer Gewalt auf die Völkerschicksale einwirken. Die Naturwissenschaft ist die Mutter der Aufklärung und führt die Menschheit allmählich einem glücklicheren und gesegneteren Zustande unter der Herrschaft der Vernunft entgegen.

Daß auch die Mythe in dieser Definition mit mir einverstanden ist, legt sie unwiderleglich in ihrer Metapher von der Ausgießung des heiligen Geistes am Pfingstfeste dar, indem sie am Wendepunkt der Geschichte, am Anfang einer großen und bedeutungsreichen Aera, den Geist durch eine Aufregung der Naturkräfte, durch Windesbrausen ankündigt und ihn selbst dann in die Leben erweckende Materie, Licht und Wärme, oder präcis ausgesprochen, in Flammen oder vielmehr Flämmchen kleidet, die sich auf die Häupter der Schüler Christi niedersenken und sie zu ihrem Lehreramte begeistern, berufen, worauf denn das große Werk der noch immer nicht vollendeten Erlösung beginnt: in der That eine der poetisch schönsten Metaphern des Christenthums.

Hiermit sind wir den ganzen christlichen Mythencyclus durchwandert. Ueberall haben wir die Natur, die das Afterchristenthum als der Lehre feindlich betrachtet, im Spiele der Metapher wirksam und von höchster Bedeutung gefunden, und es kann nun die Wahrheit nicht länger unerkannt bleiben, daß das echte Christenthum keineswegs mit der reinen Vernunft im Widerspruch steht, daß vielmehr die christliche Lehre identisch mit der Vernunft, der reine und sogar absichtliche, absolute Ausdruck der Vernunft und sein Cultus in Wahrheit nichts Anderes als ein Natur- und Vernunft-Cultus ist. Welche Consequenzen aus dieser Entdeckung zu ziehen, bleibt billiger Weise der Theologie überlassen, der somit ein neues und weites Feld für ihre Thätigkeit zu praktischen Bildungszwecken der Menschheit, eröffnet vorliegt.

Wie, durch wen, unter welchen näheren Umständen, ob von Einem oder Vielen dieser sinnreiche Mythencyclus gebildet worden, ist für das Verständniß und die Würdigung desselben, als veredelnde, beruhigende und beseligende Lehre, der großen Menschheit gleichgültig und nur für den Antiquar und Historiker von Interesse, der sich mit dem Materiellen, der Hülle, nicht mit dem darin wirkenden Geist beschäftigt. Was in dieser Beziehung den denkenden Leser interessiren kann, das haben wir im ersten Bande des Werkes niedergelegt, und wir verweisen darauf.

Für das religiöse Bedürfniß war es endlich einmal nothwendig, eine Auflösung der scheinbaren Widersprüche der christlichen Historie, als Moment der Geschichte, mit dem nie endenden Canon der Natur-

und Denkgesetze zu finden und zu beweisen, daß Dasjenige, was scheinbar als geschichtliches Factum gegeben, als solches aber mit der Wissenschaft und folglich mit dem wirklich göttlichen Universalgesetze unvereinbar, nicht nur, wie Strauß darlegt, an sich Mythe oder in seiner Darlegung weniger als Mythe, nur Sage sei, sondern auch, daß diese Sage nicht blos nackte Sage, sondern inhaltsreiche Sage, Mythe, wirkliche Mythe sei. Es war nothwendig, vor allen Dingen den geistigen Inhalt solcher Sage zu entziffern und als auf die moralische Menschheits-Bildung influirend darzustellen, was nur durch Darlegung seines harmonischen Einklanges mit den ewigen, göttlichen, allgemein anerkannten Wahrheiten der Wissenschaft möglich ist, da sonst nur ein launenhaftes Spiel der Phantasie in den christlichen Sagen vorläge, wie solche anderweitig als Zauber- und Spukgeschichten im Volke cursiren, um die Zeit zu vertreiben und die Menschen zu Narren und Spöttern zu machen.

Jedermann wird mit mir einverstanden sein, daß vorliegende Enträthselung der christlichen Mythen nur die eine, wenn auch schwierigste und deshalb bisher (durch den sophistisch-spielerischen, geistig-inhaltslosen christ-theologischen Rationalismus der jüngsten Zeit) gänzlich unbefriedigend gelöste Seite der Christus-Historie ist, und daß die andere, die didactische, in Sentenzen und Parabeln eingekleidete Partie ebenfalls einer freieren und tieferen Deutung bedürftig wäre, als solche bisher gefunden wurde und gefunden werden konnte, da eben die richtige Fassung der Mythen nicht selten erst den Schlüssel zum rechten Verständniß der Parabeln und Sentenzen geben dürfte. Doch mag es mit diesen hier vollendeten schwierigern Partien vorerst sein Bewenden haben, bis der geschichtliche Verlauf unserer, von treibenden Frühlingslüften durchwehten Zeit zu neuem Mitarbeiten in dem großen Weinberge der Menschheit drängt und Urtheile eingegangen sind über die vorliegende Schatzgräberei in dem zwar vielfach, aber bisher nur sehr flach durchwühlten Erdreich. Bis dahin Hand und Gruß im Namen der gebenedeiten Vernunft, welche ist das Wesen und die Lehre Christi, und ist kein ander Verständniß derselben von nun an bis in alle Ewigkeit, sofern man nicht zum Narren an ihr werden will. Vielleicht nehmen wir das Thema dereinst noch in einer dritten Abtheilung auf.

Grundzüge zu einer
Definition der reinen Vernunft
nach originalen Prinzipien.

Haben wir nun die Lehre Jesu und die ihr nachgebildete Christus-Lehre lediglich als eine Verherrlichung der Vernunft kennen gelernt, so müssen wir diese einzig legitime Himmelstochter nun auch schließlich um ihre Berechtigung, um die Beweise ihrer Legitimität befragen, ihren Sinn und ihr Wesen kennen lernen.

Eines der Hauptstichwörter unserer Zeit ist in der That die Vernunft. Fast jede Partei hat das Wort in ihre Fahne geschrieben, selbst diejenige, deren aufrichtiges Theil privatim eingesteht: nein, wir wollen nicht, unsere Lehre soll nicht vernünftig sein. Ja einer der Eifrigsten dieser Gattung hat sogar von einem Vernunftkoller gesprochen und also die Gemeinheit mit der Frivolität gepaart. Einige behaupten sogar, es gäbe verschiedene Arten der Vernunft, denn wenn der Eine Dieses, und ein Anderer Jenes, ein Dritter aber ein Drittes u. s. w. vernünftig nenne, so habe Jeder gleiche Berechtigung für seine Behauptung und Einer dürfe den Andern nicht ausschließen. Diese und noch viel weiter getriebene Begriffsspielereien, Begriffsverwirrungen und in's Blaue hinein geführte Absprecherei hat in dem Reiche der Geister zu einer vollständigen Anarchie geführt, wo Jeder nach Lust und Belieben die Himmelstochter aufzieht, mit ihr sein Tänzchen macht, wie es ihm eben paßt, und sich mit ihr brüstet, ohne wahrzunehmen, daß er nur ein Schemen oder etwas Untergeschobenes ergriff, da er nicht die Ehre hat, die Vernunft von Angesicht zu Angesicht zu kennen. Bei solcher bodenlosen Begriffsverwirrung konnte es nicht fehlen, daß mit der steigenden Anerkennung der Vernunft, bei der fast allgemeinen Proklamation ihrer Rechte, nun erst der Hader recht beginnen mußte, da eine Scene gleich einer Blindekuhpartie eintrat, wo zehn Geblendete nach einer

Sehenden greifen, die sich heimlich zur Thür hinausgeschlichen, während jeder etwas ergreift, was ihm eben in den Wurf kommt und ruft: ich habe sie.

Nicht umhin kann ich, zu behaupten, daß diese Begriffsverwirrung Kant verschuldet hat, der eine „Kritik der reinen Vernunft" schrieb und, recht besehen, doch nur eine Kritik der unreinen Vernunft lieferte; denn obgleich er an keiner Stelle eine präcise Definition der reinen Vernunft giebt, so geht doch aus seinen Erörterungen hervor, daß er die Dienerin für die Herrin, nämlich die Phantasie für die Vernunft genommen hat. Er hält, mit einfachen Worten gesagt, die Befähigung, Ideen in sich zu erwecken, Abstracta zu denken, für das Wesen der Vernunft, und vergißt, daß er hierdurch den phantastischsten Schwärmer in Versuchung führt, sich für vernünftig zu halten, und auch dem abstrusesten Philosophen das Recht einräumt, seine fußlosen Lehrsätze für eben so viele Vernunft-Wahrheiten auszugeben, unbekümmert um die gleiche Berechtigung von zehn anderen Systemen, die dem seinigen vielleicht geradezu widersprechen. Freilich unterscheidet er eine theoretische und eine praktische Vernunft, und begreift unter jener, wenn ich nicht irre, die ursprünglich anerschaffene Befähigung, Anschauungen aufzunehmen, Formen der Gegenstände in Zeit und Raum sich einfach zum Bewußtsein zu bringen. Aber was soll das? Nach ähnlicher Auffassung wäre z. B. ein theoretischer Spiegel ein Ding, von dem man voraussetzt, daß sich auf seiner glatten, die Lichtstrahlen nicht durchlassenden Oberfläche die Formen aller in gewisse Entfernung und Stellung von ihm gebrachten Gegenstände reflectiren sollen; ein praktischer Spiegel aber, wo dieses Alles wirklich geschieht und die erwünschten Consequenzen daraus gezogen werden. Da nun aber, nach der eigentlichen Wesenheit des Menschen, Theorie nie als ein reiner Erstlings- (a priori) Gedanke existiren, sondern stets nur als eine von der Erfahrung abgeleitete, umgebildete oder combinirte Gedankenschöpfung gedacht werden kann, dem Menschen also eine reine Theorie ein innerer Widerspruch ist und nur in der alle Zeiten und Räume überschauenden göttlichen Intelligenz als möglich angenommen werden darf, so ist eine menschlich-theoretische Vernunft, welche Allwissenheit und Allmacht voraussetzt, als ein Widerspruch in sich selbst (contradictio in adjecto) zu betrachten. Wo man sich dennoch vermißt, dieselben im menschlich irdischen Naturkreise zu acceptiren und wohl gar Consequenzen aus ihr zu ziehen, da treten jene Erscheinungen zu Tage, die man an sich als Unvernunft zu bezeichnen und als Forderungen stellend gänzlich abzuweisen hat, da die Gewährung der letzteren durch Erzeugung einer wahnsinnartigen Verwir-

rung unsägliches Elend über die davon berührte Menschheit bringt und gebracht hat.

Praktischer Beweis für die Verderblichkeit einer Acceptirung theoretischer Vernunft ist der Wunderglaube und die faktische Anerkennung von Mysterien, z. B. die Erlösung durch Opferblut ꝛc. So weit verläuft sich freilich die Kant'sche Definition der theoretischen Vernunft nicht, obgleich die Speculation unabweisbar zu diesen Consequenzen hinab führt. Betrachten wir sie aber auch nur als einfache natürliche Voranlage (Prädisposition), so empfängt sie dennoch ihren Werth, ihre Anerkenntniß nur durch die Praktik, denn das reine Sein ist an sich selbstverständlich (conditio sine qua non) und das berühmte: „ich denke, darum bin ich" hat für den nicht durch Schulstaub ungelenk gewordenen Geist keinen größeren Werth, als ob etwa gesagt worden sei: ich esse, darum bin ich, oder: ich gebe dir einen Schlag, darum bin ich. Wahrlich, das tiefe Aufwühlen des Geistesackers führt zu humuslosem Sand oder gar zu harten Steinen, die nicht die metaphysische, sondern nur die physische Speculation in Brot zu verwandeln vermag, indem sie sie in Stücke schlägt.

Ich habe mich indeß nicht herbeilassen wollen, fremde Definitionen der Vernunft zu kritisiren, sondern will, nach der einmal erwählten Methode, den Schöpfer selbst in seinem Offenbarungsbuche nachlesen, ihn auffassen, nachdenken und die Resultate auf ein Gedenkblatt, und zwar in einer Art niederlegen, daß es auch jedem andern, irgend denkfähigen Geiste möglich sei, durch ein Verständnißerlangen desselben für sich Nutzen daraus zu ziehen; denn eine Lehre (selbst wenn sie wahr und richtig wäre), welche diese Bedingung nicht erfüllt, ist einer gefüllten Speisekammer unter zehnfachen Riegeln vergleichbar. Was nützt sie den halb Verhungerten, die keine Kraft besitzen, die Riegel zu sprengen? Die Denkkraft hat nur dann einen Sinn, wenn man sie als verknüpfendes Mittelglied zwischen Ewig-Seiendem und Werdendem betrachtet, als Zeugungsakt zwischen Vergangenheit und Zukunft, als Brücke von Erkenntniß zu Resultaten, und dies eben, weil Resultate als das entscheidende Merkmal (Criterium) nicht allein des richtigen, sondern auch des folgerichtigen (consequenten) Denkens gestellt sind, consequent bis zur sittlichen Höhe hinauf. Deswegen aber ist nicht die Mechanik des Denkens ausreichend, sondern es ist eine andere heilige Kraft dem Wirkungskreise des Denkvermögens urschöpferisch beigegeben, die, vornehmlich den Willen belebend, zu den höchsten Consequenzen hinauszuführen berufen ist.

Einfache Vorkehrungen zu der höchstmöglichen Mannigfaltigkeit,

das ist das Grundprinzip der Schöpfung, verclausulirt durch Bedingungen, beruhend in Vermittelung und hiernach also eingegrenzt in reine Möglichkeiten, um die sich dann wieder ein letzter Kreis, nämlich die Naturgesetzlichkeit zieht.

Um nun zu einem Verständniß der höchsten Instanz menschlichen Seins zu gelangen, müssen wir die verschiedenen Unterinstanzen in Erwägung ziehen, oder mit anderen Worten, die verschiedenen Hilfskräfte untersuchen, die zur Vermittelung der oben erwähnten Bedingungen der obersten Intelligenz in den Kreis der Wirksamkeit neben einander gestellt wurden. Wir müssen so zu sagen vor Allem die Rudimente, die ersten Anknüpfungsfäden der Vernunft kennen zu lernen suchen. Sie zerfallen, genau zusammentreffend mit dem Doppelwesen der menschlichen Natur, in zwei Classen, in untere und obere, oder deutlicher: in thierisch-seelische und menschlich-geistige Kräfte, wobei als Merkmal zu beachten, daß jene sich freiwillig oder natürlich, diese aber über die ersten Linien der Anlage hinaus nur künstlich entwickeln. Als Grundbedingung der oberen sind die unteren zu betrachten, nicht umgekehrt, d. h. die thierisch-seelischen Kräfte können recht gut ohne die menschlich-geistigen zur Entwickelung kommen, nicht umgekehrt, und zur Entwickelung der reinen Vernunft ist es, wie bei jedem großen Werke, nothwendig, von den leisesten Grundbedingungen an vorsichtig und tüchtig aufzubauen und alle Bedingungen, namentlich die naturgesetzlichen, auf das Gewissenhafteste zu erwägen und zu erfüllen, um des Gelingens gewiß zu sein.

Gehen wir nun zur Eintheilung über, so gehören den unteren oder thierischen Hilfskräften an: 1) die sinnliche Anschauung, 2) die Erinnerungskraft (unterschieden vom Gedächtnißvermögen), beide unabhängig von Trieben; ferner 3) das Wahlvermögen, 4) Laune oder Neigung, 5) die Willenskraft, letztere von Trieben abhängig. Diese fünf Kräfte sind allen locomotiven Geschöpfen eigen und die Basis aller Handlungen, vom einfachsten Wurm bis zum geistig gereiftesten Menschen hinauf.

Die sinnliche Anschauung geht Allem als nothwendige Bedingung voran und bildet die leitende Verbindungskette zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich, oder wie die Wissenschaft sich ausdrückt, zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Innen- und Außenwelt. Da aber den Sinnen an sich nur eine äußere Anschauung der Dinge gegeben ist und derselben als reiner Naturprozeß das innere, hinter der äußeren Hülle verborgene Wesen, das Wesen an sich, unvernommen bleibt, so hat die Natur zur Vermittelung gleich daneben die Erinnerungskraft gestellt, die in ihrem einfachsten Wirken zwei wechselnde Anschauungen neben

einander stellt und aus dieser Zusammenstellung ein drittes Doppelbild der Anschauung schafft, das dann in ganz anderer Weise schon auf die Thätigkeit des Individuums wirkt, als das einzelne. Man nennt dieses Doppelbild die Erfahrung. Auch die Erfahrung gehört noch dem einfachen Thierleben an; ich will zum Verständniß Beispiele anführen:

Ein Hund sieht eine bequeme Lagerstatt; das ist eine einfache sinnliche Anschauung. Er legt sich auf dieselbe nieder, eine Menge darin verborgener Stacheln erregen ihm einen unleidlichen Schmerz. Sofort entsteht hier eine zweite sinnliche Anschauung, also eine Doppelanschauung von Gesicht und Gefühl. Am folgenden Tage, wo der Hund wieder müde ist und das Lager sieht, kommt ihm das Resultat der gestrigen Doppelanschauung schon zu Nutze und er braucht die Erfahrung nicht noch einmal zu machen, weil ihm die Erinnerungskraft zu Hilfe kommt und die Stelle der abermaligen bitteren Erfahrung vertritt. Diesem Resultate der Erinnerungskraft gehen vorauf die Triebe, welche ohne Erinnerungskraft und daraus resultirende Erfahrung den Impuls zu zweckmäßigen Handlungen geben, sofern keine äußeren Störungen von Seiten einer raffinirten (menschlichen) Intelligenz in den Weg treten. Z. B. eine Maus geht vermöge des Triebs der Erhaltung ihrer Nahrung nach; sie riecht den Speck, will ihn genießen und wird gefangen; dieses Moment ist das Resultat einfach-sinnlicher Anschauung. Kommt sie mit dem Leben davon, so tritt die Erinnerungskraft hinzu, und obgleich sie auch noch in Zukunft Speck genießen wird, so geschieht solches doch so leicht nicht unter denselben Nebenumständen; hier tritt dem Range nach eine Stufe über den Trieben, der Zeitfolge nach ein Moment nach den Trieben das Wahlvermögen in seinem rohesten Begriff auf und bildet die erste leise angedeutete Linie zu derjenigen Kraft, die man Verstand nennt. Dieses Wahlvermögen an sich ist aber noch nichts Aeußerliches und würde ohne Bedeutung, weil ohne Folge bleiben, wenn demselben nicht ursprünglich eine weitere entscheidende Potenz, die Willenskraft beigeordnet wäre, vermöge welcher das durch die sinnliche Anschauung von Außen gekommene und vermöge der Erinnerungskraft und dem Wahlvermögen im Innern Verarbeitete nun wieder als umgewandeltes Produkt zur Aeußerlichkeit heraustritt.

In dieser Weise stellen sich uns also die rohesten Anfänge des Verstandes, gleichsam als die Puls- und Schlagadern des kunstvollen Gewebes des weiter hinauf bis in die feinsten Fäden gegliederten Denkvermögens auf und werden, eben weil sie die urtypisch gegebene Grundbasis desselben sind, auch in dem höchstvollendeten Denker wiedergefunden

werden müssen, wenn die Resultate seines Denkens Geltung haben wollen, ebenso wie in dem Leibe des höchstorganisirten Geschöpfes, des Menschen, die Grundbedingungen des thierischen Organismus seines Geschlechts sich wiederfinden. Wie sich nun bei den organischen Geschöpfen niederer Classen oft nur die ersten und rohesten Bedingungen des Lebens, z. B. Mund, Magen und After wiederfinden, höher hinauf aber, der Bestimmung entsprechend, der Organismus mannigfaltiger und complicirter wird, ebenso ist es mit dem seelischen Organismus, der, die verschiedenen Thierklassen aufwärts durchschreitend, plötzlich bei dem Menschen anlangend und eine ungeheure Kluft überspringend, in ein ganz neues Stadium tritt, freilich nur gegebener Möglichkeit nach, denn in Wirklichkeit wird diese Kluft durch eine ganze Reihe mehr oder minder kennbarer Thiermenschen sehr verengt. Die Natur hat also auch hier, sofern die Erfahrung Geltung haben soll, das Gesetz der gliedweisen Verkettung nicht umgangen.

Nachdem wir so die Grundlinien, oder, wie ich es nannte, die Pulsadern des seelischen Organismus betrachtet, müssen wir zu weiterem Verständniß der Aeste und seine Verzweigungen verfolgen, und zwar jedes einzeln, wobei indeß wohl zu beachten, daß wir noch immer bei den sich auch in den höheren Thierklassen wiederfindenden einfachen Grundbedingungen der seelischen Thätigkeit stehen, von denen wir erst später auf das Gebiet menschlich-geistiger Thätigkeit hinüber schreiten werden.

Also erste Grundlinie: sinnliche Anschauung. Diese Grundbasis alles Denkvermögens hätte durchaus keine Realität (und hat sie wirklich da nicht, wo wir von einem existirenden, gedankenlosen Hinstarren reden, das sich, beiläufig gesagt, auf alle fünf Sinnesthätigkeiten übertragen läßt), wenn nicht urbedinglich damit als Attribute verknüpft wären:

1) Das Unterscheidungsvermögen, und zwar a) der Form nach, b) der Farbe nach, c) der Bewegung nach, d) dem Klange nach, insofern die Anschauung die beiden oberen Sinne Gesicht und Gehör betrifft, die als solche ausschließlich aus der Ferne wirken, und e) der Empfindung nach, insofern es die übrigen drei Sinne betrifft, von denen Gefühl und Geruch aus der Nähe und Ferne, der Geschmack aber nur in der Nähe durch unmittelbare Berührung wirkt. Beiläufig gesagt, ist dieses Unterscheidungsvermögen, vornehmlich mittelst des Geruchs, jedoch auch der anderen Sinne, als Ausdruck urbedinglicher Anlage bei vielen Thieren, je nach den Bedürfnissen ihrer Lebensthätigkeit, bis in das Unglaubliche vollkommener, als bei den Menschen, und

wird nur auf schwierigen Umwegen von der ausgebildeten Vernunft eingeholt.

2) Das Zählvermögen, das ursprünglich bei den Thieren nur in leisen Andeutungen und bei besonderen Anlässen, z. B. bei brütenden und säugenden Müttern gefunden wird, jedoch bei einigen Thieren einer Ausbildung fähig ist.

3) Das Schätzungsvermögen, vermöge dessen namentlich der Raum und dann die Sicherheit durch Ueberblick erwogen wird, um danach die Zu- oder Unzulässigkeit irgend einer körperlichen Thätigkeit abzumessen, z. B. der Sprung, das Durchschlüpfen, das Ueberschreiten u. s. w.

Diese drei Attribute der sinnlichen Anschauung: Unterscheidungsvermögen, Zählvermögen und Schätzungsvermögen, sind als die ersten leisen Anfänge der Urtheilskraft zu betrachten, können jedoch auf dieses Prädikat selbst keinen Anspruch machen, weil die Thätigkeit während der Anwendung sich ihrer nicht selbst bewußt wird und deshalb auch nicht zu dem mit dem Urtheilen nothwendig verbundenen Schließen gelangt, sondern als blinde Naturnothwendigkeit auftritt, wenn auch nicht als Trieb betrachtet werden kann, da die Triebe nur einseitig von innen heraus und zu bestimmt abgemessenen Zwecken wirken, wogegen obengenannte Thätigkeiten vielseitig und von außen her angereizt in Activität treten. Sie sind eigentlich das, was wir Willkür nennen, die dann bei dem Menschen veredelt als Freiheit auftritt, wogegen die den Trieben entsprechende Thätigkeit dem Begriff „unwillkürlich" entspricht. Ein vorzügliches Merkmal der thierisch-sinnlichen Anschauung ist die gegenwärtige Zeit (das Präsens).

Zweite Grundlinie: Erinnerungskraft (im Menschen veredelt Gedächtniß; anticipirt: Imagination, und diese zwei Abstracta raffinirt: Phantasie). Die Erinnerungskraft als erste natürliche Grundlinie des Gedächtnisses ist ihrem Charakter nach stellvertretend, d. h. der sinnlichen Anschauung nebst den damit verbundenen speciellen Umständen, also sowohl der einfachen wie auch der gedoppelten Anschauung. Z. B. eine Schafmutter hat ihr Junges verloren; vermöge des Triebs, also unwillkürlich, sucht sie dasselbe, und obgleich sie weder dessen Gestalt sieht, noch dessen Stimme hört, so darf man doch sicher annehmen, daß die stellvertretende Erinnerungskraft Beides ersetzt. Sobald der Gegenstand gefunden, tritt die Erinnerungskraft zurück und die klare sinnliche Anschauung an deren Stelle. Die negative Seite von jener heißt: Vergessen, ist unabhängig vom directen Willen, kann nur mittelbar erreicht werden und kommt daher beim Thiere im natürlichen Zustande nur unwillkürlich durch Zeit

und Raum vor. Ihre Attribute sind dieselben wie bei der sinnlichen Anschauung, nur abgestumpfter.

Dritte Grundlinie: das Wahlvermögen. Diese Kraft ist rein irdisch, wurzelt in der relativen Unvollkommenheit und beginnt gleich außerhalb der Linie der triebischen Nothwendigkeit, bei der, als rein ursprünglich, oder wenn man will, unmittelbar göttlich, von keiner Wahl die Rede sein kann. Genau und scharf unterschieden kommt das Wahlvermögen nur da in Thätigkeit, wo die Erinnerungskraft bei der seelischen Thätigkeit concurrirt, denn ohne dieselbe tritt allemal das rein Triebische als Influenz auf. Denn wenn z. B. ein Vogel bei Erbauung seines Nestes zwischen mehreren ihm zu Gebote stehenden Halmen scheinbar einen wählt, so ist dieses zur That übergehende Scheinwählen oder vielmehr Nehmen nicht das Ergebniß einer Wahl, sondern es gehört dasselbe zu der Triebäußerung des Nestbaues im Allgemeinen, vermöge deren immer sogleich das Zweckmäßigste gethan wird. Das Kennzeichen der Triebäußerung dürfte das Nichtverwenden irgend einer Zeit zwischen Veranlassung und That, also der Mangel irgend einer Ueberlegung sein. Die Triebthätigkeit tritt deshalb auch nur bei den normalen oder durchaus nothwendigen Veranlassungen auf, selten bei den anormalen, vor Allem, wenn man Unwohlsein oder Verletzung — wie es allerdings zulässig — zu den normalen Erscheinungen herbeizieht. So frißt z. B. der Hund Gras, so beißt sich das Roß die Ader auf und fast alle Quadrupeden lecken sich wunde Stellen. Wo aber anormale Verhältnisse auftreten, vorzüglich durch die Eingriffe der Menschen in die freie Thätigkeit der Thiere, da kann nur die Erinnerung als Influenz des Wahlvermögens angenommen werden.

Vierte Grundlinie: Laune oder Neigung. Dieses Moment in der locomotiv-organischen Thätigkeit ist mehrentheils auf keine äußere sinnliche Influenz zurückzuführen, sondern resultirt hauptsächlich aus inneren, der Wahrnehmung unzugänglichen Quellen, beruht auf körperlicher Disposition oder Indisposition, auf tellurischer Einwirkung, vorzüglich aber wohl — wenn Hypothesen erlaubt sein mögen — auf unbekannten und nicht zu enträthselnden Vorgängen in den feineren Nervenfasern des Gehirngebildes, über die sich selbst der höchstbewußte Mensch keine Rechenschaft zu geben weiß, sondern sich mit der Existenz dieser mysteriösen Influenz begnügen muß. Als dahin gehörig darf man auch das Gebiet der Zuneigung und Abneigung oder Vorliebe und Idiosinkrasien nehmen, die sowohl beim Thiere wie beim Menschen beobachtet werden und worüber eben so wenig gründliche Rechenschaft gegeben werden kann. Es liegt aber am Tage, daß dieses seelische Moment

bei den Thieren viel mehr dem Trieb- als dem Wahlvermögen verwandt ist, obwohl es nicht absolut zu den Trieben gerechnet werden darf, da die Aeußerungen und Folgen derselben keineswegs zu den Existenzbedingungen gehören, sondern in seiner eigentlichsten Wahrheit spielerisch oder launenhaft auftreten. Dennoch ist die Bedeutsamkeit dieser Influenz nicht zu übersehen und muß nothwendig mit in den Kreis der seelischen Thätigkeit gezogen werden, um das Bild zu vervollständigen.

Fünfte Grundlinie: die Willens- oder Thatkraft bildet endlich den Ausgangspunkt aller inneren seelischen Vorgänge und den entscheidenden Moment alles thierischen Vermögens, da von ihr alle Bedingungen der Thätigkeit überhaupt abhängen, oder das Geschick des Individuums, so weit solches nicht aus äußeren Einwirkungen resultirt, bedingt ist, wie denn auch ohne sie alle anderen unnütz wären.

Hiermit sind die Bedingungen der thierisch-seelischen Thätigkeit, insofern solche nicht instinktiv ist, vollkommen erledigt; der Instinkt aber, dem menschlichen Ahnungsvermögen verwandt, jedoch mit dem unterscheidenden Merkmale des Normalen dort, gegenüber dem Anormalen hier, hat mit jenen Grundbedingungen — ausgenommen der sinnlichen Anschauung als die Wurzel aller Thätigkeit — nichts gemein und ist als rein mechanische, durch Einwirkung von außen her veranlaßte Thätigkeit zu betrachten, tritt auch in einzelnen Zügen, z. B. als Daseinserhaltung und Fortpflanzung im Menschen auf, als Beweis, daß derselbe den Grundbedingungen seines Wesens nach im Thierischen wurzelt, aus dem er sich erst herauszuleben hat, um die Menschheitsbedingungen in sich zu erfüllen.

Alle Thätigkeiten des Thieres, die außerhalb der Erscheinungen und Resultate des Instinkts liegen, der an sich mechanisch und (geschlechtlich-) universell auftritt, gehören dem Gebiete des Verstandes an. Somit hat z. B. die Auster, welche keine andere Thätigkeit entwickelt, als ihre Schale zu öffnen und zu schließen und allenfalls zu laichen, noch keine Spur von Verstand; ebenso wenig der Vogel, indem er sich ein künstliches Nest baut, und sei es gleich der Schneider-Vogel, der sich's mittelst Halmen und Blättern zusammennäht. Wenn aber eine Elster, wie mir ein Freund als Augenzeuge berichtete, sich ein Stück Fleisch in den Sand verscharrt, später mit Verdruß bemerkt, daß die Hühner, die dem zugesehen, es hervorholen und verzehren, und dann ein anderes Mal nur scheinbar etwas verscharrt, um die Hühner irre zu führen, und während diese mit dem Suchen beschäftigt sind, den Vorrath an einem zweiten Ort unbelauscht verbirgt: so ist das ein Akt der Ueberlegung, hervorgegangen aus einer Combination sinnlicher Anschauung, Erinnerungs-

kraft und Wahlvermögen, aus welchen beiden letzteren Momenten als natürliche Frucht sich ein Mittelglied, nämlich die Vorstellung von etwas Drittem Nothwendigen, aber noch nicht Dagewesenen vor die Seele malt, in dessen Hintergrunde der Schluß liegt: daß es zweckmäßig sei. Es ist eigentlich nicht eine sondern eine Reihe von Vorstellungen, die aus der Erinnerungskraft hervorgehen und bis zum Wahlvermögen fortschreiten. Nämlich erstes Glied: die Elster erinnert sich, daß sie das Fleisch in den Sand verscharrte und die Hühner es aus demselben hervorholten. Da dieses Erinnerte nun ein- oder mehrmal geschah, so schließt sie: zweites Glied, daß es unter gleichen Umständen auch auf's Neue geschehen werde, und dieses Geschehen malt sich in der Vorstellung schon als wirklich ab. Hierauf folgt: drittes Glied, die Vorstellung, daß, wenn die Hühner das Verscharren nicht sehen, sie auch nicht nachsuchen werden. Deshalb schließt sie: viertes Glied, daß man zur Vermeidung dieses Zusehens die Aufmerksamkeit der Hühner von dem Verscharren ablenken müsse; fünftes Glied, daß dieses Ablenken am besten durch ein fingirtes Einscharren geschehen könne; worauf denn als natürlich folgendes sechstes Glied der letzte Zweck: das Einscharren an einem andern Orte und zwar unbemerkt geschieht. Schließlich setzte sich die Elster auf eine Stange und ergötzte sich gleichsam über die Täuschung der Hühner.

Diese sechs Glieder von Vorstellungen und Schlüssen, hervorgegangen aus dem Erinnerungs- und Wahlvermögen im Hinblick auf den letzten Zweck, wird man durchaus als der Verstandesthätigkeit angehörig anerkennen müssen, weil es, kurz gesagt, eine der Einbildungskraft nothwendige Begriffsfähigkeit voraussetzt, indem alle sechs Glieder schon zum Voraus als combinirt überblickt sein mußten. Ebenso ist es, wie gesagt, mit aller derjenigen thierischen Thätigkeit, die vereinzelt auftritt und deshalb nicht als Resultat des Instinkts bezeichnet werden darf. Verstand ist also hiernach eine von der sinnlichen Anschauung aus, vermittelst Combination von Erinnerung, Vorstellung, Schluß und Wahlvermögen zur Willensäußerung oder That fortschreitende Zweckerstrebung, die aber ihrer Natur nach nicht unfehlbar ist, wogegen man Instinkt eine Zweckerstrebung in erster Instanz ohne jene Combination mit dem Merkmal der reinen Unfehlbarkeit nennen darf, die äußeren Störungen nämlich abgerechnet. Weitere Attribute des Verstandes sind Klugheit, Berechnung und vor Allem Egoismus.

Die vom Thierleben abgeleitete Definition des Verstandes trifft nun auch ihren Grundzügen nach, nur in erhöhter Potenz, beim Menschen zu, und diese gesteigerte Potenz wird vermittelt durch das Ver-

mögen der Sprache und das perfectible Werkzeug: die Hände, wodurch allein die beiden dem Thiere nicht zuständigen Potenzen: Wissenschaft und Kunst, die superlativen Manifestationen (höchstmöglichen Aeußerungen) des Verstandes im Menschen zur Erscheinung kommen. Die Sprache hat nämlich die Eigenschaft, daß sie als stellvertretend für sinnliche Anschauung auftritt, den formellen realen Körper, die eigentliche Materie, durch einen Laut vertritt (substituirt), bei dessen Erschallen nicht nur das vertretene Object, sondern auch eine ganze Reihe von geschehenen oder noch ferner zu geschehenden Handlungen, oder Combination von Handlungen, Begebenheiten und Gedanken, in Form von Vorstellungen vor die Seele trete und sich gleichsam in dem Spiegel der Imagination abbilden. Während z. B. der Hund, dessen Herr im Walde erschlagen liegt, erst einen Hausgenossen an die Stelle, wo jener liegt, hinauszerren muß, um daß Object zur Anschauung zu bringen, hat der redende Mensch nur nöthig, das reale Object in stellvertretende Worte zu verwandeln, um sich mitzutheilen, und es tritt sofort in der Vorstellung des Hörenden diejenige Scene vor das innere Auge, die der Hund erst durch das Hinführen eines Sehenden zu erregen vermag. Eben die Sprache auch ist es einzig und allein, die das Erinnerungsvermögen des Thieres im Menschen zum Gedächtniß veredelt, vermöge dessen der Geist eine viel bedeutendere Sammlung von Gegenständen aufzunehmen und wiederzugeben vermag, als nur durch die sinnliche Anschauung die Erinnerung hinterläßt und dem Thiere eigen ist. Je näher der Mensch noch dem Thierleben steht, desto mehr sollte man ihn, entsprechend diesem Naturgesetze, mittelst der Erinnerungskraft anstatt durch das Gedächtniß belehren. Aus dieser Wahrheit sind eigentlich die Fibel-Bilderbücher hervorgegangen, und Naturgeschichte, Reisen und Abenteuer haben eben deshalb so großen Reiz für die noch halb im Traum des Thierlebens befangene Seele des Kindes.

Die Wissenschaft an sich, insofern sie sich noch in der Mechanik der Regeln bewegt, jene Wissenschaft, die man auch wohl das trockene Brotstudium nennt und die in der That das Gedächtniß als einen Vorrathsspeicher oder etwa auch als eine Milchkuh betrachtet, den und die man füllt und füttert, um gelegentlich wieder davon zu empfangen; alle jene Evolutionen der Philologie, der Linguistik, so auch der Mathematik und der Arithmetik, kurz das ganze Heer von trockener mechanischer Wissenschaft, das ausschließlich dem bürgerlichen Nützlichkeits-Prinzip huldigt, und als solches das Merkmal des absoluten Egoismus an sich trägt: — gehört unabweislich ebenso in das Gebiet der Verstandesthätigkeit, wie die Mechanik der Hände, die das Dagewesene nachahmen, an-

erlernen oder höchstens nach sinnlichen Veranschauungen ein weiteres Zweites und Drittes zur That herausklauben, wie die Elster bei den Hühnern, raffinirt klug, berechnend für das materielle, irdische Dasein. Betrachten wir nun gar der Wissenschaft drei Hauptfakultäten, Medicin, Jurisprudenz und Theologie, so finden wir auch hier auf den ersten Stufen die Mechanik, das Räderwerk des Verstandes wieder, und nur bei zu Vielen bleibt sie Zeit ihres Lebens ein Machwerk, das seine Regeln daherklappert und zermalmt, was zwischen die unerbittlichen Räder fällt. Der Mediciner ist da ein starrer Receptirkünstler, der Jurist ein kalter Rechtsmäkler, der Theologe eine schwätzende Dogmen-Elster, und selbst der Philosoph ein Goethe'scher „wenn das erste ist so, so ist das zweite so u. s. w." Schließlich erlaube man mir zu wiederholen, was ich schon an einer anderen Stelle sagte: „Verstand an sich ist das kalt Berechnende, das Begreifende, nach Regeln Urtheilende und Schließende, das Ordnende, das Zählende, Abmessende, das Vergleichende, Erlernende, Wissende, das Construirende, kurz das Räderwerk der Seele, das sich in dem sachlich Abgegrenzten, in dem Vereinzelten, sinnlich Wahrnehmbaren ergeht und dessen irdisch Haus ausschließlich der Schädel ist. Man mißverstehe mich aber nicht, als ob ich in dieser Definition etwas dem Verstande Nachtheiliges, etwas Verachtendes sagen wollte. Keineswegs! Er ist die naturgesetzliche Basis der Menschenwürde, aber nicht der Gipfel derselben; kürzer gesagt: es ist nicht die Vernunft, mit dem ihn so mancher mißverstehend verwechselt oder wohl gar als synonym betrachtet hat. Vom angeborenen, sogenannten natürlichen, gesunden Menschenverstande bis hinauf zu der Mechanik der Kunst und Wissenschaft, in allen Instanzen ist er die nützliche, unentbehrliche Potenz, die Feder der Lebensprosa. Er ist die erste Amme, die uns säugt und gehen lehrt; der erste Schulmeister, der uns das ABC des Lebens einbläut; ja, er ist der Hofmeister, der die Schritte des Jünglings, der mahnende Freund, der die Wege des Mannes bewacht, beschützt, räth, hilft; er ist der Unbestechliche, der für Alles das Maß in der Tasche hat, die Rechentafel, das Gesetzbuch der Logik. Das Alles ist er und hat er, aber dessen ungeachtet darf und soll er nicht die Welt, d. h. die Menschheit regieren; denn er ist ein Laubfrosch, hat kein warmes Blut, er ist ein Egoist und Egoisten dürfen die Welt nicht regieren, so lange es mehr wie ein fühlendes Wesen auf Erden giebt; — und der Leser und ich sind schon zwei.

Doch weiter: Der weise Schöpfer, da er am ersten Tage den denkenden Schädel geschaffen hatte, schuf am zweiten das fühlende Herz, und wie er dem Schädel das Gebiet der Nützlichkeit als Wirkungskreis angewiesen, überwies er dem Gefühle das Reich der Schönheit. Darf

man dem Verstande mehr den Charakter der starren Männlichkeit zueignen, so entspricht das Gefühl den Begriffen der zarten Weiblichkeit. Gehört dem Verstande die gebundene Regel an so waltet in dem Reiche des Gefühls die ungebundene, freie Gesellschaft der Affekte. Ist dort die sichtbare Materie Herr, so ist es hier das Unergreifbar Geistige, der duftige Hauch der Empfindung, das Rechenschaftslose, das Sein weil es ist, nicht erklärend warum es ist, und nur in dem einen Punkte ist es dem Verstande ähnlich: daß es wie er bildungsfähig, bildungs-, mindestens erweckungsbedürftig, daß es mittelbar ist. Die Attribute des Gefühls sind Schönheit, Sittlichkeit und das Erhabene; deren Bildungsstätten: die Kunst, die Religions-Philosophie und die Natur; der vermittelnde Geist, der lebendig machende, zeugende Gotteshauch, so zu sagen der leitende Nerv, heißt Poesie. Die Namen Gefühl, Empfindung, Herz. Gemüth sind eigentlich nur allegorisirende, bildliche Ausdrücke für das geheimnißvolle Wesen dessen, was sie bezeichnen; die Sprache hat leider keinen genau zutreffenden, präcisen Ausdruck dafür, und da das Sein und Wesen des Verstandes mehr dem Begriff Geist, das des Gefühls aber (beide nämlich in ihren Aeußerungen) dem der Seele entspricht, so möchte ich jenes Wesen die Psychis nennen, ein Ausdruck, der dem Lautern, Ursprünglichen, Ungreifbaren, Duftigen sehr wohl entspricht, das in dem Geheiligten, in unserer Brust niedergelegten Gottesgeschenke als Merkmal anzutreffen ist. Man weiß also, was ich unter Psychis verstanden haben will, und ich bin vollkommen überzeugt, daß die eigentliche sittliche Menschenwürde einzig und allein aus ihrem Dasein resultirt, da ohne sie der Mensch einer inneren Regung oder Rührung eben so wenig fähig wäre, als einer geistigen Schöpfung, die über die kalte Berechnung hinausgeht, denn jedes wahrhafte Dichterwerk kann in demjenigen Theile, der ihm die erhabene Schönheit verleiht, nur durch die Influenz der Psychis geschaffen und gewürdigt werden, während das Geregelte in demselben das Werk des berechnenden Verstandes ist.

Ich bemerkte oben, das erste Attribut der Psychis sei Schönheit und deren Bildungsstätte die Kunst, das zweite Sittlichkeit und deren Bildungsstätte die Religionsphilosophie, das dritte das Erhabene und dessen Stätte die Natur. Ich füge hinzu, das keines von allen dreien genau abgegrenzt ist, sondern daß sie wie das Farbenprisma in einander verschwimmen und jene Abgrenzung nur in der Hauptsächlichkeit zutrifft. So ist z. B. die Kunst nicht ohne Erhabenheit und die Natur nicht ohne Schönheit; aber die Schönheit in höchster Potenz ist eben das Erhabene und die Natur ist das Ideal der Kunst. Darum muß sie schön, aber der Superlativ der Schönheit, erhaben sein; und darum

ist jede Kunst, die innerhalb der künstlerischen Gesetze das Höchste erreicht, ebenfalls erhaben, ohne den Begriff, wie die Natur, völlig zu erschöpfen. Ebenso ist auch die Sittlichkeit schön, die höchstsittliche Handlung aber, die man auch mit Größe bezeichnet (z. B. Lebensrettung, Feindesliebe) erhaben. Zugleich ist wahre Kunst und reine Natur (außer dem Kreise der Menschen, der seine eigene Natur hat) sittlich, und diese drei Gebiete sind der unabweisbare Schauplatz der schaffenden (handelnden) oder empfangenden (leidenden) Psychis, indem sie in ihrem individuell getrennten Dasein sich vermittelst der Poesie mit sich selber (d. i. die Individuen gegenseitig) in Rapport setzt und als Zweck Freude, Rührung, in höchster Potenz Seligkeit oder Beseligung erweckt. Ihre dienstbaren Potenzen (Kräfte) sind die Phantasie und die Affekte (Leidenschaften), von denen sie sich aber, gleichsam wie eine gutmüthige Fürstin von den Lieblingen unter ihrer Dienerschaft, leicht unterjochen, irreleiten, zu thörichten Meinungen und Handlungen verlocken läßt, wenn der gouvernirende Verstand, der Fürst der Seelenkräfte, sie nicht überwacht. Die Fehler, in welche die Psychis unter solchen Einflüssen verfällt, nennt man alsdann Aberglauben, Pietismus, Sentimentalität, Schwärmerei, Bigotterie, Verhimmlung 2c., insofern Phantasie die Verführerin ist. Die Affekte dagegen verführen je nach Art und Weise derselben zu Extravaganzen (Ausschweifungen), vor denen der Verstand gewöhnlich nur mittelbar bewahren kann, selten durch den Akt der Selbstüberwindung, mindestens in dem verwahrlosten Zustande, in welchem jetzt die ganze Menschheit erzogen wird und dem die eigentliche Grundbasis der Menschheitsbildung, die Philosophie, abgeht. Statt derselben erzieht man die Menschheit nur einseitig unter dem Einflusse sogenannter Religion und verabsäumt die Philosophie, während die wahre Erziehung des Menschengeschlechts unter dem Regime einer Religionsphilosophie vollzogen werden sollte, die aus Schönheit und Richtigkeit (oder Wahrheit) bestehend, wie solches aus dem oben Gesagten leicht ersichtlich, der Psychis und dem Verstande im Verein entspricht.

Ich sagte am andern Ort über das Wesen der Psychis Folgendes: „Es ist jener räthselhaft geistige Nerv, als dessen Medien die edleren Affekte, vor Allem die Liebe in allen ihren Verzweigungen, dann auch Mitleid, Mitfreude, edler Stolz, Ehrgeiz, Großmuth, Rührung und über dem Allen die Empfänglichkeit für das Schöne und sittlich Gute zu betrachten sind. Ihr Charakter ist kindliche Einfalt, oft auch Eigenwille, Leichtgläubigkeit, mithin leicht zu verführen, leicht zu täuschen durch die innig befreundete Phantasie. Die Erde ist ihr viel fremder als dem Verstande. Sie trägt mehr die Spuren des Außerirdischen, der himm-

lischen Heimath an sich, denn sie bildet so zu sagen die Narbe, wo sich die Seele von Gott dem Urwesen abgelöst, und geht, einsam und verlassen, darum auch leicht in dem kälteren, rauheren Klima der Erde unter, sofern sie sich der Leitung des Verstandes entzieht. Sie ist das Allerheiligste* hier auf Erden, die befruchtende Kraft für alles Große, Gute und Schöne, und darum das erste und heiligste Mittel zur Veredelung des Menschen, zur Herausbildung der Anfangs thierischen Seele zu einem unsterblichen Geiste u. s. w."

Aus diesem Allen geht hervor, daß die Psychis (Gefühl, Gemüth) diejenige Kraft der Seele ist, vermöge deren der Mensch empfänglich wird für das Schöne, Erhabene und sittlich Gute in Kunst, Natur und Religion, und schaffend in den Gebieten derselben bis zu dem Merkmale poetischer Größe. Ich füge hinzu, daß wenn der Verstand das Merkmal des Egoismus, die Psychis stets das Merkmal der Liebe (zur Sache und zur Menschheit) an sich trägt, und wie jener mehr an den Nutzen, diese nur an den Beifall, an das Bewußtsein denkt, kurz, daß jener mehr irdisch, diese mehr himmlisch gesinnt ist.

Sollte ich ein Bild aus der materiellen Welt für diese so nahe neben einander liegenden Seelenkräfte wählen, so wäre es die atmosphärische Luft, zerlegt in ihre Grundbestandtheile: Sauerstoff und Stickstoff. Jeder für sich allein genommen kann die Funktion für Erhaltung des animalischen Lebens nicht erfüllen; nur in dem naturgesetzlichen quantitativen Mischverhältniß kann der Zweck des Schöpfers durch sie erfüllt werden. Ebenso ist es mit Verstand und Psychis in Beziehung zu den Daseinszwecken des menschlichen Geistes; nur ein naturgesetzliches Mischverhältniß beider und alsdann Vereintwirken bei gegenseitigem Durchdringen ist befähigt, ein reines Menschheitsbild darzuleben. Wie nun aber aus Sauerstoffgas und Stickstoffgas in gesetzlicher Mischung ein drittes, nämlich atmosphärische Luft, wird, so auch entsteht aus Verstand und Psychis in ihrer gesetzlichen Mischung ein Drittes, nämlich die Vernunft, jenes reine Menschheitswesen, das individuell, vorbildlich dargelebt, in Jesus auf Erden erschien, insofern die Verhältnisse seiner Zeit in der praktischen Anwendung ihre Darlebung zuließen, z. B. in Beziehung der noch beschränkten Naturwissenschaft, die er deshalb nur andeuten konnte und sich darum mehr auf den sittlich-religiösen Standpunkt stellte, Kunst und Natur der Nachwelt überlassend, wohl wissend, daß Kunst und Wissenschaft die natürlichen Töchter der lauteren Humanität, der veredelten Sitte sind.

Somit sind wir auf diesem Wege zu der zergliedernden Darstellung (analytischen Definition) der Vernunft gelangt. Wer Geduld hatte mir

zu folgen, kann über die beiden parallelen Grundkräfte unmöglich mehr im Dunkeln bleiben, zumal wenn man es der Mühe werth hält, das überlieferte Maß an sich selbst anzulegen, wo man dann das Zutreffende sofort innewerden wird.

Wenn nun aber die Grundbasen der Vernunft, Verstand und Psychis, ursprünglich nicht als vollendet, als Instinkt, sondern nur als entwicklungsbedürftige Anlagen urgesetzlich in den menschlichen Geist niedergelegt wurden, so geht daraus die Nothwendigkeit hervor, daß es Abstufungen geben muß, deren höchste wir eigentlich wohl noch nicht kennen, deren niedere aber dem Zustande der Unvollkommenheit entsprechen werden, in welchem Dinge vorgehen, die man mit Irrthum oder Fehler bezeichnet und die von den Vernunftfeinden als Beweis betrachtet werden, daß es überhaupt mit der Vernunft nichts sei, daß man sie in hoher, sittlicher, namentlich religiöser Beziehung gefangen nehmen, tödten und die Herrschaft der Phantasie unter der Form sogenannter überlieferter Offenbarung anerkennen müsse: also eine gewisse Art perfider Servilität gegen einen oberen Staatsdiener, dem die Verhältnisse das Zepter in die Hände gespielt haben; noch näher und schlagender bezeichnet: eine Art Maitressen-Wirthschaft, wo man der Günstlingin den Saum des Kleides küßt und den Herrn für eine moralische Null erklärt. Ich habe schon an anderer Stelle die Vernunft mit einem Zweikammer-System verglichen, wo der Verstand die erste und die Psychis die zweite Kammer bildete, in welcher aber die Gottheit der Monarch, und ich fühle, daß dieses Bild auch heute noch zutrifft, indem ohne Beachtung des von letzterem ausgegangenen Staatsgrundgesetzes an kein geordnetes Regiment zu denken ist. Wenn gesagt wurde: der Buchstabe tödtet, aber der Geist ist es, der lebendig macht, so sind Buchstabe und Geist, philosophisch betrachtet, auch wieder als Verstand und Psychis zu fassen, indem der Buchstabe die strenge, kalte Regel, der Geist aber die milde Rücksicht, den eigentlichen Sinn der Sache bedeutet; doch ist der Buchstabe, die Regel, deshalb nicht überflüssig, sondern nothwendig, da er das Gefäß des Geistes ist.

Hinsichtlich der sittlichen Welt, die sich für diesen unsern Zweck durchaus in den Vorgrund drängt, da Kunst und Natur als die anderen beiden Phasen der Vernunftthätigkeit so leicht keinen Widerspruch erfahren, den man am Ende nicht, an einer Autorität maßnehmend, beseitigen könnte; hinsichtlich der moralischen Interessen also in ihrer weitesten Bedeutung, kann und soll die Vernunft auf ihre reinsten Prinzipien zurückgeführt, die einzige herrschende Autorität sein, wo der Schöpfer keine andere, die Menschheit durch alle Generationen begleitende zu un-

serer Kenntniß gebracht hat. Und sofern man nicht die Existenz der Vernunft und ihre Bildungsbefähigung (Perfectibilität) wegzuleugnen vermag, kann man auch ihre Berechtigung, die höchste Instanz für jede ernste menschliche Thätigkeit zu sein, nicht ableugnen, höchstens kann man ihr die Möglichkeit des persönlich vereinzelten (subjectiven) Irrthums — herrührend aus der vieltausendjährigen Knechtschaft — zueignen, wogegen dann aber das Mittel der Vertagung und der pluralen Prüfung und Abstimmung in Anwendung zu bringen, bis sich der Irrthum in reiner Erkenntniß aufgelöst haben wird. Diesem Allen nach wäre also, kurz gesagt, Vernunft diejenige Kraft der Seele, die darüber zu wachen, daß jede menschliche Handlung den Forderungen der Richtigkeit (Wahrheit) und Schönheit (Sittlichkeit und Erhabenheit in den Begriff aufgenommen) entspreche, was ich an anderm Orte so ausdrückte: Vernunft ist die im Keime geborene und dann herausgebildete Kraft des Geistes, den Sinn der höchsten Vernunft (Gott, Urlogos) in seiner lebenvollen Welt nach allen Seiten zu erfassen, zu begreifen und seinem Dienste getreu zu denken und zu handeln.

Man wird dieselbe Wahrheit noch in hundert verschiedene Formen fassen können; die Grundbedingungen aber werden immer dieselben sein und bleiben müssen, sofern man die Absicht des Schöpfers bei Darlebung seiner Menschen richtig erfaßt. Es muß jedoch hinzugefügt werden, daß die Vernunft neben jener primären Function der Auslieferung auch noch die secundäre des Empfangens (Empfänglichkeit) verbindet, wodurch sie dann die Vermittlerin der erhabensten geistigen Freuden wird, die sich ebenfalls wieder auf Verstand und Psychis zurückführen lassen; z. B. bei einer großen Musik, wo der Kenner (mit dem Verstande) in Bewunderung der künstlich construirten Partitur schwelgen kann, während der nur rein psychisch Auffassende völlig leer ausgeht. Aehnlich ergeht es in dem Bereiche der Natur, wo der Verstand, z. B. in der Zergliederung, Zerlegung, seine Freude findet, während die Psychis (der poetisch Gestimmte) im Anschauen der Gesammtheit genießt. Aber auch das Gebiet der Moral schließt sich hier nicht aus. Während z. B. der Verstand in seiner Klugheit den Opfertod für irgend eine große Idee eine Thorheit nennt, bewundert und preist ihn die Psychis; so z. B. den Opfertod Jesu.

Man nenne dies nicht etwa einen Widerspruch, denn eben die Vereinigung beider zu dem Wesen der reinen Vernunft löst den scheinbaren Widerspruch auf. Wo nämlich in einem Individuum neben dem Verstande auch die Psychis früh ausgebildet wurde, da wird jener, falls

man ihm nur keine Lüge für Wahrheit anzuerkennen zumuthet, im Weitern der Psychis (dem Herzen) gern seine Rechte zuerkennen, im genannten Falle also die That Jesu eine erhabene, schöne, bewunderungswerthe That nennen, aber nicht zugeben, daß er etwa durch den Erguß seines Blutes unsere moralische Schuld tilgte.

Die Vernunft also, ihres Doppelwesens sich bewußt, wird nie eine Handlung gut heißen, zu der nicht beide Theile ihre Zustimmung geben, denn so nur wird der Verstand vor Ungerechtigkeit und Grausamkeit, die Psychis aber vor Aberglauben, Schwärmerei und dem ganzen Heere von Gefühlsalbernheiten bewahrt, die die Erde leicht zu einem Narrenhause zu machen vermöchten. Ich las unlängst von einem die Vernunft anzweifelnden neuen Schriftsteller — ich meine, daß es C. Grün war — das Beispiel des Columbus angeführt, der aus Gründen physikalisch-kosmischer Gesetze das Dasein eines fünften Welttheils im Westen behauptete. Man verlachte seine Meinung, sagt Grün, angeblich aus Gründen der Vernunft, indem man nachwies, daß alles Schwere falle, folglich auf der andern Seite der Erde, wenn es möglich wäre, dorthin zu gelangen, Alles in's Bodenlose stürzen müßte. Was ist also — so schloß er — Vernunft?

Dieser Prozeß aber, behaupte ich, gehört ganz und gar nicht der Vernunft, sondern einzig nur dem Verstande an. Der Verstand des Columbus, d. h. die concrete, und weiter verfolgt, die abstracte Anschauung der kosmischen Objecte über und unter dem Horizont, nebst Urtheil Schluß und Wollen, war vermöge der schon erwähnten Perfectibilität den Zeitgenossen voraus. Es lagen nur zwei verschiedene Stufen des Verstandes vor; Columbus eilte voraus, die Andern kamen nach. Und ist das nicht fortwährend bei jeder neuen Erfindung der Fall? Dergleichen ist einfach das Resultat eines gegliederten, logischen Denkens, eine Berechnung, die ausschließlich den Verstand angeht und der Psychis nicht bedarf, insofern nichts Unsittliches, Unschönes durch die Entdeckungsreise beabsichtigt wurde. Erst in ihren Folgen durch die Vernichtung der Indianer versündigten sich die Spanier gegen die Gesetze der Vernunft, indem dieselbe Alles verbietet, was mit Gerechtigkeit und Herzensgüte streitet.

Da nun die Vernunft ohne allen Widerspruch das erhabenste Werk des Schöpfers auf dieser Erde ist, und die erkennbaren Gesetze derselben in ihrer idealen Reinheit mit weiser Absicht von ihm überdacht und ausgegangen sind, so ist es ein in sich selbst zerfallender, reiner Widerspruch, zu behaupten, derselbe Gott, der die Gesetze der Vernunft uns anerschaffen, habe auf anderem Wege als dem, auf welchem die Vernunft

in das Dasein tritt, Gesetze, Lehren und Facta für die Richtschnur unserer Handlungsweise, unter der Bezeichnung Offenbarung, überliefert, und sei somit also mit sich selber in Widerspruch gerathen.

Daß dem nicht so ist, daß vielmehr in der genannten Offenbarung nur ewige Wahrheiten, unableugbare Aussprüche der reinen Vernunft, jedoch in das poetische Gewand der allegorisirenden Mythe eingekleidet, geliefert worden, habe ich oben überzeugend dargethan und glaube den Zwiespalt überwunden zu haben, der Jahrtausende lang zwischen Vernunft und Christenthum als dornige Scheidewand sich erhob. Es ist endlich Zeit, daß sie beseitigt werde, und darum wird man wohl thun, jede Hand willkommen zu heißen, die mit zuzugreifen geneigt und bebefähigt ist. Ich streckte die meine dazu aus, und hoffe und erwarte wenigstens, daß man sie nicht hochmüthig zurückstoßen werde.

Der alleinige Gott.

Droben bei den Orionen,
Wie in meinem Herzen, wohnen
Zeugen, Deinem Ruhm geweiht.
Sonnen, die die Gluth getrunken,
Sind, wie jener Glühwurmfunken,
Ausfluß Deiner Göttlichkeit.

(Natürliche Klänge.)

Haben wir uns in dem Vorstehenden über den Fleisch gewordenen Logos, über die Incarnation eines geringen Bruchtheils der Gottheit auf Erden, d. h. mit dem Sein und Wesen der idealen menschlichen Vernunft hinlänglich verständigt und somit eine Basis gewonnen für die Brücke, die uns über das irdische Sein hinaus zu dem Urquell aller Intelligenz, zu dem Weltgeist, der Weltseele, dem Demi-Urgos, dem unbegreiflichen Etwas hinaus führt, das am sausenden Webstuhl der Zeit die Geschicke der Menschen und der Dinge im großen Universum bis in die Unendlichkeit der Sphären hinaus lenkt und leitet, zu der kein Rohr des Sehers mehr reicht, vor dem alle Völker sich beugen, und der kühnste Denker sich anbetend in den Staub wirft: — so müssen wir es wenigstens versuchen, auch über ihn, den Unendlichen, den wir in dem kleinen, tonlosen Wort „Gott" zusammenfassen und den die Juden Jehovah nannten, zu irgend einer Vorstellung zu gelangen, um so den Schlußstein in das System unserer christlich-mythischen Religions-Philosophie zu bringen.

Es ist begreiflich, daß dieses Verständniß nur ein beschränktes sein kann, beschränkt durch die natürlichen Grenzen unserer sinnlichen Wahrnehmung: denn nicht eine phantastische göttliche Comödie, nicht ein märchenhaftes Gedicht über einen erträumten Himmel mit Engeln und Dämonen, sondern eine menschlich faßliche Vorstellung von jenem Urwesen, das Jesus consequent den Vater nannte, wollen wir uns zu verschaffen suchen, insofern und so weit wir seine Spuren in der sicht- und faßbaren Schöpfung, vor Allem auch in dem Hereinragen seiner urschöpferischen Besonderheiten in den Kreis menschlich-seelischer Begabung, in den Gesetzkreis der Genien-Erweckung, zu entdecken vermögen.

Wir knüpfen unsere Betrachtung abermals an den Johanneischen Gedanken an: „Im Anfang war die Vernunft, und die Vernunft war bei Gott und Gott war die Vernunft.“ Damit ist denn aber auch die Urzeit, die Urwelt und das Universum, die Sternenwelt, bis auf ein Geringes abgethan. Und erst mit dem Schlußsatze: „und die Vernunft ward Fleisch“ tritt der Gottgedanke zu einem greifbaren Verständniß an uns heran; denn nicht wie der Weltgeist war und ist für alle Zeiten und für alle Räume — jenseits der Geschichte und jenseits des unermeßlichen Ocean's am blauen Himmelsdome — bedingt die Erkenntniß der Wahrheit und des Zusammenhanges der Dinge; sondern zunächst und unmittelbar, wie er auf dieser einsamen Domäne im Universum, auf diesem unsern Wohnplatz, der Erde, lebt und waltet, in uns und um uns, im Lebendigen, sein lebendiger Odem ringsum zu dem Lebendigen in Beziehung und Wechselwirkung tretend: — das ist die Aufgabe der Gotterkenntniß, die sich bescheidet, das ferne Außerirdische (bis auf die erkennbaren Sternengesetze), vor Allem aber das Todte, als einer andern unbekannten Welt angehörend, bei Seite zu lassen, da es jenseits der natürlichen Grenze des Erforschbaren liegt und deshalb das Eigenthum lüsterner Phantasten verbleiben mag.

Jener Schleier, der das geheimnißvolle Bild zu Saïs verhüllte, bedarf zur Lüftung mit Nichten des Dolches, denn der Schleier ist schon ein Theil des Bildes selbst, oder, wie Goethe sagt: „Natur hat weder Kern noch Schale, Alles ist sie mit einem Male.“ Es will die Erkenntniß ein geschärftes Auge, vor dem das Gewebe verschwindet, worauf es sich dann regt und windet, und wirrt und wimmelt vor dem erstaunten Blicke in tausendfachen Fäden und Gestalten, die tief hinausreichen bis in das Unabsehbare für unbewaffnete Augen. Wer aber den geistigen Sinn hat, den Tiefblick und Fernblick, dem enthüllt sich ein wundersam Gebilde, das auf der Spiegelwand der menschlichen Seele reflectirt, und ist auf Erden durchaus kein anderer Reflector. Je reiner nun dieser Spiegel ist, desto klarer das Bild. Versuchen wir es mit frommer Scheu hinanzutreten.

Leicht ermessen wird man — und wer's nicht selber denken kann, der soll mir's glauben — daß ich nichts weniger will als beweisen, es sei ein Gott! Vanini behauptete: ein einziger unscheinbarer Strohhalm reiche hin, das Dasein Gottes an ihm zu beweisen; und ein britischer Philosoph hat sich herbeigelassen, das Experiment auszuführen! Wundersame Schwärmer! Wenn man mir gleichwohl den Sirius herunter

reichte und ich mich baden dürfte in seinem Licht, wo nähme ich irdische Infusorie Worte her, von dem zu reden, den keine andere Sprache würdig zu fassen und zu umschreiben vermag, als nur die ahnungsreiche, die da tief im Allerheiligsten der Menschenseele in unartikulirten Zeichen, von keinem äußern Sinne aufgenommen und weitergetragen, nur die Sprache der beseligenden Empfindung flüstert.

Was aber wagt der Mensch nicht Alles! Er sucht den Boden des Meeres und die Soffiten des Himmelsgewölbes zu betasten. Er sucht die Axen der Erde an den Polen und möchte in den Schlotfang der Erde hinabgleiten, um die gährend brausende Esse des Vulkans, den glühenden Kern des irdischen Centralfeuers zu ermessen. Ja, er wagt es sogar, sich einen Gott zu denken, und diesen kühnen Gedanken, dessen Unendlichkeit des Sehers Rohr nicht ausmißt, will er in die Röhre eines unscheinbaren Halmes bannen! Wunderbares Beginnen überhaupt, und über dem Allen welch' räthselvoller Zauber waltet doch nur in diesem Gottgedanken, da er in dem unscheinbaren Gehäuse, in der Spanne Schädel, bei der erhabenen Einheit und Einfachheit seines wahrhaftigen Grundwesens dennoch zu so vielen Legionen von Gestalten ausartet, die uns die Religions-Geschichte aller Völker, auf den rauschenden Wogen der Zeit, als feindliche Dämonen im gegenseitig zerfleischenden Kampfe darstellt!

Wo steht die Lösung dieses unheimlichen Räthsels geschrieben? Soll ich hinaus schweifen auf die wimmelnden Triften des Universums, und bei den flammenden Welten, die in stillem Wandel mit dem Fluge des Gedankens auf schwindelnden Bahnen auf und nieder schreiten, anfragen, wie und warum das arme kleine Menschenherz hienieden unter der Bürde seines Gottgedankens erkrankt? Oder soll ich bei der Cikade im Grase in die Schule gehen, damit ich von dem hüpfenden Wurme erfahre, wie der Gedanke an seinen und meinen Schöpfer, so oder so gestaltet, den Menschen zum Engel oder Teufel machen kann?

Nein! Nicht an eine bestimmte Form, nicht an einen bestimmten Ort ist die Erkenntniß gebunden. Ueberall, aller Enden und Orten treten uns die Spuren der Gottheit entgegen, nirgends aber inniger und ergiebiger, als tief in dem Allerheiligsten unserer Seele, in der geheimnißvollen Werkstatt unsers Denkens und Empfindens, wo aus dem unendlichen Urquell der Intelligenz ein zündender Funken von oben her entlassen und entsendet, zur leuchtenden Flamme entbrennend, uns die Wege zeigt, zur Erkenntniß der Gottes-Absicht und damit des Wahrhaftigen, des Guten und Rechten, indem wir durch unsern Wandel in

die Plane des Weltgeistes einlenken und, unserer Würde im Wesenkreise eingedenk, eine Darlebung des vollendeten Gottgedankens anstreben.

Wozu aber der Beweis, es sei ein Gott? — Die Gottheit steht über dem Beweise, und weder ein Halm, noch ein ganzes Kornfeld, noch die ganze Wesenkette soll uns ihre Vermittelung anbieten; denn beweisen läßt sich nur das, was einem Zweifel unterliegt, und niemals noch hat es einen eigentlichen Atheisten auf Erden gegeben. Ein consequenter Gottesleugner müßte zuvor alle vorhandenen Dinge, die sichtbaren Welten droben nicht ausgenommen, wegleugnen, und stände dann doch erst an der äußersten Grenze seines Beweises. Ein Schritt weiter zum Ziele und eine neue Legion Welten vertritt ihm wieder den Weg; er müßte sie eben wieder wegdemonstriren, und so fort. Schwebte er aber endlich ganz allein in dem freilich undenkbaren Ocean seines demonstrirten Nichts, so hieße ihn dennoch jeder Pulsschlag seines eigenen Herzens einen Erzlügner, denn dieses Herz klopfte einst an die Thore der Schöpfung, und der, welcher „herein" rief, war Gott. „Nein! das war Zufall"! ruft der Spötter. Gut! So löscht in allen Büchern das Wort „Gott" und ich sinke auf meine Knie und recitire mit unserem Dichter: „Ein Zufall, ein heiliger Wille lebt, wie auch der menschliche schwanke!" Aber was gilt uns der Buchstabe, was das Wort? Der Geist ist es, der lebendig macht, und nicht um das Sein eines Gottes handelt es sich, sondern um die Consequenzen, die aus dem Gottgedanken und dem Verständniß desselben hervorgehen und mit den Geschicken der einzelnen Individuen und ganzer Völkerfamilien in so wundersamer Wechselwirkung stehen.

Wie thöricht erscheint doch der Zweifler, da er Dasjenige leugnet, ohne das er selbst diese Leugnung nicht einmal auszusprechen vermöchte. Ich vergleiche ihn dem Trunkenen, der hartnäckig seinen Rausch ablehnt, während er taumelt und strauchelt und seine Zunge kein Gelenk hat. Was aber mag es denn sein, das des Leugners Auge mit einem Staar bedeckt? Ich will es euch sagen: „Es ist die Gewohnheit, eine ihrem Wesen nach bis jetzt noch lange nicht hinlänglich gewürdigte Sache, deren Einfluß, wie auf das Alltäglichste, sich auch auf die heiligsten Zustände der menschlichen Seele und der gesellschaftlichen Lebensinteressen erstreckt.

Nicht leugnen darf man, daß alles Erlernte, alle Wissenschaft und Kunst, der eigentlichen Bedeutung nach, im Grunde nichts weiter als Angewöhntes ist. Man sagt dem Kinde einen Buchstaben so lange vor, bis es ihn sich angewöhnt hat; man läßt den Lehrling einen Handgriff so lange und oft in gehöriger Weise wiederholen, bis er ihm zur Ge-

wohnheit geworden. Und das geht so fort und fort, bis zu einem gewissen Grade. Man verstehe mich recht. Ich sage: das geht so fort, folglich mußte es irgendwo herkommen; und um das zu erklären, wolle man mir gestatten, das Ding als zu unserem Verständniß wesentlich, etwas tiefer bei der Wurzel anzufassen. Es gehört das wohlverstanden auch zu unserer Gotteserkenntniß.

Die Gewohnheit nämlich, die unter der Bezeichnung Erlerntes tausenderlei Dinge in uns fixirt (und auch gegensätzlich als Verlerntes oder Abgewöhntes eine Rolle spielt), ist rein irdisch-alltäglich und kann selbst bei dem Thier in einem gewissen Grade zur Erscheinung kommen. Die erste Bedingung seines Vorkommens ist — Zeit. Alles Erlernbare, also jede Angewöhnung verlangt zunächst Zeit; denn erst mit der Zeit geht das von außen, von einem Comparenten (Lehrer) Kommende in das andere Individuum, gleichsam wie eine Ansteckung oder Wucherung, über. Und dieses ist eine äußere Bedingung. Die zweite, so zu sagen das Medium der Ermöglichung, ist eine innere, nämlich das Gedächtniß. Es ist dies der von oben her ursprünglich autorisirte Empfänger, und eigentlich schon ein Theil der Angewöhnung selbst, denn ohne Gedächtniß ist es eine Unmöglichkeit, sich etwas anzugewöhnen.

Die allgemeine oberflächliche Meinung hält das Gedächtniß für etwas rein Geistiges; da es aber nach meiner Lehre dergleichen nicht giebt, nicht geben kann, da das sogenannte Geistige seinem Ursprung und Dasein nach nur in einer sinnlich nicht wahrnehmbaren feineren Materie begründet, so ist auch das Gedächtniß ohne Zweifel nur Ergebniß eines organischen Prozesses, und zwar gewisser Imprägnationen auf einen Theil unseres Gehirns, dessen Sitz noch zu den unerforschten, unentdeckten Partien der Physiologie gehört. Es sind Eindrücke, die zuletzt bleibend werden, sich gelegentlich verwischen, wiederkehren, wieder verschwinden u. s. w., ähnlich wie jene magischen, mit sogenannter sympathetischer Dinte geschriebenen Schriften, die unter gewissen Umständen erscheinen und wieder verschwinden. Je nachdem nun der entsprechende Gehirnnerv, (die organische Schreibtafel), dessen Ausläufer sich in den ganzen Körper, namentlich in die Fingerspitzen vertheilen, sensitiv, empfindlich — Eindrücke leicht aufnehmend oder nicht — organisirt ist, sagen wir, nach den Resultaten ermessend: dieser hat ein gutes, jener ein schlechtes Gedächtniß. Ich wiederhole es: auch dem Thiere ist diese Befähigung nicht versagt. Der Pudel hat beispielsweise ein besseres Gedächtniß als der Windhund; die Ursache ist in der Gehirnbildung zu suchen. Die rechte Bezeichnuug aber ist hier: Erinnerung.

Alle diese Gedächtnißsachen, diese Angewöhnungen durch oft wiederholte äußere Eindrücke, sind meist trockenes, vielfach widerwärtiges, ermüdendes, weil mechanisch-prosaisches Geschäft, bis zu einem gewissen Grade.

Bis zu welchem Grade? Ich werde dies verbildlichen, und wer Lust zum Denken in sich spürt, möge mich auf dieser scientivischen Excursion begleiten.

Man verbinde gefälligst einmal mit dem eben angewendeten Bilde der Gedächtniß-Evolution den Begriff eines Speichers. Das Auffassungs-Vermögen, der Empfänger, steht an der Thür und empfängt die ihm von der Außenwelt zugeführten Dinge, seien es freiwillige Erscheinungen der Kunst und Natur, seien es absichtlich von Lehrern zugeführte Regeln und Manipulationen. Er nimmt sie auf, so viel sich immer Raum vorfindet — und dieser ist bei manchen begabten Individuen unermeßlich; die Rückwand dieses Speichers aber ist eben der Grad, die Grenze, von der ich oben sprach.

Das Geschäft des Hereinschaffens durch die großen hellen Flügelthüren der Sinne, von der Erdseite, von der Außenwelt, geschieht unter Aufsicht und mit Hülfe des Verstandes, dessen Sinn und Wesen man aus vorheriger Deduction kennen wird. — Das Geschäft hat seine abgezirkelte Mechanik, seine Regeln, seine Form, Gestalt, mit einem Wort: seine Theorie: es ist offenkundig, es vollzieht sich auf offenem Markte, vor Zeugen, am hellen Mittage. Man sieht, man grüßt, man empfängt den Lehrer. Er trägt vielleicht eine Perrücke, und das ganze Geschäft der Eintrichterung, mit anderen Worten der Angewöhnung, ist gewissermaßen selbst Perrücke. Man speichert eben darauf los; man hebt schon bei dem Kinde an zu speichern, und wenn Gesellschaft eintrifft, so vergnügt sich Mama oder Papa damit, vorzuzeigen, was man dem kleinen Affen schon an hübschen Siebensachen angelernt, oder eingebläut, d. h. angewöhnt hat.

So weit geht Alles in gewohnter Ordnung. Mit weniger oder mehr Schwierigkeiten von der einen, Geduld von der andern, und nicht selten Zank und Schlägen von der dritten Seite werden die dargebotenen Dinge aufgenommen. Jeder Sinn ist eine Thür zum Vorrathshause, die mitunter wohl etwas knarrt, aber doch in den meisten Fällen ihre Schuldigkeit thut. Ist die eine zufällig vermauert, z. B. bei dem Blinden, so geht das entsprechende Gut entweder gar nicht, oder durch Nebenpforten ein: so dem Tauben Phrasen und Ideen schwer, Musik gar nicht u. s. w.

Ich wiederhole es: dieses Einbringen von der hellen Sonnen- oder

Sinnenseite, und das Festhalten durch Gewöhnung, oder mit anderen Worten: dieses Erlernen durch Unterricht und Erfahrung — näher: durch Nachahmung — ist rein irdisch, prosaisch, universell-menschlich, und die Natur hat selbst manchem Thiergeschlechte ein bescheidenes Theil davon mit auf den Lebensweg gegeben. Hätte sie aber nichts darüber für uns gethan, so würden wir uns im Allgemeinen nur eine so geringe Stufe über das Thier erheben, wie es bei den Indianern und selbst bei der Classe roher, verwahrloster Thiermenschen der Fall ist, die, obgleich im Kreise und Bereiche der Civilisation lebend, dennoch fast völlig unberührt von den Wohlthaten derselben bleiben.

Aber — und nun kommen wir an den mysteriösen Punkt unserer Darstellung — im äußersten Hintergrunde jener erwähnten Rückwand des seelischen Vorrathshauses versteckt, im geheimnißvollen Dunkel des tiefverborgenen **Hintergrundes** hat die Ordnung der Dinge ein heimliches Pförtchen angelegt, das hinausführt in ein weites unbekanntes Reich, in das Reich des Ursprunges, an den Wunderquell des Anfanges. Es ist dieses das heilige Thor der mystischen Caaba, wo hinaus das schaffende Wesen, als es sein Werk vollbracht, sich zurückzog. Hinter seiner Schwelle liegt eine bodenlose, Tiefe verhängt mit jenem mystischen Schleier des Bildes zu Saïs. Wie man aber auch dahinter lausche, so ist doch keiner unserer Sinnesnerven ein entsprechendes Werkzeug für den durchaus würdigen Reflex der Dinge in der zweiten Welt. Denn — wie der Dichter sagt — „die Geisterwelt ist fest verschlossen." Der Mangel eines sechsten Sinnes ist eigentlich die Frage aller Zweifler und die Veranlassung zu aller Gottesleugnung und Lästerung.

Wir betreten nun aber einen glücklich entdeckten, heimlich versteckten Pfad zur Erkenntniß. Durch jenes verschleierte Zauberpförtchen im Hintergrunde streckt sich heimlich-lauschig eine unsichtbare Hand herein und legt, gleich einer Christbescheerung, zu den gewohnheitsmäßigen alltäglichen Dingen, wie solche durch die lichten Gemeinpforten hereingetragen wurden, etwas absonderlich Schönes. Alles was irdischer Maßstab heißt, läßt sich an diese Gabe nicht anlegen. Niemand weiß die Stunde zu nennen, wann es kam, Niemand zu sagen **warum**, sondern nur daß es so gar herrlich und schön ist. Tausende unterfangen sich es nachzubilden, nachzuahmen; Keinem gelingt es. „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun," sagt Schiller. Immer ist die Gabe neu, frisch von einem Baum gebrochen, den Niemand jemals sah, Niemand kennt. Vor dem Aufschluß dieses Räthsels noch einige ergänzende Worte.

Das Wort Christbescheerung, welches ich oben ausgesprochen, ist eine sinnige, verständliche Mythe für das Fragliche, so wie das Christenthum nach unserer Auffassung und Darlegung eine tiefbedeutsame Mythe für sittliche Psychologie überhaupt darbietet. Nächtlich heimlich bringt ein freundlicher Genius die Gabe in's Haus für die Kinder der Erde, und die Guten, sagt man, haben sich der edelsten, der schönsten zu erfreuen.

Unter der reichen Zahl ihrer Kinder hat die Mutter stets einen Auserwählten, einen Liebling. Niemand, sie selber vielleicht weiß nicht, warum es eben dieser ist, aber sein Tisch findet sich mit den schönsten Gaben geschmückt, und vergebens sinnt der ganze Kreis auf die Ursache, die den geheimnißvollen Unbekannten zu solcher Auszeichnung bewogen haben mag.

So theilt denn auch die unsichtbare Hand, die sich nächtlich-lauschig hinter dem Schleier hervorstreckt, diesem und jenem Erdensohn der Gaben schönste mit, und so mit dem göttlichen Angebinde beschenkt, steht er vor Aller Augen mit einem Nimbus geistiger Größe da, der noch über seinem Grabe leuchtet und sich in der Regel zu einem ehernen Denkmal, von einer dankbaren Mit- oder Nachwelt errichtet, versteinert.

Was war es nun, das diese Größe, die den unsterblichen Ruhm im Gefolge hatte, erzeugte? War es das Werk der Anerlernung, des Fleißes, der Mühen? O nein! Alle Meister und Lehrer der Welt konnten keinen Shakespeare, Schiller, Thorwaldsen, Raphael, Mozart, Beethoven u. s. w., über ihnen Allen aber keinen Jesus Christus erzeugen; sondern das, was diese und hundert andere Heroen des Geistes auf das Piedestal der Unsterblichkeit erhob, ist das Geschenk jenes unbekannten Universal-Geistes in der Christnacht der Geburt, dessen lebendiger Odem zwar Alles und Alles durchwebt und belebt, aber in jeder andern Hinsicht nur nach erkennbar gesetzlichen Regeln. Hier jedoch ist die Regel nicht erkennbar, sondern die gesetzliche Form von Ursache und Wirkung scheinbar aufgehoben, und die Erscheinung nimmt somit das Gepräge der Unmittelbarkeit an, und zwingt uns, an eine unbekannte, unenträthselte, außerirdische Gesetzlichkeit, ähnlich der, welcher die Urschöpfung gehorsamte, zu denken.

Ich befürworte hier, daß, obgleich die ganze lebenvolle Welt, jede Milbe, jeder Grashalm den Gedanken an eine höhere Intelligenz anzuregen geeignet ist, dennoch die tägliche Gewohnheit des Anblicks die große Menge dagegen abstumpft, indem die fortgesetzte Wahrnehmung von Ursache und Wirkung in ihrem rhythmischen Kreislauf die Aufmerksamkeit zuletzt einschläfert, während das Ungewöhnliche, das Antirhyth-

mische, zumal wenn Hochbedeutsame, die Aufmerksamkeit und den Drang nach Erforschung der Ursache in ganz anderer Weise anregt.

Wir wollen diesen Satz an einem Beispiele erörtern.

Jeder Leser kennt den wundersamen Reiz des Nachtigallengesanges, er erfreut Herz und Ohr; wer aber in einem reichbelaubten Park wohnt, der wird im Mai und Juni so sehr daran gewöhnt, die wunderlieblichen Klänge zu vernehmen, daß er nicht einen Schritt geht, um die kleine Sängerin auf ihrem versteckten Zweige zu belauschen.

Nun denke man sich aber den Fall, daß plötzlich am Weihnachtsabend, aus den mit Schnee und Eis dicht belegten Zweigen desselben Parks, unter dem Gartenfenster des Bewohners plötzlich eine Nachtigall ihr Abendlied mit derselben Kraft und Schöne wie im Mai oder Juni ertönen ließe: würden die Bewohner der Villa auch jetzt so theilnamlos wie im Frühling den wunderbaren Tönen lauschen? Gewiß nicht. Sprachlos vor Erstaunen würden sich die Lauscher anblicken, und der Gedanke an eine abermals verzauberte Prinzessin Philomele wäre verzeihlich. Jedenfalls aber würde der Hausherr jetzt nicht so theilnamlos wie im Lenz verharren, sondern wissen wollen, wer ihm den Spuk gemacht, weß Geisteskind die winterliche Nachtigall sei; kurz, der Zusammenhang der Dinge würde ihm keine Ruhe gönnen. In warmen Pelz gehüllt betritt er im hellen Mondlicht das Freie, beschreitet die stillen, weißbereiften Pfade, weiter und weiter dem lockenden Gesange folgend, bis endlich ein neckender, von weiten Reisen heimgekehrter Freund in seine Arme sinkt, der sich im fernen Lande die Kunst nachahmenden Vogelgesanges erworben und sich also den Scherz einer neckenden Imitation erlaubte. Lachend und schäkernd bringt der Hausherr den eingefangenen Vogel heim, und damit ist meine Parabel zu Ende, die schon zum Voraus ihre Nutzanwendung gefunden hatte.

So wunderlich ist der Mensch! und deshalb verfolge ich die Spuren der Gottheit nicht auf breitgetretenen Pfaden, sondern wie der Indianer auf unwegsamen Steppen die Spur des Wildes oder flüchtiger Feinde, da er das Auge an jeden zerknickten Grashalm, an jeden leise verbogenen Zweig oder die gestreifte Erdscholle heftet. So suche ich die Spuren des Außerirdischen unseres Allvaters, wie er hier auf Erden bei nächtiger Weile hin und wieder geht und Spuren seines wundersamen, besonderen Schaffens hinterläßt. Diese Spuren eben finde ich in der Genien-Erweckung, zu der weder Vater noch Mutter, weder Lehrer noch Prediger, weder Fleiß noch Anstrengung noch Ausdauer, weder Wachen noch Schlafen, weder Zeit noch Raum, noch sonst Jemand etwas Erkennbares gethan. Es ist eben diese Begabung ein Anhauchen, ein Durchdringen,

ein Ueberschatten des heiligen Geistes der höheren Natur, eine Gabe aus dem unerkannten, unermeßlichen Füllhorn göttlicher Veranstaltung, aus jenem nur spärlich und selten sprudelnden Bronnen, der aus unbekannter Tiefe hervor das gesellschaftliche Dasein der Erdgeborenen erfrischt oder, gleich wie dem heißen Sprudel des Geisers auf einen glühenden Heerd im Kern der Erde, auf einen Centralsitz aller geistigen Vollkommenheiten schließen läßt, aus dem das Geistwesen des Menschen überhaupt als Fleisch gewordene Vernunft auch in ihrer Alltäglichkeit ursprünglich hervorgegangen ist.

Jenes außerordentliche Angebinde, das über die Gewöhnlichkeit des Erlernbaren weit hinausragt und in seiner Wesenheit nicht irdisch ist, gilt uns daher mit Recht als eine besondere Offenbarung Dessen, was wir göttlich, erhaben, heilig nennen, und nur bedauern mag man es, daß die Sprache keinen Laut erfunden hat, in welchem wir das Sein und Wesen, den Sinn und die Bedeutung dieses göttlichen Vorrechts, dieses Weihgeschenks von oben zu fassen berechtigt wären. Um sich dem Verständniß zu nähern, möge gesagt sein, daß dieses Geschenk exclusiver Begabung den Doppelbegriff der höheren Vernunft und des Genies in sich vereinigt, insofern man die letztere Bezeichnung (von Genius abgeleitet) im edlern unentweihten Sinne versteht; und somit wage ich es, eine Wortbildung als Fassung zu versuchen, die Beides in gegenseitiger Ergänzung vereinigt, und nenne das wohlerkannte Wesen jener göttlichen Dotation bevorzugter Geister den Genielogos. Es ist dieses also die Vernunft, nicht sowohl nach der sittlichen, als vielmehr noch nach der artistischen Seite hin, und liegt, etwas verhüllt angedeutet, u. A. auch in der Schiller'schen Sentenz ausgesprochen:

„Im Fleiß kann Dich die Biene meistern,
„In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
„Dein Wissen theilest Du mit vorgezog'nen Geistern,
„Die Kunst, o Mensch, hast Du allein!"

Also nicht das Wissen, das Können, noch die Geschicklichkeit ist es, was den Attributen des Genielogos entspricht — auch die Bezeichnung: „Kunst" trifft den Sinn nicht vollständig — sondern es ist das angeborene (nicht angelernte, weil dies unmöglich ist) Schöpferische, das Originale, noch nicht Dagewesene, scheinbar aus sich selbst Entstehende, den Lehrer Ueberflügelnde, das die hergebrachten Regeln oft verachtende und überschreitende Eigen- oder Selbstwesen, dessen Schaffen und Leisten nach dieser oder jener Seite hin (auch im Denken, Dichten und Reden) das Staunen der Welt erregt und zuvörderst den Ruhm im Gefolge hat. Die also Begabten werden schnell berühmt, und ihre Gegenfüßler sind die Berüchtigten.

Menschen mit dem Genielogos begabt, sind offenbar besonders erkorene Werkzeuge der Weltregierung, die ihrem Ursprunge näher stehen als andere Wesen; ihr Einfluß auf Mit- und Nachwelt ist colossal und währt durch Jahrtausende fort, daher man sie unsterblich heißt.

Der Leser wird mir beipflichten, daß ich bemüht bin, ihm das Wesen des Genielogos, den göttlichen Funken, das Erhabene, Herrliche zu kennzeichnen; dennoch bleibt das Wort weit hinter der Vollendung zurück, und eben das ist das Mahlzeichen des ursprünglich Göttlichen, daß es unmöglich ist zu sagen, warum man das Produkt, die Leistung des Genielogos so außerordentlich findet, warum man sich dafür begeistert. Eben, wie man es z. B. Niemandem mittheilen, erklären, beschreiben kann, warum die Rose so schön, der Nachtigallengesang so herrlich, eine Beethoven'sche Symphonie so erhaben, ein Gedanke von Schiller so beseligend ist u. s. w. Man fühlt das Außerordentliche, man empfindet die entzückende Schönheit; aber Rechenschaft darüber zu geben, ist unmöglich, denn die Seele alles Schönen, alles Großen und Erhabenen ist die Poesie, und sie, die Tochter des Himmels, ist undefinirbar, unbeschreiblich, da ihr Reflector lediglich das Gefühl ist und sie mit dem trockenen Verstande nichts zu schaffen hat. Sie ist eben kein Rechenexempel. Als durchaus eigenthümlich und merkwürdig ist zu constatiren daß der Genielogos in seiner vollendeten Großwürde noch niemals beim weiblichen Geschlecht auftrat; nur leise Anklänge auf dem Gebiete der Kunst machten sich hier und da bemerkbar. Die Wirksamkeit, die Manifestation solcher Himmelsgabe äußert sich nun je nach ihrer Art in mannigfachster Weise und ist selbst in einer und derselben Gattung zahllos verschieden.

Kommen wir dem Verständniß durch ein Beispiel zu Hilfe:

Man lehrt Jemand die Regeln der Composition; man bringt ihn dahin, einen durchaus reinen Satz zu schreiben (wie es die Compositionslehre nennt), gegen den auch der strengste Theoretiker, ein Sebastian Bach z. B., nichts einzuwenden vermag. Aber dieses Angelernte, sofern es nun ohne Weiteres zur praktischen Anwendung kommt, wird in seinem Schaffen todt und kalt erscheinen, wenn nicht von innen heraus das Unerlernbare, die Poesie der Kunst, das göttliche Vorrecht der Begabung hinzutritt und den Componisten zum Schöpfer lebendig schöner Tongedanken macht, wenn er seinem prunkend umkleideten und übertünchten Gerippe nicht den lebendigen Odem, den Geist einhauchen, ihm nicht die poetische Weihe zu geben vermag, die unerlernbar, ein Geschenk von oben, so zu sagen das Werk einer göttlichen Ueberschattung schon vor der Geburt ist.

Man lehre Jemand fertig lesen und gebe ihm das schönste Gedicht, selbst mit gezeichneten Betonungen, und man wird vernehmen, wie kalt, wie nichtssagend das Schönste in seinem Munde klingt, wenn nicht der lebendige Funke der Empfindung, des Verständnisses hinzutritt, das Angelernte warm und innig durchgeistigt und so, die Schönheit der Dichtung zur Geltung bringend, die empfänglichen Lauscher erfreut, ja beseligt.

In diesen, wie leicht einzusehen, künstlerischen, für höhere Lebenszwecke minder bedeutenden Beziehungen geht die Natur anscheinend auffallend parteiisch zu Werke; sie hat gleich einer Familienmutter ihre Lieblinge, denen sie mehr oder minder von dieser oder jener Gabe zutheilt. Jedoch verliert sich der Schein von Parteilichkeit bald, wenn man bedenkt, daß die Bevorrechteten geringeren Genuß von der ihnen zugetheilten Gabe haben als die übrigen Geschwister, die es eigentlich sind, welche sich ungestört an dem Werke erfreuen, das seinem Besitzer und Spender oft zur großen Bürde, ja nicht selten zu einem Wurme wird, der an seinem Dasein nagt und nur zu oft das frühe Dahinwelken der schönsten Blüthe vermittelt. Schauerlich ergreifen uns bei diesem Gedanken Schiller's tiefbedeutsame Worte, aus denen eine beängstende Wehmuth, eine verhüllte Todesahnung sich ausspricht:

„Unglücksel'ge, die es wagen,
Götterfunken aus dem Stein zu schlagen!
Ach, die kühnste Harmonie
Wirft das Saitenspiel zu Trümmer,
Und der hohe Aetherstrahl: Genie,
Nährt sich nur vom Lebenslampenschimmer."

Man erfährt aus diesen Worten, daß dem Dichter schon zur Zeit seiner blühenden Jugend eine nur zu wohlbegründete Ahnung davon aufging, sein eigner Genius könne in seiner Gottgröße das irdische Wohnhaus, so ihm angewiesen, nicht lange behaupten, er selbst werde die irdische Wohnstätte, in die er für eine Spanne Zeit gebannt, zerstören, erdrücken; und so geschah es ja auch zum großen Kummer seiner Nation. Tausendfach schon hat sich diese Thatsache wiederholt, und der Gottbegabte, den Tausende um seine göttliche Begabung beneiden, beneidet seinerseits vielleicht den Hirten des Feldes, der sich seines Lebens rein und ungetrübt erfreut, ohne bis in das Mark seiner Gebeine erschüttert zu werden, und dessen Wonne, weit entfernt, irgend ein zum Leben bedingtes Organ zu schwächen, jeden Theil des Körpers nur noch mehr stärkt. So erscheint denn der scheinbare Vorzug leiblich ausgeglichen.

Schreiten wir nun auf dem Wege der Betrachtung über die vorliegende Erscheinung und zu unserem Ziele weiter, so tritt uns ferner

ein Gesetz entgegen, nach welchem der „Funken aus dem Stein geschlagen," d. h. mit andern Worten: der besondere Ausfluß aus dem unendlichen All der göttlichen Vollkommenheit, nur aus, mit und durch den Einfluß des offenkundigen Erdenlebens zur Erscheinung gelangen kann. Ja, es ist gleichsam eine Begattung, ein gegenseitiges Durchdringen der Dinge aus zweien Welten, wodurch die Darlebung des Genielogos sich vollzieht, und immer bedarf es in etwas der Gunst der äußern Umstände, damit die Zeugung zur Perfection gelange.

Man lasse Wieland als einen Eskimo geboren werden, und er wird höchstens mit einigen ungewöhnlichen, kaum seinen Landsleuten auffallenden Worten die Lobrede ausschmücken, die er einer wohlgelungenen Thransuppe hält, oder mit der er den gelandeten fremden Schiffern den Wohlschmack eines Talglichtes begreiflich zu machen sucht. Newton, als Indianer geboren, hätte den fallenden Apfel, der ihm bekanntlich zu der Entdeckung eines Staunen erregenden Naturgesetzes verhalf, sicher mit großem Appetit verschmaust, und sein höchstmöglicher Gedanke dabei wäre etwa gewesen: wie es doch als eine sehr gute Einrichtung zu betrachten sei, daß die Aepfel der Bäume in ihrem Sturze nieder- und nicht aufwärts fallen. Napoleon, in der Lüneburger Haide geboren, wäre wahrscheinlich unter den Bauern als ein Raufbold bekannt geworden und hätte unfehlbar Sonntags seine Prügel vom Tanzboden mit sich nach Hause genommen, während sein russischer Feldzug etwa eine Haidschnuckenseuche und endlich ein böses Weib sein Hudson Lowe geworden wäre. Eine weise Anordnung der Natur schützt uns vor einer Uebervölkerung mit Genies, der grauenhaftesten von allen, durch die der Bildungsgang der Menschheit vor der Zeit und athemlos an das Ziel gelangen würde. Die Natur will in Allem nur ein allmähliches Fortschreiten und steuert in allen Dingen — wie Goethe sagt — den Bäumen, daß sie nicht in den Himmel wachsen.

Schreiten wir nunmehr von den künstlerischen Erscheinungen im Leben der Geistesheroen zu den sittlichen hinüber. Dieser Schritt führt uns unmittelbar zu der Wurzel aller Ethik (Tugendlehre, Sittenlehre), zu der Idee einer höchsten Intelligenz, eines Gottes, und wir nähern uns somit unserm Ziele auf einem geebneten und gesicherten Pfade.

Die Idee eines Gottes vorweg hinstellend, heißt eine große Kluft, eine große Thatsache überspringen; denn eine Idee setzt schon die geistige Evolution des Denkens voraus. Lange bevor hiervon, selbst bei den begabtesten Individuen die Rede sein kann, versucht es eine herkömmliche, irrationelle Methode, dem Kinde schon in zartester Jugend für das höchste Wesen, für den Weltgeist einen stellvertretenden, unbe-

griffenen Wortlaut zu substituiren und durch die vorhin definirte Angewöhnung oder Anlehrung zum täglichen, ja stündlichen Gebrauche ad libitum darzubieten Der Zweck dieser papageiartigen Anlehrung der kleinen Plauderer ist natürlich Niemandem klar; es ist eben ein Gebrauch, und während man in beliebter Gedankenlosigkeit sich zu dem Gebote bekennt: „Du sollst den Namen Deines Gottes nicht mißbrauchen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht" läßt man die Kleinen automatisch Gebete herplappern, in denen eben der Name Gottes die Hauptpartie ausmacht. Maler und Kupferstecher haben obendrein ein großes Verdienst darin gesucht, die kleinen Wesen mit den gefalteten Händen und dem Blick nach oben unter Glas und Rahmen zu bringen.

Die Juden der Vorzeit folgten hierin — wie man sich aus dem ersten Bande dieses Werks erinnern wird — einem andern nicht minder lächerlichen Prinzipe, nach der andern extremen Seite hinüber. Es wurde nämlich der Name Jehovah nur an einem einzigen Tage im Jahre, bei dem großen Versöhnungsfeste, von ihrem Oberpriester ausgesprochen, wobei sich alle Hörer in tiefster Andacht auf das Antlitz niederwarfen. Seitdem die Juden gelernt, den Namen ihres Nationalgottes mit der Bezeichnung der Sprache desjenigen Volkes, unter dem sie leben, zu vertauschen, sind sie in dieser Beziehung minder scrupulös und es ist ihnen der Name Gottes ein lieb- und geläufiges Material namentlich beim Handel und Wandel geworden. Uns wird neben anderen mannigfaltigen Dingen des Wissens und Könnens schon in zartester Kindheit, wo das in uns vorherrschend waltende Thierische noch an keine eigene Entdeckung eines außer den sinnlich wahrnehmbaren Dingen existirenden Urhebers denken läßt, ja meist schon vor der Zeit des aufdämmernden Bewußtseins der eigenen Existenz, also jenseits der späteren Erinnerung, Vielerlei von Gott vorgeschwatzt, man lehrt uns die Fingerchen kreuzen, der kleine Papagei stammelt die Worte nach und copirt nach Möglichkeit der Mutter oder Großmutter ernsthaftes Gesicht.

Das geht nun so fort und fort. Das Kind tritt aus der beschränkten Häuslichkeit in die erste Instanz des öffentlichen Lebens, in die Schule und die Behandlung eines öffentlichen Lehrers oder einer Lehrerin, und hier legt sich der Name „Gott" schon eine Art Mäntelchen von Begriff um. Man redet ihm von einem Gott und von zweien oder gar dreien, und wieder von einem. Wo es nur immer hinhorcht, ertönt der wunderbare Name. Wird ein Kind gezüchtigt, so schreit es: „Mein Gott!" Hört man irgend eine traurige Begebenheit, da seufzt Alles: „Ach, du lieber Gott!" Es überrascht etwas Er-

schreckendes, und Jeder — vor Allem das weibliche Geschlecht — schreit: „O Gott! o Gott!" oder was Manchem synonym ist: „Herr Jesus!" Mit den Formeln: „Mein Gott! Hilf Gott! Ach du mein Gott! Das weiß Gott!" und in ähnlichen Ausrufen bringt man das Erhabenste und Heiligste, was die Sprache und der Mensch überhaupt besitzen, tagtäglich, ja stündlich zu Markte, ohne sich dabei etwas Besonderes zu denken; es ist eben Gewohnheitssache welche ja gegen jeden Mißbrauch abstumpft, zumal man keine Schmerzen danach empfindet, in deren Folge man sich wohl in Acht nehmen würde.

Nebenbei erfährt das Kind noch aus dem dicken Buche, das in vielen Fällen angeblich der liebe Gott selbst seinen Geheimschreibern dictirt haben soll, wie allerlei seltsame Dinge sich bezüglich dieses für uns unsichtbaren Gottes auf Erden begeben haben sollen, daß er z. B. lange Zeit über dem Wasser geschwebt, dann in sechs Tagen angestrengten Fleißes den Himmel ausgespannt, Lichter daran gesetzt, hierauf alles Gethier und Geschöpfe, Pflanzen und Bäume angefertigt, zuletzt Menschen aus Thon und Knochen gemacht, ihnen Odem eingeblasen, dann persönlich mit ihnen geredet, Versteckenr gespielt, sie verflucht, verjagt habe u. s. w. Später wird den unschuldigen, gern glaubenden Kindern noch eine Menge seltsamer Historien erzählt, wie der liebe Gott persönlich in allerlei Gestalten, z. B. als feuriger Busch, auf Erden erschienen sei und mancherlei wunderbare, fast wie Spuk und Hexerei erscheinende Dinge, als Stürme, Rauch u. dergl. getrieben, Gesetze dictirt habe u. dergl. mehr.

Alle diese höchst seltsamen und unglaublichen Geschichten wurden einst auch auf uns selbst, zur Zeit des schwachen kindlichen Verstandes ohne gefestigte Begriffe, Tag für Tag losgelassen in Liedern wie in Prosa, in gereimten und mehr noch in ungereimten Versen, eingetrichtert, ja nicht selten eingebläut: alles hinter dem Rücken der verständigen Mutter Natur, die von dergleichen thörichten Dingen nichts weiß, nichts wissen will, denn sie redet nicht mit Worten., sondern ihre Sprache ist die That und ihre Zunge die sichtbare Welt und die Gesetzlichkeit.

Jene phantastische Theorie der Gottheit wird also den jungen unentweihten Kinderseelen als Basis ihrer zukünftigen Erziehung gewaltsam beigebracht, und sie nehmen sie auf, weil die Eltern es gutheißen, und damit der liebe Gefährte, der Körper, nicht gepeinigt werde mit Vorwürfen, Prügeln, Hunger, Gefängniß (man denke nur an das unleidliche Nachsitzen) u. dergl. Ach, unter wie unzählig vielen Seufzern und Thränen zieht der erkünstelte Gottbegriff, wie ihn die ergraute

Theorie giebt, in das Vorrathshaus des Gedächtnisses ein, und wie wenig weiß der jugendlich-schwache Begriff damit anzufangen! Aber nun ist das Bekenntniß des Glaubens an alle jene Wunderdinge da; der Mund bekennt es mindestens in hundertfachem Spruche. Darauf wird das junge Menschengebilde consecrirt, auf seinen Glauben und sein Wissen confirmirt, und der Mensch ist angeblich ethisch fertig, er kann hinausgehen in die Stürme des Lebens und zusehen wie er fertig wird. Lachend wirft namentlich der Knabe die Kinderschuhe ab und jubelnd in die Luft; triumphirend schleudert er die langjährigen Plagegeister, die Schulbücher, hinterdrein; schmunzelnd schlürft er den Zaubertrank hinunter, der ihm — wie der Hexentrank dem Faust — eine neue Welt erschließen soll, und — wo bleibt seiu Gott? — Laßt uns einmal nachsehen.

Nicht bei allen Kindern äußern sich die Symptome in der vorbeschriebenen Art, wohl aber bei der Mehrzahl, und weil diese, gleich wie in allen Kammern, so auch in der Herzkammer den Ausschlag giebt, so beginnen wir mit Fug und Recht bei dieser Classe.

Hier gilt es Etwas nachzuholen.

Ich bemerkte oben, daß zu dem, was dem Menschen von außen her unter der Form des Angelernten zugeht, um demselben eine höhere Weihe zu geben, von innen heraus, durch ein geheimnißvoll verschleiertes Pförtchen etwas unmittelbar Göttliches, etwas Heilliges, ein belebender, befruchtender Hauch hinzutreten müsse, wenn das Angelernte und Anerzogene nicht ein kaltes, prosaisches, sich mechanisch und unschön abhaspelndes Ding bleiben solle, bei dem der Mensch auf einer thierischen Stufe des nachahmenden Wirkens stehen bleibt, wie denn ja auch das Thier in modificirter Weise mancherlei Angelerntes reproducirt.

Ganz so verhält es sich auch beim Menschen mit dem angelernten Gottgedanken, der uns so lange mechanisch auf der Zunge schwebt, bis jenes mysteriöse Etwas aus dem dunkeln Hintergrunde unserer Seele hervortritt, mit seinem günstig belebenden Hauch die dürre Steppe der todten Schulweisheit belebt und befruchtet, und durch seinen göttlich begeisternden Odem zur Erzeugung edler Früchte befähigt.

Anders wie in jener künstlerischen Beziehung, wo die schöpferische Natur — die Weltseele, der Weltgeist — des Zweckes eingedenk, mehr und auffallender bevorrechtend die Gaben austheilte, ist die höhere Gesetzlichkeit in sittlicher Beziehung zu Werke geschritten, und wenn gleichwohl immer noch merklich abweichend hinsichtlich der Fülle, so hat sie doch jeden mit der Uranlage zur Vernunft Bevorrechteten mit einem

genügend ausreichenden Befruchtungsmaterial, so zu sagen mit günstigem Blüthenstaub ausgerüstet, um prädisponirt zu sein, die Gott-Idee in sich zu einer Fruchttragung auszubilden.

Aber, wie nun einmal der Mensch als Bürger dieser sublunarischen Einzelwelt sich den tellurischen Gesetzen und Einflüssen auch in geistiger Beziehung nicht entschlagen kann, so findet auch in dieser Gottessache das erwähnte Gesetz seine volle Berechtigung und Anwendung, wonach das prädisponirt innewohnende Reingöttliche, das Heilige, näher bezeichnet die Poesie der Religion, erst durch äußere Umstände, durch etwas von der Erdseite Herantretendes gelockt, animirt, erweckt, zur Influenz angeregt werden muß, ehe das Werk der Durchgeistigung, der Zeugungsact zwischen Irdischem und Himmlischem, die Befruchtung zur sittlichen Erhebung durch den Gottgedanken vollzogen werden kann. Dieses Gesetz ist universell und gilt auch für das Gebiet der Künste und Wissenschaften.

Einzelne Phänomene können gegen die Existenz desselben nicht aufkommen: denn wenn z. B. auch in Mozart sich der Genielogos der Musik fast direct unaufgefordert hervordrängte, so förderten ihn doch indirect die durch die familiären Verhältnisse der Eltern dargebotene Gelegenheit, das frühzeitige Anhören executirter Musik-Pieçen und das Vorhandensein eines Claviers zur Erscheinung heraus. So baute — um andere Beispiele anzuführen — Jacob Steiner schon als Knabe Geigen, dergleichen er indeß bereits zuvor gesehen hatte; so schrieben alle großen Dichter als Knaben schon Gedichte, weil ihnen dergleichen bekannt geworden waren, und die Erscheinung des aufblühenden Talents, das endlich zum Höchsten sich entfaltet, beweist nur ein überwiegendes Maß des Gottgeschenkes, das in seiner intensiven Fülle dem irdisch Angelernten mehr denn auf halbem Wege entgegenkommt.

Da nun jeder Genielogos, um Vollblut zu sein, in seiner Sphäre, seiner Gattung *erfinderisch*, *schöpferisch* wie sein Ursprung und eben dadurch *originell* ist, weil er das Gegebene, das Erlernte, Angewöhnte, Aufgenommene in seiner verborgenen Werkstatt umgestaltet wiedergiebt, so fällt denn auch die Erscheinung complicirter Erfindungen mit jenem Urgesetze zusammen, indem der Gotteshauch von oben die irdischen Lehrer verdrängt, überflügelt, und aus scheinbar eigener Kraft, in Wahrheit aber als Genius von Gottes Gnaden, eine neue Schöpfung in's Leben ruft.

Dieses Gesetz, als solches bisher ungenannt und unerkannt in seiner ungeheuren Wichtigkeit, dominirt auch auf dem Gebiete der Ethik, der Sittlichkeitslehre, und wurde seit den urältesten Zeiten im ahnungs-

reichen Drange von allen Völkern durchgelebt; es ist die erste und früheste Ursache aller Religionsanstalten unter den Menschen gewesen, indem es von einzelnen Begabten früh erkannt und gelehrt wurde, daß die Gottidee und speciell das Gefühl der Abhängigkeit von einem höhern, unsichtbaren Lenker der Geschicke, die Wurzel aller Moral und guten Sitte sei, und daß dieser Frucht des Strebens nach Ordnung und Wohlergehen in der menschlichen Gesellschaft aus unerforschter Quelle der Nahrungssaft zum Wachsen und Gedeihen zugeführt werde.

Sehen wir uns nun, der richtigen Erkenntniß halber, nach der Wurzel um, ohne welche gesegnete Früchte niemals erzielt werden können, so wird uns dieses Streben früh genug die bodenlose Verkehrtheit des menschlichen Gebahrens zur Erziehung des Menschengeschlechts enthüllen und die Fehler darlegen, aus denen der vielbeklagte mangelhafte Zustand der Völkererziehung und des Völkerglückes naturgemäß entsprießen mußte.

Ich wiederhole zu richtigem Verständniß absichtlich, daß zur Anerkennung der Gottidee dem seelischen Vorrathshause, unserem Gedächtniß, die Lehre von dem Dasein und Wesen eines höchsten Geistes zu allererst unter dem Titel von Religions-Unterricht, schon zu einer Zeit entgegengeführt wird, wo weder der von der Natur bestellte und autorisirte kritische Empfänger alles Eingelieferten — der Verstand — noch die geheime Befruchterin — die Gottpoesie des Gefühls — schon dahin gereift sind, um ihre Funktionen zum Verständniß und zur Fruchtbarmachung der Lehre von Gott geltend zu machen oder ausüben zu können. Nichts desto weniger aber hebt man schon beim ersten Kindeslallen an, der zarten Menschenseele in der frühesten Morgendämmerung des Lebens von dem Dasein eines unsichtbaren Gottes vorzuplaudern; und sobald die Zeit der Schule herangekommen, sei es auch nur für die letzte Fibelbank, beginnen auch schon vor den Ohren der Kleinen die Conversationen über jene barocken Phantasiestücke urvordenklicher Phantasten über das einstmalige Erscheinen, Reden, Wirken und Handeln des jetzt unsichtbaren Gottes unter den Menschen auf Erden, ähnlich wie die heidnisch-mythischen Historien der Griechen und Römer ihre Phantasien über den Verkehr der Götter und Halbgötter mit den Menschen den Zeitgenossen aufhefteten, was dem ungläubigen, protestirenden Sokrates bekanntlich den Schierlingsbecher eintrug.

Was unsere Jugend betrifft, so hängt das kindliche Wohl und Wehe bekanntlich so sehr von dem Einlernen und Aufnehmen ähnlicher dargebotenen Unglaublichkeiten ab, die aller Vernunft und Naturgesetzlichkeit geradezu ins Gesicht schlagen, daß die neuen jugendlichen Märtyrer das Aeußerste

thun, um in dem entweihten Tempel ihrer Seele das Aufgedrungene niederzulegen. Der junge, blöde, noch erst im Keimen begriffene Verstand läßt schweigend geschehen, was er nicht zu hindern vermag, und wenn ihn gleichwohl einmal im Weiterschreiten der Zweifel neckt und er sich sträuben möchte gegen dieses oder jenes gar zu krasse Wunder-Abenteuer der ältesten Historie über angeblich göttliche Dinge, so schüchtert ihn doch gar bald die Autorität des faltenreich-erzürnten Amtsgesichtes, und noch eindringlicher die Drohungen von Stock, Ruthe oder andern Züchtigungs-Maßregeln wieder ein und drängen den aufkeimenden Unglauben in seine verborgenen Schlupfwinkel zurück.

Dem Prinzip nach ist dies auch ganz richtig. Der jugendliche Mensch hat nur noch zu empfangen; aber eben darum ist es ungerecht, ja sünd- und schandhaft, ihn zu hintergehen. Eben wie eine Obervormundschaft gesetzlich über die materiellen Interessen Unmündiger wacht, so sollte es auch, und mit noch viel größerem Ernste, über die geistigen geschehen; denn diese sind ohne Frage viel wichtiger als jene. Eine alte, viel verkannte Sentenz, der man beipflichten darf, lautet: „Was hülfe es, so ich die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an meiner Seele!“ Solchen Schaden aber nimmt nicht eine Seele, er erwächst für Milliarden Seelen durch den Mangel einer redlichen geistigen Obervormundschaft über sie.

Die sittlichen und religiösen Erscheinungen, die sich an den im Verlaufe der Schul- und Weltbildung heranreifenden menschlichen Individuen und Völkern äußern, werden sich, je nach der Grundwurzel, nach der Gottidee gestalten, deren Keim tief verborgen in jeder Seele schlummert und der Erweckung und Erregung harrt. Die Entwickelung war und ist bis dahin eine reine zufällige. Das Kind des Herrenhuters oder Quäkers, von den Eltern oder von einer großstädtischen Diebesfamilie erzogen, wird gänzlich verschiedene Charaktereigenthümlichkeiten annehmen. Der reine Zufall macht uns zum Katholiken, Protestanten oder Juden, und so Alle in ganz verschiedenen Nüancen, so daß darüber hinaus die mannigfaltigsten Erscheinungen auftreten: rein deïstisch, vulgärchristlich, hyperchristlich, indifferent und endlich atheistisch. Diese letztere Erscheinung findet ihre Begründung einerseits in der Schule des Lebens, andererseits in der verschiedenartig anborenen Fähigkeit zu denken und kritisch zu unterscheiden, oder in der Unfähigkeit und Trägheit zu Beidem. Die Extreme dieser Verschiedenartigkeit sollten und könnten ausgeglichen werden durch eine naturgemäße rechtliche und wahrhaftige Lehre über Gott und göttliche

Dinge schon in der Schule und vor Allem auch in der Familie, im Hause.

Wie aber die Dinge jetzt liegen, bei der irrthümlichen Anlehrungsweise, hilft sich die Natur so gut oder schlecht sie immer kann d. h. wo die Prädisposition zur Religiosität nicht vorherrschend und überwiegend ist, da bleibt das eingeführte dürftige Saamenkorn unentwickelt liegen, verkümmert im Drange der irdischen Interessen und löst sich nur zu bald in Indifferentismus (todte Gleichgültigkeit) über Religionssachen überhaupt auf. Die fort und fort drohende Obrigkeit und deren Strafanstalten sind in Folge dessen der Impuls einer mechanischen äußerlichen Redlichkeit, deren Gesetzbuch nicht weiter reicht, als nöthig, den Conflict mit der bürgerlichen Ordnung zu vermeiden; im Uebrigen läßt man den Leidenschaften freien Spielraum und es wird der Egoismus die Triebfeder zu jedweder Handlung, die Gottheit ein bequemes Conversations-Geräth, bei dem sich's gelegentlich schwören oder fluchen, betheuern, verneinen oder bejahen läßt.

Wo liegt die Ursache dieser betrübenden Erscheinung? Lediglich in der falschen Lehrmethode über Gott und göttliche Dinge vom ersten Kindeslallen an. Es ist der Fluch, der ursprünglich in jeder, den Naturgesetzen und der gesunden Vernunft widersprechenden Doctrin verborgen liegt; wie viel mehr denn in einem als Grundbasis aller sittlichen Erziehung der Menschheit anerkannten Lehrsatze, der dem Kinde von Autoritäten der imponirendsten Gattung dargeboten, dem ohnehin noch schwachen, kritiklosen Verstande (der alles Dargebotene als baare Münze anzunehmen gewohnt ist) in keiner Weise verdächtig erscheinen kann, bis ihn im gereiften Alter zufällige Erfahrung oder eigenes Denken auf die Widersprüche und Unbrauchbarkeit des Empfangenen aufmerksam machen. Gewiß tritt diese Erkenntniß nur bei einer geringen Minorität ein; die große Menge dagegen verharrt Zeitlebens in ihrem Irrthum, und auch die Wenigen, die zum Bewußtsein desselben gekommen, haben im Drange irdischer Sorgen selten Zeit, Gelegenheit oder innere drängende Veranlassung, den Schaden an ihrer Seele durch Aufnahme besserer Erkenntniß zu verbessern; sie verfallen so dem großen Haufen der erkalteten Indifferenten, für die das Bedürfniß der Religiosität gar nicht existirt.

Ein großer Theil der Menschen aber, denen das Bedürfniß nach göttlichen Dingen angeboren, ursprünglich angeschaffen oder auch energisch angelehrt worden, die aber bis weit über das Jugendalter hinaus nur in der gang und gäben mystischen Idolatrie (Menschen-Vergöt-

terung) ihr Bedürfniß für sogenannte Erbauung befriedigen konnten, verfallen in der Regel jenen weit vom Naturgesetzkreise abweichenden Secten-Vereinen, wo man in krampfhaft-krankhafter Verwirrung jene widerwärtige Nekrolatrie (Todten-Vergötterung) treibt, deren eigentlicher Sinn in dem ersten Bande dieses Werkes auf sein berechtigtes, natürliches Maß zurückgeführt wurde, dessen widerwärtige Ausartung eben jetzt wieder, und sogar von einflußreicher Seite geschützt, sein tollhäuslerisches Treiben bemerkbar macht.

Ist es nun aber eine unverkennbare Thatsache, daß alle Naturgesetze, geistige wie materielle oder körperliche, in einem großen Verbande untereinander stehen, eben weil alle aus einem und demselben Universal-Urquell hervorgegangen sind, so kann eine so offenbare Verletzung der seelischen Gesetzbarkeit eben so wenig unbestraft, ungerächt bleiben, wie eine Verletzung der materiellen Naturgesetze. Das bekannte Dictum eines berühmten Naturarztes: „Nur wer mit der Natur geht, der geht sicher!" ist auch auf die moralische Gesetzlichkeit anzuwenden; und die Sentenz des großen Weisen von Nazareth: „Alle Sünde mag Vergebung finden; wer aber gegen den heiligen Geist sündigt, dessen Vergehen soll keine Vergebung finden," hat die völlige Verheißung auch bezüglich jener Vergehen für sich, wo der Geist Gottes in der Natur, oder wie Jesus ihn nennt, der heilige Geist die ursprüngliche menschlich-seelische Gesetzlichkeit, deren Grundbasis die Vernunft ist, beleidigt, die gouvernirende Kraft, das Steuerruder des menschlichen Willens in Banden legt und somit das darauf angewiesene unglückliche Geschöpf gleichsam als Blindgeborenen in der Irre umherzutappen verurtheilt.

Ist ein zur Vernunft berechtigter Geist hinlänglich mit Eigenkraft dotirt, so daß er sich selbst aus dem Pfuhl der Verdummung in göttlichen Dingen emporzuraffen weiß, oder wird er zeitig genug durch verständige Lehre unterstützt, über seinen Standpunkt in der Wesenkette unterrichtet und aufgeklärt, so geht daraus das einfachste, natürlichste, beseligendste und zu moralischen Zwecken tauglichste Religionssystem, der Deismus, hervor, der schon von vorn herein der gesunden Logik als am annehmbarsten erscheinen muß, weil er bezüglich der Zahl, als Eins, den ersten Grad der Vollkommenheit repräsentirt. Jedes Wenigere als Eins erscheint als eine gebrochene Zahl, folglich als etwas Unvollkommenes; jedes Mehr ist als die Bahn zur unendlichen Mehrheit zu betrachten, auf welcher z. B. die alten Römer schon bis zu vielen tausend Göttern vorgeschritten waren, so daß die Historie berichtet, man habe in Rom, der Weltbeherrscherin, nicht zehn Schritte

gehen können, ohne auf einen Gott zu stoßen. Der einzige sichere Haltpunkt zwischen Unvollkommenheit und Unendlichkeit ist mithin die Einheit, wie denn auch dieselbe in der großen Harmonie der Weltgesetze und deren Resultaten und Erscheinungen ihren unverkennbaren Ausdruck findet und somit zu den vorhandenen Geheimnissen der Natur keine neuen, menschlich-spitzfindig ersonnenen und irreführenden hinzudichtet.

Endlich kommen wir zu unserer ersten Betrachtung, zu der psychisch merkwürdigen Erscheinung zurück, die man Atheismus oder Gottesleugnung nennt. — Denkende Leser werden ohnehin schon zu dem Einwurf gegen oben aufgestellte Einheits-Theorie gekommen sein, daß neben der Vielheit, der Eins und dem Bruchtheil, das Nichts keine Beachtung gefunden habe, dem man doch auch seine Berechtigung nicht absprechen dürfe.

Gehen wir diesem Einwurf nicht mit dem Eingangs aufgestellten Dictum aus dem Wege: daß es weder je einen eigentlichen Atheisten gegeben habe, noch je geben werde. Dergleichen will bewiesen sein, denn da wir dem Autoritätsglauben den Fehdehandschuh hinwarfen, so dürfen wir selbst keinen Glauben ohne Beweise beanspruchen und treten daher nun dem Gottesleugner keck und mit offenem Visir entgegen.

Wie von den innern Organen des menschlichen Körpers jedes einzelne seine eigene bestimmte Periode der Zeitigung hat, in der es sich zur letzten Vollendung herausbildet, und eben wie diese Periode die gefahrvollste für dieses Organ ist und besondere Aufmerksamkeit auf Abwehr schädlicher Einflüsse erheischt, ebenso hat auch der menschliche Geist, vor Allem in Beziehung auf die Gotterkenntniß seine Periode, in der er es mit demselben für alle fernere Lebenszeit zum Abschluß bringt. Diese Periode liegt weit hinter der Confirmation; ich möchte sie als zwischen dem 25. und 35. Jahre eintretend bezeichnen. Jünger als 25 Jahr möchte es darum auch wohl nie einen sogenannten Atheisten gegeben haben, oder er war dann nur Nachbeter, bei dem man nach 10 Jahren wieder einmal anfragen möge.

Der erste einleitende Grad des Atheismus ist gewöhnlich der Indifferentismus, die Gleichgültigkeit gegen religiöse Interessen, die meist aus verwahrloster Erziehung, vereint mit der schon bezeichneten, sowohl den Naturgesetzen als einer gesunden Logik widersprechenden Theorie in der Darstellung göttlicher Dinge ihre Entstehung verdankt. Sie

läßt sich auf keine Discussion ein, trotzt so lange als sie in einem gesunden, starken Körper haust, und bekehrt sich später leicht, wenn es drinnen schlimm steht. Dergleichen Menschen sind fast thierisch unzurechnungsfähig und ihr verkrüppelter Geist kann höchstens zu einem ahnungsvollen Bekenntniß, nie aber zu einer vollen, beseligenden Gottidee gelangen.

Dergleichen Verkommene haben die mühsam angelernten, allerdings ungenießbaren Dogmen gedankenlos von sich geworfen; da ihnen aber für den Fall der Noth nichts Anderes zur Hand liegt und sie selber sich nichts Heiliges aus eigenen Erkenntnißmitteln zu schaffen verstehen, so wird von ihnen nicht selten das Weggeworfene wieder aufgenommen.

Solche Menschen haben Gott eigentlich nie gründlich geleugnet, sie sind zu bornirt dazu; sie haben ihn nur verloren und sind Opfer einer falschen Behandlung, aber keine Atheïsten. Höher und darum eben bei weitem widerwärtiger tritt uns der gebildete Gottesleugner entgegen, der, mit angelernten Sophismen bewaffnet, trotzig auf dieser schmalen Scholle im weiten Ocean des Alls dasteht, und stolz auf die Gelenksamkeit seiner Glieder und den Fleiß seines Magens, nichts weiter bedarf, als was die Erde ihm bietet zum thierischen Genuß. Sein Räsonnement ist kurz, seine Mahlzeiten sind lang. Man hat ihm gesagt, und er hat es sogar selber gelesen, daß die Pfaffen von jeher Betrüger waren, und seit der Zeit hegt er Mißtrauen gegen Alles, was nach Theologie schmeckt; und einmal beim Verwerfen, verwirft er die Schale sammt dem Kern, denn er meint, man müsse in allen Dingen consequent sein.

Der schwache Hauch eines ihm nur schwach angeborenen Gottgefühls vermochte nicht bis zur Befruchtung hindurchzudringen, und unbeseligt, unerfüllt von der eigentlichen Gottidee, steht er da; verwaist von der Vaterseite, hält er sich an die Mutter Erde und was ihr angehört: an seine Sinne. Er erkennt die wirkende Productionskraft jener an und baut auf die mathemathische Richtigkeit der Logik dieser; er setzt sich mittelst dieser in Beziehung zu jener, gesteht seine Abhängigkeit von ihr zu und empfängt als vermeintliches Pflichttheil, was sie ihm bietet, ohne Dank und Anerkennung. Haben und Genießen ist der Schlußring von der Kette seiner Logik; er ergreift ihn mit Eifer und hält sich an ihm schwebend über dem Abgrund der Vernichtung, so lange der irdische Bau zusammenhält. Bricht endlich der Ring, so fällt er in den Schooß der Mutter Erde zurück, die ihn gebar, die Rechnung ist vernichtet und das Facit ist das Nichts. Der eingefleischteste Gottes-

leugner legt nach zwei Fragen sein Glaubensbekenntniß als Pantheist ab; er sitzt unwissend auf der Fibelbank in der Schule des Spinoza, und Heine selbst ist noch nicht bis zum Katechismus gekommen.

Woher kommt es — frage ich — daß die jüdische Nation so wenige, ja fast möchte ich behaupten, gar keine leidenschaftlichen Gottesleugner unter ihren Bekennern zählt? Die Antwort ergiebt sich von selbst und erweist die Richtigkeit meiner Theorie: weil bezüglich der menschlich angeborenen Prädisposition für Gotterkenntniß, die Bedingung zur Erweckung durch das gesetzliche Entgegenführen des Lehrbegriffs auf der Basis des unverklausulirten Deïsmus und somit auf einer der Natur der Dinge homogenen Weise geschieht, somit also eine harmonische Gegenseitigkeit zur Zeugung der reinen Gottidee zusammentritt und daraus eine leichte und natürliche Erweckung und Ausbildung derselben ermöglicht wird; während anderseitig durch die Rivalität mehrerer präsumirter Theilgottheiten eine verunglückte Schöpfung, eine Anomalie in's Leben tritt, die dann gewöhnlich zur Opposition übergeht, wobei im Kampfe um Licht und Wahrheit das Götterbild leicht zu Scherben zerbricht und vollends dann als ferner unbrauchbar über Bord geworfen wird. Freilich behing der zählebige Rabbinismus das ursprünglich rein geborene Gottgebilde sofort nach der Entstehung, und so fort und fort, mit seinen vergilbten, moderrüchigen, historisch-talmudischen Gesetzläppchen, und es konnte und kann unter dem erstickenden Wust nicht zur freudigen Blüthe aufwachsen und fröhlich gedeihen; dennoch hat die Religion der Juden vor dem vulgären, unverstandenen Christenthum einen Schritt zum Rechten voraus,weil man eher einen Fetzen abreißt, als man einen Blutflecken auswäscht. Aber das enthüllte reinverstandene, geläuterte Christenthum, das unverfälschte Urchristenthum, wie wir es zu leichterm Verständniß blosgelegt: das mit Vernunft und Naturgesetz identische Christenthum überflügelt alle bestehenden Religionen; und wehe dem, der seine Hand zur Corrumption zuerst an dieses Heiligthum gelegt! Auf ihn paßt namentlich jenes bekannte Dictum: „es wäre besser gewesen, daß man einen Mühlstein ihm an seinen Hals gehängt" u. s. w.

In der That, der Unverstand macht der Natur ihr Geschäft bitterlich sauer; wohl uns nur, daß man es derselben nicht ganz und gar verleiden kann. Glücklicher Weise erbt die Corrumption nicht ohne Weiteres nach, denn jede Menschenschöpfung ist ein reines weißes Blatt aus der Hand des Schöpfers, das nur der Schrift harrt; Niemand kann vorhersagen, was der Abend bringt. So zeugt ein blindes Ehepaar, wenn's glücken soll, ein fröhlich gedeihendes Kind, das mit seinen freundlich glänzenden

Augen heiter in die Welt hinauslächelt und am Lichte sich freut, das den Eltern verschlossen blieb; der Sohn eines Hinkenden wird unter Umständen ein Balletmeister und die Tochter eines Unbenasten mag vorkömmlich eine Schaar Libertins an ihren Triumphwagen spannen.

So regenerirt sich auch, trotz aller Verstümmlung durch verkehrte Lehrsysteme der menschliche Geist in urabsichtlicher Art, und Keiner erkeimt und bildet sich zu einer menschenwürdigen Gestalt, ohne daß er tief im Innern die Keimnarbe birgt, wo er sich abgelöst vom Ursprung, damit ihm ein Maal seiner höhern Abkunft gelassen sei, darin dann fernerhin die Keimkraft zu weiterem Gebilde bewahrt, verschlossen ruht und sich entwickelt durch Zeit und Lehre, je nachdem. Gelingt der Wurf, entfaltet sich das Gebilde zur reinen Gottidee, so schreitet dann das Menschwesen zum Vollkommenen vor und erhebt sich hoch über die Phantastik des blinden Glaubens, zu jener Beseligung im Wissen von göttlichen Dingen, die bis dahin nur Wenigen beschieden war.

Die Natur hat nichts verbrochen und verbricht überhaupt nie etwas. Der Engel mit dem feurigen Schwert, der uns wehrt in das Paradies auf Erden, in das lang ersehnte „Reich Gottes" einzutreten, trägt eine große Perrücke und ein Kreuz bildet den Griff seines Schwertes. Aber nur Muth! Lange, sehr lange hat die Menschheit gekränkelt; sie dünkte sich allezeit schwach und hinfällig, aber sie ist stärker als sie glaubt, und die Muskeln schwellen sichtbar in der Zeit. Die Aerzte zwar wollen uns glauben machen, daß wir kränklich seien, und nur allzu gern möchten sie uns noch an die dumpfe Krankenstube fesseln. Aber ein frischer, freier und fröhlicher Sinn erwacht aller Orten und Enden, lachend wirft man die Medicamente zum Fenster hinaus und liebt statt ihrer die freie Natur, das duftende Kornfeld, die waldigen Berge, die wallenden Fluren und Triften, wo vernehmbar der Odem Gottes durch die vom Blüthenduft geschwängerten Lüfte daher zieht. Hinaus denn, ihr Schläfer und Duckmäuser an den lebendig sprudelnden Quell! dort waschet die übernächtigen Augen! Aetzet das Blut von euren Seelen; werdet rein vom verjährten Unflath; zeigt den ursprünglichen unentweihten Menschen in euch, den denkenden Geist, dem alle Verdummung ein Greuel! Und dann kommt heran, dann wollen wir weiter reden.

Sobald die Menschheit jene moralische Stufe erreicht hat, zu der sie, ihrer Uranlage nach, ohne Zweifel befähigt und berechtigt ist, müßte billiger Weise keine Silbe mehr über Gott geredet werden; er ist dann ganz ein Gegenstand der Empfindung und Niemand ist sicher, daß nicht das, was er über diesen erhabensten aller Gedanken spricht, Irrthum sei.

Gewiß aber ist, daß man nicht nur ausschließlich mit dem Verstande denkt. Es giebt Gedanken, und das sind die höchsten und erhabensten, die aus dem Gefühle hervorgehen; der Unterschied ist, daß der Verstand sich seine Gedanken aus einem Material, aus tausend einzelnen benannten Theilen, so zu sagen aus Splittern zusammenbaut, und das ist das Instrument. Daß sich aber die Denkkunst in allerlei logisch-regelrechten Gängen darauf ergeht, das ist die Musik, dergleichen uns die Philosophen in tausendfachen capriciösen Schnörkeln vorgespielt. Was aber in den Melodien unentziffert, ahnungsvoll redet, der melodische Gedanke, den wir nur bei wahrhaften Dichtern finden, der höchste Gedanke in den Schöpfungen des Genielogos, das ist der Geist, den wir Poesie nennen. Er wird nicht mit dem kalten Verstande gedacht; die Quelle, aus der er entspringt, ist die andere Seite der Vernunft, ist jenes geistige Gefühl, das durch seine Influenz den Verstand erst zur Vernunft veredelt. Und eben dieses ist die Geisteskraft, näher bezeichnet der Reflector der Gottidee, die sich in eine Sprache kleidet, welche kein Alphabet, keine Grammatik und keine sichtbare Zunge hat. Freilich muß auch dieses Geistesorgan sich der Worte bedienen, um seine Gedanken kundzugeben; wem aber zum Empfangen nur das Ohr zu Gebote steht, der vernimmt Worte, aber keine Gedanken, keine Poesie.

Darum liegt der höchste Gedanke: Gott wohl auch in Worten, aber keine Worte, erklären was er ist, was nicht; jedes Wort aber, das sich vermißt ihn zu erklären, irrt. Die empfängliche Seele nur ist wie das tönende Glas oder die Saite, in denen der eingeborene eine Ton sympathisch mit erklingt, wenn dieser eine Ton nahebei angeschlagen wird.

Dieser eingeborene Ton der Seele aber ist Gott, und darum eben ist Gott in uns und wir sind in ihm. In uns ist nur ein einziger Ton aus der unendlichen Scala seines harmonischen Allein-Wesens, der, angeregt durch die Erscheinungen an Erde und Himmel und die Sprache des Genielogos, in uns mitertönt und uns von dem Dasein des höchsten Wesens, das in uns und außer uns ist, belehrt und seine erhabene Größe verkündet.

Darf ich die Flügelschläge frommer Phantasie entfesseln, so hat

jeder Stern seinen einigen, eigenen Ton; alle unendlichen Töne zusammen genommen aber bilden die höchste Harmonie, und diese Harmonie ist Gott. So ist jeder einzeln erklingende Ton eine Theil-Musik; alle Töne in rhythmischer Vereinigung aber bilden zusammen erst jene melodische Harmonie, die dem Sein der Musik entspricht.

Auch dieser Tropus, dieses Bild hat, wie jeder derartige Nothbehelf, seine Krücken, hier die: daß in der höchsten Gottharmonie zwar Dissonanzen — und zwar die, worüber wir so beträchtlich weinen — niemals aber doch Charivaris denkbar sind. Was aber dem Zweifler und Spötter als solche erscheint, ist eben seine eigene Katzenmusik, mit der er vergeblich versucht, die ewig ruhig forttönende und in unzähliger Mannigfaltigkeit fortmodulirende Gottharmonie zu überschreien.

Kann man einem Tauben beschreiben, was ein Ton ist? Eben so wenig kann dem Menschen — und stiegen unmittelbare Abgesandte des Himmels zu ihm hernieder — gelehrt werden, was Gott in seiner vollendeten Wesenheit, in seiner Universal-Harmonie ist. Darf aber der Taube die Harmonie der Musik wegleugnen, weil ihm das Werkzeug der Wahrnehmung mangelt, und darf es ihm erlaubt sein, die für Narren zu erklären, die, ein Instrument am Munde oder an der Brust, die Finger darauf bewegen und in leisen abgemessenenen Schwingungen den Kopf dazu bewegen? O nein, sicher nicht! Vielmehr habe ich erlebt, daß ein Taubstummer behaglich nach der Musik, die er nicht hörte, tanzte und mich versicherte, daß außer dem leitenden Rhythmus seiner Tänzerin auch eine gewisse leise Schwingung (Dröhnung) der Luft, vornehmlich durch Baß und Timpano erregt, auf die sublime Empfindlichkeit seiner Nerven einwirke und ihn von dem Dasein einer sogenannten Musik unterrichte.

Keine treffendere Methapher, sollte man meinen, läßt sich in der Gottessache dem Menschen gegenüber auffinden als diese. Wie jener Taubstumme der Musik, so stehen wir Alle, Alle der Gottheit gegenüber. Jener erfreute sich eben so rein, eben so enthusiastisch am Tanz, zu dem er sich die erforderliche rhythmische Anregung mühsam herausfühlen mußte, wie Jene, die neben der klaren Erkenntniß dieser auch noch die wonnereichen Melodiegedanken begabter Componisten in sich aufzunehmen vermochten: die Hörenden nämlich. Wo lebt der Thor, der dem Tauben seine Freude verargen und rathen möchte, viel lieber einsam in einem Winkel zu hocken und zu schmollen mit der unbekannten Macht, die ihn um einen Sinn gekürzt? Wie, wenn wir nun alle um diesen Sinn gekürzt wären, wenn es eine ganze Nation von Taubstummen, eine andere von Hörenden gäbe? Sollte jene es leugnen dürfen, daß diese eine Kunst besäße, die man Musik nennt?

Es existiren aber mehr Sinne im Universum als wir Fünfsinnige uns träumen lassen, und hätten wir nur noch einen einzigen Sinn mehr, einen sechsten, es würden uns seltsame Dinge erscheinen. Nun giebt es aber Menschen, deren Nervensystem eine Art Surrogat für diesen fehlenden Sinn darbietet; das sind indeß eben als Ausnahme-Geschöpfe unheimliche, grauenhafte Menschen, denn sie fälschen das Gesetzbuch unseres Natur-Verbandes, und ein gesunder, frischer Erdenbürger sagt sich los von solcher Erscheinung. Wir halten es für unsern Zweck ersprießlich, derselben näher zu treten.

Der thierische Magnetismus ist nämlich das Surrogat für den gemeinten fehlenden sechsten Sinn, indem er theils freiwillig als Somnambulismus, theils künstlich erregt, Erscheinungen aus einer unbekannten Sphäre auf diesen irdischen Schauplatz, gleich Phantasmagorien herbeizaubert. Die Manipulation der künstlichen Erregung ist ein verwegenes Zerren an dem Schleier, den ich vorhin als an der dunkeln Rückwand der menschlicher Seele präsumirte, und diese verwegene That bleibt immer eine spukhafte Operation, die uns über die Mysterien der menschlich-seelischen Organisation zwar staunen macht, ohne uns jedoch den eigentlichen Zusammenhang des Gottes außer uns und des Gottes in uns ad oculos zu bringen. Es ist nun einmal in dem ordentlichen Gesetzbuche der Dinge eingetragen, daß wir unser Pensum ohne direkte Anweisung des Meisters lesen sollen, und so bleibt dem Forscher in göttlichen Dingen nichts Anderes übrig als auf der Stufenleiter der Schlüsse tief hinab in das schauerlich dunkle Gebiet der Psychologie zu steigen und dort Rechenschaft zu fordern über den Zusammenhang der Dinge zwischen Gott und Mensch.

In Vorbereitung zu dieser heiligen Aufgabe, stelle ich an den Eingang unserer Betrachtung den einfach gefundenen Wahrspruch hin: es sei Somnambulismus — gleichviel ob natürlich oder künstlich erregt — nichts Anderes, als diejenige Abnormität der seelischen Construction, da das einheitlich Göttliche im Menschen, jene Gottpoesie, das Gefühl, sich zur unbedingten Alleinherrschaft aufgeworfen und die irdische Schwesterkraft, den Verstand, vollständig paralysirt und zu seinen Funktionen für eine Periode in jeder Beziehung untauglich gemacht hat. Zum Verständniß möge der Chemie das allegorische Beispiel entnommen werden, wo man das Wasser (hier adäquat der Vernunft) in seine Grundbestandtheile, Wasserstoff und Sauerstoff, zerlegt. Dort steht der Verstand dem Gefühl, hier der Wasserstoff dem Sauerstoff gegenüber. Letztere sind in ihrem getrennten Zustande eben so wenig noch Wasser, wie jene noch Vernunft sind. Der Sauerstoff liefert das

intensivste Licht, das Wasserstoffgas die intensivste Wärme (Hitze). Jedes für sich allein, durch Kunst erzeugt, spielt aber im Haushalt der Natur eine unbedeutende, freilich als Experiment interessante Rolle; und dieses Prädicat kann man auch jenen dem psychologischen Experimente entspringenden Erscheinungen nicht versagen.

Ich vermag mich über die Berechtigung zu dieser Theorie nicht weiter zu verbreiten, sondern muß es dem Leser überlassen, dieselbe aus dem weitern Verfolge dieser Deduction sich selbst zu entnehmen. Bemerken nur will ich, daß der eingeschlagene Weg zu überraschenden Resultaten und Aufschlüssen in der Gottsache führt. So bitte ich denn, mir an dem angeknüpften Ariadnefaden getrost in das heilige Dunkel der Speculation zu folgen, wo wir das tröstende und erquickende Licht der Wirklichkeit und die trauliche Erdseite überhaupt nie aus dem Gesicht verlieren, auch allezeit festen Boden unter den Füßen behalten werden.

Eine fortgeschrittene Bildung hat uns glücklicher Weise dahin geführt, keine Wunder mehr, sondern nur noch Wunderbares in allen Höhen und Tiefen der Natur zu finden; ferner auch, daß alle Erscheinungen, auch die erstaunlichsten auf ein festbestehendes Naturgesetz zurückzuführen sind. Die Vorwelt hatte von manchem jetzt nur noch wunderbar Genannten zwar die Sache, aber keinen entsprechenden Namen, noch viel weniger eine genügende Erklärung, und eben deshalb bezeichnete man die Erscheinungen kurzweg als Wunder, um sich so auf bequeme Weise mit dem Begriff abzufinden. Da solche angeblichen Wunder mehrentheils von phantasiereichen Historikern im Interesse einer nebelhaften Religion in ein phantastisches Gewand gehüllt wurden, so fanden sie um so mehr Anhänger und wurden so in alle Nähen und Fernen, zum Schaden der gesunden Vernunft, unter allerlei Völker colportirt.

Mehr als wahrscheinlich ist es, daß selbst in den Kindertagen der Menschheit, trotz der energischeren Körperconstitution derselben, auch unter ihnen schon einzelne Erscheinungen zu Tage kamen, die wir in unserer Zeit als Somnambulismus bezeichnen, dessen künstliche Erzeugungsmittel wir aber thierischen Magnetismus nennen. Ja es drängt sich Einem bei dem Gedanken an das sogenannte delphische Orakel und die Eleusischen Geheimnisse unwillkürlich die Vermuthung auf, es sei auch den alten Hellenen die Kunst des Magnetisirens nicht unbekannt gewesen.

Trotz des langen und ehrenwerthen Zweifels der Wissenschaft unserer Tage an dem Dasein solcher mystisch erregenden Kraft und an den grauenhaft wunderbaren psychologischen Erscheinungen an einzelnen prädisponirten (fast ausschließlich dem weiblichen Geschlecht angehörigen) Personen ist man doch überall längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß trotz des hie und da untergelaufenen Betruges, an der Realität der Sache in Wahrheit nicht länger gezweifelt werden dürfe.

Bekanntlich giebt es drei verschiedene Arten des Somnambulismus: nämlich der gewöhnliche, rohere, unter dem Namen Mondsucht bekannte; der natürliche, feinere, ganz von selbst, mittelst krankhafter Nervendisposition bei sensitiven Frauen entstehende; und endlich der bei prädisponirten Individuen durch geregelte Manipulation zu erregende künstliche.

Jener erstere, vielleicht entfernt, vielleicht auch gar nicht mit letztern beiden Arten verwandt, ist wahrscheinlich nur ein potenzirter, ein erhöhter Traumzustand, in welchem Psyche (die Seele) die Instanz des bewußten Willens umgehend, ihre Imaginationen zu realisiren sucht was ihr dann auch meistens im Bunde mit der Gewohnheit gelingt Einzelne Wahrnehmungen erhöhter Perfection der ausübenden Willenskraft lassen allerdings auf eine Verwandschaft dieses Zustandes mit dem eigentlichen höhern Somnambulismus schließen, doch ist von eigentlichem Hellsehen noch keine Rede und die Gesetze eines natürlichen Schlafes sind minder verletzt, als es in der That den Anschein hat. Wir können für unsere Zwecke von dieser ersten Instanz einer willenlosen, mystischen Thatkraft keinen Gebrauch machen.

Wohl aber ist es jener freiwillig entstehende, als auch der künstlich erregte Zustand des Hellsehens, der dem Psychologen einen tiefen, schauerlichen Blick in die wunderbare Construction der menschlichen Seele und ihre feinen Beziehungen zu der Körperwelt thun lassen.

Man wähne nicht etwa, daß ich mit läppischem Wohlbehagen nach Wunderdingen haschen werde; vielmehr hege ich im Gegentheil den Wunsch, der Mensch möge weder vom Wahnsinn noch vom Somnambulismus etwas wissen, nichts von Krankheit, weder des Körpers noch der Seele. Er möge vielmehr als ein gesundes, fröhliches Geschöpf, heilig im Bau wie im Wandel, durch den Gottesgarten dieser Erde schreiten zu den höhern Dingen hinaus, die seiner etwa noch harren. Da sich aber nun einmal constatirte Thatsachen nicht wegdisputiren lassen und uns die Kenntniß jener schauerlich geheimnißvollen Abnormitäten gewaltsam aufgedrungen wird, so ist es Pflicht, die Dinge zu nehmen wie sie liegen, und uns nach der Leuchte umzusehen, welche geeignet, in die Tiefe

des Geheimnisses hinabzusteigen, dort den nähern Zusammenhang zu ergründen und den bestmöglichen Gebrauch von dem Entdeckten zu machen.

Ich interpretirte in meinem „Manifest der Vernunft“ Dasjenige als Wahrheit und darum vor dem Richterstuhl der Kritik bestehend: 1. was sich einer gründlichen Prüfung der Sinne und den Gesetzen der Logik nicht entzieht; 2. was sich von Zeit zu Zeit freiwillig und vor Aller Augen offen wiederholt, oder auch 3. sich mittelst eines consequenten Prozesses zu jeder Zeit wieder erregen und künstlich hervorrufen läßt. Da sich die Erscheinungen des Somnambulismus den letzten beiden dieser Bedingungen fügen, so ist deren Realität unter keinem Vorwande abzuleugnen, und es bleibt uns mithin nichts weiter übrig, als den Gesetzen nachzuforschen, die solchen wunderbaren Auftritten, als sie durch den Somnambulismus schon erregt wurden, etwa zum Grunde liegen.

Die Fähigkeit, die ein aus dem traulichen gesunden Naturverbande heraus und zu jenem krankhaften, somnambulen, hinübergetretenes menschliches Wesen von andern geistesgesunden Menschen unterscheidet, gehört nicht sowohl dem Handeln, der That, als vielmehr dem Wissen an, wobei der unstreitig vornehmste Sinn, das Auge, nicht ferner auf das gewöhnliche Werkzeug beschränkt, Schranken, wie Zeit, Raum und Ort in einzelnen Momenten überflügelnd und Hindernisse der Unkenntniß beseitigend, Dinge wahrnimmt, wie sie Menschen bei gesundem Vernunftzustande nie möglich waren noch sein werden.

Es ist bekannt, daß das künstliche Hinüberführen zu diesem Zustande, außer an eine gewisse geregelte Mechanik und sonstige Vehikel, auch noch an die Bedingung eines geistig und körperlich gesunden, moralisch untadelhaften Magnetiseurs geknüpft ist. Im Zustande des Hellsehens selber ist der Kranke allem Gröbern, Sinnlichen entrückt; das Gefühl des höchsten Wohlbefindens und der Zufriedenheit malt sich auf seinem Antlitze ab, und jede Unlauterkeit eines sich nahenden Fremden stört diese beglückende Empfindung.

Wenn nun gleichwohl die Wissenschaft jene Gesammterscheinung an sich mit gutem Grunde auf materielle Organe, auf das Gangliensystem und das Sonnengeflechte, überhaupt aber auf das Nervensystem zurückzuführen sucht, so muß dennoch jeder Vorurtheilsfreie eingestehen, daß nichts Genügendes auf solchem Wege nachgewiesen werden kann und die Glanzpunkte in der höchsten Stadie des Hellsehens nicht physiologisch, sondern nur psychologisch erklärt werden können. Wer steht da im Geiste vor diesem Staunen erregenden Schauspiele, auf der Schwelle

zwischen Welt und Welt, der hier nicht in deutlichem Gefüge die geheimnißvollen Fäden bemerkte, die das angeborene Göttliche im Menschen mit der Moral verknüpfen? Welcher Denkende muß nicht eingestehen, daß hier auf diesem Gebiet eine leise Spur von dem dunkeln Diesseits in das geahnte Universal-All des Außerirdischen gefunden werde? Und hier setzen wir unsern Alpstock des Gedankens fest in die gefundene Fuge, um uns mit einem kühnen Sprunge auf den Gipfel der Betrachtung hinaufzuschwingen, von wo aus wir das Wundergebiet der göttlichen Kraft, des göttlichen Seins und Wesen zu überschauen gedenken.

Treten wir nunmehr mit heiliger Andacht in den Zauberkreis dieser wundersamen Betrachtung, die uns dem Throne des Unerschaffenen einige bedeutsame Schritte näher führen soll.

Jener Zustand des Hellsehens, meine ich, ist ein abnormer Moment in dem Dasein der krankhaften Psyche, wo auf geheimnißvolle Weise und nur durch Prädisposition ermöglicht, eine gesunde Wechselbeziehung der zwei gouvernirenden Seelenkräfte, Gefühl und Verstand, unterbrochen worden und jenes Edlere, Göttlichere, die Quelle und der Vermittler des Bewußtseins, unabhängig von dem beigeordneten, mehr thierisch-irdischen Verstand, einen Grad näher zu jenem schwindelnd hohen Bewußtsein gesteigert ist, das wir als ein Attribut und eigentliche Wesenheit des alleinigen Gottes, des Weltgeistes, der Weltseele anerkannten. Hier nun rasten wir bei dem ersten Stadium anbetenden Erstaunens, denn es offenbart sich in der Somnabulen ein leises Analogon jenes ersten und heiligsten Attributes, nämlich der Allwissenheit, die dem gouvernirenden Allgeist von keinem Denkenden vorenthalten werden kann. Fast sollte man, wenn es nicht vermessen erschiene, auf den Gedanken kommen, es habe die ewige und unbegreifliche Providenz ihren schwachen Vertretern auf Erden in jenem Factum eine ergreifende Probe geben wollen, daß Dasjenige, was in dem gewöhnlichen irdischen Gesetzverbande unmöglich und unbegreiflich, dennoch unter den tiefverschleierten Gesetzen eines Ausnahmezustandes wohl denkbar und zuläßig sei, daß mithin, nach vorliegendem Beispiele, die Möglichkeit einer wachenden Vorsehung über alle Dinge der Welt, also auch über die unserm irdischen Wohnplatz angehörigen, unabhängig von den uns eigenthümlichen beschränkten Sinneswerkzeugen, fast mathematisch erwiesen ist; daß ferner die Gefühlsseite im Dualismus der menschlichen Vernunft, ihrer ursprünglichen Reinheit nach, einzig nur zur Heiligung strebt, und daher gerade in dieser vorgezogenen Geisteskraft der Impuls zu einem reinen und heiligen Wandel der Menschen von der Wiege bis zum Grabe gesucht und gefunden werden muß, und daß eben in Rücksicht hierauf in jedem Lehr-

plane vorzugsweise dasjenige Material aufgenommen werden solle, das die Gefühlsseite im Menschen anzuregen geeignet ist. Das in diesem Sinne am influenzreichsten wirksame Element aber ist ohne Frage die Wahrheit und die Schönheit, die Poesie in allen ihren verschiedenartigen Ausstrahlungen durch Natur und Kunst, und eben dieser unabweisbaren Wahrheit halber darf der göttliche Funken im Menschen nur durch eine reine und unentweihte Gottlehre angefacht und herausgebildet werden, da es nicht minder gesetzlich begründet ist, daß jede frevelhafte Uebertretung, jede Entweihung dieses Naturgesetzes sich im Einzelnen wie auch im großen Ganzen furchtbar rächt.

Nachdem ich dem Leser einen kurzen flüchtigen Blick auf das schauerliche Bild einer entarteten Menschennatur gewährt habe, verhänge ich dasselbe wieder, da die Andeutung des Weges, der sich in seinem Verlauf in unbegrenzt düstere Tiefen verliert (man denke nur an die Seherin von Prevorst), vollkommen genügt, um das psychologische Räthsel der menschlichen Natur annähernd zu lösen, wie so der vorgezogene Liebling Gottes psychologisch betrachtet mit dem Urwesen einerseits, und dem der niederenirdischen Sinnenwelt andererseits im Zusammenhang steht.

Gehen wir nun an der Hand der ursprünglichen Gesetzlichkeit zur Darstellung des göttlich menschlichen Connexus über, so constatire ich drei an sich verschiedene mögliche seelische Zustände im Menschen: nämlich: 1. den geregelten, gesunden, denkfähigen; 2. den Wahnsinn, wo in dem normalen Doppelwesen der Vernunft dies harmonische Zusammenwirken beider Factoren oder Kräfte einseitig aufgehoben, der edlere Theil, das Gefühl, zurückgedrängt und paralysirt ist und der Mensch in diesem Zustande sich mehr dem Thiere nähert, wie solches im Verfolge dieses seine nähere Erläuterung finden wird; endlich 3. den Somnambulismus, d. i. jener schon erläuterte Zustand, wo, entgegengesetzt dem Wahnsinn, der Verstand paralysirt und von jener höheren Intelligenz vertreten, zurückgedrängt und überflügelt wird, die ohne die gouvernirende Seelenkraft (den Verstand) als Mitregenten zu einem willenlosen, bewußtlosen und chimärischen Geistwesen übergeht, das sich sogar den natürlichen Gesetzen der Weltordnung enthebt und in dieser krankhaften Situation zu einer räthselvollen Sphinx ausartet, mit der selbst die Wissenschaft nichts Gescheidtes anzufangen weiß, da der Mensch in diesem Zustande selbst die sonst unbesiegbare Schranke des Wissens und Erkennens niederwirft. Ich wiederhole, daß letztere beiden Zustände Krankheit und somit Uebel sind, die man möglichst zu meiden hat. Der Mensch soll in seinem Doppelwesen nach beiden Richtungen hin gesund sein, und er vermag es geistig nur in der reinen Harmonie beider Seelenkräfte.

Fern sei darum der Glaube, als könne das Einheitlich-Göttliche im Menschen durch Umgehung oder Schwächung der Mitkraft zur Heiligung führen, oder als könnten und dürften unmittelbare Inspirationen aus jener göttlichen Fülle an uns ergehen. Auch dergleichen Mißachtung der Urgesetzlichkeit zählt unter die Sünden gegen den heiligen Geist, die keine Vergebung finden; denn kein Sterblicher entzieht sich ungestraft dem natürlichen Gesetzverbande, und nur Erkenntniß und Gehorsam gegen dasselbe führt zu wahrer Heiligung.

Der erste Grund alles Frevels in religiöser Beziehung liegt in der Nothwendigkeit, die Bezeichnungen für die Attribute des Universalwesens aus dem Bereich einer Specialsprache, d. h. in Rücksicht auf uns, in einer Sprache zu suchen, die ihre Wurzeln alle in den sinnlichen Erscheinungen der Erde schlägt und selbst in ihrer schönsten Blüthe sich nur wenig über sie erhebt. Deshalb bemerkte ich früher, daß Gott in Wahrheit nur ein Wesen desjenigen Gedankens sei, der sich nicht in Worte kleiden läßt, und das ist der Gefühlsgedanke. Wem aber dieser Gedanke in seinem innersten Wesen aufgegangen, in dem ist das Menschenmöglichste bezüglich des Gottverständnisses vorgegangen; ihm ist der Impuls zu der einzig denkbar wahrhaften Religion gegeben, die zur sittlichen Erziehung ausreicht. Dieses zum Bewußtseinbringen Gottes in uns ist die erste und nothwendigste Aufgabe jeder Religions-Anstalt, denn nur durch das Zusammentreffen des Gottbegriffs von außen, des Angelernten, mit dem im Innern, des Angeborenen, kann jene heiligste Aufgabe der sittlichen Erziehung würdig gelöst werden.

Die Lösung derselben in ihrer Nothwendigkeit und die Wahrheit jenes Axioms, das Unzureichende der Sprache an sich zur Darstellung der Idee eines Universalwesens mit seinen Attributen in der Seele des Menschen diese nothwendige Befruchtung der geistigen Narbe in uns durch den Blüthenstaub der Lehre und Erfahrung außer uns — das ist es, was die Religionslehrer der Vorzeit, bei dem redlichsten Willen zum Zweck zu gelangen, veranlaßte, tappend und irrend dorthin nach Mitteln zu greifen, wo das Reelle aufhört und das Imaginäre, die Phantasie, das Uebersinnliche anhebt, meinend, das Unbegreifliche sei zum Verständniß nur mit Unbegreiflichem in Beziehung zu bringen, um so eine wahrhaft beglückende Gottidee in den Gemüthern zu erwecken, oder mit andern Worten: das Natürliche durch Gemachtes, die wollüstig erschlossene Blüthennarbe, die geistige Pistille der Gottespflanze Mensch, aus dem Medicinkasten eines naturfeindlichen Apothekers zu befruchten.

Ich weiß, dieser Vergleich hat seine Mängel; dennoch finde ch ihn nicht gleich treffender; immer und immer aber überkommt mich der Unwille, wenn ich des Unheils gedenke, das die stupiden Experimenteure an dem Höchsten und Heiligsten im weiten Schöpfungskreise geübt.

Darum hat der weise Nazarener im Ganzen auch nur so wenig von dem Höchsten und Erhabensten, von der gouvernirenden Kraft im Weltall geredet. Nie und nirgends hat er sich in eine Discussion über das Sein und Wesen desselben eingelassen, da er wohl gefühlt, daß ein Sterblicher dem nicht gewachsen sei. Er nennt ihn einfach den Vater und nimmt seine Bezüge zu ihm jedesmal aus der Incarnation auf Erden, dem denkenden Menschengeist, als dessen Normal-Erscheinung er dann sich selber substituirt.

Wenn ich oben bemerkte, daß die Sprache nicht ausreiche, würdig über Gott zu reden und der Gedanke über ihn der Gefühlsregion angehöre, so ist die Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Begriffe bei den erhabensten Erscheinungen in der Natur etwas so Bekanntes, daß es kaum eines Beweises dessen bedarf. Wählen wir zum Beweise einmal die sphärische Gestalt unserer Erde. Nach Analogie jedes uns hienieden vorliegenden Körpers müßte auch sie z. B. ein Unten und ein Oben haben, und Millionen sonst leidlich denkfähiger Menschen ist die Idee durchaus unzulänglich, daß wir nicht sollten oben und unsere Antipoden unter uns wohnen; sie können es nicht begreifen, daß in Wahrheit Niemand unten und Niemand oben, Niemand auch an den Seiten, Alle vielmehr in gleichem Maße und Verhältniß auf diesem Globus situirt wohnen, und die Worte unten und oben in siderischer Beziehung überhaupt nur irrthümlich gebraucht werden können.

Betrachten wir zu fernerem Exempel einmal den Sonnenkörper. Dürfen wir etwa behaupten, daß derselbe brenne? Dennoch wärmt und leuchtet er gleich dem irdischen Feuer, welches aber verzehrt, indem es brennt. Ja, sogar auf menschliche Größen könnte der angezogene Satz seine Anwendung finden. Wer möchte wohl sagen, Shakespeare war ein kluger Mann, oder ein geschickter, gescheidter oder weiser Mann? Aber ein genialer! Das ließe sich eher hören! Nun definire man aber diese Bezeichnung „genial.“ Es ist unmöglich. Zum Verständniß muß man die Werke des Meisters studiren, verstehen, empfinden: dann erst fühlt man, daß und warum er ein genialer Geist gewesen, ein Genielogos von Gottes-Gnaden. Aber erklären, weiter erzählen kann man es nicht. Ebenso auch müssen wir, um zu einem rechten Verständnisse des Weltgeistes, des einigen Gottes zu gelangen, seine Werke in allen ihren Höhen und Tiefen, im Großen und vor Allem auch im Kleinen

und Allerkleinsten, im Materiellen und Geistigen studiren, um zu einer Totalempfindung zu kommen, die sich ihrem rechten innersten Wesen nach in artikulirten Lauten nicht wiedergeben läßt, sondern als ein ruhiges, stilles Bewußtsein tief beseligend im Busen ruht; die keines Breviers und keines Betschemels bedarf; die sich nicht verkörpern läßt in Gestalt irgend eines sterblichen oder Phantasie-Geschöpfes, eines Menschen z. B., der menschlich arbeitet, schnitzelt, beschaut, verbessert, verwirft, sich freut, zürnt, schimpft, hadert, sich rächt, sich bestechen, wohl gar abkaufen läßt und sich versöhnt, wenn man ihm freundschaftlich zutrinkt: Alles wie der kleinlichen Menschen Einer, daß es ein Spott ist der heiligen Vernunft und den Thoren ein nichtsnutziges Ergötzen.

Nur im Allgemeinen, nicht im Einzelnen, Speciellen, läßt sich würdig über Gott reden:

„Und ein Gott ist, ein heilger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob Alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist!"

So spricht Schiller über Gott, ebenfalls nur in der Allgemeinheit; und dennoch soll unser Gott nicht ein Gott des Glaubens, sondern ein Gott des Wissens, der Ueberzeugung sein. Jeder Glaube läßt dem Zweifel ein Hinterpförtchen offen, in welches dieser gern hineinschlüpft: anfangs nur ganz winzig und klein, bald aber steht er als ein gewappneter Mann da und treibt die künstlich fabricirte Gottheit oder die gemachten Götter hinaus, die Todten, an denen der Wurm nagt. Darum kenne ich nichts Ungereimteres als das stolz angemaßte „positiv" für erkünsteltes Menschenwerk, für Satzung und Dogma, da doch nur die unmittelbare Verkündigung Gottes in seiner nimmer endenden lebendigen Schöpfung als ewig und unwiderruflich positiv angesehen werden kann und darf, während alle jene erkünstelten Offenbarungen, die man positiv zu nennen beliebt, in tausend verschiedenen, sich unter einander befehdenden Formen, je nach Laune einzelner Sterblicher willkürlich und phantastisch geschaffen wurden.

Steht nun die in innerster Seele tief empfundene Gottidee in höchster Blüthe, wo sie gleichsam mit ihrem Duft die Seele beseligend durchgeistigt und zur moralisch schönen Thatkräftigkeit ermuntert, animirt und befähigt, und ist dieser empfundene Gott gleichwohl eben so wenig zur Mittheilung geeignet, wie es — um bei dem Bilde zu bleiben — der Duft einer wirklichen Blume ist, wofür die Sprache durchaus keine Bezeichnung hat, so ist es dennoch der menschlichen Intelligenz gegeben,

das Samenkorn, aus welchem sich diese Blüthe entwickeln soll, in die empfängliche Brust des Menschen zu legen und deren Entwickelung durch Lehre und Anregung zu fördern, gleich wie das wirkliche Samenkorn des Lichtes nicht entrathen kann, wenn es keimen und gedeihen soll.

Vor Allem aber will es erfaßt sein, daß der kalte berechnende Verstand, der sich in seinen Grundlinien auch in mancher Thierseele wiederfindet, zur Gotterkenntniß nnd deren Consequenzen unbrauchbar ist. Auch das Thier versteht vielfach Ursache, Wirkung und Zweck an materiellen Gegenständen abzuwägen; es kann zählen, hie und da sogar reden und sonst auch Dinge treiben, die von der Mechanik des Verstandes abhängen. Bekannt ist es, daß Einzelne darin oft das stolze Menschengeschlecht überragen, aber kein Thier kann sich in seinem vernunftlosen Zustande einen Gott denken. Der menschliche Verstand aber ist durchgeistet, durchfruchtet von dem göttlichen Gefühle, und dieser Hauch bildet nach geistig chemischen Gesetzen aus Traum Wachen, aus Mechanik Bewußtsein, und die Suspension dieses geistigen Hauchs, dieser Gefühls-Influenz des Göttlichen auf das Irdische nenntman — Wahnsinn.

Von allen Göttern, denen die Vorzeit Altäre baute, ist nur ein einziger dem einigen, dem höchsten Wesen würdig: Hygiea. Entsprechender noch würde dieses Attribut der Gottheit sein, wenn sich uns nicht mit der Idee Gesundheit zugleich der Gegensatz Krankheit verknüpfte; denn unsern Begriffen nach ist nur das gesund, was nicht krank ist. Bei Gott aber ist Gesundheit unzerstörbare Harmonie ohne den Gegensatz. Das eigentliche Bild gestörter Harmonie aber stellt sich erst durch die der Menschheit zugeschobene, freilich ungelöst gebliebene Aufgabe heraus, sich durch eigene Kraft in der angeborenen Harmonie zu erhalten. So lebt und waltet in Luft und Meer, in Wald und Feld das Thier in ungestörter Harmonie seiner Organe, und nur der Mensch — so klagt er selbst seit unvordenklichen Zeiten — ist und bleibt ein Opfer seiner ungelösten Aufgabe, trotz der eigentlichen, urabsichtlichen, irdischwürdigsten Incarnation des Gottbewußtseins, dennoch das schreckenvollste Bild gestörter Harmonie in körperlicher sowohl als in geistiger Darlebung.

Sogar das Thier, sofern es in annähernde Beziehung zum Menschen tritt, erscheint gleichsam als von einer Prädisposition für gestörte Harmonie inficirt.

Hier mache ich wieder bei einer Station meiner Gedankenwanderung Halt und schreibe mit heiligem Ernst an die Gedenktafel der Menschheit die Worte:

> Da — wie vorhin nachgewiesen — der geistige Nerv als dessen Produkt das höhere Gefühl, als das eigentliche und alleinige Organ für den Gottgedanken genannt und erkannt werden muß; zugleich aber auch als der erweckende, belebende und befruchtende, durchgeistigende Hauch für die bewußte, zum Prädikat der Vernunft zu veredelnde Thätigkeit des Verstandes, mithin also eigentlich in höchster Potenz dasjenige, was dem letzten und jüngsten Produkte der Schöpfung, dem Menschen, seinen eigentlichen Rang, seine Menschenwürde vermittelt: — so ist jede Verletzung, jede Entweihung, jedes Vergehen gegen diese höchste und erhabenste Veranstaltung Gottes, gegen diesen eigentlichen Impuls unserer Menschenwürde, durch eine willkürlich ersonnene und in den Lehrplan aufgenommene und der am Geiste minorennen Jugend sowohl als den erwachsenen Lehrbedürftigen aufgeredete Unwahrheit und mithin Unsittlichkeit die erste und vornehmlichste, ja — so schrecklich auch der Gedanke ist — die einzige Ursache der großen allgemeinen Weltkrankheit, in der wir uns, der Gottheit gegenüber, seiner unwürdig erscheinen müssen.

Dieses Abweichen vom Wege der in der Naturgesetzlichkeit begründeten Wahrheit und seine Influenz auf die große Völkergemeinde aller Orten und Enden, das Vergiften der Seelen von Jugend auf durch den Wahn, das Truggebilde eines von der Natur der Dinge desavouirten Lehrsystems, ist es denn auch in ganz natürlicher Consequenz, was jene grauenhafte Erscheinung im Menschenleben erzeugt, die man mit Wahnsinn bezeichnet. Der Wahnsinn ist demnach, wie gesagt, nur als eine Desorganisation der beiden seelischen Kräfte in ihrer Wechselwirkung zu betrachten, wofür der Beweis schon darin zu finden, daß der gänzliche Mangel des edleren Theils, des Gefühls, das Thier unfähig macht — trotz eines gewissen Grades von Verstand — wahnsinnig zu werden.

Schwer ist es, ein aufgefundenes Axiom, das sich gänzlich nur auf geistige Organisation erstreckt, durch Worte anschaulich zu machen; viel weniger noch ist es möglich, alle Phasen des Wahnsinns durchzugehen, weil er sich in jedem Individuum neu und originell gestaltet. Aber in gewisse verwandte oder durch Urtypen characterisirte Gattungen läßt sich jene geistige Krankheit abtheilen und jede derselben in ihrer Grundbedingung anf eine gestörte Harmonie jener beiden selischen Kräfte zurückführen.

Als die nächste und am häufigsten vorkommende Erscheinung ist, ganz

im Sinne unserer Darstellung, naturgemäß der religiöse Wahnsinn zu betrachten. Er führt vom leisesten Irrsal hinauf bis zur angeketteten Tollheit, je nachdem die intensive Stärke (oder vielmehr Schwäche) des Verstandes der Trennung nachgiebt oder widersteht. Selbst auch bei einem sonst guten gesunden Verstande kann die Gefühlsseite so überwiegend belastet werden, daß der der Erde angehörige Verstand von dem Zuviel des Himmlischen erdrückt wird und dieses in seiner usurpirten Autokratie Handlungen begehen läßt, vor denen die gesunde Majorität der Menschheit schaudert. Beispielsweise erinnere ich an die unglückliche Charlotte Stieglitz, jenen auf die Erde verirrten Engel, die sich aus Gefühlsschwärmerei einen Dolch in das Herz senkte und der ich einst eine Thräne des Mitleids geweint.

Das Extrem dieses überwiegenden Gefühls ist entweder die Folge einer natürlichen, durch Erziehung nicht wohl geleiteten Anlage, oder auch durch falsche Lehre angeregte Verirrung; andererseits aber auch wieder das Minimum, das gewaltsame Zurückdrängen desselben durch den kalten Verstand, namentlich beeinflußt durch ungezähmte Affekte, vor Allem des Stolzes, der Habsucht, der Ehrsucht u. s. w., wobei die Funktionen der zur Gesundheit des Verstandes bedingten Durchgeistigung desselben behindert oder ganz suspendirt werden, und dieser in seiner angeborenen Brutalität, gestützt auf den Wahlspruch: „Der Zweck heiligt das Mittel", nichts Heiliges außer diesem Zweck kennt. So artet er in dieser gesteigerten Abnormität zu den ersten Stufen des Wahnsinns, zur Sünde, und endlich (nur zu oft) in wirkliche Verrücktheit aus, gegen die die Gewalt einzuschreiten sich gemüßigt sieht.

Die beiden ersten Stufen des Wahnsinns entstehen also: jene durch ein Zuviel des Gefühls, meistens mit (seltener ohne) früherer Entweihung des Gefühls durch willkürlich ersonnene unlösbare Mysterien; diese durch die Autokratie des Verstandes bei entbehrter Durchgeistigung und dadurch Irrthum und Sünde.

In der Ausschreitung dieses partiellen Wahnsinns gelangt der unglückliche Kranke zu dem Totalen, Vollendeten, d. i. zu Demjenigen, womit unsere Irrenhäuser angefüllt sind. Jede Erscheinung dieser Gattung ist originell und trägt, wie ein verwischtes Bild, immer noch die Contouren und einzelne matte oder verschobene Färbungen des frühern Zustandes an sich. Schwer dürfte es sein, bei diesem Narrenvolke, dessen Anblick dem Gesunden am Geiste einen Schauer einflößt, den oben aufgestellten Satz wahr zu machen. Jede Wahrheit aber muß sich erweisen lassen, sonst ist sie ohne Berechtigung.

So folge man mir denn auf folgender Gedanken-Excursion.

Zwei Ideen sind es eigentlich nur, zwei inhaltreiche Fragen, die dem Menschen, diesem Vasallen des Augenblicks, in ungetrübter Klarheit vorschweben sollen, wenn er sich geistig gesund nennen will, nämlich: „wer bin ich? und was ist außer mir?“ Aus beiden aber resultirt die erste und einzige Aufgabe des Menschen: „was soll ich?“ Dieses Letztere möchte ich die Parallaxe und jenes die Winkel nennen, aus welchen sich der Mensch die Höhe seiner Würde im Universum abmißt.

Zerlegen wir uns den Verstand nach Anleitung der eben gegebenen Definition in zwei Theile, so ist bei den Irren meist die eine oder die andere Seite durch Suspension der Gefühls-Funktion erloschen (paralysirt), d. h. entweder weiß der Wahnsinnige nicht, was er ist (und man hat Beispiele, daß Einer sich für den lieben Herrgott selber angesehen) oder er weiß nicht, was außer ihm ist, so daß oft die eignen Familienglieder nicht erkannt werden; oder auch es sind beide Theile außer Funktion, in welchem Falle der Wahnsinn in förmliche Tollheit und Raserei ausartet.

Aus diesen verschieden gearteten Fällen resultirt das Facit, nämlich das Nichtwissen, was geschehen, wie sich der Wille und die That der Außenwelt gegenüber verhalten soll, modificirt nach dem vor eingetretener Krankheit Gewesenen, Angewöhnten, von dem in der Regel leise, traumartige Anklänge mit hinüber genommen werden. Es tritt hierdurch alles das zur Erscheinung hervor, was an Irren Seltsames wahrgenommen wird.

Der Wahnsinn ist somit nicht eine Abwesenheit des Verstandes, sondern vielmehr die partielle oder totale Suspension der zu einer gesunden Darlebung erforderlichen Gefühlsfunktion, also das zurückgedrängte Menschlich-Göttliche, dessen Influenz erst den Verstand zur Vernunft erhebt. Dadurch schwindet das, was wir Bewußtsein nennen, und es entsteht ein krankhaft traumartiger Zustand; denn die Influenz des Gefühls ist es, wie wir gesehen haben, welche den Menschen zum selbstbewußten Geschöpfe vermittelt, den Verstand zur Vernunft veredelt und ihn dadurch befähigt, sich über das Materielle hinaus auch in abstrakte Ideen zu vertiefen. Merkwürdig genug finden wir Anklänge dieser Theorie schon in der Bibel, da man die von Wahnsinn Befallenen als vom Teufel besessen bezeichnete; gewissermaßen als vom imaginären göttlichen Gegensatz influirt, folglich als von Gott verlassen.

Nach dieser Theorie — wirft man etwa ein — stände das Thier mit seinem einfachen, nicht vom Gefühl durchgeistigten Verstande auf derselben Stufe wie der Wahnsinnige. Die Erscheinungen bestätigen dies allerdings in manchen Beziehungen, in andern aber auch wieder

nicht; denn ein Anderes ist eine krankhafte, ein Anderes eine natürlich-gesunde Erscheinung in einer und derselben Sache. Es liegt hier etwa ein Verhältniß vor, wie der weiße Neger, der Albino, gegenüber dem weißen Europäer; jener erscheint ebenso grauenhaft, wie dieser schön. Daneben ist die Influenz in der Regel nicht gänzlich aufgehoben. Die Erinnerung, ein Attribut des Verstandes, und darum auch dem Thiere in beschränktem Maße eigen, hält einen Theil des Gewesenen fest und führt es zu dem Gegenwärtigen in schattenhaften Umrissen mit herüber, obgleich es meist nicht paßt; und so vermischt sich Handlung und Sprache (diese nur für gesunde Seelenzustände berechnete Fähigkeit) grauenhaft durch einander, ungefähr in der Weise, wie uns im nächtlichen Traum die imaginären Objecte willkürlich durch einander gewürfelt werden, so daß, wenn wir damit ins wache Leben treten könnten, ein solcher Zustand vom Wahnsinn nicht zu unterscheiden sein müßte.

Es fragt hier vielleicht mancher sinnige Leser, wie denn eine Definition des Wahnsinns zu der Erkenntniß Gottes stimme? Und da antworte ich: Beides steht in einem viel nähern Connex, als Mancher denkt und glaubt.

Geständlich ist es auf diesem, uns im Universum angewiesenen Schauplatze der Natur einzig und allein der Mensch, dem die Fähigkeit eingeboren, Abstracta zu erfassen, d. h. von einem geringen sinnlichen Anhaltspunkte durch logische Schlüsse zu bedeutendem Uebersinnlichen hinüberzuschreiten und von diesem ein System, etwas Gedachtes zu erbauen, das (beiläufig gesagt) immer wieder durch seine Fäden mit der Wirklichkeit zusammenhängen muß, wenn es nicht seine Autorität verlieren, zur Willkür werden und in den Verdacht gerathen soll, täuschen zu wollen. Zu diesem gehört die Unzahl aufgedrungener Mysterien, zu jenem z. B. Gott und Unsterblichkeit.

Diese sich über das Sinnliche erhebende Denkfähigkeit resultirt beim Menschen, wie wir wissen, aus dem Hinzutreten des sublimst Göttlichen, des Gefühls, zum Verstande, dessen nächste Wirkung das Bewußtsein ist. Dieses Bewußtsein unser selbst aber ist zugleich schon die erste, leise, unarticulirte Erkenntniß Gottes; denn Gott in seiner reinsten Wahrheit ist nur unendliches Bewußtsein. Durch das Hinzuführen der Lehre von Gott zu diesem eingeborenen Bewußtsein, diesem Gott in uns, steigert sich das Bewußtsein zu immer größerer Klarheit. Die Durchgeistigung des Verstandes wird dadurch gesteigert und der Mensch gelangt zu immer höherm Bewußtsein, je mehr er sich auf eine natürliche Art von Gott unterrichtet. (Veredelung).

Eben weil in dem Wahnsinnigen das Bewußtsein untergegangen —

ein Etwas, das ich als vom Gefühl bedingt interpretirte — beweist, daß Wahnsinn nur ein Zurücktreten des Gefühls von seiner Funktion der Durchgeistigung ist: eine Thatsache, die bei religiösem Wahnsinn jedesmal durch dogmisch-lügenhafte Entweihung des Gefühls erzeugt wird.

Die Erkenntniß Gottes muß demnach zunächst von uns selber aus der ungestörten Harmonie der beiden mehrgedachten Seelenkräfte oder eigentlich aus dem in uns zum Bewußtsein gekommenen Göttlichen hervorgehen, und es ist somit der erste Satz aller Religion: Gott ist ursprünglich in uns und wir sind ursprünglich in Gott. Darum ist auch nur der zum klaren Bewußtsein Gekommene oder der darin Gebliebene moralisch zurechnungsfähig, Kinder und Wahnsinnige aber nicht; und selbst der Bösewicht, dem man eigentlich einen partiellen Wahnsinn beimessen darf, ist nicht immer der bösen Thaten halber strafbar, die er beging, sondern der Mißachtung des Göttlichen in sich, da er dasselbe zur Durchgeistigung und Kräftigung des Verstandes nicht aufkommen ließ, wozu dann vielfach die Ursachen dazu außer ihm lagen.

Aus diesem Grunde fühlt auch der gute Mensch meist Mitleid mit dem Sünder, und selbst das Gericht entschuldigt Verwahrloste. So z. B. würde ein Mensch, der ohne menschlichen Umgang in der Wildniß aufgewachsen (und Fälle der Art sind vorgekommen), trotz seiner angeborenen Anlage zur Entwickelung der Vernunft, ohne wahnsinnig zu sein, für unzurechnungsfähig erklärt werden, weil seine Psyche auf der Stufe der Kindheit stehen geblieben ist oder — nach meiner Version — weil seinem eingeborenen Gott nicht der Gott von außen zur Befruchtung entgegengeführt wurde und er deshalb zu keinem Selbstbewußtsein, mit andern Worten: zu keiner eigentlichen Willensfreiheit gelangen konnte, für die dann zu nothgedrungener Aushilfe die Obrigkeit (bei Kindern die Eltern) als Ersatz eintreten muß.

Schon aus einem auch nur oberflächlichen Einblick in die seelische Construction des Menschen ergiebt sich, wie in einem so ganz natürlichen Zusammenhange die Gottidee mit Moral und Sittlichkeit steht.

Da nun die Erkenntniß dieses Zusammenhanges der erste und mächtigste Impuls zur menschheitswürdigen Ausbildung und daraus entspringenden wahren und wirklichen Glückseligkeit ist, so will ich die Kette von Ursache und Wirkung hier noch einmal möglichst einfach und verständlich in ihrer logischen Verknüpfung darlegen.

Weil nämlich eine naturgesetzliche und somit naturgemäße, nicht willkürlich ersonnene, auf Wunder und Mysterien basirte Erkenntniß Gottes nichts Anderes als das gesteigerte Bewußtsein über das angeborene Göttliche in uns selbst ist, dieses Bewußtsein speciell über das,

was ich bin, in seinen letzten Zwecken als Erkenntniß aber über das, was ich soll, und hiermit in das materielle Leben hinaus tretend, sich dem Plane des Schöpfers — allgemeine Glückseligkeit auf Erden — thatsächlich und hilfreich anschmiegt, so geht der Mensch dadurch seiner Bestimmung hienieden mehr und mehr entgegen und stellt in der Darlebung seiner Vernunft ein schwaches Abbild der höchsten Vernunft in sich dar, wie wir solches in einem der erhabensten Beispiele an dem weisen Nazarener erblicken, dessen ganzes Leben nur der Darlebung dieses Gedankens gewidmet war. Wie sich nun die Einheit Gottes, der Gottlogos, dieses höchste Bewußtsein, einzig nur in der Menschheit, ihrer Befähigung nach, in einem entsprechenden, wenn auch immer irdisch beschränkten Bilde auf Erden wiederfindet, so ist auch diese Menschheit, obgleich aus vielen Millionen Individuen zusammengesetzt, der Idee und dem Zwecke nach eine Einheit, das „Ich" darum auch nur in materieller Beziehung individuell, in moralischer Beziehung aber universell zu nehmen, so daß die Menschheit zwar Milliarden verschiedene Körper (Incarnationen), aber nur eine Seele hat. Ich vermag darum nicht zu sagen: ich liebe mich, ohne daß ich — moralisch rein — damit sage: ich liebe Alle. Dies ist die so einzig dastehende, metaphysisch erhabene, allumfassende Grundidee, die als lebendiger Odem in ewiger Dauer fortzeugende Idee, die in der christlichen Religions-Philosophie webt und waltet, sie über alle Religionen hinaushebt und selbst in der bisher nur gekannten unwürdigen Maskirung so viele Völker an sich fesselt; weshalb nur sie allein werth und würdig ist, eine Weltreligion zu werden.

Da nun dergleichen Abstracta für Manchen schwer zu fassen, das vorliegende aber von größter Wichtigkeit ist, so will ich versuchen, es noch einmal in noch einfachere Worte zusammen zu fassen:

Gott ist in seiner Einheit die höchste Vernunft, identisch mit dem allerhöchsten Bewußtsein. Da nun auch dem Menschen als vorgezogenes Geschöpf in der großen Wesenkette die Befähigung, zum Bewußtsein zu gelangen, gegeben ist, so lebt und waltet, so ist Gott in uns, und zwar in einem um so höheren Grade, je mehr wir diese Fähigkeit in uns entwickeln, oder mit andern Worten: je mehr wir selbst zu einem klaren Bewußtsein gelangen. Klar aber ist dieses Bewußtsein nur dann, wenn ich weiß, wer ich bin, was da ist, und daraus resultirend: was ich soll und die Kraft, diesem Soll nachzugeben, zu gehorsamen. Letzteres in beiderlei Beziehungen, nämlich des Wissens und des Handelns.

Da nun das Ich in moralischem Sinn die ganze Menschheit, Ich als Individuum aber nur ein kleiner incarnirter Theil des Ganzen bin,

so folgt daraus, daß ich in jenem Betracht als Ganzes keinen Unterschied zwischen mir als Individuum und zwischen dem übrigen Theil der Menschheit machen soll, indem ich moralisch durchaus eins mit ihm und dem Ganzen verpflichtet bin.

Darum sagte ja auch schon der weise Jesus: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selber!" Wer da sagte „mehr wie Dich selber," der verkannte ganz den Sinn dieses Gebotes und wollte nur den sogenannten rabbinischen Zaun um dasselbe ziehen. Er hätte es füglich unterlassen können; denn die Liebe erträgt kein Gebot, sondern ist vor Allem eine Tochter der Freiheit, frei ohne Ueberlegung und sogar Entschluß, denn auch die höchste Intelligenz, die Gottheit, beschließt nie etwas.

Wie nun das moralische Ich generell ist, so ist auch die Aufforderung, die Heischung zur Liebe, generell oder (näher bezeichnet) gegenseitig, reciprok. Beweis: Einer kann nicht allein rein lieben, auch keine Hundert, keine Tausend; nur durch eine vollkommene Gegenseitigkeit ist reine Liebe, wie die Natur, die Moral, und danach auch das Christenthum sie fordert, denkbar möglich. Zum Verständniß wählen wir das Beispiel der Musik. Es können bei einem Orchester von hundert Musikern nicht etwa 90 im Takt spielen, sofern die übrigen zehn im Zeitmaß fehlen; allenfalls ist eine leise Schwankung einzelner erträglich und zu verbessern, ein Mehr von Mehreren aber wird Alles in crasseste Dissonanzen auflösen. Gerade solch' eine menschlich-moralische Dissonanz erfüllte auch bis jetzt zur Betrübniß jedes Philanthropen die große Erde, so weit sie von Menschen bewohnt ist; und dennoch ist die Composition rein und edel aus der Hand des Meisters hervorgegangen. Darüber möchte der Menschenfreund seine heißen Thränen weinen; Niemand trocknet sie, als nur das Grab.

Wehe darum denen, die die Religion — die Erzieherin der Menschen — nur als einen nothwendigen Zaum für die Völker betrachten, einen Zaum mit Augenkappen, gleichviel, wenn nur aus zähem Stoff gefertigt. „Es muß ja Aergerniß kommen," sagt Jesus, „doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!" Und nun folgt der schon früher angezogene Schlußsatz von dem Meer und dem Mühlenstein. Der Ausspruch ist hart, aber gerecht. Wir rufen nur Schande über sie aus, denn die Religion soll keine Fessel sein, die Völker zu bändigen (wie die Unvernunft es ausspricht), sondern eine sanfte, belehrende, den eingeborenen Gott in uns erweckende Freundin aller Völker, aller Farben und Racen der Erde, wo der Fürst der erste im Volke sei, einen etzten es aber nicht gebe.

Jenes allgemeine Bewußtsein in der Gesammt-Menschheit zu erwecken und zu beleben, d. h. die Gegenseitigkeit der Liebe unter einander zu fördern, ist vor Allem die Aufgabe der Prädisponirten, der Aeonen, wie die Gnostiker, Propheten, wie die Juden sie nennen, Genien, wie unser Sprachgebrauch sie heißt, und die ich als Genielogositen bezeichnete. Vor Allen ist die Aufgabe den Dichtern zugewiesen, da namentlich die Poesie befähigt und berufen ist, durch die rhythmische Einkleidung erhabener Gedanken auf das eingeborene Göttliche erweckend und bildend einzuwirken, es zu befruchten und zu Thaten der Liebe anzufeuern. Aus dem längst erkannten Bedürfniß einer solchen Erweckung ging die Schule und der öffentliche Gottesdienst hervor; Beides aber ist leider durch den Unverstand der Menschen, sich vom Wege der Natur zu entfernen und phantastischen Märchen ihr Ohr zu leihen, verkümmert.

Um indeß nicht bei dem einseitigen Verwerfen stehn zu bleiben, sondern etwas Positives, Vernünftiges an die Stelle des Verwerflichen zu setzen, wird es nothwendig, unsere Gedanken in Worte zu kleiden.

Die erste und vornehmlichste Aufgabe in dieser heiligen Sache ist, uns alle Attribute oder Eigenschaften Gottes nur in vollkommenster Einheit, d. h. ohne Gegensätze, denken zu müssen, also ohne einen Gedanken von Wandelbarkeit, wie sie mit irdischen Begriffen allezeit durch innere Nothwendigkeit verknüpft ist. Der Mensch z. B. ist nur gerecht, wenn er nicht ungerecht ist; er liebt nur, wenn er nicht haßt, ist wohlthätig, wenn er nicht hartherzig ist, u. s. w. Alle diese Gegensätze fallen bei dem Wesen Gottes fort. Es ist mithin bei ihm alles vollkommenste Einheit. Diese Einheit aber haben wir uns nur bei ihm als in seiner ursprünglichen Wesenheit begründet zu denken. Sobald dieselben aber in den Geschöpfen und diesen gegenüber als Aeußerung oder Ausdehnung der absoluten Einheit auftreten, empfangen sie in Gestalt von Materie und Zeit zwei denselben entsprechende, dem Werdenden eigenthümliche Attribute, nämlich Vollendung und gesetzliche Freiheit, Eines das Andere bedingend und Eines aus dem Andern hervorgehend.

Beides sind unerläßliche Bedingungen jeder Vollkommenheit, und um so mehr ist bei einer Schöpfung, wie die Welt, Unvollendetsein und regellose Willkür etwas Undenkbares. Wie nun die Attribute der Einheit Gottes sich äußern sollten durch Materie und Zeit, so entstand gerade durch die Verbindung der Zeit mit der Materie das, was wir Leben nennen; denn ohne Leben fällt der Begriff Zeit weg. Leben

ist seinen Grundbedingungen nach nichts Anderes, als eine durch das Medium der Organe zur Erscheinung gebrachte Zeit, nach deren Verlauf jedes seinen Theil zurück erhält.

Man nennt das diese Erscheinung erregende Gesetz Seele. Dieselbe tritt ununterbrochen durch den Wechsel, durch Restauration und Consumtion, wie durch fortgesetzte Metamorphose aus der Materie in die Erscheinung, bis das Spiel durch den Tod in einer Gestalt aufgehoben ist, um in einer andern abermals zu beginnen, die der voraufgegangenen zwar principiell ähnelt, niemals aber dieselbe ist.

Theils ist diese Erscheinung fest situirt: die Pflanze, theils locomobil: das Thier, zu welchem bekanntlich der Mensch zählt. So ist also auch der Mensch ursprünglich und principiell nur eine durch das Medium der Materie zur Erscheinung gebrachte Zeit, und in der That waltet dasselbe organische Gesetz oder mit andern Worten: eine Seele in ihm, die sich, zur Verknüpfung der Zeit mit der Materie, fortwährend aus dieser restaurirt und das Verbrauchte in anderer Gestalt zurückliefert, so lange die Organe dazu geschickt sind.

Bis zu diesem einfach thierischen Prozeß der Erhaltung und Fortpflanzung unterscheidet sich also der Mensch noch durch nichts Wesentliches von andern Thieren; darüber hinaus erst geht sein eigentliches Menschwesen an. Bis zu diesem Punkte bringen sich auch die zu solcher Gestaltung bedingten Gesetze selbst zur Erscheinung; auch liegt jedem einzelnen nur die gesetzliche Nothwendigkeit, keineswegs aber ein neuer Entschluß, eine aus der Einheit Gottes hervorgegangene neu auftauchende Idee zum Grunde; selbst die etwa durch Regeneration neu erzeugte und neu auftretende Mißgestalt, z. B. ein Monstrum, kann uns darin nicht irre machen, weil eine sogenannte Mißgeburt, eben wie ein normales Geschöpf, durchaus nur in Folge bestehender Gesetze entsteht, hier nach dem bekannten Urgesetze, daß die stärkere Kraft allezeit die schwächere überwindet und verdrängt, wo denn in vorliegendem Falle ein durch Umstände modificirtes, störendes Zusammenwirken sothane Erscheinung erzeugt und unter gleichen Umständen ewig eben so erzeugen wird.

Deshalb ist es freilich wahr, daß kein Sperling ohne Gottes Willen vom Dache fällt; aber dieser Wille ist gerade so alt wie die Welt, oder vielmehr es ist gar nicht die Folge eines speciellen Willens, weil unter den Attributen Gottes kein dem menschlichen analoger Wille figurirt, der Ueberlegung, Entschluß, und That voraussetzt. Es ist vielmehr Alles Folge einer sich in ewigen, anscheinend verwirrten Formen durchkreuzenden Gesetzlichkeit. Nimmer kommt Gott in menschlicher

Weise auf die Idee, Dieses oder Jenes zu thun oder zu lassen, heute etwa ein Thier mit zwei Köpfen und morgen einen Friedrich den Großen zu schaffen, heute einem Knaben sein Butterbrot in den Sand und morgen einen König vom Throne zu werfen.

Dieses Forschen, dieses Haschen nach speciellen, den menschlichen analogen Entschlüssen und deren Motiven ist es, was uns ewig irre führt. Höchstens könnten wir fragen: warum sind die ewigen Naturgesetze so geordnet, daß aus diesen Ursachen solche Wirkungen entstehen müssen? Das wäre aber ungefähr eine Frage wie die: warum ist dieser ungeheure Raum im All mit Weltkörpern bevölkert und warum nicht viel lieber ein ungeheures Nichts? Wer aber so zu fragen sich vermessen könnte, der hat gewiß selbst noch nie eine verständige Antwort auf Etwas gegeben.

Die Herrschaft der Naturgesetze ist also zunächst die Macht, unter der sich Alles Geschaffene beugen muß, und der Schöpfer selbst unterwarf sich denselben für die Spanne Ewigkeit bis zur nächsten Umwälzung, für welche uns das Maß nicht gegeben ist. Neben diesen mechanischen Gesetzen — die noch bei Weitem nicht alle bekannt sind und deren Erforschung eine der Hauptaufgaben der Wissenschaft ist, um uns dieselben dienstbar zu machen — warf nun der Urheber aller Dinge in die Seele des Menschen, (damit diese hoch über allen Erscheinungen der Erde stehen sollte) einen Funken aus seiner ursprünglichen Einheit, das geistige Gefühl; er schuf also das Bewußtsein und mit diesem im Menschen eine eigenthümliche Ausnahmsschöpfung inmitten des großen Naturverbandes, deren Gesetze ihm dadurch zwar nicht unterthan, (denn das sind sie vermöge ihrer Vollendung selbst dem Urheber nicht), aber doch dienstbar wurden. Zugleich mit dieser Dienstbarkeit entstand ein auf die Naturgesetze basirter, aber erst durch die Gottähnlichkeit des Menschgeistes möglich gewordener neuer, gedoppelter Gesetzeskreis, nämlich die Gesetze der Sittlichkeit (oder der Moral) und die Gesetze der Kunst. Beide Gesetzeskreise stellen sich ihrer Natur nach nur als in der Möglichkeit, nicht in der Nothwendigkeit wie die Naturgesetze, dar; doch ist die Glückseligkeit der Menschheit schon auf Erden in diesen gedoppelten Gesetzkreis gelegt, und zwar die materielle in den der Kunst, die geistige in den der Sittlichkeit. Und hiermit ist dem Ausnahmsgeschöpfe Mensch die ungeheure Aufgabe zugewiesen, die er leider bisher noch nicht gelöst hat: seines eigenen Glückes Schmied zu sein, so oft und so viel auch Helfer geboren wurden und so viel Mühe man sich auch in den Jahrtausenden der Existenz des Menschengeschlechts gegeben hat. Jener Zustand der Glückseligkeit aber, von dem alle weisen und guten Menschen

als erstrebbar geträumt, ist aber jener, den auch Jesus für erreichbar hielt und für den er sein Leben zum Opfer brachte: es ist das Reich Gottes, von dem er so oft und eindringlich sprach, für das er schwärmte.

Die erste und höchste Aufgabe der menschlichen Gesellschaft ist es nun, diese Aufgabe zu lösen. Allerdings ist sie schwierig, aber nicht unmöglich, der Gedanke, sie zu lösen, aber herrlich und erhaben, würdig, die besten Kräfte daran zu wagen. Allein niemals wird es gelingen, so lange man nicht aufhört, das Edlere, Höhere, Göttliche in uns zu mißhandeln, die Vernunft zu knechten und phantastische Dogmen für Wahrheit auszugeben.

In einem meiner frühesten Werke: „Das Manifest der Vernunft“ habe ich dieses Thema umfassend behandelt und schloß dort mit folgender elegischen Klage und Vorwurf:

Wohin enteilt mit trübem Blicke
Mein Geist im Phantasienflug! —
Noch hinkt die Menschheit an der Krücke,
Die sie seit grauen Jahren trug.
Das Reich des Wissens ward durchkrochen
Auf weiter, blutbespritzter Bahn.
Nur Trost ins wunde Herz gesprochen;
Als Muth — nur Demuth gut gethan.

Nacht ist die Welt! — Genießen: — Thränen;
Das Auge blind; Vernunft — ein Spott!
Das Herz verderbt. Nur durch Versöhnen
Blieb uns der Weltenvater: Gott!
Was der im Fleische sich erschaffen,
Heißt schlecht, ist Geistes böse Noth,
Und jammernd — ferner Hoffnung Affen,
Heißt Leben — nur ein langer Tod.

Nur Glauben führt zum höchsten Ziele,
Nur Dulden sichert schönsten Lohn.
Und aus dem heil'gen Formelnspiele
Schnitzt sich von selbst ein Himmelsthron.
Jedwedes Wort fügt eine Sprosse
Zur Seelenleiter himmelan.
Die That — heißt eine leere Glosse,
Die klügelnd sich der Witz ersann.

Gestehts: An solcher schwachen Krücke
Hinkt es sich traurig durch die Welt,
Drum fort nun mit dem morschen Stücke,
Das länger wahrlich nicht mehr hält.
Baut der Vernunft den Ehrentempel,
Hängt jenen Krückstab drinnen auf
Und grabt, als warnendes Exempel,
Ein schwarzes Kreuz in seinen Knauf.

Wollt ihr den Schöpfer lange höhnen,
Als schaff' er ein verderbt Geschlecht?
Traut nur des Fußes starken Sehnen!
Eu'r einz'ger Stab sei: „Gott und Recht!"
Hebt himmelauf die freien Blicke,
Doch schmäht nicht, was die Erde beut;
Sie ist die schöngeschmückte Brücke
Zum Tempel der Unsterblichkeit.

Er winkt aus unbekannten Sphären;
Sein Priester, Gott, ist unser Freund.
Soll man vom Freunde Lohn begehren,
Weil er es redlich mit uns meint?
Er schuf uns Blüthen hier zum Kranze,
Ihm sei ein redlich Herz geweiht.
So schreiten wir in heitrem Tanze
Zum Lande der Unsterblichkeit.

Eine wirkliche Thorheit ist es, die menschliche Glückseligkeit mit Umgehung des irdischen Theils erstreben zu wollen, der als der Träger des Geistes diese Beleidigung ersichtlich auf die empfindlichste Weise rächt, so daß die körperliche Verkommenheit mit der geistigen Hand in Hand geht und die Menschheit im großen Ganzen deshalb ein durchaus verkrüppeltes Geschlecht genannt werden muß, das die Absicht des Schöpfers nicht im Entferntesten erfüllt. Aber so taub und blind, so durchaus in Nacht und Wahn ist die Menschheit vielfach noch befangen, daß sie selbst in den Spitzen der Gesellschaft, in den Regentschaften auf beiden Gebieten der geistigen und weltlichen Macht, den widersinnigsten, allen Naturgesetzen Hohn sprechenden Irrthümern die Sanction der angemaßten Obmacht garantirt und dadurch die arme verblendete Menschheit nur immer tiefer ins Verderben führt, aus dem zu erlösen gerade ihnen die Aufgabe zugeschoben wurde. Ich kann hier diese jammervollen Thatsachen freilich nur beiläufig berühren; sie ganz zu übergehen heißt aber sich zum Mitschuldigen derselben machen. So sei es denn gesagt, daß der gedoppelte Fluch, der auf der Menschheit lastet und ihr wie zwei böse Engel mit feurigen Schwertern den Eingang des zweiten Paradieses erwehrt, mit den Namen auch die Bezeichnung ihres Wesens findet. Sie heißen M e d i c i n und T h e o l o g i e. Jene untergräbt den Körper, diese den Geist, und so lange s i e herrschen, ist an keine allgemeine Glückseligkeit auf Erden zu denken. Das ist eine schwere Anklage, aber Wahrheit über Alles! Hier stehe ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen.

Die nächste und nothwendigste Aufgabe, bessere menschliche Zustände auf Erden anzustreben, ist die Verbannung aller naturgesetzwidrigen Dogmen aus dem Lehrplan, mit dem man sich schon an der Jugend versündigt, indem man die Erweckung des angebornen göttlichen Funkens durch naturgesetzwidrige Lehrsätze zu fördern trachtet und somit durch eine Unwahrheit, die der Sünde gleich zu achten, den Gegensatz, das Gute, das Edle zu erstreben sucht: ein Widerspruch, der sich ähnlich in materieller Weise wiederholt, indem man in der Heilkunst, die dem Körper zu Gute kommen soll, durch tödtliche Gifte die Gesundheit fördern zu können vermeint, was nun und nimmer von Erfolg sein kann, sondern naturgesetzlich gerade die entgegengesetzte Wirkung erzeugt. Eine tausendjährige Erfahrung spricht für die Wahrheit dieser Behauptung: unzählige edle Männer sind mit dem Proteste gegen die falschen Lehren als Märtyrer in das Grab gestiegen, aber noch immer behauptet der schmähliche Irrthum sein angeerbtes Recht, die Wahrheit wird gleich einer Bettlerin von der Thür gewiesen, und das Elend der Menschen geht vor wie nach seinen gemessenen Gang, wie die Naturgesetze überhaupt und überall. Sie sind uns dienstbar; aber nur, wenn wir auf ihren Wegen wandeln, einmüthig und folgsam, führen sie zum Heile, und sie — die man nach dem Lehrplan der Obscuranten als die Wurzel des Bösen zu verketzern sich vermißt — geben uns, recht verstanden, die Grundzüge der Moral, denn beide verfolgen grundsätzlich nur einen und denselben Zweck.

Sie, die Naturgesetze, sprechen es in unverkennbarem Drange, in jedem Organismus, klein oder groß, Pflanze oder Thier, unwiderleglich aus, daß eine behagliche Darlebung der zugemessenen Zeit die allgemein verfolgte Tendenz der Natur ist. Die Ephemere bedarf dazu 24 Stunden, der Elephant bei 200 Jahre, der Mensch etwa die Hälfte: jeder ungefähr das Fünffache der vollständigen Entwicklungs-Periode oder des Wachsthums. Was sollte nun aber das Moralgesetz wohl A n d e r e s wollen? Alle Pflichten gegen sich selbst, gegen die Nebengeschöpfe und namentlich gegen den Neben-M e n s c h e n laufen auf denselben Zweck hinaus, und die Wahrnehmung derselben gegen die unvernünftige Creatur ist erst in unsern Tagen als der Moral angehörig erkannt, acceptirt und sogar in das Gesetzbuch der Justiz mit aufgenommen worden.

Sehen wir aber auch hiervon ab und bleiben bei dem Brüderkreise stehen, so führt uns gleich der erste Schritt zu dem Lebensnerv aller Moral, zu der Liebe, die ja auch der erhabene Stifter unserer Religion, der weise Nazarener, als die Wurzel aller Moral, als den Inbegriff aller Tugend mit den Worten hinstellt: „L i e b e D e i n e n N ä c h s t e n w i e

Dich selbst." Selbst die Feindesliebe hielt er nicht für unangemessen in den Kreis der Verpflichtung aufzunehmen. Da aber das Gesetz, die Verpflichtung, für Alle gilt, so liegt darin selbstverständlich auch die allgemeine Gegenseitigkeit, und somit ist der Beweis geführt, daß die Naturgesetze identisch mit der christlichen Moral sind. Was brauchen wir ander Zeugniß, daß das eigentliche, das Urchristenthum, eine reine Vernunft- und Natur-Religion ist?

Das Gesetz genügt indeß niemals ohne Weiteres schon an sich, sondern die Erfüllung des Gesetzes ist das Wesentliche. Sie kann nur durch eine besondere Veranstaltung, die wir religiöse Bildung nennen und die zu innerer Kräftigung führt, erzielt werden und beruht gänzlich auf der Erweckung des den Menschen angeborenen göttlichen Funkens, was selbstverständlich nicht durch willkürlich ersonnene, sogenannte Heilswahrheiten erreicht werden kann. Die dadurch erstrebte, mangelhafte und verkrüppelte Ausbildung des Göttlichen in uns, wozu auch die falsche Ansicht und Lehre gehört, der Gottheit willkürlichen Einfluß auf die Vorgänge in der Natur, wohl gar den Glauben an eine zeitweilige Suspension der Naturgesetze beizumessen, kann — ich muß es wiederholen — als eine Unwahrheit und mithin Unsittlichkeit niemals gesegnete Früchte tragen. Alle Erscheinungen, namentlich die überfüllten Gefangenhäuser, zeugen für die Wahrheit dieser Behauptung einerseits, während andrerseits nicht zu leugnen ist, daß ein großer Theil der Menschen, der sich durch eigene Kraft von der Weltlüge frei gemacht hat, zu größerer Sittlichkeit sich emporarbeitet, wovon u. A. auch das Leben an den Höfen der Gegenwart im Vergleich zu dem in früheren Jahrhunderten ein gewichtiges Zeugniß liefert.

Schreiten wir nun auf dem Wege zur Erkenntniß Gottes weiter vor, so kann die jedem Menschen eingeborene Anlage, das Wesen desselben in einem Abbilde darzustellen, als ein dem Naturverbande einverleibtes Gesetz nur in harmonischem Anschließen an ihn, oder mit andern Worten: nur durch verständige Unterwerfung unter die Gesetze, die, von dem göttlichen Einheitswesen ausgegangen und durch dasselbe fort und fort bestehend, in der Materie zur Erscheinung streben, erzielt werden, denn Alles, was wir Positives, Wirkliches, Thatsächliches über Gott wissen, besteht einzig und allein — da wir von jeder sinnlichen Wahrnehmung seiner Persönlichkeit absehen müssen — in der Erkenntniß der von ihm ausgegangenen Natur- und Moralgesetze, die, wie eben gezeigt, gleichbedeutend sind.

Die genaue Erkenntniß dieser Gesetze und eine denselben entsprechende Regelung unsers Verhaltens ist denn auch zunächst der Weg zur

Veredelung und derselben entsprechend zur Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft. Es ist uns gegeben, den ganzen Kreis jener Gesetze als unserm Wohl dienstbar zu betrachten, wobei als der erste und nächste Gewinn, namentlich bei jeder neuen Entdeckung, bei jeder Entschleierung eines bisher verborgen gewesenen Geheimnisses in dem natürlichen Gesetzbuch das gesteigerte Bewußtsein von der Größe und Herrlichkeit des Urhebers betrachtet werden muß. Dieses Bewußtsein ist zugleich die höchste und reinste Anbetung. Ich wiederhole: Die Gesetze allein sind es, die in einer dem Menschen verständlichen, articulirten Sprache von der Größe und dem Willen des Urhebers reden; ja, es giebt Paragraphen in dem Gesetzbuche, deren Verständniß auch dem Bornirtesten zugänglich ist. Da es nun mein vorzüglichstes Augenmerk ist, Alles zu beweisen, was ich sage und behaupte, so will ich dem Leser einige der prägnantesten und am leichtesten zu würdigenden derartigen Gesetze vorlegen.

Z. B. in Betreff der Geschlechtsordnung spricht der Herr:

„Ich will, daß jedes Thiergeschlecht sich nur in der Gattung regenerire, der ich es uranfänglich zugeordnet. Zwar gebe ich der Willkür so viel nach, daß ich die Befruchtung verschiedener verwandter Gattungen in erster Instanz zulasse; doch schon in der zweiten und fernern nicht mehr, denn dadurch würde die Geschlechtsordnung, die ich weislich eingeführt, zuletzt in eine allgemeine Anarchie der Arten und Gestalten aufgelöst, und ich würde das Geschöpf meiner Ordnung nicht erkennen."

Ferner: „Es sollen sich die Individuen in den Familien nicht fortzeugen, sondern zur Kräftigung der Geschlechter sollen die Racen sich kreuzen, z. B. schwarz mit blond." Aus diesem früh erkannten Gesetz ist auch das Verbot gegen die sogenannte Blutschande entstanden.

In der Chemie, der Agricultur und vorzüglich auch in der Diätetik giebt es eine Unzahl solcher deutlich ausgesprochenen Gesetze, von denen unsere Wohlfahrt unabänderlich abhängt. Z. B: Wer die Haut seines Körpers nicht reinigt, der verfällt in Siechthum und Krankheit. Wer Kohlendunst verschluckt, der soll des Todes sterben u. s. w. in endloser Reihe. Man wird eingestehen, daß dergleichen Gebote ganz anderer Natur sind, als jene gefälschten angeblichen göttlichen Heischungen, z. B. Du sollst Freitags kein Fleisch essen; oder Du sollst in der Kirche Dein Haupt entblößen; Du sollst Sonntags keine Arbeit verrichten, es sei denn, daß Du Dir zuvor Ablaß erkauftest, und dergleichen; oder: Du sollst Sonntags Morgens Dein Schaufenster schließen, und was der menschlichen Forderungen mehr sind, die heute gelten und morgen vergessen sind, während die göttlichen Gesetze Geltung haben von Ewigkeit zu

Ewigkeit. Wahrlich, der Naturforscher ist gar ein würdiger Priester Gottes, und wenn einst der ehrwürdige Aesculap Hufeland seiner Zeit zu allem Volke sprach:

„Es gewöhne sich Jedweder, Morgens nach dem Erwachen ein Glas frischen kalten Wassers zu trinken, denn man kann und soll ebensowohl die inneren, wie die äußeren Gliedmaßen reinigen und wird die Gesundheit des Körpers dadurch erhalten. . .“

so folgt der Verständige mit Freuden solchem Gebot. Das würdigste Abbild der Gottheit ist die Hygiea.

Dergleichen Ansichten und Behauptungen mögen manchen im Irrthum Ergrauten, sonderbar erscheinen, aber diese Lehre ist kerngesund, und es sollte billiger Weise bei der Jugend die Naturlehre über die Dogmenlehre gehn, so daß man, mit möglichster Vermeidung der Prüderie, aus dem offenen Buche der Natur und den verborgensten, geheimsten Winkeln desselben den Gott in seiner sichtbaren und faßbaren Offenbarung den Schülern entgegenführte, um von hier aus durch logische, folgerichtige Schlüsse auf der Stufenleiter des Gedankens zu der Idee der universellen Einheit weiter zu schreiten, die als Embryo in jeder Menschenseele schlummert und durch deren Erweckung der Mensch eben zu dem Bewußtsein seiner Würde geführt wird, die ihn zu allem Guten, zu allen Tugenden geschickt macht und seinen Geist gegen die Gefahr und Angriffe des Geschicks in allen Lagen des Lebens wappnet.

Ueber dem Körnchen Begreiflichen bleibt freilich noch eine ganze Welt des Unbegreiflichen nach, und wie könnte es bei der timiden Größe des Meisters und bei unserer, dem unbedeutenden Wohnplatz im Universum entsprechenden Unbedeutendheit auch anders sein? Das Begreifliche aber ist vollkommen ausreichend für menschliche Zwecke und das neugierige Mehrwollen bestraft sich, außer dem Versagen, noch durch Selbstbetrug, den wir Schwärmerei zu nennen pflegen: diejenige Krankheit der Seele, bei welcher das göttliche Princip in uns, das Gefühl, mehrentheils mit und durch afterreligiöse Verführung und Entweihung, künstlich über die natürlichen Grenzen des seelischen Gesetzkreises hinaus verlockt, den Verstand nicht ferner normal durchgeistigt und so zur freien vernunftvollen Thätigkeit nicht befähigt, sondern ihn mit tausend Thor- und Tollheiten ankränkelt und in den Kreis des religiösen Wahnsinns hinüber zerrt.

Unter solchen Umständen bleibt die Gottidee im Menschen selbstverständlich nicht ferner geistig rein. Sie wird personell, figürlich, mit irdischen Begriffen und Anschauungen identificirt. Man redet sich ein und überredet Andere zu demselben Irrthum, als habe sich die Gottheit

zu specieller Incarnation in einzelnen menschlichen Individuen herbeigelassen, oder in etwas weniger crassen Selbsttäuschung, als habe sie bevorzugte Persönlichkeiten eines speciellen Umganges gewürdigt. Dergleichen von einer aus Rand und Band gegangenen Phantasie vorgespiegelte Fictionen finden dann bei schwachen Geistern nur zu leicht Glauben, da die menschliche Natur, je mehr sie geistig verwahrlost ist sich nur zu gern dem Uebersinnlichen zuwendet, so daß der Aberglaube überall ergiebigen Boden für seine verderbliche Aussaat findet und gern und willig dem erträumten Schauspiele nachrennt, wo ein Wahnsinniger es versucht, die unübersteigliche Kluft zu überschreiten, welche zwei Welten von einander scheidet.

Wenn nun auch der trauliche, ordnungsliebende, erdbürgerliche Verstand ein solches Gebahren mit guter Berechtigung ein thörichtes nennt, da er wohl weiß, daß dergleichen Ungeheuerlichkeiten den ersten Gesetzen unsers irdischen Naturverbandes widerstreben und selbst das gewaltsame Hindrängen auf die erste Stufe der Geisterwelt — wozu die Erscheinungen des uneigentlich so genannten thierischen Magnetismus gehören — uns anstatt Aufklärung nur die schauerliche Unergründlichkeit des Außersinnlichen noch mehr bestätigt: so liegt darin die ernste Mahnung, da hinaus keinen verwegenen Schritt zu thun, weil er, anerkannt, nichts unserer irdischen Bestimmung Förderndes bezwecken kann. Damit soll indeß nicht bestritten sein, daß die Gottheit uns nicht in dem einfachen, traulichen Naturkreise unsers irdischen Seins, eben durch unser geistiges Verwandtsein, auf andere Weise und prägnanter entgegentreten könne, als sie es den übrigen, im Traum des irdischen Seins befangenen Wesen der Schöpfung thut. Ja, ich fühle mich, gleich allen im Bewußtsein vorgeschrittenen Menschwesen, überzeugt, daß, eben mit der uranfänglichen Veranstaltung des Sichbewußtwerdens, wodurch die Einheit Gottes in einem bevorzugt organisirten Leibwesen auf Erden sich in gewissem Grade speciell incarnirte, ein nach keinem sinnlichen Maßstabe zu ermessender und nach keiner uns begreiflichen Regel geordneter Connex zwischen dem Urgeist und dem Menschengeist veranstaltet wurde, dessen äußerster Anknüpfungspunkt das Gefühl ist, das seinerseits wieder auf den Verstand influirend und diesen zur Vernunft veredelnd, von hier uns im Kreislauf auf das Sinnliche an und um uns und sodann auch weiterhin auf unser Geschick einwirkt.

Diese besondere Connexität nun aber forciren und zu auffälligen, naturgesetzwidrigen Erscheinungen à la Cagliostro, Graf St. Germain, und in unserer Zeit à la „Medium“ bringen zu wollen, heißt die Natur mißhandeln und den Schöpfer in seinen Werken beleidigen; denn nicht

nur die materielle, sinnlich wahrnehmbare Natur hat ihre unumstößlichen Gesetze, sondern auch die geistige, und auf die Entzifferung dieser, die in hundertfachen Verschleierungen in der Menschenbrust schlummernd der Erweckung harren, beruht das individuelle und socielle Wohl der ganzen Menschheit.

Diese Erweckung und Erregung zu vermitteln, ist die natürliche Aufgabe der Theologie und der Staatswissenschaft; beide aber haben bis jetzt diese ihre urabsichtliche Mission nicht zu lösen verstanden, weil sie den Plan des Schöpfers und die geistige Construction der Menschenschöpfung, vor Allem die Heiligkeit der gouvernirenden Vernunft noch immer nicht begriffen haben und auch nicht begreifen wollen. In ihrer Verblendung halten sie sich nur an vom Rufe hochgestellte Autoritäten und bedenken nicht, daß die Veranstaltungen der Weltregierung andere Tendenzen verfolgen, diese aber ihre Propheten nicht mit Fanfaren erweckt und selten in der Wiege auf seidenen Kissen und Eiderdaunen bettet, sondern auch heute noch die Krippe für sein Bett gut genug erachtet. Leider hat auch die Verkehrtheit der Gewalthaber in Verkennung der höheren Gesetzlichkeit seit jeher die Erde zu einem Schlachthause gemacht. Robespierre's Experiment der Halsabschneiderei füllte ein Namenregister von 300 Druckseiten, und die französischen Könige waren es, die ihn und eine ganze Nation zum Wahnsinn trieben. Wollte man doch nie vergessen und der Warnung eingedenk sein, daß das Schrecklichste der Schrecken eben der Mensch in seinem Wahn ist, vor Allem, wenn man seinen Händen das Schwert der Themis anvertraut.

Doch warum sich das Herz wund reden um Unwiederbringliches! Legen wir getrost unser Scherflein in den Gotteskasten der Zeit und sprechen mit dem weisen Nazarener: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

Jener specielle Connex, oder, um in einem Bilde zu reden, jener Nabelstrang, der das Menschwesen mit dem Gottwesen fort und fort verknüpft, bis der Tod (den ein Weiser die eigentliche erste Geburt nannte) das Band für diese Erde zerreißt, oder vielmehr das lebhafte Bewußtsein von diesem Ingottleben ist ein integrirender Theil der Religion; doch soll es mehr eine stille beseligende Empfindung, denn der Gegenstand eines anmaßenden und herausfordernden Eclats sein.

Die Wahrheit der Existenz jenes Ingottlebens soll eigentlich nur wie ein stilles, ruhiges, freudiges und vertrauenvolles Bewußtsein in unserer Seele ruhen und die höchste Bethätigung ein einsam-stilles

Gedankengebet sein. Mag den Schwachen am Geiste — wer wollte das bestreiten? — eine große Zuthat äußern Cultus zur geistigen Erweckung und Kräftigung nothwendig sein; der Gottgereifte profanirt das Allerheiligste seines Daseins durch möglichst wenige Worte und Mimik, und die geistige Sonne, die sein Innerstes tief bis in die geheimsten Kammern durchglüht, bezeugt ihre wohlthätige Kraft zu allermeist nur durch die gereifte Frucht, die in seinem ganzen Sein und Wesen, in jeder seiner Handlungen zu Tage tritt und ihn mit dem Namen eines Edlen, Biedern, sei es auch nur vor seinem eigenen Bewußtsein, krönt: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Schwachen!" sprach der Nazarener, und er hatte die Tiefen der menschlichen Natur wohl ergründet.

Wir sind nun, denke ich, auf diesem Wege zu der Erkenntniß vorgeschritten, daß wir uns die Gottheit nicht als einen Greis mit langem Bart und einem Scepter in der Hand, auf einem Throne sitzend, zu betrachten haben, sondern daß unser Gott ein Gott des Gedankens, der Empfindung, eine Alles durchdringende, Alles belebende Kraft ist, von der wir uns in der That kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen können und dürfen, sofern wir nicht dem Irrthum und dessen unausbleiblichen Folgen verfallen wollen.

Dieser Gedanke aber, von Jugend auf einmüthig mit der Wahrheit, d. h. mit der Natur der Dinge in uns erweckt, gepflegt und zur lebendigsten Ueberzeugung herausgebildet, ist der Impuls zu allem Guten, Großen und Schönen, denn darin liegt die Kraft und das Mittel, die uns als Menschwesen zugeschobene, schwere Aufgabe im freien Entschließen und aus eigner Kraft zu erfüllen. Das weisere Alter aber muß der Jugend, der Begabtere dem Beschränkteren helfen, und vor Allem ist es die unabweisbare Pflicht der Regenten auf Erden, an ihren Pflegebefohlenen nicht zum Schelm zu werden, sondern dafür zu sorgen, daß Geist und Körper vor dem Gifthauch der Lüge auf allen Gebieten bewahrt bleiben.

Die Moral, die allem Volke gepredigt werden soll, ist einfach, und es giebt nur eine natürliche. Was auch die Philosophen von der Modification des Moralprincips nach Sitte, Gewohnheit und Erkenntniß verschiedener Völker in ihrem Unverstande gepredigt haben, es giebt nur eine Moral, ewig wie Gott selbst und wie die Menschheit.

Der Samojede, Neuseeländer, Baschkire, Hindu, Muhamedaner, Jude und Christ: alle sind Kinder einer Natur, und diese spricht das allgemeine Moral-Princip in der schon bezeichneten Weise mit unverkennbarer Deutlichkeit aus. Wie konnte man dies doch nur mißver-

stehen? In dem einen Worte: Leben liegt das ganze Geheimniß und die Erklärung. Ohne Leben giebt es keine und bedarf es keiner Moral, und was das Leben will, soll auch die Moral — immer aber unter dem Hinblick auf die Folgen — wollen und fördern. Die Natur will nicht etwa nur die behagliche Existenz, die Dauer eines oder einiger, sondern aller ihrer Wesen, und schuf dafür zwei Helfer: die Kräfte der Natur und den Menschengeist, der sie weckt und belebt. Ueber dem Allen aber schwebt das wachende Auge, der befruchtende Odem, die Seele alles Guten und Schönen: die Liebe Aller zu Allen, deren Vorbild wir aber in der Natur wiederfinden, die uns Alle, wie eine Mutter ihre Küchlein, mit so unendlicher, nie rastender Sorgfalt unter ihre Flügel nimmt, oder wie Jesus sich ausdrückt: „ihre Sonne leuchten läßt über die Guten und über die Bösen."

Diese Liebe und deren Attribute: der Fleiß, die Selbstverleugnung, Sanftmuth, Duldsamkeit, Ausdauer und wie die nothwendigen Requisiten heißen mögen, die sie erweckt und beansprucht, muß und soll als die Seele aller Moral gelten für alle Völker der Erde; denn nicht etwa Menschen haben sie erfunden, sondern der Schöpfer schuf sie zugleich mit dem Leben, und darum sind ursprünglich Gott, Mensch und Moral für uns eng verbundene Begriffe.

Mag ein entartetes Volk das Naturgesetz verkennen und etwas willkürlich Ersonnenes an dessen Stelle setzen; mag selbst der auf seine Bildung so stolze Europäer die Pflicht des Brudermordes, die Kriegspflicht, in den Moralbegriff einschwärzen: die Natur erkennt dergleichen nicht an, und hoffentlich wird auch die Zeit nicht fern mehr sein, wo auch die Gewaltigen der Erde das Christenthum richtiger als bisher verstehen und zu der Erkenntniß gelangen werden, daß sich die Wohlfahrt der Völker auch ohne Krieg und Blutvergießen, ohne die Kunst der Halsabschneiderei à la Dahomey fördern läßt, und daß der Christ darin allen Völkern vorangehen soll. Ehrend und groß ist es zwar, ohne Zagen zu sterben, wenn die Nothwendigkeit mit ehernem Schritte herantritt; eben so groß aber auch ist es, der Vernichtung so lange zu wehren, als nur noch eine einzige Sehne unsers Körpers Spannkraft besitzt oder der Geist andere Wege zur Großthat aufzufinden weiß, als von dem ihm angewiesenen Posten zu desertiren.

Je mehr Individuen der menschlichen Gesellschaft dem reinen Moralprincip huldigen, um so leichter wird die Lösung der Aufgabe, seine Pflichten gegen die Mitgeschöpfe, namentlich den Mitmenschen, zu erfüllen. Die große Zahl verderbter Menschen, deren Sittenverfall wir der auf sie von Kindesbeinen an losgelassenen großen Weltlüge beimaßen,

erschwert nicht nur die selbstthätige Veredlung, sondern macht sie dem Einzelnen oft unmöglich; denn die Nothwendigkeit, auf seiner Hut zu sein gegen Täuschung, Betrug und Anfall aller Art, erregt nothwendiger Weise Mißtrauen, welches die natürliche Mutter mancher Ungerechtigkeit ist. Darum soll der Mensch, entfernt von jeder sectirischen, intoleranten und vernunftfeindlichen Dogmenlehre, zu dem reinen Moralprincip, das in Gott seine Wurzel schlägt, von Jugend an herausgebildet werden, also nicht durch Trug und Verrath an Vernunft und Natur, sondern durch jene unwiderlegliche Wahrheit, wie sie in dem Gesetzbuch der Natur ihre Sanction findet und als recht nicht verkannt werden kann.

Eben wie ich diese Worte aus eigener gewonnener Ueberzeugung niederschreibe, bringt aus dem freien Amerika, aus Philadelphia, ein factisches Zeugniß für diese meine Lehre herüber, das, die Beweiskraft an der Stirne, dem Leser zur Stärkung im Glauben an die heilige Vernunft nicht vorenthalten werden soll.

Ein einstmals armer und unbekannt die Gestade Amerika's beschreitender Knabe, der im Laufe der Zeit die dort nicht seltene Kunst erlernte, ein Millionär zu werden, Girard mit Namen, überschritt in letzter Zeit den Rubicon zwischen Diesseits und Jenseits und hinterließ u. A. ein Vermächtniß von 2 Millionen Dollars, von denen, wie er verordnete, eine Anstalt für 300 Waisenkinder errichtet werden sollte und bereits errichtet ist. Eine Clausel aber verordnet als Bedingung für besagte Anstalt: „Ich befehle und verlange, daß niemals ein Geistlicher, Missionair oder Prediger irgend einer religiösen Secte, sie möge Namen haben, welchen sie wolle, in der von mir gegründeten Anstalt eine dienstliche oder amtliche Stellung einnehme. Im Gegentheil ist es mein unabänderlicher Wille, daß eine Person genannter Art zu den Räumlichkeiten, welche meine Stiftung einnimmt, unter gänzlich keinem Vorwande, ja nicht einmal unter dem des Besuchs, zugelassen werden darf. Meine Absicht geht eben dahin, in Erwägung der großen Menge von Secten und der in religiöser Beziehung so gar weit aus einander gehenden Menschenmeinungen, die zarten Seelen derjenigen Waisen, die an dem Genusse meiner Hinterlassenheit Theil zu nehmen haben, von alle der Aufregung frei zu erhalten, welche durch die Gegensätze der verschiedenen Religionslehren nur zu leicht erzeugt wird. Religion also, oder vielmehr Confession, soll in meinem Collegium nicht gelehrt werden; dagegen aber verlange ich, daß die Lehrer und Erzieher sich die größte Mühe geben sollen, die reinen Grundsätze der Moral in die Herzen der jungen Waisen zu pflanzen; denn ich will haben, daß meine Zöglinge, wenn sie einst ins thätige Leben treten, sich aus Gewohnheit

und wirklicher Neigung nach der Lebensregel: „Wie ich Dir, so Du mir!" gegen ihre Mitmenschen wohlthätig und mildherzig erweisen sollen. Deshalb soll man ihnen Liebe zur Wahrheit einprägen und sie zur Nüchternheit und zum Fleiß erziehen; dann bin ich überzeugt, werden sie, wenn sie sich später für irgend eine Lebensrichtung entscheiden, eine solche auswählen, welche ihre gereifte Vernunft so wie ihre moralische Denkweise sie als die beste erkennen läßt."

Die Geistlichen gaben sich alle erdenkbare Mühe, diese Clausel rückgängig zu machen. Aber vergebens. Ein Augenzeuge berichtet, daß im Girard=Collège — so nennt man die Anstalt — der vollkommenste Friede und eine wirklich rührende Eintracht herrscht, so daß Männer von Gewicht, die die Anstalt auf das Genaueste prüften, übereinstimmend im Lobe derselben waren. Es gingen bisher nur redliche, mäßige, arbeitsame und gebildete Menschen aus derselben hervor.

Hier haben wir also den lebenden Beweis, daß die veralteten, vernunftwidrigen Dogmenlehren durchaus kein nothwendiges Requisit für die Erziehung der Menschen sind; und gedenken wir vollends mancher Länder, z. B. Italiens, wo neben dem Katholicismus alle Laster in Blüthe stehen, so müssen wir die widerspruchsvollen Lehren der Kirche nur als der Moral nachtheilig betrachten und erklären.

Leider aber sind die Kerne jenes Apfels nicht der Er=, sondern Verkenntniß so üppig aufgegangen und haben so sehr alle Völker der Erde mit ihrem Gifte durchsättigt, daß des Kränkelns kein Ende abzusehen, und dennoch speist man uns und unsere Kinder fort und fort mit der unseligen Frucht.

Ich wiederhole es: ursprünglich gilt uns nur **ein** Gott, **eine** Natur, **eine** Menschheit. Da beginnt man aber zu künsteln, macht sich tausend verschiedene Götter und jede Partei schwört darauf, ausschließlich den rechten zu besitzen. Im Zank darüber schneidet man einander die Hälse ab, und doch hat am Ende keine den rechten. Gott ist kein Gemachtes, sondern ein Gegebenes; er will erkannt, nicht ersonnen sein, und was sich nicht von ihm erkennen läßt, dessen bedürfen wir nicht. Möge Jeder im Stillen mit seiner Phantasie die Schauer seiner ungemessenen Größe empfinden; möge er an der Hand der Sternenweisen die unermessenen Räume des Alls durchschreiten von Stern zu Stern; möge er selbst die Welten überdenken und die Wesen, die auf jenen unbekannten Schauplätzen der Natur als Zeugen der unendlichen Größe unseres gemeinschaftlichen Urhebers leben und empfinden: — aber er hüte sich, seinen Phanthasmen Gestalt zu geben, Dogmen darauf zu gründen und sie seinen Mitmenschen als angebliche Wahrheiten, als

Realitäten aufzubringen. Einer soll nicht des Andern Narr sein, vor Allem nicht in dem Heiligsten, was uns gegeben. Kein Punkt in der Geschichte hat sich ein Recht über uns anzumaßen, und Alles was die Natur verwirft, kann keinen Glauben von uns beanspruchen.

Des Menschen Phantasie ist schöpferisch; jede ist fähig, sich mit ungemessener Willkür ihre eigne Welt nach Laune zu construiren und schwachen Geistern als wirklich aufzuheften. Gottes Schöpfung allein ist eins und beständig, und jede Lehre soll nur ihr Commentar sein. Wahrlich, es heißt die Menschenwürde schlecht begreifen, wenn man es versucht, uns zum gedankenlos nachahmenden Affen zu machen in dem, was unserer Interessen größte in sich beschließt.

Jede unverschuldete Herabwürdigung unserer sittlichen Würde beraubt uns mit der Ehre, zumal im Munde der Priester, noch des Selbstvertrauens. Kam man nun wirklich als Taugenichts auf die Welt und scheidet man als solcher wieder ab; ist das gute Haar, das man uns etwa noch zugesteht, nur das Verdienst eines Andern, ist es gar Gnade, so müßte man sich vor sich selbst schämen. Mit dem vernichteten Ehrgefühl aber wird der Mensch zu allem Schlechten fähig. Man lehre ihn daher früh seine Menschenwürde kennen und wecke den moralischen Stolz, sich dieser Würde gemäß zu betragen. Man zeige ihm seine Anlagen, seine Kräfte, seine Vorzüge vor allen organischen Wesen auf diesem Naturschauplatz, seine nächste Verwandschaft mit Gott, der in ihm und in dem er lebt. Man erfülle seinen Geist mit dem schauerlichen Gefühl der Gottesgröße und lehre ihn vor Allem, dieses Wesen ohne Bild in einen generellen Begriff zusammenfassen. Es ist dies nicht so schwierig, als man vielleicht fürchtet und uns Mancher glauben machen möchte. Wer sagt mir zum Beispiel, wie ein Publikum gestaltet ist? Wie sieht es aus? Wer kann sagen, daß er es jemals gesehen, ja auch nur gehört habe? Und doch: wer leugnet die Existenz desselben, wer seinen Einfluß? Der Vergleich ist freilich schwach, doch sollte ich meinen anschaulich, und Alles mit Gott in Vergleich gestellt, muß nothwendig geringfügig erscheinen, doch niemals bis herab zur Nichtswürdigkeit.

Der Mensch ist nicht ohne die erhabenste Absicht in der Art geschaffen, wie er ist, wie er existirt. Darf ich das Weltgebäude in einem Bilde mit einem Uhrwerk vergleichen, so ist die äußere Erdenrinde ein großes Zifferblatt, und der Mensch vertritt die Function der Zeiger. Auch ohne sie wird die ungeheure Mechanik ihren ungestörten Gang gehen, aber nichts deutet dann an, wie es an der Zeit ist. Nur die Menschheit durcheilt wissend den weiten Stundenkreis, und es ist

mehr als wahrscheinlich, daß die große Weltenuhr dereinst zum Aufbruch schlagen wird. Die Reliquien der Urwelt reden in ihren stillen Grüften ein bedeutsames Wort zu dem Beschauer, und es walten ohne Zweifel noch Gesetze im Sternenplane, von denen sich unsere Gelehrten nichts träumen lassen. Sicher giebt es noch einen anderen Pendelschlag, als den unserer Jahres- und Tageszeiten. Auch die Ewigkeit hat ihre Ziffern, aber nur der Ewige, der sie geschrieben, zählt die Stunden. Fällt nun etwa die große Stunde des Aufbruchs mit der sittlichen Vollendung der Menschheit zusammen? O wie schwach doch die Erkenntniß des Menschen ist! Eine Schrift, in unserer selbsteigenen Muttersprache geschrieben, einen Zoll über unsere Gesichtsfähigkeit hinausgerückt, und wenn sie alle Geheimnisse des Himmels und der Erde verkündete: wir ständen wie Tröpfe vor dem offenen Geheimniß. Und doch so stolz, du armer Erdensohn!

Große, erhabene Gedanken dürfen uns durchschauern; sie aber in System fassen und der Welt als heilige Wahrheiten unterzuschieben, heißt ein Verbrechen gegen die Menschheit begehen. Mährchen zu ersinnen ist jedem mit Phantasie Ausgestatteten ein Leichtes und möge für gewöhnlich erlaubt sein; in der Gottessache dergleichen zu exerciren, liegt außer dem Scherz, und doch treiben es selbst gelehrte Männer in diesem Stück oft bis zum offenbaren Wahnsinn. So spricht der sonst brave Jung Stilling in der neuen Ausgabe seiner Werke, Seite 602 des ersten Bandes im §. 7 seines Glaubensbekenntnisses:

„Gott will und muß nur in Jesu Christo, in seinem Namen, d. i. in seiner Person angebetet werden. Gott außer Christo ist ein metaphysisches Unding, daß sich die kühne Vernunft von der Idee eines höchst vollkommenen Menschen abstrahirt hat. Dieses Unding, das nirgend als im Kopfe der Philosophen existirt, anbeten, ist pure Abgötterei. In Christo findet man nur den Vater der Menschen; nur da will und kann er angebetet werden."

Das hätte sich der arme, große, gottgeweihte Jüngling wohl nicht träumen lassen, als er z. B. sprach: „Was nennst du mich gut? — Niemand ist gut als der einige Gott!" Und solche Stilling'sche Blasphemie streut man ungestraft dem armen bornirten Volke auf die Pfade, wirft sie ihm in die Thüren und aus den Fenstern auf die Gasse! Und jenen englischen Glaubensgeldsäcken und deutschen Tractätchen-Ballen, aus denen die Tollhäuslereien hervorgehen, steht nichts gegenüber als die einfache, schmucklose Vernunft, deren Cultus immer nur noch als geduldet betrachtet wird, während der Aberglaube das Scepter führt und die Welt regiert.

Glücklicher Weise aber bedarf sie, die freundliche, milde Deodata, die Gottgeweihte, der Mäkler und ihrer Künste des Mammons nicht. Endlich wird und muß die Stunde schlagen, wo sie sich losringt aus der Umarmung der grauenhaften Sphynx; sie wird die blutigen Spuren der Entweihung abwaschen von ihrer geheiligten Gestalt und walten unter den Menschen mit Liebe und Milde, nicht durch Trug, sondern durch die ewige und unvergängliche Wahrheit, die Gott selber in das große Buch der Schöpfung niedergeschrieben; und der edlen Gottespflanze wird die edle Frucht entsprießen. Dann wird das Reich Gottes auf Erden beginnen, von dem der weise Nazarener mit so großer Begeisterung sprach.

Zum Schluß resumire ich noch einmal den Kern unserer bis hier gepflogenen Betrachtung über die Gottidee, wie sie in der Brust jedes Vernünftigen lebendig sich regt und gestaltet: Gedanke in ihrer Einheit; Gestalt in ihrer Ausdehnung. Das Glied der Kette, welche Beides auf Erden verknüpft, ist der Mensch. Der sinnlich wahrnehmbare, mechanische Pulsschlag des Herzens ist noch Ausdehnung; jene entzückende Empfindung aber bei dem Gedanken der Gottesgröße, das Produkt des Bewußtseins, ist der erste leise Schimmer der Einheit Gottes, die ihrem Wesen nach unendliches Bewußtsein ist. Mag nun vielleicht jedes über Gott geredete Wort in Beziehung von ihm auf uns Irrthum sein; wird schon der Bürger der Sonne mit ganz andern Worten und Gedanken von ihm zu reden wissen; so bin ich doch gewiß, daß ich in Beziehung von uns auf ihn menschlich mögliche Wahrheit geredet habe.

Wahr ist es auch, daß weder unsere Begriffe, noch unsere Sprache für die Umschreibung des Wesens Gottes, selbst wenn uns die Anschauung desselben möglich gemacht würde, ausreichend wäre, und erst neue Bezeichnungen dafür erfunden werden müßten. Dieser Erfindung aber müßte erst eine Vervollkommnung unserer Sprache, mithin eine neue Schöpfung vorausgehen; denn mit unsern derzeitigen Mitteln möchte es wohl schwerlich zu fassen, und wenn auch, so doch nicht zu demonstriren sein, wie Gott weder Individuum noch das All, sondern etwas Drittes aus ihm Hervorgegangenes sei. Trotzdem bin ich überzeugt, daß dem so ist, und eben so verhält es sich mit allem anderen Unbegreiflichen an ihm. Daß es aber so ist und sein muß, ist das am leichtesten Begreifliche.

Wir nehmen die Aeußerungen, die Manifestation jenes Unbegreiflichen wahr und wissen es doch meist mit keinem, unserm Begreiflichen ent-

sprechenden Attribute zu reimen, weil alle uns bekannten Attribute Analogien von uns Eigenthümlichem sind. So ist es mit Freiheit und Nothwendigkeit, mit Schöpfung, Ewigkeit, Raum, Nichts, Unendlichkeit und gar vielen andern Dingeu. Wir haben einen Maßstab von eines Zolles Länge und möchten die Welt damit ausmessen; da das nun mißlingt, so ersinnt die Phantasie ein willkürliches Facit und heftet es der Einfalt als gefunden auf, eben wie der Schulbube beim Kopfexempel, da er wohl gar den Meister zu hintergehen hofft.

Der Weise bescheidet sich seines Wissens, denn kein Sterblicher hebt sich über die Atmosphäre hinaus, und selbst der Adler, da er der Sonne entgegensteigt, kehrt da zurück, wo die Natur das Markzeichen, der letzten Wolke ausgehängt. Was wir von Gott für unsere Wohlfahrt zu wissen bedürfen, steht in dem Lehrplan der Natur und der Vernunft. Wer aber sein Schulbuch zerreißt und sich an Mährchen ergötzt, der sündigt gegen den heiligen Geist und fordert das ewige Gericht gegen sich in die Schranken.

Wahrlich, es ist nur *ein* Gott, und er selber ist sein Prophet.

Gedanke, sprenge deine Hülle,
Das Wort, in das man dich gebannt! —
Frei mußt du sein, daß sich erfülle,
Was das Gesetz dir zuerkannt.
Des Meeres Fluthen sollst du theilen,
Die Erde spalten, wie ein Buch,
Und bei Gestirnen nächtig weilen,
Wohin des Sehers Rohr je trug.

Wo nur lebend'ger Geist dir winket,
Wo schauend Welt um Welt erblüht:
Im Tropfen, der ein Nichts bedünket,
Im Staube, der am Mittag glüht.
Durch alle Höhen, alle Tiefen
Soll der Gedanke lauschend geh'n;
Denn Millionen Stimmen riefen:
Hier ist die Gottesschrift zu seh'n!

Wo ist ein andres Buch zu finden,
In das er selbst sein Denken schrieb? —
Gesetze, die das Weltall binden,
Daß es in Wirbeln stetig blieb? —
Wo ist die Spur, da er gewandelt?
Wo anders, als auf freiem Plan,
Wo der Allfreie denkt und handelt,
Der eignen Ordnung unterthan.

In diesem Buche will ich lesen,
Auf seinen Spuren lauschend geh'n,
Denn nirgend ist er je gewesen,
Und niemals ist sein Werk gescheh'n,
Weil endlos wie der Zeiten Welle,
Und wie der Lebenskette Band,
Sein Odem webt durch jede Zelle,
Die des Gedankens Flug umspannt.

Umsonst ist's, meinen Geist zu laden
Nach grauer Vorzeit Nebelhöh'n;
Ich will im jungen Licht mich baden,
Die Wunder meines Gott's zu seh'n.
Der Kindheit unbedacht Vergnügen
Mag sich an Seifenblasen freu'n:
Es schlürft der Mann in vollen Zügen
Der Weisheit heil'ge Fluthen ein.

Er hört nicht in des Donners Brüllen
Des Schöpfer's Schelten oder Droh'n:
Er sieht die gold'nen Becher füllen
Für jeden fleiß'gen Erdensohn.
Und in des Strahles Gluthgeberde,
Liest er der Urschrift ält'stes Wort:
Es küßt der Himmel seine Erde
Zu ew'ger Zeugung fort und fort.

Durch seines Tempels mächt'ge Hallen,
Geschmückt mit tausendfält'ger Pracht,
Seh' ich den hohen Priester wallen
Zu heil'gem Dienste Tag und Nacht.
Mit Blüthen schmückt er die Altäre,
Mit Sternen seiner Kuppel Bau,
Und predigt Psalmen seiner Ehre
In ewig neuer Wunderschau. —

Drum laßt uns lauschend in den Hallen,
Im Dom der Andacht, sinnend steh'n,
Und vor dem Priester niederfallen,
Auf daß wir neugeweiht ersteh'n;
Denn nur wer in der heil'gen Quelle
Der Andacht badet seinen Geist,
Dem wird das heil'ge Dunkel helle,
In dem der Odem Gottes kreis't.

Sollt ich nur seinen Namen nennen?
Sollt' ich nur glauben, daß er lebt? —

Nein! — er erschuf mich, zu erkennen
Den Sinn, der in der Schöpfung webt.
Sein Buch liegt offen aufgeschlagen,
Er schuf dem Geiste Gluth und Licht;
So wehrt dem Strahle nicht, zu tagen,
Und les't das göttliche Gedicht.

Kühn in des Meeres grüne Wellen,
Gleich rüst'gen Tauchern, steigt hinab,
Dem Licht die Perle zu gesellen,
Ein Schmuck für unsern Wanderstab. —
Kann denn der Strahl dem Auge schaden?
Die freien Lüfte meiner Brust? —
Nein, mich in Gottes Glanz zu baden,
Sei ewig meines Geistes Lust.

Etwas über die Entstehung der Bücher des Neuen Testaments,

und der Jude Schaul.

Seit der Ausgabe des I. Theils dieses Werks sind mir so manche Zweifel und Einwürfe gegen einzelne Partien desselben von fremder Seite entgegengetreten, daß ich es für nothwendig erachte, den Zweiflern an der Wahrhaftigkeit und Richtigkeit meiner Darstellung in Etwas entgegen zu kommen. Dies kann nicht eindringlicher und zweckmäßiger geschehen, als wenn ich sie in die ersten Zeiten des Christenthums und die Werkstatt einführe, wo die von Vielen noch immer vergötterten Bücher, die die Theologie unter dem Ausdruck Canon zusammenfaßt, zuerst an das Licht traten. Man hat mir es namentlich verdacht, daß ich mich tadelnd über Paulus ausgesprochen, als habe gerade er das Christenthum zuerst corrumpirt, und doch ist dem so, und ich bin gerüstet, die Beweise dafür zu bringen, daß das Urchristenthum eben von Paulus bekämpft und unterdrückt wurde und er zu allererst den Zankapfel in die Arena geworfen, daß er den Streit angefacht, der auch heut noch nicht geschlichtet ist, wie es u. A. der Kampf um die Union erweist, der dem Preußenkönig mit Recht so sehr am Herzen liegt.

Das Urchristenthum, Anfangs Juden-Christenthum genannt, hatte bereits mächtig Wurzel geschlagen, als Paulus mit seinen phantastischen Fabeleien dazwischen trat, und es zeigte sich ihm alsobald, daß unter den Juden kein Heil für seinen Mährchen-Glauben blühe; daher wendete er sich zu den heidnischen, dem Götzendienst ergebenen Griechen und Römern, denen es aus Gewohnheit auf etwas mehr oder weniger Fabelei in Religionssachen nicht ankam. Dennoch würde das barocke

Lehrsystem bald spurlos verschwunden sein, wenn nicht politische Interessen hinzugetreten wären, die ihm zum Siege verhalfen.

Greifen wir indeß nicht vor.

Die Originale der 27 canonischen Schriften des Neuen Testaments sind ursprünglich in griechischer Sprache geschrieben und wurden zwischen 1514 und 1517 zuerst in dieser Sprache gedruckt, und zwar als Bestandtheile der sogenannten Complutensischen Polyglotte, welche der katholische Cardinal Ximenes auf seine Kosten veranstaltete, wozu er die Handschriften lieferte und die Redaction und Correctur durch Gelehrte seiner Wahl besorgen ließ. Die allgemein als gefälscht erkannte Stelle 1. Epist. Joh. Cap. 5, 7: „Denn Drei sind, die da zeugen im Himmel, nämlich der Vater, das Wort und der Heilige Geist, und diese Drei sind Eins," die nur in einigen Handschriften der lateinischen Bibel (Vulgata) vorkommt, stammt aus dieser Polyglotten-Bibel.

Aber schon lange vorher, in den ersten Zeiten der Erfindung der Buchdruckerkunst (1461), war schon eine gedruckte lateinische und einige Jahr später auch eine deutsche Bibel erschienen. Sie wurden aus griechischen Handschriften übersetzt, die jedoch, wie sich erkennen läßt, nicht mit den zu der Polyglotten-Bibel benutzten übereinstimmten. In den Jahren 1516, 1519 und 1522 erschienen ferner in Basel gedruckte Bibeln mit griechischem und lateinischem Text, edirt von Erasmus; auch diese weichen von der Polyglotten-Bibel ab und es fehlt namentlich die oben citirte Stelle in den ersten beiden Ausgaben, nicht aber in der letztern.

Die älteste grichische Handschrift von den Büchern des Neuen Testaments befindet sich im Brittischen Museum zu London. Sie ist auf Pergament in Uncialschrift ohne Wortabtheilung geschrieben; nur zuweilen kommt ein Wortabtheilungszeichen vor, mit etwas weniger Interpunction ohne Accent und Hauchzeichen geschrieben. Man schätzt das Alter auf 1300 bis 1400 Jahre.

Dieser Schrift zunächst an Alter und kritischem Werth folgt eine Handschrift des christlichen Canons, die im römischen Vatican aufbewahrt wird. Im Aeußern ist sie der erstgenannten ähnlich, und bis auf wenige Stellen, die jedoch als eingeschwärzt erkennbar sind, fehlt auch hier jede Wortabtheilung und Interpunction.

Diese beiden Handschriften sind mithin als die ursprüngliche Basis zu betrachten, auf welcher das Lehrsystem begründet wurde, das angeblich als ein Dictat von Gott den Messias und seine Lehre bei uns einzuführen berufen wurde. Es versteht sich von selbst, daß jene beiden Manuscripte nur Copien sind. Die Originale verlieren sich in das

Gebiet der Mythe und es findet sich auch im tiefsten Alterthum keine Spur davon.

Außer jenen vollständigen Copien des Canons existiren indeß noch einzelne Bücher, alle von folgender Beschaffenheit: Es sind keine Rollen, wie z. B. beim alten Testament, sondern Hefte in klein Folio, Quart, auch noch kleiner, theils von Pergament, theils von Seiden-, Baumwollen und auch Leinen-Papier, je nach dem Alter der Handschrift. Die ältesten sind in Uncial-Schrift geschrieben, die jüngeren (vom 10. Jahrhundert an) mit Cursiv-Schrift; jedoch ist jenes nicht immer als Beweis des Alters zu betrachten. Der geübte Blick weiß den Schriftcharakter sehr wohl zu unterscheiden.

Daß es außer diesen canonischen Schriften, aus denen unser neues Testament besteht, auch noch eine große Menge sogenannter apokryphischer gab, hat der Leser aus dem ersten Bande dieses Werks vernommen, so wie auch die Veranlassung, welcher die canonischen Schriften die Eigenschaften der Göttlichkeit verdanken.

Um zur rechten Erkenntniß ihres Werthes oder Unwerthes zu gelangen, müssen wir also noch mehrere Jahrhunderte zurückschreiten, mindestens bis in das dritte Jahrhundert, wo wir der Erscheinung begegnen, daß jede Gemeinde ihren eigenthümlichen Canon von Büchern hatte. Unter diesen, die für sie denselben Werth hatten, wie für uns der jetzige Canon, befanden sich eine Menge, die nach dem Concilium von Nicäa als apokryphisch galten.

In welchem Schädel der Unterschied zwischen apokryphisch und canonisch entstanden, ist völlig unbekannt. Kecke Fabulanten haben sich Mühe gegeben, bald den Apostel Johannes, bald irgend einen Schüler der ersten Apostel u. s. w. damit zu belehnen. Wir denken aber, die Concilianten zu Nicäa werden sich über die Auswahl geeinigt haben, ehe das Mirakel im Tempel — dessen wir im ersten Bande gedacht — in Scene gesetzt wurde, und es ist im Grunde gleichgültig, ob wir den Haupt-Anstifter beim Namen zu nennen wissen oder nicht.

Von größerem Interesse schon ist es zu erfahren, daß, wenn die Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte ein Buch als echt in den Canon aufnahmen, dabei namentlich folgende Bedingungen erfüllt sein mußten, wie Origenes es anführt: nämlich daß dasselbe von einem Manne geschrieben war, der mit hinlänglichem Ansehen ausgerüstet gewesen, um ein Buch zu verfassen, welches des öffentlichen Lehrvortrages würdig zu erachten. Hierzu war erforderlich, daß der Verfasser entweder zu den Zeiten der Apostel oder doch noch im ersten Jahrhundert gelebt habe. War er nicht selbst ein Apostel, so mußte er min-

destens der Schüler eines solchen gewesen sein. So waren z. B. Marcus und Lucas Schüler von Petrus und Johannes. Ohne diese Eigenschaften wurden ihre Lehren angezweifelt; so z. B. Papias, der sich auch einen Apostelschüler nannte, aber doch nicht aufkommen konnte.

Daß aber auch in dieser heiligen Sache Parteilichkeit nicht ausgeschlossen war, erwies u. A. die Frage: warum wurde der Brief des Barnabas nicht in den Canon aufgenommen, so gut wie das Lucas-Evangelium? Barnabas war wie dieser ein stetiger Gefährte des Paulus und ein mit hohen Gaben ausgerüsteter Mann; die Alten bezeugen uns insgesammt, daß sein Brief in sehr großem Ansehen gestanden habe. Marcus hielt sich stets zu Petrus, von dem er auch wohl größtentheils das Material zu seinem Evangelium hatte.

Wir müssen hier auf das Concilium von Nicäa, wo die bekannte Farce mit der Auswahl der canonischen Schriften gespielt wurde, zurückkommen, da diese Tage des Concils von ungeheurer Wichtigkeit für die ganze Christenheit waren.

Jene Kirchenversammlung, die, wie alle ähnlichen, der Menschheit niemals etwas Gutes brachte, wurde auf Veranlassung und unter dem Einflusse jenes erst kürzlich vom Heidenthum bekehrten Kaisers Constantin abgehalten, eines der ärgsten Tyrannen, der je über Menschen geherrscht hat und dem kein Mittel zu schlecht war, irgend ein verderbliches Werk zur Ausführung zu bringen. Welche verborgene Absicht es war, daß er äußerlich zum Christenthum übertrat (denn getauft wurde er erst auf Zureden des Bischofs Eusebius auf seinem Sterbebette), ist niemals bekannt geworden.

Durch eine Militair-Revolution zur Kaiserwürde gelangt, zog er im Jahre 311 nach Rom, um Maxentius zu bekriegen. Auf diesem Zuge — so versichert es der Pfaffe Eusebius — wollte Constantin ein flammendes Kreuz am Himmel mit der Inschrift „in hoc signo vincis" (durch dieses Zeichen wirst du siegen) bemerkt haben, und in der folgenden Nacht — so erzählt die Pfaffenlegende — sei ihm Christus persönlich erschienen, habe jene Vision bestätigt und ihn beauftragt, ein Kreuz auf seiner Fahne zu führen, was Constantin befolgt und darauf gesiegt habe.

Profane Zeitgenossen wollen wissen, daß eine Pfaffen-Intrigue mittelst eines Kinderdrachens die Fiction sehr gewandt in Scene gesetzt, und die Dummheit und Leichtgläubigkeit der damaligen Menschheit den Betrug unterstützt habe. Ein wie vortrefflicher Christ dieser Constantin geworden, bezeugt die Geschichte u. A. darin, daß er, als die Gallier von ihm besiegt waren, ihre wehrlosen Häupter und Anführer zu seinem

Privat-Vergnügen wilden Thieren vorwerfen ließ und sich daran weidete, wie sie zerrissen und zerfleischt wurden. Dieser Constantin, den man den Heiligen zu nennen beliebt, mordete mit eigener Hand seinen Schwager Licinius nach beendigtem Kampfe und abgeschlossenen Frieden, und mit demselben dessen elfjährigen Sohn. Ferner auch tödtete er seinen Nebenbuhler Martinianus, danach seine eigene Gemahlin Fausta und seinen Sohn Crispus, und würde in seiner Mordlust auch den eigenen Vater, Constantius Chlorus, nicht verschont haben, wenn ihn der Tod nicht vorher überrascht hätte.

Das ist der kaiserliche Heilige, der den Bekennern der Glaubenslehre, daß Christus der wahre Messias sei, ein Verzeichniß der echten göttlich inspirirten Bücher, den Canon, durch seine Creaturen octroyiren ließ und die etwa nicht damit einverstandenen Geistlichen durch angedrohte Landesverweisung zur Annahme der Kirchenbeschlüsse zwang.

Jene orthodoxe theologische Partei mithin, welche die von Constantin octroyirten 27 Bücher als „göttlich inspirirtes Wort" und als „heilige Schriften" angesehen wissen will und jede wissenschaftliche Prüfung und Untersuchung darüber als Verbrechen stempeln möchte, jene Partei, welche auf Kanzel und Katheder, in Schulen und selbst im Conseil mancher Fürsten so vielfach vertreten ist, scheint entweder ohne alle Kenntniß über die Entstehung des Canons zu sein oder diese Kenntniß absichtlich zu ignoriren.

Da es natürlich erscheinen muß, daß die Zeitgenossen Constantins über die oben erwähnten Umstände mehrentheils wohl unterrichtet waren, so darf es nicht Wunder nehmen, daß die Gewaltthat der Canonisirung vielfache Widersacher fand. Es äußerte sich in diesem Sinne u. A. Augustin in einer Streitschrift gegen Faust hierüber folgendermaßen:

„Die als Evangelien benannten Bücher sind lange nach der Zeit der Apostel durch unbekannte Männer verfaßt worden, welche — weil sie befürchteten, die Welt möchte ihren Erzählungen keinen Glauben schenken — sie unter den Namen der Apostel bekannt machten, und so voll von Albernheit und Widersprüchen sind, daß es weder Zusammenhang noch Uebereinstimmung darin giebt."

Und an einer andern Stelle: „So haben unsere Vorgänger in die Schriften über Jesus vielerlei Dinge eingerückt, die nicht mit seinem Leben und seiner Lehre übereinstimmen, was auch nicht zu verwundern, da es auf's Beste erwiesen ist, daß alle diese Schriften weder von ihm selbst noch von den Aposteln herrühren, sondern sich größtentheils auf Sagen und unbestimmte Nachrichten gründen, und nachher von soge-

nannten Halbjuden oder Heiden (namentlich Griechen) ohne alle Uebereinstimmung unter sich zusammengesetzt wurden; nichts desto weniger dennoch unter dem Namen der Apostel des Herrn in die Welt ausgesandt wurden und somit Irrthümer und Wahrheitswidrigkeiten über eine so heilige Sache unter den Bekennern Christi verbreiteten."

Augustin hat bei dieser Polemik freilich namentlich die sogenannten Apokryphen im Auge, und es mag im Ganzen wohl wenig dabei verloren sein, daß dieselben nicht in den Canon aufgenommen worden sind; es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß viele derselben, die uns jetzt kaum dem Namen nach bekannt sind, weit mehr Licht über Jesu Leben und Lehre verbreitet haben würden, als es durch die 27 Bücher des Canons zusammen geschehen ist

---

Gehen wir nunmehr zur näheren Untersuchung über, wie, wann und auf welche Weise die durch Gewaltspruch eines tyrannischen Kaisers und seiner unterwürfigen Priester zur Göttlichkeit erhobenen 27 Schriften eigentlich entstanden sind.

Seit manchen Jahrhunderten, die seit ihrer Canonisirung entschwunden sind, ist in den christlichen Kirchen, wie verschiedenen Confessionen sie auch angehören mochten, das sogenannte Neue Testament als Quelle, Grundlage und Norm des christlichen Glaubens angesehen worden, ohne daß irgend ein Gelehrter, geschweige denn der Laie, eine klare und bewußte Ansicht über den eigentlichen Ursprung des vergötterten Buches gehabt oder auch nur danach gefragt hätte.

Das Vorurtheil der unantastbaren Heiligkeit desselben wird durch Erziehung und Unterricht der Jugend und den heranwachsenden Geschlechtern so ernstlich und andauernd eingeprägt, und die Gelegenheit, sich über diesen, doch gewiß nicht uninteressanten Gegenstand zu unterrichten, ist so geringe, daß es zuletzt fast Niemandem mehr einfällt, danach zu fragen, als allenfalls den Theologen, unter denen aber nur selten ein vorurtheilsfreier Charakter, ein heller Kopf auftaucht, der sich nicht scheut, den geheimnißvollen Schleier an irgend einem Zipfel zu erfassen und zu lüften.

Um so mehr wird es in unseren Tagen der Aufklärung denkende Leser interessiren, den landläufigen Vorstellungen, welche über das Neue Testament für gute Münze coursiren, näher zu treten, um sie über den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Forschungen in Betreff der neutestamentichen Schriften aufzuklären und ihnen ein übersichtliches Bild von der

geschichtlichen Stellung und Bedeutung dieses Buches der Bücher — wie man es zu nennen beliebt — zu geben.

Hauptsächlich kommt es darauf an, nachzuweisen, wie und auf welche Weise die Geschichte und Biographie des historischen Jesus jenen fabelhaften Anstrich bekommen konnte, wie wir es in dem Gebilde der neutestamentarischen Schriften ausgeschmückt finden.

Schon in unserer Darstellung der Person Jesu (im I. Bande dieses Werks) wird man bemerkt haben, daß jene biblische Darstellung von der historischen Wirklichkeit so sehr abweicht, daß man fast auf die Vermuthung kommen sollte, beide Persönlichkeiten seien ganz verschiedene; ja noch mehr: der Verständige, der Wahrheitliebende wird allemal in Versuchung kommen, eine absichtliche Verhöhnung und Verspottung des edlen Weisen darin zu finden, sofern man sich nicht zu der Ansicht erheben kann, daß eben in dieser Darstellung des Messias die Idee einer allegorisirenden Mythenbildung vorliege, wie wir solches in der vorstehenden Fassung zugleich mit dem untergelegten Sinn darzuthun versucht haben. Zu dieser Ansicht können und wollen sich freilich die Wenigsten erheben, und somit bleibt der Wissenschaft für diesen Theil der Bekenner nichts übrig, als sie, wenn auch hier und da recht unsanft, mit der Wirklichkeit bekannt zu machen.

Der Contrast zwischen Fiction und Wirklichkeit beginnt schon mit den verschiedenen Namen und Bezeichnungen der Personen und Gegenstände. Rabbi Jeschua hat sich niemals Jesus genannt und ist niemals während seines Lebens so genannt worden, da die Juden denselben gar nicht kennen. Noch entfernter liegt ihnen — wie ich das früher dargethan — der Name Christus. Beides ist griechisches Fabrikat. Niemals auch ist es dem Nazarener eingefallen, sein Lehrsystem oder die Kunde von seinem Leben und Wirken als Evangelium zu bezeichnen. Er hätte den Sinn desselben, wenn er es wirklich gewollt, nur auf hebräisch „Bezura toba" (frohe Nachricht) benennen können, was ihm indeß nie eingefallen. Eben so wenig auch hat er jemals seine Schüler als Apostel bezeichnet, noch ist es diesen je beigekommen, sich in solchem Sinn auf hebräisch: „Schalichim" (Sendboten) zu nennen. Alle solche, uns jetzt so geläufigen Benennungen, sind das Erzeugniß einer viel späteren Zeit und gänzlich fremder Theologen.

Zur Zeit des Lebens und Wirkens Jesu nannten sich seine Schüler „Talmidin" und das Lehrsystem, das wir jetzt gewöhnt sind Christenthum zu nennen, nannte man dazumal „Bet Jeschua" also Haus oder Schule des Jeschua. Daß er nichts von einem neuen Bunde oder

Neuen Testamente (hebräisch: Berit chadascha) gewußt, ist selbstverständlich.

Wer sich nun unsere Darstellung des Lebens und Sterbens Jesu vergegenwärtigt und daneben Zeit und Sitten ermißt, in denen die Juden zur Zeit Jesu lebten, dann die Fülle der Aufregung, der Gefahren und den Mangel an Schreibkenntniß und Schreibelust bei den meisten Menschen damaliger Zeit, der wird es begreiflich finden, daß man lange nicht daran dachte, eine Lebensgeschichte des großen Weisen abzufassen, wie denn auch in anderer Beziehung kein schriftliches Werk aus jener Zeit bekannt geworden ist, denn selbst der Talmud ist viel jüngeren Datums. Was an Schriften oder eigentlich Abschriften in jener Zeit entstand, beschränkte sich auf das Alte Testament; dergleichen Arbeiten waren mit großen Umständen, Kosten und Zeitaufwand verknüpft, und wurden deshalb nur als ein besonderer Geschäftszweig im Auftrage von Bestellern betrieben.

Die Gelehrsamkeit pflanzte sich aber in jenen Tagen viel weniger durch Schriften als durch Traditionen fort, und diese Traditionen hatten in gewissen Kreisen der Bekenner einen förmlich abgegrenzten Wirkungskreis, der als „Tora sche al peh" (mündliche Lehre) im Gegensatz zur „Tora scheh biktav," (schriftliche Lehre) bezeichnet wurde. Jenes pflanzte sich ganz ohne schriftlichen Anhalt von Vätern auf Söhne, von Lehrern auf Schüler und wieder auf Lehrer fort und wurde so Erbtheil und wieder Erbtheil, wobei es freilich nicht unterbleiben konnte, daß die ursprüngliche Farbe sich zuletzt stark verwischte und Ab- und Zuthaten nicht zu vermeiden waren.

Da wir hier nur von der jüdischen Sitte reden, so ist wohl zu vermuthen, daß das christliche oder eigentlich sogenannte neujüdische Lehrsystem einen ganz anderen Charackter annahm, als es in die Atmosphäre der verfeinert griechischen Philosophie gerieth: und daß es bei diesem raffinirten Volke, das der Schreibekunst nicht so abhold war als die Juden, zugleich auch anfing, die Federn (oder was man sonst als Surrogat derselben benutzen mochte) in Bewegung zu setzen, ist eben so gewiß, als daß die denklustigen gelehrten Theologen jener Nation sich des willkommenen Stoffes bemächtigten, um ihn nach ihrer Weise mit spitzfindiger Dialektik zu behandeln.

Vielleicht trafen die ersten Aufzeichnungen der Griechen (auf die wir sogleich zurückkommen), der Zeit nach zusammen mit dem Beginn eines Werkes, das 170 Jahre nach Christi Geburt vom Rabbi als „Mischna" begonnen und erst gegen das Ende des fünften Jahrhunderts beendet wurde: ein Riesenwerk, welches der jüdischen Nation sowohl zur

größten Ehre, wie zur größten Schande gereicht, indem es zugleich eine Anthologie des Würdigsten und Trefflichsten, was menschlicher Scharfsinn je erdacht und ersonnen, und zugleich den unerhörtesten Un- und Blödsinn, ja eine an Wahnsinn grenzende Ideen-Verwirrung enthielt. Wir reden, wie es der Leser errathen, von dem berüchtigten Talmud. Der langen Zeit, die über der Vollendung dieses berüchtigten Buches verfloß, und der großen Zahl von Mitarbeitern ist es beizumessen, daß das Christenthum in demselben ebenso feindlich behandelt wird, als man anderseits die wichtigsten und interessantesten Daten aus dem wirklichen factischen Leben Jesu darin findet, wie solches von christlichen Theologen lange nicht genug erkannt und gewürdigt wird. Seltsam genug ist es erwiesen, daß die Verfasser des Talmud zum Theil, wenn sie die reine und unverfälschte Lehre des weisen Rabbi Jeschuah mittheilen, selbst nicht wußten, woher dieselbe stammte: so sehr waren die Gedanken und Aussprüche Jesu bereits ins Volk und weiter in die Kreise der jüdischen Gelehrten gedrungen. Auf diese Weise ist es nur zu erklären, daß man viele der gediegensten und geistreichsten Sprüche und Sentenzen des Neuen Testaments fast wörtlich auch im Talmud wiederfindet, während andere Stellen wieder den fanatischsten Haß gegen das von Constantin zur Staatsreligion erhobene Afterchristenthum athmen: abermals ein Beweis, daß das Christenthum (auch das unsere) und die Lehre Jesu zwei ganz verschiedene Dinge sind.

Die erste und nächste Folge des Auftretens Jesu als Lehrer des jüdischen Volkes und seiner reformatorischen Wirksamkeit war das Zusammentreten einer engeren jüdischen Gemeinde, die dem blutigen Opfercultus auf das Entschiedenste entsagte und Vorbereitungen traf, einen geläuterten Gottesdienst einzuführen. Die ihm während der Kreuzigung und dem wirklichen Hinscheiden noch zu leben vergönnte Frist scheint der um sein Werk so sehr besorgte Weise dazu verwendet zu haben, die erste Grundlage zu solcher Gemeinde zu legen. Es ist erwiesen, daß sich kurz nach seinem Tode durch die mehrfach genannten intimsten Freunde Nicodemus und Joseph von Arimathia die erste jüdische Reform-Gemeinde bildete, und dieser Anfang würde den segensreichsten Erfolg gehabt haben, wenn nicht die politischen Zerwürfnisse und die sich herandrängenden unlauteren Elemente — wie solches noch täglich vor unsern Augen bei ähnlichen Gelegenheiten geschieht — den kaum begonnenen Reformen eine beklagenswerthe Richtung gegeben hätten.

Bis dahin war von einem Christus, von Christo und Christenthum überhaupt noch keine Rede gewesen; es gab nur jüdische Anhänger und jüdische Gegner des Jesus, und zwar bestanden diese wieder aus jener

boshaften Rotte, deren Intriguen es gelungen war, den edlen Weisen an das Kreuz geschlagen zu sehn. Eins der hervorragendsten Mitglieder dieser Verfolgungs-Partei war kein Anderer, als der noch jetzt so hochgepriesene und fast vergötterte, boshafte Schaul, der, seinen Namen griechisch umbildend, sich später Paulus nennen ließ, damit man bei Nennung seines verhaßten Namens nicht an seine Thaten erinnert werden möchte. Dieser unglückselige Mensch, der, wie ich es schon in der Einleitung des ersten Bandes dargethan, der eigentliche Verderber der reinen Jesuslehre war, ist als der ursprüngliche Stifter des Christenthums zu betrachten, daher es aus mehrfachen Gründen nothwendig, daß wir diese unheilvolle Persönlichkeit etwas näher in's Auge fassen.

Schaul, ein Sohn jüdischer Eltern aus dem Stamm Benjamin, die sich außerhalb Palästina's angesiedelt, wurde zu Tarsos in Cilicien geboren. Sein Vater war römischer Bürger und der orthodoxen Religions-Auffassung der Pharisäer ergeben. Da sich in Tarsos keine Gelegenheit fand, dem Knaben in diesem Sinne eine Erziehung zu geben, so schickten ihn die Eltern nach Jerusalem, wo er ein Schüler des Rabbi Gamliel wurde.

Dieser gelehrte Rabbi, ein Zeitgenosse Jesu und mit diesem sogar befreundet, unerachtet er dessen Reformbestrebungen nicht beipflichtete, wird sowohl im Talmud als auch in der Apostelgeschichte wegen seiner Gelehrsamkeit, wie seiner Humanität und Toleranz gegen Andersdenkende sehr gepriesen. Als Beweis, daß er, gleich wie sein Freund und Mitbeisitzer im Sanhedrin, Rabbi Jeschuah, sich über pharisäische Albernheiten hinweggesetzt habe, erzählt uns der Talmud u. A. im Traktat Aboda sara, daß er einstmals zu Ptolemais in einer öffentlichen Badeanstalt gebadet habe, in welcher als Zierrath eine Aphrodite (Venus) abgebildet stand. Als nun ein gewisser Proculus ihn fragte, wie er dies mit den jüdischen Religions-Gesetzen vereinen könne, antwortete Gamliel, das Bad sei früher dagewesen als die Bildsäule und stehe daher nicht im Dienste der Göttin, sondern diese diene dem Bade nur als Schmuck, — und sei demnach das Bad keine Stätte des Götzendienstes, den man gesetzlich zu meiden habe. Von seinem Sohne ist der Ausspruch aufbewahrt: „Ich bin unter weisen Männern aufgewachsen und habe für den Menschen nichts Zuträglich eresgefunden, als Schweigen. Das Studiren ist nicht die Hauptsache, sondern das Handeln, und wer viel Worte macht, kommt leicht zu Fehltritten." Der Talmud hat seines Rühmens kein Ende und nennt ihn die Herrlichkeit des Gesetzes.

Die Apostelgeschichte aber berichtet über ihn, daß bei Gelegenheit der Anklage und Verfolgung der ersten Schüler und Anhänger des

Rabbi Jeschuah, Gamliel im Sanhedrin äußerte: „Verfolgt diese guten Leute nicht, sondern lasset sie ziehen. Ist ihre Lehre menschlichen Ursprungs, so wird sie keine Dauer haben; ist sie aber von Gott, so könnt ihr sie mit nichten durch Anfeindung dämpfen; man entziehe sich also viel besser dem möglichen Vorwurf, als wolle man gegen Gott etwas unternehmen."

Als Schüler eines so weisen Mannes, hätte man erwarten sollen, würde Schaul in die Fußtapfen seines Lehrers getreten sein, aber die Ermahnungen des weisen Lehrers blieben erfolglos bei dem fanatischen, zur Schwärmerei und Extravaganzen aller Art geneigten Charakter Schauls, indem er seinen Neigungen völlig den Zügel schießen ließ. Er, der mit Jesus mehrfach Umgang gepflogen und Gelegenheit genug gehabt hatte, dessen menschenfreundliches und uneigennütziges Wirken kennen und achten zu lernen, wurde dennoch der erbittertste Feind und Verfolger der jungen Gemeinde, die sich vor der Hand nur noch die neujüdische nannte, und Niemand war eifriger und verschmitzter in Aufspürung, Verfolgung und Ausrottung der Mitglieder derselben, die Niemandem im Wege standen, Niemanden kränkten und von Niemandem etwas verlangten als nur Frieden. Er mischte sich unter die Häscher und fand eine Wonne darin, Mitglieder der Reformations-Gemeinde eigenhändig einzufangen, zu fesseln und in die Kerker zu schleppen. Er hetzte auf dem Wege dahin den Pöbel gegen sie auf und mißhandelte sie bei der geringsten Veranlassung dermaßen, daß dadurch öfter der Tod herbeigeführt wurde, ohne daß eine gesetzliche Procedur vorausgegangen war. Ja, sein Fanatismus artete nach und nach in solchem Maße aus, daß er selbst an den Executionen der zum Tode Verurtheilten thätigen Antheil nahm und Reisen in die Umgegend Jerusalems machte, um auch in den kleinen Orten Reform-Anhänger aufzuspüren und den Gerichten zu überliefern. Dennoch wird er noch jetzt in christlichen Kirchen als vergötterter Apostel der christlichen Lehre gepriesen.

Bevor wir den Wütherich auf seiner letzten abenteuerlichen Reise begleiten, wollen wir seine Persönlichkeit noch einen Augenblick betrachten.

Schaul führte nach Art der jüdischen Erziehung zugleich neben seinen wissenschaftlichen Studien auch ein Gewerbe: er war ein Teppich-Weber und hat periodisch sogar Erwerb aus dieser seiner Kunst gemacht. Was seine wissenschaftliche Bildung betrifft, so war er eigentlich ganz Jude, d. h., er trieb nur das, was ihm zum Rabbinismus nöthig war. Dazu gehörte in jener Zeit — wie ja leider auch bei uns heute noch — etwas Griechisch, doch hat er es nie weit darin gebracht, und Sprach-

kenner behaupten, daß sein Griechisch stets höchst incorrekt und mit hebräischen und chaldäischen Beithaten durchsetzt war, so daß sein Griechisch das war, was man in unserer Zeit als Kauderwälsch bezeichnet.

Das Aeußere des Schaul erschien keineswegs imponirend. Er war häßlich, von untersetzter plumper, etwas gebückter Gestalt. Seine breiten Schultern trugen einen kleinen und kahlen Kopf. Sein blasses Antlitz schien eigentlich nur dazu vorhanden, einem langen und dichten Bart Raum zu gestatten. Inmitten desselben hatte sich eine große Adlernase angesiedelt, über die hinweg zwei schwarze funkelnde Augen glitzerten, überragt von schwarzen, starken, auf der Stirn zusammentreffenden Augenbrauen. Man bemerkt, daß er geradezu als Contrast von der erhabenen Schöngestalt des Nazareners gelten konnte, zu dem er auch in seinem Charakter, seinem Thun und Treiben geradezu den Gegensatz bildete und dessen menschenfreundliche und erhabene Lehre er so schmachvoll verhunzte und zum Fall brachte.

Die Rede des Schaul entsprach seiner Erscheinung; sie hatte nichts Edles, Eindringliches. Das Aengstliche, Verlegene, Fehlerhafte derselben gab gleich Anfangs einen ärmlichen Begriff von seiner Beredsamkeit. Schlau jedoch, wie er war, wußte er auch seine Gebrechen für die ihn interessirenden Zwecke auszubeuten, und es geht aus Allem hervor, daß er ein vollendeter Heuchler war. Obgleich seine Körper-Constitution nicht eben als kerngesund gepriesen werden durfte, so ertrug sie doch ein Leben voll Mühen und Leiden und dürfte ihm demnach eine gewisse Zähigkeit nicht gefehlt haben. Dennoch machte er fortwährend Anspielungen auf seine körperliche Schwäche, stellte sich oft als ein erschöpfter sterbenskranker Mensch dar, machte sich noch schiefer, unansehnlicher, runzlicher, als er ohnehin war, und sprach geheimnißvoll von Uebeln, die ihn quälten, von einem in sein Fleisch gedrückten Pfahl, worunter man aber (wie er es selber behauptet) nichts Fleischliches zu denken hatte, da dergleichen Begierden ihm fremd. Er war übrigens niemals verheirathet und hatte eigentlich nur seine Lust an Intriguen und Exaltationen.

Das ist ungefähr das Bild jenes christlichen Dämons, desgleichen noch nie auf Erden erschienen war, wenn man ihm nicht etwa Ignaz von Loyola, den Stifter der Jesuiten, zur Seite stellen will, da Beide nahe verwandte Naturen zu sein scheinen.

Inwiefern er sich an dem Tode Jesu betheiligt hat, ist nie bekannt geworden; daß er aber als einer der intoleranteſten und eifrigsten Pharisäer dabei ganz theilnahmslos geblieben sein sollte, läßt sich kaum denken, wenn auch die ersten christlichen Historiker alle Ursache hatten,

darüber zu schweigen, und die Talmudisten nichts darüber erfahren haben. Geschichtlich debütirte der größte aller Christenfeinde zuerst bei der Steinigung des Stephanus, an der er persönlich Antheil nahm, insofern er dabei stand als es geschah, die Blut-Scene anordnete und die Kleider derjenigen in Verwahrsam nahm, die sich dem Gesetze nach derselben entledigt hatten, um ihr blutiges Werk zu beginnen. Er athmete überhaupt nur Tod und Schrecken, und als er erfuhr, wie auch in den entlegensten Städten der neue Glaube täglich mehr und mehr sich ausbreitete, begnügte er sich nicht mehr damit, in Jerusalem von Haus zu Haus, von Synagoge zu Synagoge zu gehen, die Furchtsamen einzuschüchtern, daß sie ihren Glauben abschwören mußten, und die anderen auspeitschen und in Gefängnisse werfen zu lassen, sondern er entschloß sich, seine Verfolgung auch über die Grenze von Judäa hinaus auszudehnen. Als erstes Ziel hatte er sich Damaskus ersehen, wo, wie er erfahren, sich neuerdings eine Gemeinde gebildet hatte, und er wußte sich vom Hohenpriester Theophilus, dem Sohne Hanna's, Briefe an die Synagoge jener Stadt zu verschaffen, welche ihm die Macht ertheilen sollten, die Vorsteher der jungen Gemeinde festzunehmen und als Gefangene nach Jerusalem zu schleppen.

Damaskus war erst vor Kurzem in die Hände des gegen die Römer aufgestandenen König Haroth gekommen; die Juden waren dort zahlreich, und man hatte alle Ursache, sich ihnen gefällig zu bezeigen. Darauf hatte Schaul seinen Plan gebaut und machte sich eilend auf den Weg. Als er in die Nähe der Stadt kam und bei tropischer Hitze zwischen Gärten dahin schritt, ganz in Gedanken über seine fluchwürdige Absicht vertieft, stieg ein Gewitter auf. Die Natur ist in jenen Gegenden reizend. Möglich, daß ihn der Anblick der Schönheit derselben auf andere Gedanken brachte, als er sie in den düstern Mauern von Jerusalem hatte, daß Reue über das Geschehene in ihm aufstieg und ihm das immer mehr nahende Gewitter Furcht einflößte. Gewiß ist, daß ein fürchterlicher Blitzstrahl unfern von ihm niederschlug und ihn betäubte. Da er von jeher ein Visionär war, so ist es nicht zu verwundern, wenn er in diesem Ereigniß eine höhere Hand Gottes wahrnahm und Jesus persönlich zu sehen und seine Rede zu vernehmen glaubte. Er selbst hat der Welt die Wundergeschichte genau erzählt und annehmbar zu machen gesucht, — aber was ist auf dergleichen zu geben? Tausend ähnliche Mährchen laufen im Volke umher; der gesunde Menschenverstand weiß, was er davon zu halten hat. Es ist möglich, daß er sich selbst täuschen ließ und an die Wirklichkeit seiner Vision, als ob er Jesus persönlich gesehen und gesprochen habe, glaubte;

eben so möglich aber auch ist es, daß er seine Gründe hatte, Andere zu täuschen. Renan meint, daß er sich nach dem Blitzschlage körperlich so deprimirt und hinfällig gefühlt, daß er sich veranlaßt sah, die unter den jungen Christen so allgemein bekannte und gerühmte Heilkunst für sich in Anspruch zu nehmen, was er als geschworner Feind derselben aber gar nicht wagen konnte.

Die nächste greifbare Folge seiner Umwandlung war der Entschluß, nicht wieder nach Jerusalem zurückzukehren, und es lag ganz in seinem so ungemein exaltirten Charakter, daß er von Stunde an ein ebenso fanatischer Christ wurde, als er früher Jude gewesen. Leider aber verleugnete er die Grundsätze des weisen und gütigen Jesus jetzt noch bei Weitem mehr als früher, und wenn er vorher nur ein Feind und Vernichter der Personen gewesen, so wurde er dasselbe jetzt an der Lehre, zu welcher sie sich bekannten.

Um diese Corrumption recht zu verstehen, muß man vor allen Dingen nicht vergessen, daß die Zeit, als ein Blitzstrahl den Schaul zum Paulus umwandelte, weit zurück vor dem Entstehn der Evangelien liegt, die für uns bisher die einzige geschichtliche Quelle des Christenthums waren, und daß diejenigen Männer, die die sogenannten Evangelien verfaßten, eben mit der Glaubensmilch des phantastischen Schaul großgesäugt waren.

Schaul stellte mit unerhörter, empörender Keckheit ein ganz neues Glaubenssystem auf, und zwar so radikal, daß er nicht einmal den Namen des Stifters verschonte, sondern den ehrlichen Namen Jesus durch seinen Christos verdrängte!

Werfen wir nun einen unparteiischen Blick auf dieses unverantwortliche Gebahren, so tritt uns, als den Reihen eröffnend, die kecke Fiction entgegen, daß Rabbi Jesus (was er selbst niemals zugegeben) der von Gott den Juden verheißene Messias gewesen sei, und eben weil er dies gewesen, habe er durch seinen Kreuzigungstod die Menschheit mit der Gottheit versöhnt und sei vom Tode wieder auferstanden. Weiter und weiter bauend auf dieser ersten Fiction, stellte er die Person Jesu mit der Gottheit gleich und bereicherte so den Olymp mit einem Wesen, welches nie existirt hatte und lediglich nur ein Gebilde seiner krankhaften Phantasie war. Daß ein halbwahnsinniger Jude, der noch vor Kurzem den Büttel einer Tod und Verderben schnaubenden Polizeimacht spielte, die sich in Christenblut badete, für jene seine phantastische, mährchenhafte Idee bis auf unsere Zeiten Glauben und Anhänger, selbst unter Fürsten und Hoheiten aller Art der civilisirtesten Völker der Erde finden und selbst einen Klopstock zu seiner Messiade begeistern konnte,

das ist eine geschichtliche Thatsache, die uns eben so sehr mit Erstaunen als mit tiefster Betrübniß erfüllen muß. Im schroffsten Gegensatz zu den weisen und humanistischen Grundsätzen des Rabbi Jesus, der das Dasein, die Allgegenwart und Allmacht eines einigen, ewigen, jedoch unsichtbaren und nur in seinen Werken und Wirken erkennbaren Wesens als Basis seines geläuterten Religionssystems ausdrücklich gelehrt und dargelebt hatte, war es Schaul, der diese ewigen Wahrheiten in das Gegentheil verkehrte und mit jüdelnder Spitzfindigkeit den bescheidenen Weisen — der einst ausdrücklich sagte: „was nennst du mich gut; Niemand ist gut, denn der einige Gott" — selber zu einem sichtbaren Gott proclamirte und so ein unbegreifliches, aller Vernunft Hohn sprechendes Dogma an die Sitze seiner Lehre stellte, die von nun an ganz neue dunkle und verworrene Bahnen beschritt.

Bis dahin hatte die junge Christengemeinde — die aber diesen Namen noch gar nicht führte, sondern Nozrim oder auch Henotzri (Nazaräer) genannt wurde — sich nur aus Israeliten rekrutirt. Von jetzt an (und damit begann der innere Verfall) ging die Verbreitung der neuen Lehre von den Römern und Griechen aus. Was indeß Schaul in Damaskus und der Umgegend als junge Gemeinde vorfand, hatte sich bereits in manchen Stücken von der ältern in Judäa geschieden und nannte sich zum Unterschiede „Neue Gemeinde" (Kehila chaadascha). So früh schon begann ein Schisma in dieser Lehre, das sich leider später wie ein zerlegter Bandwurm in tausendfacher Gestalt wiederholte. Diese neue Gemeinde zeichnete sich vor der alten sehr vortheilhaft aus, indem sich eine geläuterte religiöse Auffassung der biblischen Schriften, im Sinne ihres großen Lehrers, kundgab. Auch hatten sie dem blutigen jüdischen Opferdienst vollkommen abgesagt, und der Sinn und die supernaturale Auffassung des Abendmahles, wie solche durch Schaul später eingeführt wurden, war ihnen völlig unbekannt. Die Taufe (Tebilap) hatten auch sie, doch nicht durch Besprengung mit Wasser, sondern durch Untertauchen, wie es einst am Jordan geschehen, begingen sie die Einweihung der Proselyten in den neuen Bund.

Gegen diese reine und lautere Auffassung der Jesuslehre donnerte nun der rasende Jude aller Enden und Orten mit derselben Unduldsamkeit, mit dem Schaum des Zornes vor dem Munde, wie er es früher gethan, nur daß er früher als reiner Vollblut-Jude, als Pharisäer, als Polizeiknecht auftrat, während er jetzt unter der eigenhändig und eigenmächtig zusammengestoppelten Fahne eines Christos auftrat, von welcher bis dahin Niemand etwas wußte. Mit wahrhaft pfäffischer Unduldsamkeit sich immer auf seinen künstlich ersonnenen, selbstgeschaffenen

Christos berufend, ging er gegen die ältere reine Jesuslehre wüthend vor und imponirte dermaßen mit seiner Keckheit, daß er endlich jene ganz verdrängte und sein verlockendes Hirngespinst an dessen Stelle setzen konnte, an dem wir noch heutigen Tages laboriren.

Man lese nur einmal seine Diatriben gegen das reine Urchristenthum, z. B. seine Epistel an die Gallo-Gracier (Galater, Cap. 1, Vers 6—12) und man wird daraus seine Wuth und auch die Thatsache erfahren, daß er durchschaut und bekämpft wurde.

„Mich wundert," sagt er, „daß ihr euch so bald abwenden lasset von dem, der euch berufen hat in die Gnade Christi, und höret auf ein ander Evangelium, so doch kein anderes ist; ohne daß Etliche sind, die euch verwirren und wollen das Evangelium Christi verkehren. Aber so auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würde ein ander Evangelium predigen, denn das wir euch gepredigt, der sei verflucht! (Hört!) Predige ich denn jetzt Menschen oder Gott zum Dienst? Oder gedenke ich Menschen gefällig zu sein? Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht. Ich thue euch aber kund, liebe Brüder, daß das Evangelium, das von mir gepredigt ist, nicht menschlich ist. (Nein, leider nicht!) denn ich habe es von keinem Menschen empfangen, noch gelernt, sondern durch die Offenbarung Jesu Christi!"

Da liest man es klar! Wer ist dieser Christus? — Jesus etwa? Gewiß nicht: — Der hat weder den Namen noch die Lehre gekannt, die Schaul gepredigt. Die Offenbarung Christi ist aber nichts Anderes als die kecke Erfindung jenes Christentödters, der in Jerusalem mit Wonne den Henker der jungen Bekenner Jesu spielte. — Denselben Wahn entwickelt er auch mit andern Worten in einem Brief an die Colosser, Cap. 2, V. 1—9.

„Ich sage aber davon, daß euch Niemand betrüge mit vernünftigen Reden. Sehet zu, daß euch Niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre und nach der Welt Satzungen, und nicht nach Christo. Denn in ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig."

Hört man hier nicht ausdrücklich irgend einen eingefleischten Orthodoxen unserer Zeit, etwa Knak oder Vilmar reden? Jede vernünftige Erkenntniß wird für Betrug erklärt; die Liebe zur Weisheit, zur Philosophie ist ein Verbrechen und die Fülle der Gottheit ist lebendig in Menschengestalt in dem muthwillig ersonnenen Christus enthalten, der nie existirt hat, den Niemand gesehen, als Schaul in seinen Fieberparoxismen. O, wie würde Jesus gegen ihn gedonnert haben, wenn er zu jenen Tagen noch gelebt hätte!

Charakteristisch ist auch noch die Stelle 1. Cor. 16, 22:

„So Jemand den Herrn Jesum Christum nicht lieb hat, der sei im Bann, bis der Herr kommt," d. h. bis es dem Messias gefällt, den Bann wiederum aufzuheben.

Luther hat merkwürdiger Weise diese Stelle nicht zu übersetzen gewußt. Im griechischen Original lautet sie: „anathema Maran atha." In einigen Handschriften findet sich die unrichtige Lesart: „Maharam motha," und diese hat Luther in seiner deutschen Ausgabe unübersetzt aufgenommen, wahrscheinlich weil er sie für griechisch hielt und sie als solche nicht entziffern konnte. Die Worte sind aber chaldäisch und waren dem Schaul geläufig und unwillkürlich in die Feder gekommen. Maran heißt Herr, atha: kommt.

Empörend ist es, den erhabenen Freund, den Repräsentanten der göttlichen Vernunft, Jesus, hier durch pharisäische Grübelei und Spitzfindigkeit in das gerade Gegentheil, in den erbittertsten Feind der Vernunft verkehrt zu sehen. Talmudische Auffassungen des Messias-Prinzips sind es, welche Schaul durch eine barocke und völlig unsinnige Ideen-Verbindung auf die Person Jesu überträgt, obgleich dieser weise und aufgeklärte Religionsstifter sich allezeit so entschieden gegen die pharisäischen Vernunft-Verächter ausgesprochen hatte.

Wie ist nun Schaul auf die unselige Idee von der stellvertretenden Sündenbüßung gekommen? Man lese und staune!

Es existirt ein altjüdisches Gebet, das noch heute in den Synagogen der Altgläubigen am Versöhnungstage gesprochen wird und das dem Schaul sicherlich geläufig war; darin liegt der Schlüssel zu jener corrupten Idee, die so unendlich viel Unheil über die Welt gebracht hat. Zuvor aber sei bemerkt, daß durch eine pharisäisch-talmudische Auslegung des 72. Psalms die darin enthaltene Lobpreisung des israelitischen Königthums auf den Messias bezogen wird, von dem man alles Heil erwartete und der unter dem Namen Jnion erstehen sollte. Derselbe, lehrte man, sei von Ewigkeit her gezeugt und noch vor der Sonne erschaffen. Alle Völker würden sich vor ihm beugen, ihn segnen und glücklich preisen.

Hieraus componirten die Rabbiner folgendes oben erwähnte Gebet:

„Noch bevor der Ewige seine Welt erschaffen, bestimmte er den Bau seines Heiligthums und den Ruhm des Jnion (nach Schaul identisch mit seinem Christos). So beschloß er des Volkes Glanz und Größe, ehe noch Volk und Geschlecht vorhanden war, im Heiligthum auf Erden (im Tempel) seine Gottheit walten zu lassen, um die Verirrten auf gerade Wege zurückzuführen; er verhieß auch wohlthätige Sühnung aller Schuld, seinen Zorn zu unterdrücken, sofern sein Volk ihn durch Frevelthat reizen sollte.

Und haben wir auch durch menschlische Vergehen uns verfehlt, doch hieltest Du, heiliger Hort, immer Deine Strafe zurück. Ach, dahin ist unser Messias, wir haben keinen Anwalt mehr. Er trägt (hört!) die Wucht unserer Sünden, muß leiden ob unserer Unthaten, um nur unsere Sühne durch sein Leiden zu bewirken. (!) Heil erwächst uns durch sein Weh, das er duldet, um unser Leben und unser Dasein zu verjüngen. O, berufe unser Heil vom Himmel herab, daß auf dem Berge Libanon wieder Freudenruf ertöne und wir durch den Inion zum zweiten Male Dein Wort vernehmen: „Ich, der Herr, bin euer Gott!"

Wie nun Schaul dieses altmodische Gebet, das selbst die freisinnigen Juden längst verworfen, für seine Zwecke zu benutzen wußte und in unsern Pfaffen gehorsame Nachbeter und Nachtreter fand, erweist u. A. die Stelle, Col. 1, 12—18:

„Und danksaget dem Vater, der uns tüchtig gemacht hat zu dem Erbtheil der Heiligen im Licht, welcher uns errettet hat von der Obrigkeit der Finsterniß und hat uns versetzt in das Reich seines lieben Sohnes, an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden, welcher ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborene vor allen Creaturen. Denn durch ihn ist Alles geschaffen, das im Himmel und auf Erden ist, das Sichtbare und Unsichtbare, beides, die Thronen und Herrschaften u. s. w."

Indeß ist es nun Zeit, daß wir uns nach dem eigentlichen Schöpfer der canonischen Bücher umsehen, die durch den Einfluß Schauls auf griechischem Boden, von griechischen Pfaffen und in griechischer Sprache geschrieben, auch auf uns gekommen sind und noch heute wie ein Alp auf der freien Entwickelung des Geistes- und Völkerlebens rasten, jeden freien Aufschwung zu hemmen trachten und erst jetzt anfangen, wie Nachtgespenster vor dem Hahnenruf zu entweichen.

Schaul betrat in dieser Zeit zuerst den griechischen Boden, dessen Bevölkerung bis dahin noch — was ihre Religion betrifft — in den Banden jener allbekannten Götterlehre befangen war, die jeder Gebildete kennt und als deren oberstes Dominat in der Weltregierung bekanntlich Zeus (bei den Römern Jupiter genannt) galt, der die Regierung mit einer ungeheuren Zahl Untergötter und Göttinnen theilte, die entweder einzelne Naturkräfte oder auch menschliche Leidenschaften repräsentirten. Man nannte sie bekanntlich die Olympier, und das Ganze war ein Gewebe von mitunter recht interessanten, wenn auch vielfach obscönen, doch im Ganzen sinnreichen Mährchen. Ich habe mich, wie der Eingang dieses Buches darthut, einst lebhaft und eingehend damit beschäf-

tigt, und der Dichter namentlich kann ihrer nicht entbehren. Für die Sitte und Moral aber sind diese Religions-Mährchen eher schädlich als nützlich, und weise und aufgeklärte Männer, wie z. B. Sokrates, Plato und Xenophon empörten sich in ihren Lehren gegen den an sich großen Unsinn, was dem edlen Sokrates bekanntlich ein ähnliches Loos bereitete, wie es die Juden dem größten ihrer Propheten, dem weisen Nazarener, gethan. Er wurde verurtheilt, den Giftbecher zu trinken, und that es vor den Augen seiner Schüler mit jener Ruhe und Erhabenheit, die sein ganzes Leben auszeichnete.

Warum aber und wofür verurtheilten ihn die Gerichte? Es ist das die alte Geschichte, die Goethe im Faust in den wenigen schlagenden Worten zusammenfaßt;

„Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man seit je gekreuzigt und verbrannt."

Die etwas feineren Sitten verschonten den edlen Sokrates freilich vor einem solchen Gräueltode, wie ihn die Juden und die Römer noch an ähnlichen Verurtheilten ausübten, aber in der Hauptsache ändert das nichts. Sokrates war ein edler, frommer Denker, und sein Verbrechen bestand, kurz gefaßt, in folgenden religiösen Anschauungen und Gedanken, für die er Propaganda machte.

Sokrates constatirte:

1., eine allvermögende und alldurchschauende, Alles nach weisen Zwecken ordnende, höchste Vernunft, als göttliche Macht über die Natur und über die menschlichen Angelegenheiten;

2., der Mensch ist als Vernunftwesen zur Göttlichkeit berufen, mithin zur selbstbewußten Herrschaft über die leiblichen Bedürfnisse und sinnlichen Neigungen, zur Erkenntniß, Werthschätzung und demzufolge Ausübung tugendhafter Handlungen zum Zweck der eigenen und allgemeinen Wohlfahrt;

3., die vernunftbegabte Seele des Menschen ist eben dieser Eigenschaft halber unsterblich und wird durch den irdischen Tod von den Banden des Körpers befreit.

Dieses waren seine Grundsätze, und die Kraft der Ueberzeugung bewährte er durch ein musterhaftes tadelloses Leben wie durch die erhabene Ruhe und Freudigkeit, mit welcher er den Schierlingsbecher leerte, der ihn dem Leben entführte.

Die Bosheit der Vernunftfeinde hatte also auch hier wie bei den

Juden ihr Opfer gefordert und gefunden, obgleich sich Sokrates eben so wenig von der herrschenden Religion, in der er geboren, getrennt hatte. Aber auch die Folgen waren in beiden Fällen sehr ähnlich; denn noch niemals hat der Märtyrertod seinen Anstiftern die erzielten Erfolge gebracht.

Auch die Lehren des Sokrates waren trotz des Gewaltstreichs und der schmachvollen Unterdrückung in das Volk gedrungen und fanden namentlich bei den Gebildeten großen Anklang. Es hatten sich denn auch bereits geheime Gesellschaften, unter der Bezeichnung Mysterien, gebildet, in deren Zusammenkünften die Schriften der Weisen gelesen und besprochen wurden; ja, man war sogar so weit gekommen, die Götter öffentlich von der Bühne herab zu verspotten, und nur mit Mühe hielt die Staatsbehörde den alten traditionellen Götter-Cultus, an dem sich kein Gebildeter mehr betheiligen mochte, aufrecht: alles Dinge, wie sie einer großen Wandlung auf religiösem Gebiete voraus zu gehen pflegen und sich auch heute bei uns bemerklich machen.

Unter so gearteten Verhältnissen trat Schaul unter das griechische Volk, das — wie er selbst berichtet — „dem unbekannten Gott" bereits öffentliche Altäre errichtet hatte (Apostelgeschichte 17, 23.). Wer aber war dieser unbekannte Gott? Wahrlich nicht der als Christos personificirte Gott Schauls, den er den Griechen anstatt ihres Zeus aufzubringen gekommen war, sondern jenes unsichtbare, einige und ewige Wesen, wie es von Jesus und Sokrates erkannt, gelehrt und bekanntgegeben wurde. Welche unendlichen Verdienste um die Menschheit würde der allerdings kecke, energische und beredte Proselyt sich erworben haben, wenn er auf dieser Grundlage, die mit der Lehre des weisen Jesus identisch war, weiter gebaut hätte!

Anstatt dessen aber predigte er dem Volke Lehren, die nichts Anderes als eine tief einwurzelnde Unmoralität erzeugen mußten. Er stellte mit eiserner Consequenz das fabelhafte Dogma auf, daß keineswegs, wie die Philosophen es gelehrt, ein tugendhaftes und thatenreiches Leben vor Gott angenehm mache und zur wahren Glückseligkeit führe, sondern daß weit höher der Glaube stehe, daß Rabbi Jesus der Messias gewesen sei, der ursprünglich selbst Gott, nur einige dreißig Jahre unter Menschen verweilt und gewandelt habe, um sodann wieder zu seinem Ursprunge zurückzukehren, d. h. selbst wieder Gott zu werden. Ferner lehrte er, daß Reue und Besserung nicht als Sühne gewissenloser und pflichtwidriger Handlungen gelte, sondern der ausgesprochene Glaube, daß das von dem Messias unschuldig vergossene Blut und sein dahingegebenes Leben die eigentliche Vergebung bezwecke, daß also überhaupt ein

tugendhafter Wandel ganz unnöthig, das Laster nichts Verwerfliches und Gefährliches sei, weil der Glaube an das vergossene Blut Christi alle Sünden abwäsche, genau so, wie es der rabbinisch-talmudische Aberwitz in jenem altjüdischen Gebet ausgesprochen: „Er trägt die Last unserer Sünden, muß leiden ob unserer Unthaten, um unsere Sühne durch sein Leiden zu erwirken. Heil erwächst uns durch sein Weh u. s. w." (S. S. 280).

Anstatt also das höchste Wesen als einen allgütigen und allweisen Schöpfer und Regierer des Weltalls, der alle seine Geschöpfe mit unendlicher Liebe umfaßt, und den bevorzugten Menschen als ein zwar ursprünglich unvollkommenes Wesen darzustellen, der aber durch die ihm eingeborene moralische Freiheit, gut oder böse zu sein, die Wahl hat, Tugend und Vervollkommnung aber als seine Bestimmung und Lebensaufgabe erkennen soll: — verbreitete der phantastische Schaul das höchst gefährliche, weil demoralisirende Dogma, daß der Mensch in Sünden geboren sei und aus diesem Zustande der Sündhaftigkeit weder durch eigenes Streben, noch durch Tugend und Vervollkommnung sich befreien könne, sondern einzig nur durch den Glauben daran, daß Gott für solchen Zweck den (fabelhaften) Messias — das Hirngespinnst der alten Rabbiner — für die Menschheit herabgesandt und den erlittenen Tod desselben als Sühnopfer für die Gesammtmenschheit angenommen habe, ohne welches „alle lebenden und zukünftig noch geborenen Menschen dem ewigen Verderben den nie endenden Höllenstrafen verfallen wären." Anstatt ferner die schöne, poesiereiche Lehre von der Unsterblichkeit der Seele zu verbreiten, wie sowohl Jesus als Sokrates und seine Schüler es gethan, trat Schaul mit der selbsterfundenen Fabel von der Auferstehung des Messias auf und baute darauf die kühne Hypothese, die er indeß für reine Thatsache erklärte und den Glauben dafür begehrte: daß, weil der Messias wieder vom Tode erstanden sei, so würden gerade deshalb alle gläubigen Erlösten ebenfalls dereinst auferstehen, wenn der Messias kommen würde, zu richten die Lebendigen und die Todten. Wie für alle seine wunderlichen Lehrsätze, so verlangte er auch für diesen kecken, ja wahrhaft unverschämtesten von allen, einen unbedingten blinden Glauben, der dann alle und jede Tugend überflüssig mache und zur Erlangung der ewigen Seligkeit ausreichend sei.

Schaul verschmolz nun auf eine höchst schlaue Weise die uralte jüdische Messias-Idee mit der noch im frischen Andenken lebenden und an die Person Jesu anknüpfenden neuen Lehre und wählte als Symbol derselben das Kreuz, das zur Hinrichtung gedient hatte, ließ dasselbe sogar öffentlich verehren (Galater 6 — 14), erhob diese Ver-

ehrung zu einem Hauptdogma in dem neuen, den Griechen empfohlenen Religionssystem und vertheidigte diesen beklagenswerthen Unsinn mit allen Waffen seiner sophistisch-täuschenden Beredsamkeit, mochte die Lehre nun in einen gesunden Menschenschädel hinein passen oder nicht.

Ein Hauptübelstand erschwerte dennoch, dies fühlte er, das Verständniß, die Aufnahme und Verbreitung seiner Messias-Lehre, nämlich der Umstand, daß den Griechen die altjüdische Lehre von einem Messias nicht nur durchaus unbekannt und unverständlich war, sondern, daß in der griechischen Sprache, mit der er es jetzt ausschließlich zu thun hatte, auch nicht ein einziger, dem Wortsinn auch nur entfernt annähernder Ausdruck zu finden war. Wollte er aber den Namen beibehalten, so mußte den gebildeten Griechen gar bald die Neugier anwandeln, dem Ursprunge dieses Namens nachzuforschen, und eine solche Untersuchung mußte ihm bald genug darthun, daß diese Bezeichnung einer fingirten Persönlichkeit viel mehr politischen als religiösen Ursprungs sei, und kam er daher darauf, jede politische Spur dieses Fictions-Gebildes möglichst zu verwischen.

Es handelte sich also darum, für beide Namen — Jeschuah wie auch Messias (oder eigentlich Meschiach) — griechische Ausdrücke zu finden, was bezüglich des bürgerlichen Namens Jeschuah nicht schwierig. Die hebräische Sprache enthält außer dem persönlichen Namen auch das Substantiv „Jeschuah“ in anderem Sinn. Es bedeutet der Ausdruck nämlich „Heil“ und kommt u. A. vor im 2. Buch Moses 15 v. 2: „Asi wesimrat Jah waihi li l' jeschuah,“ d. h. Gott ist meine Hilfe und Lobgesang; er bereitet mir Heil. Ferner Johannis 12 v. 2. „hine el jeschuah-tiu,“ d. h. Gott ist mein Heil u. s. w.

Dieser Name war zufällig für den weisen Nazarener ein sehr glücklich und passend gewählter, da seine erhabene Lehre wohl geeignet war, den Menschen zum Heil zu führen. Seine schöne Bedeutung verlor der Name freilich, als Schaul ihn präcisirte und in Jesus umwandelte; indeß schadete dies nicht, weil die Griechen wußten, daß der weise Nazarener damit gemeint war. Anders aber lag die Sache mit dem Messias. Dieses Wort verkörperte weniger eine Person als eine Idee, welche letztere sich, wie bemerkt, im Griechischen nicht wiedergeben ließ.

Schaul kam nun auf den Gedanken, einen entsprechenden Namen zu componiren, und da er als gelehrter Rabbiner in den höheren Wissenschaften der Juden wohl bewandert war, so kannte er auch die mystischen Lehren, die die Juden während ihrer babylonischen Gefangenschaft von den orientalischen heidnischen Völkern, den Aegyptern, Syriern und Arabern eingesogen und aus ihrem Exil mit heimgebracht hatten.

Um den Ideengang des Schaul zu verfolgen, der ihn auf den jetzt zuerst auftauchenden Namen Christus brachte, müssen wir etwas weiter zurückgreifen und an die Quelle gehen, aus welcher er seine mährchenhafte Lehre hauptsächlich schöpfte, an der wir noch bis auf den heutigen Tag laboriren. Wir gehen damit dem vulgären Christenthum tief an die Wurzel, und es wird das dadurch verbreitete Licht nach fast zweitausendjährigem Dunkel Manchem wohlthun.

Vergebens hatte Moses gehofft, sein Volk durch Absonderung vor aller Ansteckung fremder Ideen zu bewahren; ein unbesiegbarer, auf die Verwandtschaft gleichen Ursprunges gegründeter Hang zog die Juden unablässig zu dem verlockenden Cultus der benachbarten Nationen hin, und die unvermeidlichen Beziehungen des Handels und der Politik konnten den gegenseitigen Einfluß nur vermehren. So lange das jüdische National-Reich sich erhielt, widersetzte sich die zwingende Gewalt der Regierung und der Gesetze überhaupt den religiösen Neuerungen, und dennoch standen auf allen Höhen Götzenbilder (ähnlich wie bei uns) und sowohl in den Palästen der Könige als selbst im Tempel fand man den Wagen Apollo's, des Sonnengottes, mit seinen schäumenden Rossen gemalt.

Da trat die Eroberung der Könige von Ninive und Babylon ein und löste alle Bande der jüdischen Selbstherrschaft auf. Das Volk war jetzt, was den Glauben anbetraf, sich selbst überlassen; man brauchte seiner Neigung für fremde Glaubenslehren, die den Sinnen schmeichelten, keine Gewalt ferner anzuthun, und wurden sie daher vieler Orten in Judäa öffentlich eingeführt.

Zunächst erfüllten die assyrischen Colonien, welche an die Stelle der vertriebenen israelitischen Stämme traten, das Königreich Samaria mit den Lehren der Magier, welche von hier gar bald auch in das Königreich Judäa eindrangen. Als dann die Hauptstadt Jerusalem ebenfalls erobert wurde, strömten Aegypter, Syrier und Araber in das ihnen geöffnete Land, brachten ihre Religionslehren mit und gewannen denselben zahlreiche jüdische Anhänger.

Andererseits aber sogen die nach Babylon entführten Juden während ihres fünfzigjährigen Aufenthalts daselbst die Lehren und Wissenschaften der Chaldäer begierig ein, und von da ab bürgerte sich bei ihnen zuerst die Lehre von Dämonen (deren Obersten der Satan), von dem Erzengel Michael, dem Alten der Tage (Ormuzd), den rebellischen Engeln, der Unsterblichkeit der Seele, der Auferstehung der Leiber u. s. w. ein: Alles Dinge, von denen Moses nichts gewußt.

Als die Juden aus der Gefangenschaft heimkehrten, entstand in

Folge der anerlernten Neuerungen ein Schisma unter ihnen, geführt durch Pharisäer und Sadducäer. Jene nämlich vertheidigten die Neuerungen, Diese hielten am alten Nationalglauben fest. Die Pharisäer aber gewannen im Volk die Oberhand, und die Lehren Zoroasters durchsetzten erfolgreich das Judenthum.

Dabei kommt ein Umstand in Betracht, dem die Durchbringung des Judenthums von heidnischen Ideen sehr zu Statten kam und dessen Spitze sich endlich in der Religion des Schaul verläuft.

Schon seit den ältesten Zeiten nämlich hatten einsichtsvolle Köpfe das Geschick der Juden vorausgesehen: den Verfall des Reichs, die Unterjochung der Nation und die Zerstörung der Hauptstadt, und hatten nicht aufgehört zu warnen und zu weissagen. Alle diese Prophetien hatten aber das Eigenthümliche, daß sie mit glühenden Wünschen für die Wiedergeburt und Wiederherstellung der Nation in Form von Prophezeihungen auftraten, und zwar schilderten die Hierophanten in ihrer Begeisterung das Werkzeug einer solchen Befreiung als eine Art übeirdischen Wesens, das aus dem Judenthum erstehend, das hebräische Volk zum Beherrscher der ganzen Erde machen würde. Sie gaben diesem erwarteten Wundermanne den Namen Meschiach, und Jedermann wartete mit Sehnsucht auf sein Erscheinen. Merkwürdig genug hatten mythologisch-heilige Ueberlieferungen in ganz Asien eine durchaus ähnliche Lehre verbreitet. Man sprach von einem großen Mittler, dem letzten Richter, dem künftigen Erlöser, der als siegender König, Gesetzgeber und Gott das goldene Zeitalter auf die Erde zurückführen, sie von der Herrschaft des Bösen befreien und den Menschen das Reich des Guten, Glück und Frieden wiedergeben sollte.

Diese Ideen, von freudigen Erwartungen erfüllt, beschäftigten die Völker um so mehr, als sie darin Trost gegen die traurige Lage und die wirklichen Leiden fanden, in welche die ununterbrochenen Verheerungen der Eroberer und der barbarische Despotismus ihrer Regierungen sie gestürzt hatten.

Die in ihrem Exil wahrgenommene Uebereinstimmung der Orakel heidnischer Nationen mit den Aussprüchen ihrer eigenen Propheten erregte die Aufmerksamkeit der Juden im höchsten Grade, und die zeitgenössischen Lehrer und Prediger (Rabbiner) verstanden die Kunst, ihre Darstellungen dem Geiste der bei den Mysterien der Heiden gebrauchten heiligen Bücher anzupassen. Daher setzte sich der Glaube an einen zu erwartenden Erlöser bei den Juden immer fester, und man suchte und fand sogar durch mystische Berechnung den Zeitpunkt, wann er erscheinen müsse.

In den heiligen Büchern der Perser und Chaldäer stand nämlich geschrieben, daß die Welt, deren gänzliche Umlaufszeit in 12,000 Jahren bestehe, in zwei halbe Umlaufszeiten getheilt sei, deren eine das Zeitalter des Guten und der Beglückung, das zweite das Zeitalter des Bösen und des Unglückes, jedes auf 6000 Umlaufszeiten zu berechnen sei. Beiläufig bemerkt, theilten die Astrologen, welche diese Berechnung gemacht, nach Analogie der 12,000 Jahre, jedes Jahr wieder in 12 Unterabtheilungen, aus welchen die noch jetzt gebräuchlichen 12 Monate des Jahres entstanden.

Nun schloß man aus den vorliegenden Thatsachen weiter, daß die Menschen eben jetzt im Zeitalter des Unglücks lebten, und da, nach den von den Juden aufgestellten Berechnungen, die Welt vor nahezu 6000 Jahren geschaffen worden sein sollte, so brachte man die Prophezeihung mit dieser Rechnung in Beziehung, und die Gemüther geriethen dadurch in eine ungeheure Gährung. Alle Welt beschäftigte sich mit dem nahen Ende der unglücklichen Zeit; man befragte die Hierophanten und ihre mystischen Bücher; man erwartete mit Sehnsucht den Erlöser, und je mehr darüber gesprochen wurde, um so mehr ereiferten sich die Geister. Es verbreiteten sich Gerüchte, daß der Erlöser bereits geboren sei; hie und da erstand ein Schwärmer, der ihn gesehen haben wollte, oder sie gaben sich auch selbst dafür aus, und Betrogene und Betrüger profitirten eine Zeit lang von der allgemeinen Aufregung und Leichtgläubigkeit.

Im Orient, wo ein ähnlicher Glaube herrschte, hatten die Astrologen denselben in ein förmliches, mit der Sternkunde in Verbindung stehendes System gebracht, dessen ich schon im ersten Bande kurz gedachte, und hier am passenderen Orte gründlicher behandeln will, weil wir darin den Schlüssel zu der Schaul'schen Religionslehre finden, die er mit dem größten Erfolge an die Stelle der reinen Jesuslehre setzte. Hier ist zu bemerken, daß die gelehrten Rabbiner sehr wohl mit den astrologischen Fabeleien der Indier bekannt waren und sicher auch Schaul davon Kenntniß hatte, da seine Lehre denselben wie ein faules Ei dem andern gleicht.

Die mythologischen Ueberlieferungen besagten nämlich, daß im Anfange ein Mann und eine Frau durch ihren Fall das Böse und die Sünde in die Welt gebracht hätten. Die Hierophanten, die sich viel mit den Sternbildern des Himmels beschäftigten, hatten für solche Annahme aber keine geschichtlichen, sondern nur astrologische Gründe. Nachdem sie sich ein System von Sternbildern geschaffen (die noch heute in unseren Kalendern figuriren), bemerkten sie, daß die Jungfrau und der

Bärenhüter (Bootes), da sie zur Zeit des Herbst-Aequinoctiums am Himmel untergingen, diesen den Sternbildern des Winters überließen und somit, unter den Horizont sinkend, die Welt dem Genius des Bösen (Ariman) überantworteten, indem das Symbol desselben, das Sternbild der Schlange, das Regiment am Himmel übernahm.

Diese Ueberlieferung besagt ferner, daß das Weib den Mann nach sich gezogen (verführt) habe, indem das Sternbild der Jungfrau zuerst untergeht und der Bärenhüter ihr folgt. Auch die Sage, daß das Weib den Mann versucht habe, indem sie ihm Früchte darreichte, schön anzusehen und lieblich zu essen — worauf die Erkenntniß des Guten und Bösen erfolgte — fand ihre astrologischen Belege am Himmel. Die Jungfrau nämlich hielt einen Zweig mit Früchten in der Hand, den sie dem Bärenhüter darzureichen schien. Dieser Zweig, das Sinnbild des Herbstes, im Gemälde Mithra's auf der Grenzscheide zwischen Sommer und Winter angebracht, schien die Pforten zu öffnen und damit die Erkenntniß, den Schlüssel des Guten und Bösen, zu gewähren.

Weiter enthielten diese Auslegungen die Kunde: daß das Paar aus dem himmlischen Garten verjagt und ein Cherub mit flammendem Schwerte aufgestellt worden sei, ihn zu bewachen. Und wirklich, wenn die Jungfrau und der Bärenhüter am Abendhimmel untergehen, steigt Perseus im Osten auf, und es scheint, als ob dieses Gestirn mit dem Schwerte in der Hand das Paar vom Himmel und aus dem blühenden Garten des Sommers, dem Reiche der Früchte und der Blumen, verjage.

Weiter hieß es, daß jene Jungfrau ein Kind gebären werde, das der Schlange den Kopf zertreten und die Welt von Sünden befreien solle. Die Astrologen verstanden unter dem Bilde jenes Kindes die Sonne, indem sie zur Zeit des Wintersolstitiums, gerade in dem Augenblicke, wo die Magier die Nativität des neuen Jahres stellten, im Schooße des Sternbildes der Jungfrau stand, welche am östlichen Horizonte heliokalisch aufging. Deshalb wurde in ihren astrologischen Gemälden die Sonne unter der Gestalt eines von einer Jungfrau gesäugten Kindes vorgestellt und verwandelte sich dann im Frühlings-Aequinoctium zum Widder oder Lamm, dem Besieger des Sternbildes der Schlange, welches vom Himmel verschwand. Sie lehrten ferner, daß dieser Erlöser, von göttlicher oder himmlischer Natur, während seiner Kindheit in Niedrigkeit, Dunkelheit und Dürftigkeit lebte, weil die Sonne im Winter niedrig am Horizont stehe und diese erste Periode ihrer vier Alter oder Jahreszeiten eine Zeit der Dunkelheit, des Mangels, Fastens und der

Entbehrung ist. Auch erzählten die Hierophanten, daß der Erlöser, nachdem er von den Bösen getödtet worden, glorreich auferstanden und aus der Hölle zum Himmel aufgefahren sei, wo er ewig herrsche: eine Allegorie der Bewegung der Sonne, indem sie ihre Laufbahn im Solstitium des Winters, wo Typhon und die rebellischen Engel herrschen, beendete, gleichsam von ihnen zum Tode gebracht erschien, bald genug aber wieder erstand und zum Gewölbe des Himmels hinansteigend ihren Lauf vollendete.

Und nun, um das allegorische Bildwerk, das dem Schaul so sehr zu Statten kam, zu vervollständigen, sei noch erwähnt, daß die indischen Hierophanten diesem ihrem fingirten Erlöser, der mit der Sonne identisch, den Namen Chris, d. h. Erhalter, beigelegt hatten. Diese Bezeichnung von Seiten der Griechen ist übrigens von den Orientalen übernommen, welche jedoch nicht Chris, sondern haris schrieben. Nun war es bei den Griechen stehende Gewohnheit, das aspirirte h der Orientalen durch X (das spanische Jota) zu geben, wodurch das haris der Indier den Laut Chris annahm. Im Hebräischen wird haris als heres für Sonne gebraucht; im Arabischen heißt das Wurzelwort: bewachen, erhalten, und haris (Chris) ist ein Wächter, Erhalter. Dieser eigentliche Beiname des Wischnu zeigt zugleich die Identität der indischen und christlichen Dreieinigkeit und ihren gemeinsamen Ursprung, die bekanntlich zu den Apparaten des Schaul'schen Religionssystems gehört. Es ist dies indeß augenscheinlich ein System, welches sich in zwei Aeste spaltet: einen im Orient, den andern im Occident, und daher zwei verschiedene Formen angenommen hat. Sein Hauptstamm ist das pythagoräische System der Weltseele oder Jupiter's.

Da der Beiname Piter (Vater) in den Demiurgos der Platoniker überging, entstand eine Zweideutigkeit, die die Veranlassung wurde, einen Sohn desselben zu suchen. Für die Philosophen war es der Verstand (Logos), woraus die Lateiner ihr Verbum (das Wort) gemacht haben. Man berührt hier gleichsam mit dem Finger den Ursprung des einigen Vaters und des Wortes, d. i. seines Sohnes, der von ihm ausgegangen ist (mens ex Deonata, sagt Macrobius), und die anima oder spiritus mundi (Weltseele) wurde zum heiligen Geist. Da sieht man, warum Manus, Basalides, Valentin und andere angebliche Ketzer der ersten Jahrhunderte, die zu den Quellen vordrangen, sagten: Gott Vater wäre das unzugängliche und oberste Licht des Himmels (der erste Cirkel); der Sohn wäre das zweite, der Sonne innewohnende Licht, und der heilige Geist die Luft, welche die Erde umgiebt. Deswegen entstand (zuerst bei den Syriern) die Taube als Sinnbild des heiligen Geistes, der

Vogel der Venus-Urania, und ist als solcher auch in das Christenthum aufgenommen.

Die Syrier erzählen, daß eine Taube am Euphrat ein Fischei ausbrütete, aus welchem die Venus entstand, weshalb sie auch keine Tauben essen. Zu bemerken ist, daß wenn Chris von Harish durch ein Chin abgeleitet sein sollte, es einen Verfertiger bedeuten würde, was ein sehr geeigneter Beiname der Sonne wäre. Diese Varianten beweisen aber auf das Deutlichste, daß die Sonne der eigentliche Typus des Christos ist, wie dies schon zu Zeiten des Tertullian bemerkt wurde. „Viele," sagt er, „glauben, daß die Sonne unser Gott ist, und verweisen uns zu der Religion der Perser."

Wir glauben hier dem Leser die eigentliche Wurzel des Christenthums bis auf die leisesten Fäden blosgelegt zu haben.

Das Material, das uns in dem Vorliegendenden in allgemeinen Umrissen entgegentritt, fand nun in dem Schädel des Rabbi Schaul eine geeignete Stelle der Verarbeitung, und bald genug traf er andere Helfer, namentlich den Barnabas, der ihn in seinem frivolen Werke unterstützte. Sobald er nur erst die Namen für seine fingirte Persönlichkeit, den Meschiach, gefunden hatte, indem er ihn gräcisirt als Jesus Christos auf die Weltbühne einführte, setzte er mit Hilfe einiger anderen Juden und griechischen Philosophen — unter diesen namentlich Johannes — die weitere Geschichte in Scene, wobei man wohlweislich die geschichtliche Person des Rabbi Jeschuah im Auge behielt, um ihm das neue Gewebe, zu welchem die Astrologie der Indier und die Phantasien der jüdischen Propheten den Stoff lieferten, auf den Leib zu passen.

Mit solchen Ideen ausgerüstet, sehen wir nun den Schaul in Begleitung einiger Vertrauten die griechischen Gestade mit der ausgesprochenen Absicht betreten, die Götter Griechenlands von ihrem Piedestal zu stürzen und die Anbetung des Christos an deren Stelle zu setzen.

Aus schon angedeuteten Gründen waren die Griechen wohl geeignet, sich einer neuen Religion zuzuwenden. Die alten Götter hatten sich überlebt und waren den Bekennern allmählich unter den Händen zerbröckelt. Der gebildete Theil des in der Cultur weit vorgeschrittenen Volkes aber empfing den neuen Apostel keineswegs freundlich. „Paulus, Du rasest, die neue Lehre macht Dich wahnsinnig!" fuhr ihn der Landpfleger Portius Festus in Cäsarea an. Man nannte ihn einen thörichten Schwätzer, (Luther gebraucht in seiner Uebersetzung sogar das Wort „Lotterbube"), kurz, die Griechen waren nicht erbaut von dem Prediger der neuen Lehre, und man hätte sich ohne Zweifel darauf beschränkt, ihn zu ver-

höhnen und würde keine weitere Notiz von ihm genommen haben, wenn nicht ein besonderer Umstand in die Wage gefallen wäre.

Die schönen Lehren der Weisheit und Tugend, „die Worte des ewigen Lebens," welche Jesus während seiner kurzen Lebens-Periode vor dem jüdischen Volke geredet hatte und von denen der schlaue Rabbi Schaul eine ziemlich vollständige Sammlung durch mündliche und schriftliche Berichte seiner ersten Schüler und Anhänger sich zu verschaffen wußte: sie waren es, die, dem „Christos" in den Mund gelegt, die neue Lehre in einer Beziehung hoch über die veraltete Götterlehre erhoben, und die Griechen überzeugten sich bald, daß diese Aussprüche der gediegensten Lebensweisheit und würdigsten religiösen Auffassung doch in Wirklichkeit Alles übertrafen, was ihnen bisher von Religionslehrern, selbst Sokrates nicht ausgenommen, verkündet worden.

Diese kostbare Zuthat war es allein, die den an sich höchst unverständigen, fabelhaften Glaubenssätzen Schaul's unter der hochgebildeten Nation Eingang verschaffte, und dadurch hat der kühne Rabbi sich allerdings einige Verdienste um die Menschheit, speciell der classischen Nation der Griechen, erworben. Leider aber wucherten mit diesen weisen Lehren des Urchristenthums zugleich auch die vernunftwidrigen Dogmen des Schaul in beklagenswerther Weise fort und fort.

Dies war die Zeit, wo das, was man heutigen Tages vorzugsweise im Protestantismus Christenthum zu nennen pflegt, sich entwickelte. Mit ihm bildete sich, als abgeschlossenes System, der Gegensatz zum Juden-Christenthum als Heiden-Christenthum prägnant und greifbar heraus, so daß eine völlige Trennung beider Systeme und folglich auch deren Anhänger in Scene trat, wobei abermals hervorzuheben, daß die eigentlichen Glaubenslehren dieses neu fabricirten Christenthums, die sogenannten Mysterien, mit der reinen ursprünglichen Lehre Jesu nichts als die ebenerwähnten Lehren der Weisheit gemein hatten.

Um diese neue Composition, wie sie in dem Schädel des Schaul lebte, durch Combination von indischen Mysterien mit den Weisheitslehren des Rabbi Jesu greifbarer und behaltbarer zu machen und vor dem Untergange zu bewahren, wurde das Niederschreiben jener Bücher veranstaltet, von denen wir noch jetzt 27 verschiedene besitzen, deren Auswahl wir kennen und auf die wir nun näher eingehen wollen.

Zunächst müssen wir uns vergegenwärtigen, daß die Evangelien und Briefe, wie wir sie kennen und wie man wohl aus ihrem Inhalte schließen sollte, nicht in so wenigen Jahren chronologisch hinter einander entstanden sind, als es uns der Bibel nach erscheint. Gedenken wir z. B. der Apostelgeschichte, in welcher alles, namentlich die Reisen des

Schaul, so speciell erzählt werden, so sollte man glauben, dieses wichtige Buch, wie es da ist, sei größtentheils von Schaul selbst oder mindestens unter seinen Augen niedergeschrieben. Und doch ist nichts gewisser, als daß zwischen den Begebenheiten, namentlich wie sie in den ersten Kapiteln vorliegen, und der schriftlichen Fassung in ihrer jetzigen Gestalt ein Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert liegt. Aber auch in den Evangelien tritt uns die seltsame Erscheinung entgegen, daß zwischen den Reden und Begebenheiten, die zur Zeit Jesu und gleich nach dessen Abscheiden vorfielen, Anschauungen und Ausdrücke vorkommen, die der Zeit Jesu vollkommen unbekannt waren und die Schaul'sche Christos-Auffärbung keinen Augenblick verleugnen können, indem sie erst einer viel späteren Zeit angehören.

Als erste schriftliche Bearbeitungen, oder vielmehr als erste Gelegenheitsschriften über das neue Fabrikat des Schaul'schen Christosthums sind zu bezeichnen:

das Schreiben an die Galater,
die beiden Briefe an die Korinther und
das Schreiben an die Römer,

deren Entstehungsweise wir beleuchten wollen.

Einer der ersten und vorzüglichsten Anhänger, welchen Schaul für sein künstlich componirtes Religions-System gewann, war Barnabas, ein Grieche aus Cypern, der sich dermaßen für die neue Lehre begeisterte, daß er sich entschloß, mit seinem Freunde Schaul gemeinschaftlich die erste Missionsreise anzutreten. Diese verhängnißvolle Reise begann etwa um das 45. Jahr unserer jetzigen Zeitrechnung von der syrischen Stadt Antiochien aus und erstreckte sich über die kleinasiatischen Länder Pamphilien, Pisidien und Lykaonien, ohne daß ein besonderer Erfolg davon bekannt geworden wäre.

Man kehrte ziemlich unverrichteter Sache nach Antiochien zurück, und erst im Jahre 50 unternahm Schaul einen zweiten Missionszug in Begleitung zweier jungen Christen, Silas und Timotheus, auf welcher er, von der kleinasiatischen Landschaft Troas aus, nach Europa übersetzte und die Städte Philippi, Thessalonich, Athen nnd Korinth besuchte, wo er einige Zeit verweilte.

Endlich begab er sich nach Jerusalem, um sich hier eines Gelübdes zu entledigen, und etwa um 54 trat er eine dritte Bekehrungsreise an, indem er über Ephesus und Macedonien nach Korinth zurückkehrte und hier den Winter zubrachte. Im Frühjahr ging er noch einmal nach Jerusalem, um dort, am Sitze der reinen Jesuslehre, diese mit seinem erkünstelten System zu überwuchern und zu verdrängen. Er gerieth

hierbei, durch den Eifer fanatischer Juden gegen den „Heidenbekehrer und Tempelschänder“ angestachelt, in Lebensgefahr, und nur dem Einschreiten der römischen Besatzung, die ihn den mörderischen Händen der Juden entriß und in Verwahrsam nahm, verdankte er seine Erhaltung. Gleich darauf entführte man ihn nach Cäsarea, wo der römische Statthalter residirte und stellte hier den Aufrührer vor Gericht, worüber zwei Jahre Kerkerhaft verflossen. Sein Leben schwebte für längere Zeit in Gefahr, doch war der Muth des kecken Juden nicht gebeugt; er berief sich vielmehr auf sein vom Vater angeerbtes römisches Bürgerrecht, vermöge dessen er verlangen konnte, nach römischen Gesetzen in Rom vom Kaiser gerichtet zu werden, und wirklich wurde er in Folge dessen im Herbst mit 60 andern Gefangenen nach Rom abgeführt. Nach einer sehr unglücklichen, gefahrvollen Fahrt, bei welcher durch einen Schiffbruch die Besatzung dem Tode nahe war, traf man im Frühjahr 62 erst in Rom ein, wo er abermals zwei Jahre in der Gefangenschaft blieb, um endlich, etwa im Jahre 64, in der damals unter Kaiser Nero ausgebrochenen Christenverfolgung, den Märtyrertod zu erleiden.

Das ist in gedrängter Kürze der Lebenslauf dieses immerhin merkwürdigen Mannes, der mit eiserner Consequenz seinen Plan, die erhabene und schöne Lehre Jesu zu corrumpiren, bis zum Aeußersten verfolgte und trotz allen Widerstrebens Bessergesinnter leider den Sieg errang, der ihm erst in unserer Zeit entrissen zu werden Aussicht vorhanden ist.

Schon bei seinen Lebzeiten — und seine besorgten, warnenden Briefe zeugen fortwährend davon — traten echte Jesusjünger, sogenannte Judenchristen, gegen sein fabelhaftes System auf, aber die Lehre Schaul's hatte für die bornirte Menschheit zu viel Verlockendes, als daß die reine und lautere Moral, die Predigt Jesu, dagegen aufzukommen vermochte. Dazu kam noch, daß jene Judenchristen in verkehrtem Eifer die Beschneidung beibehalten wissen wollten, da Jesus — und dies war ein großer Fehler — dieselbe nicht ausdrücklich abgeschafft hatte. Das fanatische Auftreten Schaul's, seine exaltirte Sprachweise, der Fluch gegen Andersdenkende, die sophistische Beweisführung für seine Lehre mit stetiger Berufung auf Jesus Christus und in letzter Instanz auf Gott: Das Alles war wohl geeignet zu imponiren, und da von seinen christlichen Gegnern Niemand im Stande war, in Beredsamkeit ihm auch nur entfernt die Wage zu halten, so trugen seine barocken Ideen den Sieg davon und die reine Lehre Jesu ging unter.

Wir gehen auf die nähern Umstände später ein.

Eine der eifrigsten, von Judenchristen angeregte Opposition trat

ihm in der jungen Gemeinde zu Korinth entgegen. Der Name und die apostolische Autorität des Apostels Petrus waren hier der Centralpunkt einer Vereinigung geworden, an welcher zwar nicht Petrus selbst, aber doch umherreisende Anhänger desselben Antheil hatten, die aber von Schaul als falsche Apostel denuncirt wurden, die Christum nur nach dem Fleische, nicht aber dem Geiste nach kannten, mit welchem, nach seiner Behauptung, nur er allein zu thun hatte.

Wenn wir den Urkunden des Schaul trauen dürfen — andere Quellen existiren leider nicht — so gaben die christlichen Gemeindeglieder in Korinth dem Asceten Schaul durch ihren anstößigen Lebenswandel vielen Anlaß zu Strafpredigten, namentlich was fleischlichen Umgang betrifft; vorzüglich sollten es die sogenannten Liebesmahle, Agapen genannt, gewesen sein, bei denen die fleischliche Liebe unter dem Schleier der christlichen Nächstenliebe eine sehr zweideutige Rolle gespielt hätte. In seinen Strafpredigten, die mitunter sehr derb ausfallen, wußte sich der froschblütige Schaul viel mit seiner Ehelosigkeit, und er sprach es unverhohlen aus: „wer heirathet, der thut wohl; wer aber nicht heirathet, der thut besser." Doch ist er auch aufrichtig genug, als Kenner der menschlichen Natur hinzuzufügen: „es ist besser heirathen, wie Brunst leiden." Ueberhaupt aber war er schlau genug, sich den Umständen zu accommodiren, und so gab er es u. A. auch frei, die von den Heiden geschlachteten Opferthiere zur Nahrung zu verwenden, was den Judenchristen ein Gräuel war, und ebenso schaffte er, wie bereits erwähnt, die Beschneidung ab.

Der merkwürdige zweite Brief des Schaul an die Korinther war in den Sommermonaten des Jahres 57 geschrieben worden; gegen Ende des Jahres traf er selbst dort ein und wohnte während des Winters bei einem gewissen Cajus. Von hier aus schrieb er einen langen Brief an die christliche Gemeinde in Rom, über deren Veranlassung keine näheren Nachrichten existiren.

Die römische Gemeinde hatte eine judenchristliche Grundlage, was dem Schaul überall ein Dorn im Auge war. Die Christen in der Welthauptstadt hatten sich von den Juden noch nicht völlig abgetrennt, und die Synagoge derselben bildete sogar noch den Mittelpunkt ihrer religiösen Zusammenkünfte. Nebenbei aber fand sich dort auch eine kleine Anzahl der Anhänger Schaul's zusammen, welche im Hause des Aquila und der Priscilla Zusammenkünfte hielten und dem Heiden-Apostel tüchtig vorarbeiteten. Der Brief an die Römer, welcher wahrscheinlich diesen Zweck noch mehr fördern sollte, ist ein wichtiger Bestandtheil der kanonischen Schriften geworden. Schaul versuchte es, in diesem denk-

würdigen Briefe namentlich seine Heidenmission, auf die man — eingedenk des Spruches von Rabbi Jesus: „man soll den Kindern nicht das Brot nehmen und vor die Hunde werfen" — längst eifersüchtig geworden war, zu rechtfertigen und den Judenchristen begreiflich zu machen, daß die Bekehrung der Heiden keine Verkürzung und Uebervortheilung der Juden, sondern nur die eingeborene Nothwendigkeit des christlichen Geistes und die Herausbildung des Christenthums zu einer Weltreligion sei. Wir müssen bei dieser Gelegenheit bemerken, daß Schaul, obgleich geborener Jude, dennoch allezeit eine anerkennbare Hinneigung zu den heidnischen Völkern bewies, von denen ihm die mythologischen Grundideen seines Afterchristenthums überkommen und die er für seine Zwecke der Person Jesu angepaßt und umgemodelt hatte, so daß von dem Urchristenthum nicht viel übrig geblieben war. Das schmeckten nun die Juden auch bald genug heraus, und da sie auch als Christen noch immer den Wahn, ein bevorzugtes Volk zu sein und den Lieblingen Jehova's anzugehören, nicht aufgegeben, Schaul aber von einem solchen Bevorzugtsein nichts wissen wollte, so entstanden hieraus mancherlei Reibungen, die er durch seine Briefe zu beschwichtigen suchte. Er vertheidigt daneben mit Wärme die Berechtigung der Heiden, Antheil zu haben an dem Heil das durch Christus in die Welt gekommen, und tritt in diesem an sich nicht sehr wichtigen Lehrsatze ganz in die Fußtapfen Jesu; daneben kramt er aber immer wieder seine Genugthuungs-Ideen, seine widernatürliche Auferstehungslehre und alle die Mährchen aus, die den Hauptinhalt seines Religionssystems bilden und mit dem wir uns nun schon, trotz unserer fortgeschrittenen Bildung, nahezu 2000 Jahre herumplagen und mit der angeborenen und anerzogenen Vernunft nicht in Einklang bringen können.

In jenen unbezweifelt als echt anerkannten vier Sendschreiben des Schaul sehen wir sein ihm eigenthümlich angehörendes Religionssystem, das aus lauter Unbegreiflichkeiten zusammengesetzt ist und für das er schwärmt, gegen das Prinzip vertheidigen, für welches Rabbi Jesus und seine ersten Schüler sich erklärt hatten, deren Tendenz darin bestand, das mosaische Religionssystem in seiner Basis und seinen Grundwahrheiten beizubehalten, zugleich aber die Reformen damit vorzunehmen, welche Vernunft und Wissenschaft verlangten.

Wir haben bereits gesehen, weshalb die Theorie des Schaul die Oberhand gewann, und hätte nicht das Concil zu Nicäa es gethan, sondern hätten unparteiische wissenschaftlich gebildete Männer den Kanon des Neuen Testaments festgestellt, so würden sich Bücher darunter befunden haben, die sicherlich von der Auffassung Schaul's abweichend,

sich der historischen Wahrheit mehr genähert haben würden. Allmählich aber fand auch bei den Anhängern der religiösen Gemeinde, welche die ersten wirklichen Schüler Jesu gebildet hatten, die Ansicht mehr und mehr Eingang, daß Rabbi Jeschuah der Messias gewesen, auf den man so lange gewartet.

Da aber diese Gemeinde sich in bedeutender Minorität befand und einestheils von den jüdischen Gegnern der Jesuslehre, anderntheils aber von den paulinischen Christen (damals Christianer genannt) isolirt dastand, so gewann die von Schaul ersonnene Bezeichnung des Messias als Christos immer mehr das Bürgerrecht, und nach dem Untergange des jüdischen Staats, 37 Jahre nach Jesu Tode, wurde seine Bezeichnung als Christos die ausschließliche und allgemeine für alle diejenigen Gemeinden, die in irgend einem Verhältniß zu Jesus standen, mithin auch für die judenchristlichen Gemeinden. Zugleich adoptirte man die mystischen Phantasien des Schaul, die dann später unsägliches Unglück über die Menschheit brachten: namentlich sind die Inquisitionen, Hexenprozesse, Ketzergerichte, Autodaféen und dergleichen Ungeheuerlichkeiten des Mittelalters Ausgeburten jener Mysterien, die die Menschheit in Unglück, Elend und Verzweiflung versetzten. Man kann sich bei solchen Erinnerungen des Gedankens nicht erwehren: wie ganz anders sich wohl die Geschicke der menschlichen Gesellschaft, namentlich in Europa gestaltet haben würden, wenn jener Blitz — sofern er nicht auch ein Phantasiestück ist — der den Schaul nur betäubte, denselben vollends erschlagen hätte; denn daß alle religiösen Verkehrtheiten und demzufolge bis auf den heutigen Tag fortwuchernde geistige Verdummung nebst daraus entsprießenden Lastern und Sittenlosigkeiten einzig und allein auf Rechnung jenes unseligen Christenmörders zu stellen ist, darüber können zweierlei Meinungen durchaus nicht existiren.

Verfolgen wir unsere Darstellung der Entstehung der kanonischen Bücher, so müssen wir uns zunächst einen Augenblick zu der wunderlichen sogenannten Offenbarung des Johannes wenden, die uns eigentlich nichts offenbart, sondern ihre Weisheit in unauflösbare Räthsel verhüllt. Der Verfasser dieser unheimlichen Schrift war Johannes, (eigentlich Jochanem), Sohn des Zebadja und der Scheloma, und Bruder des älteren Jacobus. Er starb hochbetagt in Ephesus.

Die Offenbarung Johannis ist eine Schrift, die nur im Einklange mit den politischen Wirren jener Zeit verstanden werden kann, die dem gänzlichen Untergange des jüdischen Reichs unmittelbar voransging und wobei der Verfasser es für gerathen fand, der persönlichen Gefahr wegen seine Gedanken in mystische Formen zu fassen. Die Schrift ent-

stand im Jahre 69, kurz vor der Zerstörung Jerusalems unter Titus. In phantastischer Vorliebe für die heilige und geheimnißreiche Siebenzahl hob er die Gemeinden zu Ephesus, Smyrna, Pergamos, Thyatira, Sardes, Philadelphia und Laodicäa hervor, um ihnen die Geheimnisse der nächsten Zukunft zu enthüllen, die ihm angeblich und wie üblich durch einen Engel mitgetheilt worden sein sollten.

Der Zweck des Buches ist, Trost und Aufrichtung dem verzagten jüdischen Volke zu erregen; dazu wählte Johannes die altjüdische Form des Propheten Daniel. Hinweisung auf die nahe Wiederkunft des Messias, des Erlösers aus allen Nöthen; Vorbereitungen zu dem großen Gerichtstage, und endlich dieser selbst; Erhebung des jüdischen Volkes zur Weltherrschaft; Auferstehung des Fleisches und sonst allerlei phantastische Dinge bilden den Inhalt dieses Buchs, das aber noch gänzlich auf dem jüdischen Standpunkt gehalten ist und von Schaul und seiner Lehre nichts wissen will. Nebenbei athmet es auch tiefen Haß gegen das Heidenthum. Die 144 Versiegelten sind je 12 aus jedem der 12 Stämme Israels, und diese bilden die wahrhaft gläubige Gemeinde; sie werden dereinst den Hofstaat des Messias ausmachen in Jerusalem, und was der ungenießbaren Fabeleien mehr waren. Luther selbst hatte einen gründlichen Widerwillen gegen diese Arbeit und schließt seine Vorrede zu der Uebersetzung derselben anno 1522 mit den Worten: „Halte Jeder davon, was ihm sein Geist giebt, der meine kann sich in das Buch nicht schicken und ist mir dies Ursache genug, daß ich sein nicht hochachte, da Christus darin weder gelehrt noch erkannt wird, welches doch zu thun vor allen Dingen ein Apostel schuldig ist u. s. w." Man muß eingestehen, daß Luther so zu schreiben vollberechtigt war; Niemand wird in Abrede stellen, daß das Buch mindestens eine sehr unnütze Zugabe zu den kanonischen Büchern bildet und der alte Spruch: „Ende gut, Alles gut," hier durchaus keine Anwendung findet.

Neben den wirklich von Schaul geschriebenen Briefen tritt noch eine Anzahl anderer Briefsteller an christliche Gemeinden auf, die theils unter dem angemaßten Namen Paulus schrieben, theils sich auch gar nicht nannten. Zu jenen gehörten u. A. die beiden Briefe an die Thessalonicher, zu diesen der Hebräerbrief, so wie auch das Sendschreiben an die Kolosser, Epheser und Philipper und an Philemon, deren Inhalt — allerdings größtentheils im Paulinischen Geiste geschrieben — an sich aber sehr unwichtig ist. Es läuft in diesen Schriftstücken viel gnostische Ueberschwänglichkeit und spitzfindiger Mysticismus unter, indem man Jesus eine Rolle in der unsichtbaren Geisterwelt spielen läßt, von welcher der weise Rabbi bei Lebzeiten keine

Ahnung hatte. Bei diesem mystischen Gedanken-Wirrwarr, diesen allegorischen Tändeleien, in welchen die Geisterwelt eine Hauptrolle spielt, leuchtet auch zuerst die ungeheuerliche Idee der Höllenfahrt Jesu auf; denn als der Alles Erfüllende muß Christus auch in die Tiefen der Erde hinabsteigen. Luther ist so thöricht gewesen, dergleichen heidnischen Spuk in die christlichen Glaubensartikel mit aufzunehmen und so den Geist unserer unschuldigen Jugend mit Dingen zu nähren, die in keines Menschen Schädel passen. Das Sitzen zur rechten Hand Gottes und Richten der Lebendigen und der Todten am Tage der Auferstehung, und Alles, was den denkenden Geist als gänzlich unmotivirte Gewaltthat zur Verzweiflung bringen kann, wenn er den Versuch wagt, hier einen logischen Faden zu suchen, an dem er sich zu einer sittlichen Erhebung hinauffinden könnte, wie man es von einem Religionssystem zu erwarten berechtigt ist: das Alles ist spätere, fremde, frivole Zuthat zu dem reinen lauteren Urchristenthum, geschöpft aus der griechischen Afterphilosophie spitzfindischer Gnostiker, von denen ich schon im ersten Bande gesprochen.

In solchem Geiste gefaßt, tritt namentlich auch der fälschlich dem Schaul zugeschriebene Brief an die Philipper auf. Gelehrte Philologen finden in diesem Sendschreiben den Geist eines gewissen Clemens aus Rom wieder, der in der nachapostolischen Zeit, schon seiner Lebensstellung nach, eine bedeutende Rolle spielte. Ein geborener Heide und Verwandter des kaiserlichen Hauses in Rom aus dem Geschlecht des Kaisers Tiberius, war er zum Christenthum übergetreten und versuchte es, die beiden widerstrebenden christlichen Richtungen, die Petrinische und Paulinische, zu versöhnen: ein Beweis, daß ihm der unversöhnliche Pfaffengeist, der sich in religiösen Dingen niemals verleugnet, unbekannt war. — Die Interessen eines Sclaven, die darin vertreten, lassen wir als Nebendinge füglich auf sich beruhen. Von Schaul ist der Brief bestimmt nicht geschrieben.

Fernere Briefe, angeblich von Petrus und Jacobus, bezeugen uns, daß die sich immer mehr und mehr zum Lichte drängenden Eulen es des Erfolges halber liebten, sich hinter Namen von Autoritäten zu verstecken, obgleich schon manche Decennien über deren Grabhügel dahingerauscht waren. Die in ihren Briefen auftauchenden Gedanken verrathen deutlich die Compilation, und Plagiate paulinischen Charakters treten durchgängig darin auf, daher ihnen nur ein sehr bescheidener Werth für die Interessen des Christenthums beizumessen ist. Wir können somit von einer näheren Darlegung der Gedanken und Tendenzen derselben absehen, zumal die eigentlichen Autoren gänzlich unbekannt

geblieben sind, und werden schließlich nur noch der viel wichtigeren Evangelien und der Apostelgeschichte zu gedenken haben, auf die scheinbar die christliche Kirche gegründet sein soll.

Das wirkliche historische Leben des weisen und aufgeklärten Rabbi Jesus, dieses gütigen Menschenfreundes, war zur Zeit jener Briefe längst der Vergessenheit anheimgefallen. Ein ganzes Jahrhundert lag zwischen seinem Leben und Wirken und der damaligen Gegenwart. Dieses aus den edelsten und uneigennützigsten Motiven hervorgegangene Wirken war fast erfolglos geblieben. Die politischen Ereignisse, namentlich der Untergang des jüdischen Staats (den Jesus lange vorhergesehen) waren so bedeutungsvoll, daß das Auftreten und Wirken eines Rabbi, wie groß und erhaben auch sein Leben und seine Lehren gewesen sein mochten, dagegen völlig in den Hintergrund traten. Seine Lehren, Sentenzen und prachtvollen Parabeln pflanzten sich nur durch mündliche Traditionen fort und fanden später ihre schriftlichen Aufzeichnungen im Talmud; zu einer schriftlichen Biographie des weisen Nazareners lag Anfangs keine Veranlassung vor.

Anders aber war es mit dem fabelhaften Phantasiegebilde, welches nicht in Judäa, sondern auf dem Boden Griechenlands entstanden war. Der als Christos gräcisirte Meschiach war im Weiterschreiten schon wieder als Christus romanisirt. Der ursprüngliche Name Jeschuah war längst verwischt und durch Jesus ersetzt worden, und der neuerfundene Name Christus so geläufig geworden, daß man ihn für den Familiennamen hielt und der Träger desselben somit nicht „Jesus der Christus," sondern einfach „Jesus Christus" genannt wurde.

Der Sagenkreis, der sich allmählich wie eine Kruste um den eigentlichen Kern der Lebensgeschichte Jesu ablagerte, ließ nur zu bald Wahrheit von Dichtung nicht mehr unterscheiden, denn da die Tradition keine feste haltbare Fassung zuläßt, so weichen je nach den Schulen, wo davon geredet wurde, eine von der andern nur zu bald merklich ab, und in dem Bestreben, bei einer so heiligen Persönlichkeit dem Wunderbaren Rechnung zu tragen, reihten sich die fabelhaftesten Mährchen und Phantasiestücke an einander.

Bei den Ueberlieferungen, deren Inhalt die Person Jesu war, kam noch der besondere Umstand in Betracht, daß die Fülle der geistigen Anregungen, welche von ihm ausgingen, und die durch ihn geweckten religiösen Ideen ganz absichtslos mit der oft wunderbar verschlungenen allegorischen Fassung verschmolzen wurden, so daß zuletzt Wahrheit und Dichtung nicht mehr zu trennen und zu unterscheiden waren.

Endlich auch kam noch der mächtige Einfluß hinzu, den die natio-

nal-jüdischen Erwartungen der ersten Bekenner Jesu von ihrem volksthümlichen Messias mitbrachten, ein Einfluß, der bei der eigenthümlichen Beweglichkeit der religiösen Phantasie so weit ging, daß man sich ohne Bedenken zu dem Schlusse berechtigt hielt: weil der Messias des Volkes Israel Dieses und Jenes nach der Weissagung des Alten Testaments thun, wirken und sein sollte, Jesus von Nazareth aber unzweifelhaft als der Messias von Gott beglaubigt worden, er nun auch alles Dasjenige wirklich gethan, gewirkt haben und gewesen sein müsse, wie es der messianische Volksglaube andeutete, und wurde dies es somit den Ueberlieferungen hinzugefügt.

Auf diese Weise kam es, daß das Bild, welches sich im Bewußtsein der urchristlichen Gemeinde von Jesus, als dem Messias oder Christus, allmählich unter den gedachten Einflüssen gestaltete, nicht mehr vollständig der rein geschichtlichen Gestalt des weisen Rabbi von Nazareth entsprach, sondern in mannichfacher Weise vermindert, erweitert und umgebildet, ein angeblich persönliches Lebensbild Jesu enthielt, das in Wahrheit aber nur eine ideale Phantasiegestalt, ein Product der begeisterten Erinnerung und Hoffnungen war, wie sie in den ersten christlichen Gemeinden entstanden und eingebürgert waren.

Diese Phantasiegebilde, nachdem sie eine lange Durchgangsperiode durchlebt, gelangten doch endlich zu dem Ziele einer schriftlichen Fassung und liegen uns theils in den Evangelien des Neuen Testaments, theils in einer Reihe von sogenannten apocryphischen Evangelien vor.

Die ersten und ältesten Spuren einer solchen Aufzeichnung weisen auf eine Sammlung von Reden und Sentenzen hin, wie Jesus sie auf seinen Wanderungen dem Volke vortrug; diese bald nach der Zerstörung Jerusalems begonnene ursprüngliche Arbeit wird mit einiger Berechtigung jenem Matthäus zugeschrieben, der von seiner Zolleinnehmerstelle am galiläischen See zum Apostelamt berufen wurde. Es wurde diese Sammlung in dem damals gebräuchlichen hebräisch-chaldäischen Volksdialekt geschrieben, und fand Eingang in den ersten judenchristlichen Gemeinden. Darüber verging wieder eine lange Reihe von Jahren, bis dieses Urevangelium endlich in die Hände eines Griechen gelangte, durch Erweiterung und Umarbeitung der ursprünglichen Bestandtheile (namentlich unter Hinzufügung sagenhafter Geschichten in griechischer Sprache zu dem auf uns gekommenen Evangelium des Matthäus umgestaltet wurde. Dieses Erscheinen des ersten und ältesten Evangeliums, dessen Bearbeiter unbekannt geblieben, fällt in die Zeit des zweiten jüdischen Krieges unter der Regierung des Kaisers Hadrian zwischen dem Jahre 130—134, also etwa 100 Jahre nach dem Tode Jesu.

In nicht viel spätere Zeit auch fällt die Entstehung des Evangeliums des Lukas, dessen ebenfalls unbekannter eigentlicher Verfasser das Matthäus-Evangelium allerdings vielfach benutzte; außerdem aber stand ihm noch eine eigenthümliche Quelle zu Gebot, welcher er den eigentlichen Grundstock seines Evangeliums entnahm, nämlich eine aus paulinischen Lehrbriefe herrührende Schrift, die seiner Zeit unter dem Namen: „Paulinisches Evangelium" bekannt war, später aber verloren ging. Zu dieser gesellten sich noch mehrere andere Stücke von judenchristlichem Charakter, um durch die Vereinigung von beiderlei Bestandtheilen die Härte und Schroffheit der entgegengesetzten Richtungen zu mildern.

Wiederum später, etwa um das Jahr 140 nach Christi Geburt, entstand das Evangelium des Markus, das aber wenig mehr als ein dürrer Auszug aus den beiden vorhergenannten Evangelien ist, die der Verfasser vor sich liegen hatte.

Die unbekannten Autoren dieser drei ersten Evangelien sind nun aber keineswegs einfache schlichte Fischerleute, wie solche vielfach angesehen werden, namentlich auch keine so unbefangene und unparteiische Geschichtsschreiber, die eine möglichst vollständige und wahrheitsgetreue Darstellung des Lebens und Wirkens Jesu zu liefern die Absicht gehabt hätten; es sind vielmehr Männer des nachapostolischen Zeitalters, welche vom Standpunkte eines bestimmten dogmatischen Parteiinteresses aus die Lebensgeschichte Jesu und das Bild des Messias mit absichtsvoller Berechnung anlegten und ausführten, indem Jeder seinen Christus so und nicht anders zeichnete, wie er es für die von ihm vertretene Parteiansicht am besten und passendsten hielt.

Was zunächst das auf uns gekommene kanonische Evangelium des Matthäus betrifft, so ist dasselbe als die letzte Ueberarbeitung des ursprünglichen Matthäus-Evangeliums zu betrachten, deren es im Laufe mehrerer Jahrzehnte eine Menge erlebt hatte. Daher erklärt es sich, daß man in diesem Buche an verschiedenen Stellen bald dem mosaischen Gesetze eine fortwährende und buchstäbliche Gültigkeit für alle Zeiten zugesprochen findet, bald wieder keinen neuen Lappen auf ein altes Kleid gesetzt und jungen Most nicht in alte Schläuche gefaßt wissen will; bald sehen wir den Zweck des Christenthums vorherrschend in exclusiv jüdischem Sinne gefaßt, während an anderer Stelle dessen allgemeiner, weltbürgerlicher Charakter geltend gemacht wird. (Matth. 15, 24—29, 14—20; 1, 22 u. 23; 21, 28. ff.). Ebenso auch finden sich hinsichtlich

Christi unauflösbare Widersprüche, namentlich in Betreff der Geschlechts register: einmal als Messias und dann bezüglich seines bürgerlichen Herkommens. Es geht daraus unwiderleglich hervor, daß die Schrift das Werk mehrerer Autoren ist und nur aus einer Compilation von mehreren Schriften entstanden sein kann, wie denn auch der Grundstock dieses Evangeliums entschieden judenchristlich ist, während namentlich der Abschnitt vom 20. bis zum 23. Capitel einem durchaus geistig=freien, über die jüdische Schranke entschieden hinausgehenden Standpunkt angehört, und ferner dem weisen Rabbi Reden und Sentenzen in den Mund gelegt werden, die er sicherlich nicht gesprochen haben kann, da sie einer viel späteren Zeit angehören.

Ganz entgegengesetzt verhält es sich mit dem dritten oder Lukas=Evangelium. Die Grundschrift desselben gehört entschieden der Paulinischen Auffassung des Christenthums an und war in der ältesten Kirche unter dem Namen des Evangeliums Marcinus bekannt. Man fühlt indeß sehr leicht das Bestreben der Vermittlung beider Richtungen der christlichen Dogmatik heraus, weshalb es mit judenchristlichen Abschnitten durchsetzt ist. Vorherrschend aber wird die Geschichte Jesu so aufgefaßt und dargestellt, daß seine wesentliche messianische Bestimmung darin gesetzt wird, das Heil derselben von den ungläubigen Juden auf die Gläubigen unter den Heiden zu übertragen.

Während bei Matthäus die Thätigkeit Jesu vorwaltend und fast ausschließlich auf das jüdische Volk beschränkt ist, giebt ihr Lukas ausdrücklich eine Beziehung auch auf die Heiden und Samariter. Matthäus weiß nur von 12 Jüngern Jesu, Lukas stellt ihnen noch 70 andere Jünger zur Seite. Auch eine nicht geringe Anzahl von Reden Jesu tragen bei Lukas offenbar das Gepräge des paulinisch=heidnischen Standpunktes, und auch die Parabeln machen davon keine Ausnahme, so z. B. die vom Gastmahl des Königs, vom Feigenbaum, vom verlorenen Groschen und verlorenen Sohn, vom barmherzigen Samariter, von Martha und Maria, vom Zöllner und Pharisäer, so wie auch die gegen die Juden ausgesprochene Drohung, daß die Heidenwelt ihre Stelle im Gottesreiche einnehmen werde. (Lukas 17, V. 20.)

Das dritte kanonische Evangelium, das des Markus, können wir aus dem angeführten Grunde übergehen, da es eben nur als eine willkürliche Compilation aus den erstern beiden zu betrachten ist, wobei aber Widersprüche möglichst ausgemerzt sind und im Uebrigen der unbekannte Verfasser den Baum auf beiden Achseln trägt. Er will es mit keiner Partei verderben.

Wir gelangen nun zu dem wichtigsten der vier Evangelien, nämlich zu dem des Johannes, von dem wir schon im ersten Bande als solchem andeutend gesprochen.

Dasselbe ist offenbar das späteste Erzeugniß des Urchristenthums und dennoch in der Kirche fälschlich als schriftstellerisches Produkt des Apostels Johannes betrachtet worden. Von der Existenz dieses Evangeliums wissen erst die Kirchenschriftsteller aus den Jahren zwischen 170 und 180 nach Christi Geburt. Es weicht sowohl nach Inhalt als in seiner Form von den übrigen drei Evangelien wesentlich ab und enthält zahlreiche und zum Theil wesentliche Widersprüche, wie auch unverkennbare Merkmale, daß der Verfasser die geschichtlichen Thatsachen nur aus der Ferne kannte und beurtheilte; und der freie judenfeindlich-philosophische Standpunkt wie die unabhängige Sprache lassen keinen Augenblick im Zweifel, daß man es mit einem Heiden-Christen zu thun hat.

Die kritischen Untersuchungen neuerer Zeit haben denn auch zu dem unzweifelhaften Resultat geführt, daß dieses sogenannte Johannes-Evangelium noch weit weniger wie die übrigen drei kanonischen Evangelien als apostolisches Geschichtswerk zu betrachten ist; daß der unbekannte Verfasser vielmehr den ihm traditionell überlieferten Stoff ganz willkürlich ausgewählt hat, um ihn unter dem Einflusse einer ganz bestimmten dogmatischen Idee an einander zu reihen. Diese Idee aber war keine andere, als der Conflict der göttlichen Herrlichkeit Jesu, des Gottessohnes, mit dem Unglauben der Juden. Der Verfasser spricht auch am Schlusse seine Tendenz deutlich genug aus, indem er sagt: „Dies Buch ist geschrieben, damit ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen.“ Und eben so hat er in dem, der Schrift vorausgeschickten Prolog den religiösen Gedankengang angedeutet, der ihm als Leitfaden dienen sollte.

Ist es nun bekanntlich namentlich die griechisch-philosophische Lehre vom Logos, die in dem Johannes-Evangelium dominirt, so hat der Leser Gelegenheit gehabt, meine Auffassung dieses tiefsinnigen Gedankens kennen zu lernen; sie ist mir eigenthümlich und klärt manche Schwierigkeiten auf, welche andere Ausleger nicht zu bewältigen wissen und daher mit der eigentlichen wirklichen Natur der Dinge in Zwiespalt bleiben, den Christianismus nicht mit Natur und Vernunft zu versöhnen vermögen.

Der unbekannte, sehr gelehrte Verfasser des „Rabbi Jeschuah“ äußert sich über diesen Gegenstand folgendermaßen:

„In dem biblischen Schöpfungsbericht steht geschrieben: Gott sprach: es werde! und es ward. Folglich hat Gott durch das Wort die Welt geschaffen, und man schloß daraus: da die Welt durch das Wort Gottes geschaffen wurde, so ist dieses früher dagewesen, als alles Geschaffene vor aller Zeit; und als der äußerlich gewordene Gedanke Gottes steht das Wort höher als alles Geschaffene und hat seines Gleichen nicht. So kam die religiöse Speculation, die sich an jene Vorstellung der Schöpfungsgeschichte anschloß, allmählich dahin, das göttliche Schöpferwort zu personificiren und in die Vorstellung des einzigen, erstgeborenen Sohnes Gottes zu verwandeln. Nicht wenig kam dabei der Umstand zu Statten, daß in der griechischen Sprache — die damals die Sprache der gebildeten Welt war — der Ausdruck Logos sowohl den Gedanken als auch das gesprochene Wort bezeichnete, wonach man jene ganze Vorstellung „Logoslehre" oder „Lehre vom göttlichen Worte oder Sohne" nannte. Diese Lehre war besonders im Kreise von griechisch gebildeten und mit der griechischen, namentlich der platonischen Philosophie bekannt gewordenen Juden in Alexandrien ausgebildet und durch den alexandrinischen Juden Philo, den Zeitgenossen und persönlichen Freund Jesu, in zahlreichen Schriften vorgetragen worden, so daß sich der Einfluß dieser Logoslehre in kurzer Zeit weit nach außen hin verbreitete.

„In christlichen Kreisen lag es nun sehr nahe, die Anschauung dieses göttlichen Wortes oder Logos, als persönlich gedachten Wesens, auf den Schaul'schen Christos zu übertragen und damit zu identificiren, so daß dieser als der Sohn Gottes und mit dem Vater auf das Innigste verbunden, sowie als ein über die ganze Schöpfung gestelltes göttliches Wesen, das vor der Welt vorhanden und von Gott bei der Schöpfung der Welt als Werkzeug verwendet worden sei, vorgestellt wurde. In Jesus sei dann dieser vormenschliche Logos Mensch geworden, um die gefallene, sündige Welt zu erlösen und zur seligen Gemeinschaft mit Gott zurückzuführen.

„Solche, den gnostischen Ideen nahverwandte Anschauungen von Christos, als dem göttlichen Logos, waren um die Mitte des zweiten Jahrhunderts in Kleinasien beinahe allgemeine Kirchenlehre geworden, und es lag der Gedanke eines Versuchs, die evangelische Ueberlieferung so viel als möglich in die Form der Logoslehre zu bringen, nahe genug. Ein solcher Versuch liegt uns in dem sogenannten Johannes-Evangelium vor. Während uns schon im Hebräer-, Colosser- und Epheserbrief die Logoslehre in ihrer Anwendung auf Christos in schüchternen Andeutungen begegnet, thut das vierte Evangelium ein Uebriges, indem es einen

Schritt weiter geht und ausspricht: Und das Wort ward Fleisch (der Logos ward Mensch) und diesen Satz auf die überlieferten Thatsachen der evangelischen Geschichte anwendete."

Denkende Leser werden wahrgenommen haben, daß die vorstehende oberflächliche Auffassung der Logoslehre von der meinigen, die viel einmüthiger mit der Wirklichkeit und Wahrheit einhergeht, weit abweicht, wie ich mir denn überhaupt bewußt bin, das Christenthum in meinem vorstehenden Friedensschluß von einer ganz andern, eigenthümlichen und tiefer dringenden Seite aufgefaßt und dargestellt und dadurch eine Weltversöhnung angestrebt zu haben, die nur auf diesem Wege erreichbar erscheint.

Wenden wir indeß, bevor wir scheiden, noch einen Augenblick die Aufmerksamkeit auf das Johannes-Evangelium.

Es ist klar, daß der Verfasser, wer er auch immer gewesen sein mag, den vorliegenden, von Schaul concipirten Stoff im Geist und Bewußtsein seiner Zeit, und zwar (was im Allgemeinen nicht zu leugnen) in geistvoller Weise für die Darstellung der Idee benutzt hat, daß Jesus der menschgewordene göttliche Logos gewesen sei; doch hat er uns damit ein Bild geliefert, das nichts weniger als die geschichtliche Wirklichkeit des weisen Nazareners enthält, an das sich aber die Gemüther der Gläubigen in ihrer frommen Einfalt allezeit in reichem Maße erbaut haben. Warum soll man sich also darum grämen, daß es nicht von Johannes dem Apostel, sondern von einem geistreichen Griechen des zweiten Jahrhunderts verfaßt wurde, der auf der Höhe seiner Zeit stand und die Bedürfnisse der kleinasiatischen Kirche wohl begriffen hatte? Derselbe hat in der That sowohl Christos, als seinen Namensvetter, den edlen, sanften Apostel Johannes, nach der Möglichkeit illustrirt, ja man darf wohl sagen verklärt, da er ihn als den Jünger bezeichnet, den Jesus vor allen lieb hatte, so daß er gewöhnlich an seiner Brust ruhte; ja, der in verzeihlicher Verwechselung mit dem Täufer sogar ein Bruder des Herrn gewesen sein sollte. (Joh. 13, 25; — 21, 20; 19, 26. 27.).

Erst in diesem Evangelium ist die Tendenz des Schaul, das selbstgeschaffene Christenthum auf den Schild zu heben, vollständig erreicht, so daß von da ab das Christenthum die Jesuslehre gänzlich verdrängte und als geschichtliche Thatsache — wenn auch sicher nicht für alle Zeiten, so doch für manche Jahrhunderte — feststand; leider aber barg es das Samenkorn zu allen den christlichen Gräueln in sich, die lediglich aus der Corruption der Jesuslehre entstanden, aber niemals hätten entstehen können, wenn es keinen Juden Schaul in der Welt gegeben hätte.

Viel weniger wichtig als das Evangelium sind die Briefe des Johannes, die im Grunde nur einzelne Ideen des Evangeliums herausgreifen und noch einmal in wenig veränderter Form wiederkäuen. Ungleich wichtiger für die Würdigung der kirchlichen Zustände in der ersten Zeit des Christenthums sind die drei sogenannten Paulinischen Pastoral-Briefe, der Brief des Judas und der zweite Brief des Petrus.

Obwohl sich orthodoxe Bibelforscher alle mögliche Mühe gegeben haben, in der Lebensgeschichte des Schaul bestimmte Situationen aufzufinden, aus denen die Abfassung dieser Briefe hervorgegangen sein könnte, so lassen sich dieselben doch in keine bekannten Lebensverhältnisse des berüchtigten Proselyten einreihen, und setzen überdies ihrem ganz eigenthümlichen Inhalte nach kirchliche Einrichtungen, Grundsätze und Verhältnisse voraus, wie sie offenbar erst einem viel späteren Zeitalter angehören.

Die neueste Kritik hat diesen drei Briefen das Zeitalter Kaiser Hadrians zwischen den Jahren 130 und 140 zuweisen müssen; vielleicht fällt es noch um ein Jahrzehnd später. Es erscheinen dieselben nämlich unverkennbar aus römischen Kreisen jener Zeit hervorgegangen, und wenn gleichwohl die Paulinische Grundanschauung vorherrschend ist, so sind ihnen doch auch mit tendenziöser Versöhnung judenchristlich-polemische Elemente beigemischt. Augenscheinlich haben die Briefsteller bereits das nachapostolische Lukas-Evangelium gekannt und gehen mit großer Kampflust zur Sicherung des reinen Glaubens gegen eine Art von Irrlehren an, die nach allen Anzeichen keine anderen als die gnostischen gewesen sein können.

Die Ausbreitung des Gnosticismus hatte sich einer Aussöhnung zwischen Paulinern und Petrinern nicht förderlich gezeigt, und wie thatsächlich der Gnosticismus zum Theil die Paulinische Richtung durchsetzt hatte, so wurden häufig die Pauliner — und nicht mit Unrecht — für die Verirrungen und Mißbräuche der gnostischen Richtung verantwortlich gemacht. Hingegen stellen nun die Pastoralbriefe die gnostischen Irrlehren als Auswüchse der Petrinischen Richtung dar und schieben der judenchristlichen Partei die Verantwortlichkeit für jene gnostischen Verirrungen zu, indem sie dem Urheber des Paulinischen Christenthums, Schaul, eine Protestation gegen jene Irrlehren in den Mund legen.

Hauptsächlich aber streben die Briefe eine Vermittelung an, indem sie auf das Angelegentlichste von jedem Zwiespalte abmahnen und auf die praktische Seite des Christenthums hinweisen. (1. Thim. 1, 3. ff.; 2. Thim. 2, 14. 22.; Titus 3, 8.).

Der gnostischen Richtung wird nun namentlich ihre Abweichung

vom Glauben der Kirche vorgeworfen, und treten wir in diesen Briefen bereits in eine Epoche des nachapostolischen Christenthums ein, in welcher der unselige Gegensatz von Rechtgläubigkeit und Irrlehre bereits bestimmte Formen annimmt, wovon im Zeitalter des sogenannten Paulus noch nicht entfernt die Rede sein konnte, da der Begriff der allgemeinen apostolischen Kirche erst dem Schlusse des nachapostolischen Zeitalters, der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, angehört.

Aber nicht nur auf Einheit der Lehre, sondern auch auf Einheit des kirchlichen Regiments und der äußerlichen kirchlichen Institutionen mittelst der bischöflichen Verfassung dringen diese Briefe und legen somit den Keim zu dem mit Recht längst schon so verhaßten Papstthum, indem man zu erkennen glaubte, daß die Einheit der Lehre und die Kraft, sie zu schützen, dauernd und fest nur durch eine kirchliche Autorität zu erreichen sei; man stellte daher die Lehre unter die schützende Obhut des bischöflichen Ansehens.

Irrlehrer anderer Art, und zwar solche, die weniger an theoretischen Irrthümern hangen, als vielmehr auf practischen Abwegen wandeln, begegnen uns in dem Briefe des Judas, indem uns unter dieser, vom Bruder des gefeierten Vorstehers der Mutterkirche in Jerusalem erborgten Maske ein Kämpfer erscheint gegen eine Rotte Verführer der Menschen, die sich mit fleischlichem Sinn zu Knechten der Sinnlichkeit machen, anstatt sich den Wirkungen der göttlichen Gnade hinzugeben. Dadurch, daß der Verfasser einen gefeierten Mann an die Spitze des Briefes stellt und sich als dessen Bruder ausgiebt, suchte er ohne Zweifel die Augen der Judenchristen auf sich zu lenken.

Auf dieser Spur weiter schreitend, und darum nothwendig der Zeit nach später als jener entstanden, ist der sogenannte zweite Brief des Petrus, welcher den des Judas durchgehend benutzt, oftmals aber mißversteht und daher Verwirrung anrichtet. Auch in diesem Briefe werden Irrlehren bekämpft, aber Niemand erfährt, welcherlei Art, da sie bald als die lasterhafter Menschen überhaupt, bald als Irrlehren im Allgemeinen aus der Gegenwart und Zukunft bezeichnet werden. Ueberall zeigt sich die unsichere Hand eines Compilators aus viel späterer Zeit, und der kritische Leser wird inne, daß er es überall mit einer tendenziösen Mache zu thun hat und daß der Zwiespalt in der christlichen Kirche — der später in's Unendliche fortwucherte — schon in den ersten Jahrhunderten üppig emporschoß, so wie daß der eigentliche Anstifter dieses Racenkrieges christlicher Dogmatik kein Anderer als der unselige Schaul war, der zuerst den Erisapfel in die christliche Kirche warf, deren Be-

kenner bis dahin einmüthig den Lehren des eigentlichen Urchristenthums gefolgt waren.

Schließlich werfen wir noch einen kurzen Blick auf die von Vielen sehr hoch gehaltene Apostelgeschichte.

Wer dieselbe für ein echtes Stück Geschichte, eine Art Historie vom Urchristenthum hält, der ist im Irrthum befangen. Dieses Buch ist, wie die meisten des Neuen Testaments, rein als Parteischrift zu betrachten, namentlich um den Paulinischen Mysterien Eingang zu verschaffen. Die Zeit der Entstehung fällt ebenfalls in die Zeit des Kaisers Hadrian und ist eigentlich eine Fortsetzung des Lukas-Evangeliums, mit dem es einen und denselben fleißigen Verfasser hat. Seine Tendenz ist im Grunde genommen eine versöhnende, denn man wollte um Alles nicht durch ein zu schroffes Auftreten die Petriniten verscheuchen; nein, man suchte sie herüber zu ziehen und ging dabei sehr vorsichtig und nachgebend zu Werke. Der schlaue Lukas läßt daher den Heidenapostel Paulus so viel als irgend thunlich Petrinisch und Petrus Paulinisch auftreten, wirft über die notorischen Streitfragen den Schleier der Liebe und Versöhnung und lenkt den gemeinschaftlichen Haß beider Parteien auf die unbekehrten Juden, um dadurch das Odium des Schisma zu verwischen und den Gemeinden ein liebevolles Einvernehmen der beiderseitigen Häupter annehmbar zu machen. Dabei schmeckt man aber immer die Tendenz hindurch, die dem Lukas zur Lebensaufgabe geworden war, nämlich dem neuen Christen Schaul die Apostelwürde nicht streitig machen zu lassen. Und wenn man erwägt, daß die Petriniten vornehmlich darauf pochten, daß Petrus von Jesus persönlich zum Apostelamt berufen sei, Schaul aber nicht, so ist es gar nicht unmöglich, daß Lukas die ganze Bekehrungsgeschichte seines Schützlings, die wir nur durch ihn allein kennen, erfunden hat, um durch die angebliche Erscheinung und Ansprache des Jesus die Berufung des Petrus wett zu machen. In jener Zeit war Alles möglich, und jedenfalls kann man den Lukas, gegenüber einem so wundersüchtigen Volke, wie es damals lebte, wohl dergleichen zutrauen.

Daneben war es dem Lukas auch um Aufrechthaltung der Paulinischen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben zu thun, so wie der praktischen Consequenzen dieser Lehre, nämlich der Aufhebung des mosaischen Ceremonial-Gesetzes einschließlich der Beschneidung, das einzige Gute, was man dem Schaul anrechnen darf. Um diese ostensiblen Zwecke zu verfolgen, kommt es dem Verfasser der Apostelgeschichte auf geschichtliche Wahrheit gar nicht an; er nimmt je nach Zweck und Ab-

sicht die Traditionen unter das Messer und schneidet sich aus dem Stoffe seinen Bedarf keck heraus, den er dann mit allerlei seltsamen Wunderwerken aufputzt; denn ohne diese durfte man dem Volke in jenen Tagen nicht kommen, und namentlich werden uns Petrus und Schaul als wahre Zauberkünstler hingestellt.

Schon jene Reihe von Wundern, welche uns die Apostelgeschichte, als im Namen Jesu und durch den Glauben an ihn von den ersten Christen geübt, aufzählt, gestehen es ohne Weiteres ein, daß wir es mit einem Mährchenerzähler zu thun haben, der nicht bedenkt, daß etwa in späteren aufgeklärteren Zeiten kritische Geister erstehen würden, die mit ihm über seine kecken Phantasiestücke Rechnung halten könnten. Diese Zeiten sind längst gekommen. Die Naturwissenschaften liefern mit mathematischer Sicherheit den Maßstab für die Möglichkeit und Unmöglichkeit geschichtlicher Darstellungen, und fallen daher die Menschen jetzt — wie übersättigte Blutegel von krankhaften Gliedmaßen — von den biblischen Zaubermährchen ab, die man uns seit Jahrhunderten für ehrliche, ja sogar heilige Geschichten verkauft hat. In der That, eine saubere Lehre ist diese Schaul'sche Wunderkomödie, die trotz alledem noch immer vom Pfaffenthum aufrecht erhalten wird, an dessen Spitze Jesuiten beiderlei Art, katholische und protestantische, operiren.

Schaul hatte bei allen jenen Manövern die unzweifelhafte Absicht, der Statthalter Jesu auf Erden zu werden, und offen und versteckt operirte er deshalb gegen Petrus, obgleich Jesus Letzteren ausdrücklich als den Fels bezeichnet hatte, auf den die christliche Kirche gegründet werden sollte. Sein Plan scheiterte aber an dem Fels der Thatsachen, und seine angebliche Vision konnte doch gegen die Wirklichkeit, die für Petrus sprach, nicht aufkommen, sonst würde der Papst heute nicht um Peters-, sondern um Paulus-Pfennige betteln. Dagegen siegte der kecke Jude mit alle den andern widersinnigen Mysterien, die er in die Jesuslehre einschwärzte und zu denen Petrus niemals seine Zustimmung gegeben hat.

Ich habe schon erwähnt, warum die Paulianer den Petrus bevorzugten und ihn Wunder über Wunder verrichten, ja selbst (Apostel-Geschichte 10, 10.) eine Vision erleben ließen, wo er den Himmel offen sah und Stimmen vernahm. Lukas hat aber auch selbst den Charakter des Schaul corrumpirt, um den Judenchristen zu schmeicheln. So läßt er ihn u. A. ein Gelübde thun, nach Jerusalem kommen, um anzubeten und Opfer zu bringen; ja, er läßt ihn sogar einen jungen Griechen beschneiden, um bei den Judenchristen, die noch auf Beschneidung hielten, keinen Anstoß zu erregen. Das Alles sind aber handgreifliche Falsata.

Beide Charaktere sind mit absolut tendenziöser Färbung gezeichnet und oft nicht wieder zu erkennen. Die Apostelgeschichte ist hiernach größtentheils ein Phantasiestück des Lukas, das schon der unablässigen Wunderthäterei halber bei denkenden Lesern Anstoß erregt und uns von den ältesten Tagen des Christenthums einen durchaus falschen Begriff beizubringen sucht.

Somit scheide ich nunmehr von dem Leser mit der vollen Zuversicht, daß diese Skizze der ältesten kirchlichen Geschichte bei jedem Wahrheitsliebenden die Ueberzeugung hinterlassen muß, daß der Kanon des Neuen Testaments keinen Anspruch auf Glaublichkeit hat, daß Schaul durchaus unlautere Elemente in die reine Jesuslehre hineingetragen und es wahrlich Noth thäte, ein neues Evangelium zu schaffen, in welchem das Leben und die Lehren des Weisen von Nazareth in einem würdigen, einfachen und freien Gewande zusammengestellt erschienen, um so im Einklange, d. i. einmüthig mit dem ewigen Naturgesetze, eine zweite durchgreifende Reformation anzustreben und das Christenthum auf diejenige Stufe zu stellen, die ihm von Gottes- und Rechtswegen gebührt.

Briefliche, durch einen Passus der Vorrede des ersten Bandes hervorgerufene Einreden haben sich der Verdienste des Paulus um die christliche Lehre gegen meine Darstellung angenommen und namentlich als Gegenbeweis hervorgehoben, daß derselbe ja doch als Märtyrer für das Christenthum gestorben sei. — Was will das aber sagen? Man nenne mir irgend einen Glauben, so albern und abgeschmackt er auch gewesen sein möge, für den nicht irgendwo eingefleischte Fanatiker die fürchterlichsten Qualen und endlich mit Wonne den Tod erduldet hätten? Man denke z. B. nur an die berüchtigten Flagellanten (Geißelmönche), oder lese im ersten Bande dieses Werkes Seite 221 über die Persischen Sekten des Bab. Wie viele sind in den Tod gegangen für ein todtes Götzenbild oder sonst irgend ein ersonnenes Glaubens-Objekt! Warum nicht auch Schaul, der Erzfanatiker, für seinen ersonnenen Christos? Nein, fürwahr: wenn wir keinen andern Beweis für den hohen Werth und die Würde der Lehre Jesu hätten, als sein Märtyrerthum, es wäre schlecht um ihn und seine Lehre bestellt.

Berlin, Druck von W. Büxenstein.

